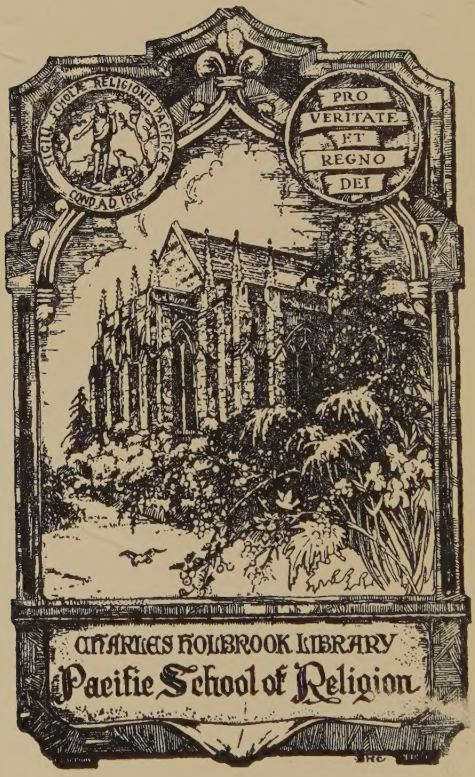
SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
CONST. A.D. 1894
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

41

Einundvierzigster Jahrgang

1947

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: Vereinigung «Freunde der Neuen Wege»

84549
V.41
1947

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Ed. Platzhoff-Lejeune: Die deutsche Schuld	49
Paul Trautvetter: Gethsemane	105
F. Tobler: Vom Kommen des Reiches Gottes	161
Otto Hürlimann: Gebet und Fasten	398
Hugo Bergmann: Abraham, der Vater aller Gläubigen	453
Paul Trautvetter: Die Krippe	549

Religiöse Fragen

Leonhard Ragaz †: Die Gegner Jesu	
VIII.	1
IX.	54
X.	108
Das Kommen Christi	
I.	164
II.	217
III.	265
IV.	321
V.	457
VI.	501
Herbert Hug: Zionismus als Weltproblem	17, 74
Herbert Hug und Norbert Weldler: Kontroverse über den Zionismus	143, 240
Hch. Germann: Zionismus und Theologie	231
Martin Buber: Gottesliebe und Nächstenliebe im Chassidismus	330

Politische und soziale Fragen

Margarete Susman: Der Sinn des Anarchismus	5, 67, 110
Paul Trautvetter: Rußland – Sozialistisches Ideal oder sozialistische Illusion	10, 59, 121, 188
Milicent Furrer-Proud: Das Recht des englischen Sozialismus	126, 172
Alice Herz: Gedanken zum Problem Rußland	178
Martin Buber: Nicht ein Judenstaat, sondern ein binationales jüdisch-arabisches Staatsgebilde	224
Paul Trautvetter, Hugo Kramer: Zum Problem Rußland	235
Arthur Rich: Nur keine Vernebelung	237
Otto Herrmann, Otto Siegfried, Paul Trautvetter: Zum Problem Rußland	274
H. K.: Zum 6. Juli	319
A. A.: Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn?	345
Oskar Wagner, Ernst Pollatschek, Alice Herz, Otto Herrmann, Paul Trautvetter: Zum Rußlandproblem	352
Ernst Simon: Pestalozzi als Pionier der Sozialpädagogik	403, 513
Emil Fuchs: Deutschland im Sommer 1947	412
H.: Quarantäne für die deutsche Intelligenz	419
Franz Keller, Paul Trautvetter: Psychologie und Politik	462
Schmerzliche, aber heilsame Erkenntnis («Volksrecht»)	498
Zur politischen Diskussion:	
1. Paul Trautvetter: Wo liegt die Gefahr?	523
2. Paul Trautvetter: Das Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion und der Welt	570
Henriette Roland Holst: Die indonesische Frage	553

Weltrundschau (Hugo Kramer)

	Seite		Seite
I. (10. Januar)	29	VII/VIII. (10. Juli)	373
II. (12. Februar)	77	IX. (10. September)	429
III. (18. März)	148	X. (14. Oktober)	472
IV. (15. April)	195	XI. (18. November)	532
V. (21. Mai)	245	XII. (10. Dezember)	578
VI. (18. Juni)	295		

Schweizerische Rundschau (Hugo Kramer)

II. (14. Februar)	98	VII/VIII. (11. Juli)	391
IV. (17. April)	208	X. (16. Oktober)	493
V. (22. Mai)	260	XI. (19. November)	545

Von Menschen

Paul Trautvetter: Max Gerber zum 60. Geburtstag am 21. April . . 213

Christine Ragaz: Emmy Hürlimann † 215

Von Dahingeschiedenen: Frau Ida Moser-Bader † (Lj.) . . 425

Pfr. Ernst Etter † (G. Roggwiller) 426

Martin Buber: Ragaz und «Israel» 504

K. v. Greyerz: Rudolf Liechtenhan † 562

Christine Ragaz: Paul Pflüger † . . 569

Von Büchern

Das Hiobbuch von Margarete Susman (Bruno Balscheit) 27

Bruno Grimm: Gau Schweiz? (L. R.) 47

P. T. Lux: Un Suisse qui ne reconnaît plus son pays (L. R.) . . . 47

Jeremias Gotthelf: Eines Schweizers Wort (L. R.) 48

Voranzeige des Bibelwerkes von Leonhard Ragaz 48

Beherrschung der Wirtschaft (R. H. Tawney: Religion und Frühkapitalismus) (Hugo Kramer) . 137

Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz 160

Norbert Weldler: Sieg des Zionistischen Gedankens (Lotte Rosenfeld) 241

Hs. Asmussen: Zur inneren Lage der evangelischen Kirche in Deutschland (Burchard Michaëlis) . . . 242

Der Christ in der Endzeit (August Zechmeister: Das Herz und das Kommende) (H.) 269

Constantin Silens: Irrweg und Umkehr (R. K.) 293

J. L. Magnes: Perplexity of the Times (E. V. S.) 370

Voranzeige des zweiten Bandes von Leonhard Ragaz: Die Bibel – eine Deutung 396

David Luschnat: Schriftsteller und Krieg (R. K.) 422

Heinrich Meng: Zwang und Freiheit in der Erziehung (Chr. R.) . . 500

Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz (Paul Trautvetter) 509

Gebete, Gedichte, Gedanken

U. W. Züricher: Terzinen zur Zeit 327

Leonhard Ragaz †: Gebet . . . 397

Zwei deutsche Gedichte: Ricarda Huch: Verse zur Zeit . 423

P. T.: Anmerkung 423

Dem Andenken meines gefallenen Sohnes (Von einer deutschen Mutter) 425

Leonhard Ragaz †: Am Ägerisee . 428

Worte von Alexandre Vinet . 452, 500

Weihnachtsworte von Leonhard Ragaz 595

Anzeigen und Berichte

Seite

Voranzeige 159
Einladung zur Tagung der «Freunde der ‚Neuen Wege'» und der Religiös-sozialen Vereinigung . . . 216
«Heim», Neukirch an der Thur: Programm 320
Einladung zum Ferienkurs der Religiös-sozialen Vereinigung . 395, 452
Christine Ragaz: Mitgliederversammlung der Vereinigung «Freunde der ‚Neuen Wege'» 497
Annelies Ott-Marti: Bericht über den Ferienkurs in Fürigen 528

Aufrufe und Erklärungen

Christine Ragaz: Erklärung . . . 159
Bitte um Freiplätze 320

Redaktionelles

Redaktionelle Bemerkungen . . . 48
Redaktionelle Bemerkung 264
Redaktionelle Bemerkungen . . . 320
Berichtigung 396
Redaktionelle Bemerkung 500
An unsere Abonnenten 548

Die Gegner Jeſu

LEONHARD RAGAZ †

(Fortſetzung.)

VIII.

8. Statt der Offenheit gegen Gott die Läſterung des Geiſtes.

„Da brachte man ihm einen Beſeſſenen, der blind und ſtumm war. Und er heilte ihn, ſo daß der Stumme ſprechen und ſehen konnte. Und es ſtaunten alle die Maſſen und ſagten: ‚Iſt das wohl der Sohn Davids?‘ [das heißt der Meſſias]. *Als die Phariſäer das hörten, ſagten ſie: ‚Dieſer würde die Dämonen nicht austreiben, wenn er nicht mit Beelzebub, dem Herrn der Dämonen, im Bunde ſtünde.‘*

Ihre Gedanken erkennend, ſprach er zu ihnen: ‚Jedes Reich, das gegen ſich ſelbſt geteilt iſt, verfällt der Zerſtörung, und keine Stadt und kein Haus, die gegen ſich ſelbſt geteilt ſind, werden beſtehen können. Wenn nun Satan Satan austreibt, ſo iſt er wider ſich ſelbſt geteilt: wie wird dann ſein Reich beſtehen können? Und wenn ich durch Beelzebub die Dämonen austreibe, durch wen treiben denn eure Söhne ſie aus? Damit werden ſie ja dann eure Richter. Wenn ich aber durch den Geiſt Gottes die Dämonen austreibe, dann iſt wohl das Reich Gottes ſchon gekommen. Oder wie kann denn Einer in das Haus des Starken eindringen und ſein Werkzeug rauben, wenn er nicht zuerſt den Starken gebunden hat, um darnach ſein Haus zu plündern? Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich, und wer nicht mit mir ſammelt, der zerſtreut. Darum ſage ich euch: Jede Sünde und Läſterung kann den Menſchen vergeben werden, aber die Sünde gegen den Geiſt kann nicht vergeben werden. Und wer ein Wort gegen den Sohn des Menſchen ſagt, dem kann vergeben werden. Wer aber gegen den Heiligen Geiſt ſpricht, dem wird nicht vergeben werden, weder in dieſer Welt noch in der kommenden. Entweder macht ihr den Baum gut, und ſeine Frucht wird gut ſein, oder ihr macht den Baum faul und ſeine Frucht wird faul ſein: denn man erkennt den Baum an der Frucht. Ihr Schlangengezücht, wie könntet ihr Gutes reden, da ihr doch böſe ſeid? Denn weſſ’ das Herz voll iſt, deſſ’ geht der Mund über. Der gute Menſch bringt aus dem guten Schatze das Gute hervor, der böſe Menſch aber bringt aus dem böſen Schatze das Böſe hervor. Ich ſage euch aber, daß die Menſchen für jedes ſchlimme Wort, das ſie reden, am Tage des Gerichtes Rechenſchaft ablegen müſſen. Denn nach deinen Worten wirſt du freigeſprochen und nach deinen Worten wirſt du verurteilt werden.“ (Matth. 12, 22—27.)

F. Was bedeutet dieſe Stelle?

A. Auch ſie hat eine fundamentale Bedeutung und zeigt eine weitere Gefahr des frommen Weſens.

Es liegt eine Tat Jeſu vor, worin die in ihm erſchienene Wahrheit und Kraft Gottes deutlich offenbar wird. Sie wird ſo offenbar, daß die Volksmaſſen ſtaunen und ſich fragen, ob da nicht der Meſſias, der Sohn Davids, erſchienen ſei. Das reizt die Phariſäer ſo ſtark, daß ſie ſich bis zu der Behauptung verſteigen, Jeſus könnte nicht Dämonen austreiben, wenn er nicht mit dem Herrn der Dämonen im Bunde wäre. Sie verwickeln ſich dabei in einen doppelten Widerſpruch. Einmal vergeſſen ſie, daß ihre eigenen Anhänger ja auch Dämonen auszutreiben verſuchen und alſo, um das zuſtande zu bringen, ebenfalls mit deren Herrn im Bunde ſein müßten. Aber noch kraſſer iſt der andere Widerſpruch: Wäre es nicht erſtaunlich, wenn der Herr der Dämonen gegen ſich ſelber ſtünde? Das iſt ſonſt nirgends der Fall. Ein in ſich geteiltes Reich wäre jedenfalls verloren. Wenn man einem Starken ſeine Beute entreißen will, muß man in ſeine Burg eingedrungen ſein und ihn überwältigt haben. Da gibt es nur ein Entweder — Oder: Entweder iſt man für Beelzebub oder für Jeſus. Alſo wäre die Tat Jeſu ein Zeichen, daß das Reich Gottes genaht ſei. Als ein ſolches Zeichen ſollten die Phariſäer ſie verſtehen, wenn ſie für Gott offen wären. Aber ſie ſind nicht offen für Gott und die Wahrheit.

Und warum nicht?

Weil ſie ſelbſt die Beſitzer der Wahrheit ſind. Darum erregt die Tat Jeſu ihre *Eiferſucht.* Und ganz beſonders tut das der Beifall der Maſſe, der bis zu der Frage anſteigt, ob Jeſus vielleicht der Meſſias ſei. Das iſt unerhört, das muß ihre Eiferſucht zum Zorn, ja zur Wut ſteigern.

Und hier ſtehen wir wieder vor einer zentralen Gefahr und Tragik der Frömmigkeit. Ein echtes Verhältnis zu Gott müßte *offen* für Gott machen. Denn Gott iſt ein lebendiger Gott. Als ſolcher tritt er in immer neuen Taten und Offenbarungen hervor. Die rechte Haltung müßte ein Warten darauf, ein Hungern und Dürſten darnach, ein Aufpaſſen darauf, eine Empfänglichkeit dafür ſein. Man müßte tief davon durchdrungen ſein, daß Gott größer iſt als die Wahrheit, die *wir* kennen, und müßte darum, wo ſolche Wahrheit hervortritt, ſie als ſolche erkennen. Man müßte vor jeder Erſcheinung, die mit dem Anſpruch auftritt, Wahrheit zu ſein, die Frage ſtellen: „Iſt ſie von Gott oder nicht? Sollte, auch wenn ſie als Irrtum erkannt wird, nicht doch ein Stückchen Wahrheit daran ſein? Was ſollte Gott damit ſagen wollen?“

Das wäre die rechte Haltung. Warum fehlt ſie faſt immer beim offiziellen Chriſtentum und der üblichen Frömmigkeit?

Wir haben es ſchon geſagt: Weil ſie, nach ihrer Meinung, ſelbſt ſchon im Beſitz der Wahrheit ſind. Das Preſtige ihrer Kirche, ihrer

Theologie, ihrer Gemeinſchaft, ihrer Art von Frömmigkeit erlaubt es ihnen nicht, anderswo Wahrheit zu erkennen, neue Wahrheit anzuerkennen. Es regt ſich ſtatt deſſen der Geiſt der *Konkurrenz*. Er wird zu jener Kritikſucht, die ja Jeſus auch anderswo hervorhebt und die gerade die frommen Kreiſe charakteriſiert. Dieſe Kritik wird leicht zum Hohn. Und ſie wird zur *Verleumdung*. Denn die Verleumdung iſt die einzige Abwehr gegen eine Wahrheit, die ſo überlegen iſt, daß man ſie mit guten Waffen nicht angreifen kann. Welche Rolle ſpielt die religiöſe Verleumdung nicht nur in der Geſchichte der Sache Chriſti ſelbſt, ſondern auch in ihrer Darſtellung! Man denke bloß daran, wie die großen Ketzerbewegungen — ich nenne bloß die Wikleffiten, Huſſiten und Täufer — damit zugedeckt worden ſind. Dieſe Verleumdung erſtreckt ſich nicht bloß auf das ſittliche Verhalten ſolcher Bewegungen und ihrer Träger, ſondern dringt mit Vorliebe in das Allerheiligſte ein: in die Stellung zu Gott ſelbſt. Wie werden aus dieſem Geiſte heraus in den religiöſen Laboratorien die kirchlichen, die theologiſchen, die frommen Dolche geſchliffen, mit den raffinierteſten Giften beſtrichen und dann dem Gegner ins Herz geſtoßen!

Davon iſt Jeſus ſelbſt das zentrale Beiſpiel. Wir ſtehen vor der Tatſache, daß die höchſte Verkörperung des Guten, die auf Erden erſchienen iſt, daß die höchſte Reinheit und Heiligkeit, daß das Gute ſelbſt, unter den Menſchen auftretend, der ſchlimmſten Zuſpitzung der Verleumdung begegnet, und wir ſtehen vor der Tatſache, daß dieſe ſchlimmſte Steigerung der Verleumdung nicht von ſeiten der Welt kommt, ſondern von ſeiten der Frömmigkeit. Denn wieder beſtätigt ſich das Wort: Corruptio optimi pessima — die Verderbnis der Beſten iſt die ſchlimmſte. Wenn die religiöſe Leidenſchaft in die falſche Bahn gerät, in die Bahn der Konkurrenz, der Eiferſucht, des Neides, des Haſſes, wenn der Kampf, der ein Kampf um die *Wahrheit* ſein ſollte, als Kampf um die *Macht* verſtanden wird, dann ſteigern ſich Zorn, Haß und Verleumdung ins Dämoniſche.

Man erkennt an dieſem Teil des Loſes Jeſu auch, daß Haß und Wut keineswegs durch die *Fehler* und *Mängel* von Sachen und Menſchen erregt ſein müſſen, ſondern vielmehr durch ihre *Tugenden* verurſacht werden. An den Fehlern und Mängeln haben die Menſchen eher eine Freude; ſie erſcheinen auf dieſer Folie ſich und andern deſto beſſer, während die Tugenden als Vorwurf und Stachel der Eiferſucht empfunden werden — daß nicht Irrtum und Lüge dieſen Haß am ſtärkſten erregen, ſondern die Wahrheit.

Gegen dieſen Geiſt ſpricht Jeſus das furchtbare Wort von der Läſterung des Heiligen Geiſtes, die nicht vergeben werden könne, weder in dieſer Welt noch in der kommenden.

F. Wie iſt dieſes Wort zu verſtehen?

A. Man kann es grob mißverſtehen, indem man es ſo auslegt, als ob eine ungebührliche Aeußerung gegen das Dogma vom Heiligen Geiſte

ewige Verdammnis zur Folge habe. Es ist im Gegenteil höchst bedeutsam, daß das Wort gegen alle Orthodoxie geht. Es darf gegen den Menschensohn geredet werden, was man will; das ist nicht so wichtig. Auf die Christologie, um die sich durch die Jahrtausende ein solcher Streit bewegt, kommt es nicht an. Und so auf die ganze Dogmatik nicht. Aber wenn man sich vor der lebendigen Offenbarung Gottes in Menschen und Sachen verschließt, sie bekämpft, sie verleumdet, sie lästert — gegen die tiefere Wahrheitsstimme in Einem selbst, das ist Selbstmord; damit verdammt man sich selbst zum geistigen Tode. Es gibt keine größere Sünde. Das ist die Todsünde. Für die Gemeinschaft wie für die Einzelnen.

F. Und die würde durch ewige Verdammnis gestraft?

A. Das Wort Jesu so auszulegen, bedeutet, aus einer Paradoxie ein Dogma machen. Was Jesus meint, ist schon erklärt worden: Es gibt keine Sünde, die sich so tödlich gegen den, der sie begeht, wendet, als die Ablehnung und Verleumdung der als solche erkannten Wahrheit — sagen wir: als der Wahrheit, die man als solche hätte erkennen sollen und erkennen können. Das ist aber die Schuld von Kirche und Frömmigkeit, die immer wieder zur Katastrophe führt.

F. Ist das Wort Jesu nicht trotzdem scharf?

A. Es ist so scharf, weil die Sünde, die es kennzeichnet, so groß ist. Wir erkennen aber in dieser Schärfe Jesu aufs neue, wie verkehrt es ist, wenn man Jesus als den hinstellt, der nie ein scharfes Wort sagt, immer nur milde redet, das Böse nicht mit Namen nennt, nie verurteilt, sondern versteht; wenn man behauptet, der andere habe immer auch recht und so fort, und wenn man folgerichtigerweise auch solchen, die etwa unter den gleichen Umständen scharfe Worte reden, vorwirft, daß sie es am christlichen Geiste fehlen ließen. Ist etwa „Schlangengezüchte" ein mildes Wort? Wahrhaftig: Ihr macht das Christentum aus Salz der Erde zur Fäulnis der Erde!

Die Sünde, die Jesus mit dieser Schroffheit tadelt, tritt aber auch in einer allgemeinen Form auf, als *Mißbrauch des Wortes überhaupt.* Davon redet Jesus in den folgenden Versen, die in dem Worte gipfeln, daß wir am Tage des Gerichtes Rechenschaft ablegen müssen für jedes schlimme Wort, das wir geredet. Es steht ein Gericht über unserm Reden. Das Wort ist eine große und heilige Sache. Es ist verbunden mit Segen und Fluch. Es soll von *Gott* aus geredet werden, kann aber auch aus dem Geiste Beelzebubs stammen. Sorgen wir dafür, daß unser Wort vor dem Gericht bestehen kann! Dazu genügt aber nicht bloß Vorsicht im Reden, obschon diese, recht verstanden, nicht im Sinne der bloßen Klugheit, auch gut und nötig ist. Vergessen wir nicht: Die Früchte sind so, wie der Baum ist. Sorgen wir dafür, daß der Baum recht sei, daß es ein *guter* Baum sei, und die Früchte werden gut sein. Ein von Beelzebub aus böser Mensch spricht böse Worte, ein von Gott aus guter Mensch spricht gute Worte. Darum stellt euch vor Gott,

bevor ihr urteilt, du Einzelner und du Gemeinſchaft! Seid offen für Gott und damit für die Wahrheit. Wer es wirklich mit Gott hält, iſt für ſeine ſtets neue Offenbarung demütig offen und darum für *volle Wahrheit.*

(Fortſetzung folgt.)

Der Sinn des Anarchismus

(Vortrag, gehalten auf dem Religiös-ſozialen Ferienkurs in Malans.)

I.

Die Bewegungen, die unter dem Namen Anarchismus zuſammengefaßt werden können — und von denen ich hier nur einen Teil andeuten kann, gehören heute als Ganzes bereits einer verſunkenen Epoche an. Der Anarchismus ſteht, obwohl in ihm die ſoziale Revolution ſchon in ihrer ganzen Tiefe aufgeführt iſt, noch in einem ſtilleren geſchichtlichen Horizont; die eigentlichen und brennendſten Probleme unſerer Zeit ſind in ihm nur erſt geſtreift.

Um zu der einheitlichen Wurzel aller dieſer vielfältigen und zum Teil widerſpruchsvollen Bewegungen vorzudringen, müſſen wir zunächſt das Wort Anarchismus auf ſeine eigentliche Bedeutung hin unterſuchen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch verſteht man unter Anarchie Geſetzloſigkeit, Unordnung, Chaos, und entſprechend unter dem Wort Anarchismus eine Verneinung von Geſetz und Ordnung, eine Bejahung des Chaotiſchen. Dies iſt aber noch nicht einmal eine Randbedeutung des Wortes; es drückt nur eine mögliche, keineswegs notwendige Begleiterſcheinung des Anarchismus aus; ſein eigentlicher Sinn iſt ſogar ein dieſem entgegengeſetzter; echter Anarchismus bedeutet gerade eine Stiftung, Neuſtiftung von Ordnung, wie es der Titel eines der Hauptwerke des klaſſiſchen Anarchiſten *Proudhon,* „De la création de l'ordre dans l'humanité", ausdrückt. Das griechiſche Stammwort „Archê", dem die Verneinungsſilbe „An" vorausgeſetzt iſt, heißt nicht Ordnung, Geſetz; es heißt Anfang, Ur, das Erſte, Vorgeordnete, Beherrſchende; es bedeutet in dieſem Zuſammenhang „Herrſchaft". Anarchismus iſt alſo Verneinung von Herrſchaft. Und zwar Herrſchaft in jedem Sinne, mit allen aus ihr hervorgehenden Formen, Verfeſtigungen, Abſtufungen und Rangordnungen. Eine Abweiſung nicht nur der Herrſchaft von Menſchen über Menſchen, die ihre Spitze in der Einherrſchaft, der Monarchie, und noch ſchärfer, einſeitiger zugeſpitzt in der Diktatur hat, ſondern auch eine Abweiſung der Hierarchie, der Herrſchaft des Heiligen mit allen ihren Formen und Stufen: Abweiſung alſo von Staat und Kirche; alles in allem ein radikales Bekenntnis zur Freiheit, Autonomie und Unmittelbarkeit des Einzelnen.

Damit tritt ſogleich ein Grundwiderſpruch im Begriff des Anarchis-

mus hervor. Als Verneinung der Herrſchaft, jedes Herrſchaftsanſpruchs iſt der Anarchismus Abweiſung von Macht, reines Bekenntnis zur Gewaltloſigkeit. Sofern er ſich aber gegen eine beſtimmte beſtehende Herrſchaftsform wendet — und das iſt bei dieſer Haltung unvermeidlich —, iſt er Umſturz und bedarf als ſolcher zu ſeiner Verwirklichung der Anwendung von Macht und Gewalt. Und damit zeigt ſich ein zweiter Widerſpruch im Begriff des Anarchismus ſelbſt: er bedarf als Umſturz nicht nur der Macht, er führt ſo auch gerade in der Stiftung einer neuen Ordnung ein Element von Unordnung und Geſetzloſigkeit mit ſich. Doch iſt dieſer Widerſpruch in Wahrheit weniger tief als der erſte; er löſt ſich zu einem großen Teil dadurch, daß bei näherer Betrachtung Unordnung und Geſetzloſigkeit nicht von der anarchiſtiſchen Revolution ſelbſt, ſondern von den Gegenmächten: eben den herrſchenden Klaſſen, die ihr Widerſtand leiſten, ausgehen, daß ſie alſo nicht ſo ſehr eine Begleiterſcheinung wie eine Folgeerſcheinung des anarchiſtiſchen Umſturzes ſind. Darum iſt es nicht ganz ſo paradox, wie es klingt, daß es in allem Anarchismus, ſo ſehr er das entgegengeſetzte Bild bietet, grundſätzlich um einen friedlichen Umſturz geht, daß jede anarchiſtiſche Revolution dem Sinne nach im Geiſt des Friedens, mehr: daß ſie um des Friedens willen unternommen wird.

Die ganze Paradoxie und Problematik der anarchiſtiſchen Revolution ſcheint mir in wahrhaft beſtürzender Weiſe zuſammengefaßt in der letzten Aeußerung, die uns aus dem Leben *Guſtav Landauers* überliefert iſt. Im Augenblick, als er ſeine unmittelbar nach dem erſten Weltkrieg, im Jahre 1919, unternommene Revolution zuſammenbrechen ſah, als bekannt wurde, daß die weißen Garden zur Entſetzung Münchens von den Revolutionären heranrückten, machte dieſer Mann ſeinen Freunden den Vorſchlag, dieſen kriegsverwilderten mörderiſchen Banden, denſelben, die kurz darauf den Grundſtock des Nationalſozialismus bildeten, denſelben, die ihn, Landauer ſelbſt, wenige Tage ſpäter mit ihren Militärſtiefeln zu Tode trampelten, als Zeichen der friedlichen Geſinnung ſeiner Revolution ein Kind in einem weißen Kleid mit einer weißen Fahne und Blumen in den Händen entgegenzuſenden. Dieſer faſt an Wahnſinn ſtreifende Vorſchlag, den ihm ſelbſt ſeine nahen Freunde bitter verübelten, ſcheint mir der auf die Spitze getriebene Ausdruck alles Großen und Widerſpruchsvollen in der anarchiſtiſchen Geſinnung.

Wäre Guſtav Landauer ein weltfremder Träumer geweſen, der die Menſchen und die menſchliche Geſchichte nicht kannte, ſo brauchten wir uns bei dieſem Geſchehen nicht aufzuhalten. Aber er kannte wie wenige die Geſchichte; er kannte vor allem gründlich die Geſchichte der Revolutionen; er hatte die großartigen Briefbände aus der Franzöſiſchen Revolution herausgegeben; er hatte ſelbſt ein grundlegendes Buch über die Revolution und ihre Geſetze geſchrieben. Und er kannte nicht nur die geſchichtlichen Geſetze; er kannte auch aus der Erfahrung

ſeines Lebens die einzelnen Menſchen; er kannte das menſchliche Herz; er gerade hatte in der Verwirklichung ſeiner Sache gründlich die Wahrheit des Schriftwortes erfahren, daß das Trachten des menſchlichen Herzens böſe iſt von Jugend auf. Er hatte bitter unter der Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit der Menſchen gelitten. Oder müſſen wir doch ein Fragezeichen hinter ſeine Kenntnis des menſchlichen Herzens ſetzen, da er trotz dieſer Kenntnis des Böſen die Verwirklichung des Guten nicht aufgab — mehr: da er dieſem Wiſſen um das Böſe die unerſchütterliche Gewißheit entgegenſtellte, die die tiefſte ſeines Lebens war: „Nichts, nichts in der Welt hat ſo unwiderſtehliche Gewalt der Eroberung wie das Gute!"?

Aber hier berühren wir die grundlegende Gewißheit alles Anarchismus überhaupt, mit der eine weitere Paradoxie in ſeiner Geſinnung und ein weiteres Problem für ſeine Verwirklichung ſich auftut. Wenn wir die ganze große Geſchichte und Literatur des Anarchismus überblicken, ſo drängt ſich uns immer wieder die Frage auf: Wie konnten gerade dieſe Menſchen, die mit ſo unbeſtechlichem Blick, die mit ſo brennender Verzweiflung das Unrecht, die ſittlichen Gebrechen und Verbrechen der Menſchheit erkannten — wie konnten ſie, zumal ſie dieſe Uebel nicht wie der ſpätere geſchichtliche Sozialismus ausſchließlich in einer beſtimmten Klaſſe lokaliſierten, wie konnten gerade dieſe Menſchen ihren hinreißenden Glauben an das Gute, an die Ueberwindung dieſer Uebel durch Menſchen faſſen und bewahren?

Aber dieſer Glaube iſt bei näherer Betrachtung nicht ein reines Paradox im Sinne eines letzten, unauflösbaren Widerſpruches gegen das Wirkliche. Denn das Wiſſen um das Böſe liegt auf einer anderen Ebene als dieſer Glaube an das Gute. Es gibt einen oberflächlichen Glauben an das Gute oberhalb des erfahrenen Böſen; dieſer Glaube iſt Optimismus; es gibt einen tiefen Glauben an das Gute unterhalb des erfahrenen Böſen; dieſer Glaube iſt immer Selbſteinſatz und Tat. Keiner von allen großen Führern des Anarchismus glaubte theoretiſch an das Gute; keiner von ihnen ſtellte überhaupt dieſe Frage; ſie alle begannen mit ſeiner Verwirklichung. Nirgends handelt es ſich im Anarchismus um eine Ausſage über den Menſchen; keiner ging etwa von dem berühmten Worte Rouſſeaus „Der Menſch iſt gut!" aus, wiewohl recht verſtanden, ſo wie der Rouſſeau der „Confessions" ſelbſt es verſtand: eben nicht als flachen Optimismus ſondern als der ganzen Furchtbarkeit der Wirklichkeitserfahrung abgerungene Bereitſchaft zum Guten, dies Wort allem Anarchismus zugrunde liegt. Ueberall geht es in den anarchiſtiſchen Bewegungen um einen lebendigen Anfang, um ein Ernſtmachen mit der Verwirklichung des Guten, um ein Hinabtauchen des Lebens in das ganze gefahrvolle Dunkel des Wirklichen. Alles wahrhaftige Bekenntnis zum Anarchismus geht aus von den Menſchen, die Landauer in ſeinem „Aufruf zum Sozialismus" anredet: „die es nicht aushalten wie ich."

Dies allein entſcheidet über Beginn und Verwirklichung des Anarchismus: daß ein lebendiges Herz, ein menſchliches Gewiſſen die Ungerechtigkeit der beſtehenden Ordnungen nicht erträgt, daß ein Menſch, ohne noch den Abſtand zum andern Ufer ganz auszumeſſen, wie ein vom Element des Leidens und der Ungerechtigkeit ſelbſt angezogener Schwimmer ſich in den reißenden Strom des Wirklichen hineinwirft, weil er es am Ufer als bloßer Zuſchauer nicht aushält. Einen wunderbar reinen und großartigen Ausdruck hat dieſer anarchiſtiſche Glaube, dieſe fragloſe Bereitſchaft zum Guten in der bekannten, weſentlich von dem großen Ruſſen Bakunin ausgehenden Bewegung der ruſſiſchen Jugend gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts gefunden, die ſich mit dem aus einem Roman Turgenjews entlehnten Namen ſehr zu Unrecht „Nihiliſten“ nannten, die in Wahrheit echte Anarchiſten waren, da ſie gegen die herrſchenden Schichten, denen ſie ſelbſt entſtammten, ſich auflehnten, von den Höhen des Lebens kommend den ererbten Reichtum ihrer ariſtokratiſchen Elternhäuſer verließen und aus Liebe zu einem wahrhaftigen Leben, aus brennendem Gerechtigkeitsverlangen zu den Aermſten der Armen gingen, ihnen als Lehrer, Aerzte, Hebammen, mit jeder Art von Hilfe in ihren Nöten beizuſtehen, und, alle Folgen ihres Tuns im Zarenreich: Verbannung, Kerker und Tod auf ſich nehmend, ihr Leben mit ihnen zu teilen.

Wie wenig dies echt anarchiſtiſche Tun auf einer falſchen Einſchätzung der beſtehenden menſchlichen Geſellſchaft beruht, zeigt wieder ein Wort des großen Anarchiſten, auf den aller moderne Anarchismus, auch der Bakunins, der Kropotkins, der Landauers zurückgeht: das Wort Proudhons aus dem Jahre 1860, das ſchon faſt heutigen Klang hat: „Dies iſt der furchtbarſte Augenblick in der Exiſtenz der menſchlichen Geſellſchaft. Alles vereinigt ſich, um die Menſchen guten Willens zur Verzweiflung zu treiben: Proſtitution der Gewiſſen, Triumph der Mittelmäßigkeit, Verwirrung des Wahren und Falſchen, Verſchacherung der Prinzipien, Niedrigkeit der Leidenſchaften, Feigheit der Sitten, Unterdrückung der Wahrheit, Belohnung der Lüge! Ich mache mir keine Illuſionen, und ich erwarte nicht für morgen ... wie auf einen Schlag die Freiheit, die Achtung vor dem Recht, die allgemeine öffentliche Redlichkeit, die Meinungsfreiheit ... erſtehen zu ſehen. Die Tötungen werden kommen, und die Erniedrigung, die dieſen Blutbädern folgen wird, wird entſetzlich ſein. Wir werden nicht das Werk der neuen Zeit ſehen; wir werden in der Nacht kämpfen; wir müſſen uns einrichten, dies Leben ohne zu große Trauer zu ertragen, indem wir unſere Pflicht tun. Laßt uns einander helfen, einander in der Dunkelheit rufen und jedesmal, wo ſich die Gelegenheit dazu bietet, Gerechtigkeit üben.“

Dies Einanderrufen in der Dunkelheit, dies Einanderhelfen in der Nacht, dieſe fragloſe, unmittelbare Uebung der Gerechtigkeit von Menſch zu Menſch iſt der Grundſtein des Anarchismus. Aber damit

erhebt ſich im modernen Anarchismus ein weiteres ſchweres Problem. In ihm iſt eine noch tiefere Nacht als in der ganzen bisherigen abendländiſchen Geſchichte über die Menſchheit herabgeſunken: es iſt die Gewißheit Proudhons, die — mit einer großen Ausnahme — aller moderne Anarchismus teilt: „Der Menſch iſt beſtimmt, ohne Religion zu leben.“ Ohne Religion, das heißt hier nicht nur ohne Kultus, ohne Kirche, ohne beſtimmte Geſtalt des Glaubens; es heißt wirklich ohne Gott, ohne Chriſtus zu leben. Gerade in Proudhon iſt noch das Wiſſen um die Größe und weltgeſtaltende Kraft des Chriſtentums lebendig, das dem ſpäteren Anarchismus auch als Erinnerung verlorengegangen iſt; in ihm leben nicht nur, wie in allem Anarchismus, die chriſtlichen Antriebe fort, in ihm lebt auch ein tiefes Heimweh nach der Größe der verſunkenen chriſtlichen Welt. Darum iſt die Tiefe ſeiner Nacht immer wieder von einem fernen Schein durchleuchtet. Aber der ganze moderne Anarchismus iſt getragen von der im europäiſchen Leben und Denken immer verhängnisvoller ſich durchſetzenden Gewißheit, daß der Menſch allein iſt und daß alles Tun und Helfen allein auf die Verantwortung des Menſchen gelegt iſt.

Dieſe Ueberzeugung hat eine große geiſtige Vorgeſchichte. Nicht erſt mit dieſem Augenblick: nicht erſt mit Feuerbach, Schopenhauer, Stirner, Marx, Proudhon, Bakunin oder gar erſt mit Nietzſche, nicht mit allen dieſen offenen Bekennern des Atheismus, die ſich zum Teil auch zum Sozialismus bekannten, beginnt der europäiſche Atheismus; er beginnt in Wahrheit mit einem Denken, in dem Gott durchaus noch eine Stelle hat, und man muß ſagen, gerade weil Gott in ihm eine Stelle hat: er beginnt mit dem großen Gedankenſyſtem *Hegels*, das nicht nur ein gedankliches, ſondern ein die ganze europäiſche Wirklichkeit umwälzendes Ereignis war. Man denkt bei der Bedeutung Hegels für das geſchichtliche und politiſche Denken gewöhnlich an ſeine extreme Verherrlichung des Staates, insbeſondere des preußiſchen Staates, mit der er ſein ganzes Gedankenſyſtem abſchloß, und dieſe Verherrlichung hat ja wirklich für Deutſchland und die Welt die furchtbarſten Früchte getragen. Aber ſie war nur die Folgeerſcheinung eines Denkens, das ein noch weit größeres Verhängnis in ſich ſchloß. Es war nämlich für dies Denken ganz gleichgültig geworden, zu welcher Wirklichkeit Hegel ſich abſchließend bekannte: ob es das Paradies war oder der preußiſche Staat. Denn durch die Leidenſchaft und Gewalt dieſes alles in ſich hinreißenden Denkens war zum erſten Male in der europäiſchen Geiſtesgeſchichte alles und jedes, auch das ſeinem Weſen nach dem Menſchengeiſt Entzogene, in das menſchliche Denken einbezogen: auch Gott. Alles: ſchlechthin alles war denkbar geworden, und damit hatte es ſeine Wirklichkeit eingebüßt, war es zu einem bloßen Denkinhalt, einem bloßen menſchlichen Gedanken geworden. Mit dieſer gedanklichen Verflüchtigung Gottes iſt in Wahrheit der europäiſche Atheismus ſchon vollendet. Ein gedachter Gott iſt nicht Gott.

Und wie auf der einen Seite Gott, ſo hatte auf der anderen Seite das Denken Hegels auch den Menſchen, die ganze Menſchheitsgeſchichte aufgefogen und entwirklicht. Hegel ſelbſt hat dieſes Verhängnis einer doppelten Wirklichkeitsauflöſung durch ſein Denken verzweifelnd erlebt; er hatte das Bewußtſein, daß mit dem reſtloſen Begreifen der Menſchengeſchichte die Geſchichte als Wirklichkeit abgelaufen war, und aus dieſem Bewußtſein erwuchs ihm ein Heimweh nach den beiden verlorenen Wirklichkeiten, das im Rückblick in die Zeit eines lebendigen Chriſtentums den an Geiſt Ueberreichen in die Klage ausbrechen läßt: „Der Geiſt fühlt ſich ſo arm, daß er wie in der Sandwüſte der Wanderer nach einem bloßen Tropfen Waſſers für ſeine Erquickung verſchmachtend ſich ſehnt.“ —

Und nun erleben wir ein gewaltiges geſchichtliches Schauſpiel: gerade nach der vollkommenen gedanklichen Bewältigung und Entwirklichung alles Wirklichen durch den Geiſt ſteigt die in ihrem eigentlichen Sein völlig unbewältigte Wirklichkeit in ihrem ganzen Lebens- und Todesernſt herauf und wandelt von ſich aus das Denken. Sie meldet ſich von der einen Seite als der in dieſem verallgemeinernden Denken überſprungene wirkliche lebendige Einzelne; ſie meldet ſich von der anderen als die konkrete Gemeinſchaft aller. Als der Einzelne in der ganzen Schwere des unterhalb alles Denkens wirklichen chriſtlichen Gewiſſens in Kierkegaard, als der bloß natürliche, aber ebenſowenig vom Denken aufzulöſende Einzelne in Stirner; ſie meldet ſich als die wirkliche gegenwärtige menſchliche Geſellſchaft mit allen ihren Forderungen und Problemen in den verſchiedenen Formen des Sozialismus. (Fortſetzung folgt.) *Margarete Susman.*

Rußland — ſozialiſtiſches Ideal oder ſozialiſtiſche Illuſion

„Die Linke hat ihren Illuſionen den Abſchied zu geben und ihre Ideale zurückzugewinnen.“
Arthur Koeſtler.

Rußland iſt um ſeines Sieges und ſeiner Machtſtellung willen ein weltpolitiſches Problem, für uns aber iſt es vor allem ein ſozialiſtiſches Problem. Dieſe ſeine ſozialiſtiſche Problematik ſchien für uns mit den Entſcheiden der zwanziger Jahre, mit der Trennung der Sozialdemokratie von der Moskauer Internationale, zu einer gewiſſen Klärung gekommen zu ſein. Heute zeigt es ſich, daß dieſe Dinge nicht erledigt ſind. Der Sozialismus iſt von neuem vor die Entſcheidung geſtellt, ob er eine Löſung des ſozialen Problems, die der ruſſiſchen gleicht, als ſozialiſtiſch anerkennen will. Die ſozialiſtiſchen Parteien der ganzen Welt ſind durch die Frage in Gärung geraten.

Unſere Einleitung würde zu lang werden, wenn wir tiefer auf die Frage eingehen wollten, warum denn die ſcheinbar erledigte Frage wieder aktuell werden konnte. Wir wollen nur ſagen, daß wir nicht der Meinung ſind, der Sieg und die Macht des heutigen Rußland ſeien allein daran ſchuld. Daß die bloße Macht verwirrend wirkt auf die Menſchen, daß ſie auch ſtolze geiſtige Konzepte und Ideale zu erſchüttern vermag, iſt eine nur zu bekannte Erſcheinung. Aber das wird doch nur dann der Fall ſein, wenn dieſe Ideale nicht in ſich ſelbſt klar ſind, wenn ſie eine geheime Verwandtſchaft mit den entgegengeſetzten Idealen verbindet oder wenn ſie in ihrer Kraft erlahmt ſind. Es mag in dem Verhältnis zwiſchen den ſozialiſtiſchen und den kommuniſtiſchen Parteien beides der Fall geweſen ſein: die Ideen der ſozialiſtiſchen Parteien waren zu wenig klar und ſcharf geſchieden von denen der Kommuniſten, die Fragen der Gewalt und der Diktatur waren in der Schwebe gelaſſen, die vulgär-marxiſtiſche Begründung des Sozialismus war dieſelbe wie bei den Kommuniſten. So hatte man denn oft den Eindruck, daß der Unterſchied kein grundſätzlicher, ſondern ein Unterſchied des politiſchen Temperamentes, ja auch der Hingabe und der Leidenſchaft ſei. Wenn aber die ſozialiſtiſchen Parteien den Radikalismus der Kommuniſten nicht mehr ernſt nehmen konnten, wenn ſie mit Recht das Gefühl hatten, daß dort Ideen vertreten und Methoden propagiert würden, die ſich von denen der Faſchiſten und Naziſten nur wenig unterſchieden (das maſſenhafte Hinüberwechſeln der Kommuniſten in die Reihen Hitlers ſpricht eine deutliche Sprache)[1], gerade dann hätte der Gegenſatz zu jenem Scheinradikalismus bei den ſozialiſtiſchen Parteien in einer neuen Vertiefung und Begründung der menſchlichen, freiheitlichen und brüderlichen Ideale des Sozialismus zum Ausdruck kommen müſſen, und in kraftvollem Willen zu aufbauender Arbeit und zur Schaffung der Solidarität in den eigenen Reihen. Die Tatſache, daß der Blick unzähliger Proletarier heute von Rußland magiſch angezogen wird, trotzdem ſie nicht ohne Ahnung von der Fragwürdigkeit des ruſſiſchen Experimentes ſind, deutet darauf hin, daß ſie die kraftvolle, aus tiefem Glauben ſtammende Vertretung und Verfechtung der ſozialiſtiſchen Ziele bei den ſozialiſtiſchen Parteien nicht mehr gefunden haben.

Worum es heute geht, das iſt die Vertiefung und Neubelebung des ſozialiſtiſchen Ideals. Daß etwas Derartiges immer wieder nötig iſt, darf uns ja nicht in Erſtaunen verſetzen. Ideale ſind keine ſtarren Dogmen, die man ſich einmal mittelſt eines Lehrbuches oder eines Kurſes aneignen und in die Taſche ſtecken kann. Ideale ſind lebendige Dinge, und darum können ſie erlahmen und auch ſterben. Ideale ſind keine Baſſins, mit mehr oder weniger abgeſtandenem Waſſer gefüllt,

[1]) Daß unter den Kommuniſten die tapferſten und bis zum Tode aufrechten Kämpfer gegen Hitler zahlreich waren, vergeſſen wir nicht.

ſondern Quellen, nach denen immer wieder gegraben werden muß. Darum geht es heute.

Wir ſind aber der Ueberzeugung, daß die Zuwendung zu den Formen, in denen heute in Rußland „Sozialismus“ praktiziert wird, nicht jenes Graben nach den Quellen, ſondern eine hoffnungsloſe Zuſchüttung derſelben bedeutet. Der Sozialismus wird freiheitlich, menſchlich, demokratiſch, antimilitariſtiſch, und, wenn wir das letzte ſagen wollen, chriſtusmäßig, ſein — oder er wird nicht ſein. Er wird nicht ſein, wenn der Weg zu ihm in Liquidierungen, Geheimpolizei, Verſchickungen nach den arktiſchen Zonen, in Maſſendeportationen und anderen Greueln beſteht. Wir ſchrecken vor der Gewalt zurück. Mag man das ſentimental nennen. Wir bekennen, daß wir nach dem Erlebnis der faſchiſtiſchen und naziſtiſchen Greuel überſenſibiliſiert ſind gegenüber allem, was Zertretung des Menſchen iſt, daß nicht nur unſer Gewiſſen, ſondern auch unſere Nerven zuſammenzucken, wenn wir von irgendwelcher Gewalttat gegenüber Menſchen hören. Wir erſchrecken vor der Gewalt um ihrer Opfer willen, aber auch um derer willen, die ſie ausüben müſſen. Wir erſchrecken vor der Beſtie im Menſchen. Wir glauben nicht an einen Sozialismus, der nur dadurch errichtet und aufrechterhalten werden kann, daß Tauſende und Tauſende von Menſchen zu Beſtien, zu Folterknechten, Henkern, Nackenſchützen, Lagerwärtern und Fronvögten werden müſſen. Ja das iſt es: Wir erſchrecken nicht nur vor der Gewalt, ſondern wir glauben nicht an ſie.

Wir glauben, daß der Sozialismus ſeine tiefſte Kraft, ſein heiligſtes Feuer verliert, wenn er ſich mit der Gewalt einläßt. Er wird ſeine Anziehungskraft, die Fähigkeit, zu begeiſtern und zu überzeugen, einbüßen. Er kann nur noch vergewaltigen und zertreten — und daran wird er zugrunde gehen. Statt ſeiner wird die Tyrannei da ſein, die vielleicht noch ſeinen Namen mißbraucht und die Welt damit belügt. An Stelle der klaſſenloſen Geſellſchaft wird eine neue Klaſſe von Bedrückern, Nutznießern, Schmeichlern und Denunzianten da ſein, und eine Maſſe, die das eigene Denken, das eigene Gewiſſen eingebüßt hat und — wenn es gut geht — mit „Brot und Spielen“ in dumpfer Zufriedenheit gehalten wird. Vielleicht aber wird es der Tyrannei nicht einmal möglich ſein, genug Brot zu ſchaffen; denn es iſt nun einmal ſchwerer und erfordert mehr geiſtige Kraft, wirtſchaftliche Probleme zu löſen, als mit dem Bajonett und der Geheimpolizei zu regieren.

Einem Sozialismus, der auf Diktatur, Gewalt und Terror aufgebaut iſt, wird *jedes* andere Wirtſchaftsſyſtem, das ſich irgendwie noch auf Freiheit und Menſchenwürde gründet, turmhoch überlegen ſein. Es iſt nicht zufällig, daß der in ſeinen höchſten Idealen unſicher gewordene Sozialismus, der nicht recht weiß, ob er es mit der Freiheit oder mit der Knechtſchaft verſuchen ſoll, heute geiſtig immer mehr in die Defenſive geraten iſt. Das war lange Zeit anders. Es hat lange Zeit eigentlich nur noch einen politiſchen Kampf, einen Machtkampf gegen-

über dem Sozialismus gegeben, heute gibt es wieder eine geiſtige Front gegen ihn. Lange Zeit wurden keine Ideen und Ideale mehr gegen den Sozialismus ins Feld geführt. Die kapitaliſtiſche Welt hatte keine Ideale mehr oder glaubte ſelber nicht mehr an ſie. Die Ideale, die zukunfttragenden Ideen, die begeiſternden und hinreißenden Gedanken waren auf Seiten des Sozialismus und erfüllten die ſozialiſtiſche Bewegung mit dem Glauben an den Sieg, auch dann, wenn ihr jede äußere Macht fehlte. Dieſe Situation hat ſich geändert; darauf muß einmal aufmerkſam gemacht werden. Es gibt heute einen kapitaliſtiſchen Liberalismus, der abſolut überzeugt iſt, daß er ein höheres Ideal vertritt. Und der Sozialismus möge ſich nicht täuſchen; überlegenes Getue ſeinerſeits und ein paar verbrauchte marxiſtiſche Schlagworte ſind noch keine wirkliche Ueberlegenheit. Ja, ein wirklicher Sozialismus, der Freiheit, Menſchenrechte und Menſchenwürde in ſich ſchließt, erfüllt und vollendet, der iſt einem Arnold Hayek, einem Walter Lippmann, einem Wilhelm Röpke ſieghaft überlegen, aber gegenüber einem Sozialismus plus Diktatur und Terror vertreten jene liberalen Kapitaliſten das unbedingt beſſere Ideal. Sie haben den Moment ihres Angriffs gut gewählt. Sie haben einerſeits geſehen, daß die Welt nach dem Erlebnis Muſſolini-Hitler genug hat von allem, was Entrechtung und Entwürdigung des Menſchen iſt, und ſie haben geſehen, daß der Sozialismus ſich nicht eindeutig und abſolut unmißverſtändlich zu den Menſchenrechten bekennt, mit diktatoriſchen Wegen liebäugelt oder mindeſtens eine ſchwankende Haltung einnimmt, und darum, um dieſes Verrates an ſeinem eigenen Beſten willen, innerlich geſchwächt iſt.

Es iſt eine beſchämende und traurige Tatſache, daß der Sozialismus in ſeiner heutigen Geſtalt die Menſchen nicht mehr hinzureißen, nicht mehr mit Glauben und Begeiſterung zu erfüllen vermag und ſchließlich gezwungen iſt, zu den Idealen von geſtern Zuflucht zu nehmen oder aber die Menſchen mit Illuſionen abzuſpeiſen. Sollen wir uns als Sozialiſten wirklich damit abfinden, daß das Ideal der Internationale verſinkt und von nationaliſtiſchem Patriotismus erſetzt wird, daß der Kultus kriegeriſchen Heldentums an Stelle des Kampfes für den Völkerfrieden und gegen den Kriegswahn tritt, daß irgendwelche Raſſenmythologie, wie zum Beiſpiel der Panſlawismus, wieder benützt werden, um die Seelen von Völkern auszufüllen und in Begeiſterung zu verſetzen, daß ſchließlich auch nicht verzichtet werden kann auf die religiöſe Verbrämung des Nationalismus, und ſchließlich auf einmal die während zwanzig Jahren verhöhnten Popen und unterdrückten Metropoliten wieder mit ihren Ikonen erſcheinen und zur letzten Zuflucht des armen Volkes werden, das heißt, daß der Sozialismus nun ſelber genötigt iſt, wenigſtens das von ihm ſo lange gebrandmarkte „Opium“ zu verabreichen, weil er anſtatt Gerechtigkeit und Friede Unterdrückung und Krieg gebracht hat.

*

Es geht uns um nichts anderes als um die Klärung des ſozialiſtiſchen Ideals, wenn wir über Rußland reden. Gerade darum aber darf uns beim Suchen der Wahrheit keinerlei Rückſicht hemmen. Man empfiehlt uns Zurückhaltung. Es gibt Sozialiſten, die durchaus nicht beſtreiten, daß die Behauptung von dem in Rußland verwirklichten Sozialismus eine Fiktion iſt, aber ſie ſind der Meinung, daß wir als Sozialiſten darüber ſchweigen ſollten. Wir haben doch — ſo ſagen ſie — keinen Anlaß, auch unſerſeits an die große Glocke zu hängen, was die bürgerliche Preſſe ihren Leſern tagtäglich ſerviert. Ich bin auch der Meinung, daß wir über dieſe Dinge nicht ſo reden ſollen wie die bürgerliche Preſſe, ſondern anders, aber ja nicht etwa leiſer, ſondern zehnmal lauter und leidenſchaftlicher, gerade weil es uns nicht um Reaktion und Aufrechterhaltung unſerer Klaſſenprivilegien, ſondern um eine neue, beſſere Geſtalt der ſozialen Dinge geht. Ein Bürgertum, das zum faſchiſtiſchen Terror jahrzehntelang geſchwiegen, ja ihn beſchönigt hat, das hat nun allerdings wenig inneres Recht, ſich über den ſowjetruſſiſchen Terror zu entrüſten. Aber wenn wir mit den Opfern des Faſchismus gelitten haben, dann haben wir auch das Recht, mit letzter Leidenſchaft dafür einzuſtehen, daß nicht im Namen des Sozialismus Methoden angewendet werden, die zum Weſen des Faſchismus gehören.

Aber gibt es nicht noch einen anderen Grund zur Zurückhaltung in der ruſſiſchen Frage, einen edleren Grund als die einfältige taktiſche Beſorgnis, man könnte von der bürgerlichen Preſſe zu ihren Zwecken mißbraucht werden? Wir meinen die Rückſicht auf die Hunderttauſende von Arbeitern, für die Rußland das einzige Licht im Dunkel eines hoffnungsloſen Daſeins iſt, der Gedanke an „das Volk, das in der Finſternis wandelt", und das nun im Oſten den Stern der Verheißung hat aufgehen ſehen. Wer wollte nicht mit Ehrfurcht und tiefer Liebe an dieſe Menſchen denken und im Gedanken an ſie die Größe der Verantwortung ſpüren, wenn er über dieſe Dinge redet. Und doch — ja, es iſt eine Härte, wenn wir jenes Licht antaſten, aber iſt es nicht gerade die Liebe und das Verantwortlichkeitsgefühl, das uns zu dieſer Härte zwingt? Sollen denn dieſe Arbeiter belogen werden? Haben wir ihnen nichts anderes zu geben? Sollen ſie ſich von Illuſionen nähren, weil es keine Ideale und keine wahrhaftigen Hoffnungen für ſie gibt? Soll die ganze Welt wiſſen, wie es in Rußland ſteht, und nur die Arbeiter ſollen es nicht wiſſen? Vielleicht haben auch die litauiſchen und eſtniſchen Arbeiter an die ruſſiſche Freiheit und den ruſſiſchen Sozialismus geglaubt! War es für ſie früh genug, die Wahrheit zu erfahren, als die Ruſſen kamen und die Maſſendeportationen begannen, als am Vorabend vor den „freien Wahlen" in Litauen etwa 12 000 Menſchen verhaftet wurden? Man mache ſich doch klar, daß Deportation etwas vom Furchtbarſten, das Menſchenrecht am tiefſten Verletzende, iſt, was es gibt. Ueber dieſe Dinge gibt es kein Schweigen. Auch wenn der Sowjet-

ſtern darob jeden Glanz verliert und zum Symbol des Unheils und des Grauens wird.

Eine weitere Vorfrage iſt die: Gibt es denn überhaupt eine Möglichkeit, über Rußland etwas zu wiſſen? Bei vielen Sozialiſten iſt es üblich geworden, das Rußlandproblem beiſeite zu ſchieben und auf ſich beruhen zu laſſen, mit der Begründung, man wiſſe ja doch nie etwas Zuverläſſiges und Authentiſches darüber. Wir haben den Verdacht, daß hinter dieſem Standpunkt mangelnder Wille zum Sehen oder eine unbewußte Scheu vor unliebſamer, Illuſionen zerſtörender Wahrheit ſtecke. Man behauptet, daß es nur zwei Kategorien von Nachrichten über Sowjetrußland gebe: Propaganda dafür und Hetze dagegen, beides gleich wertlos. Wir geben ſelbſtverſtändlich zu, daß es weſentlich ſchwieriger iſt, die Wahrheit über Rußland zu erfahren als über Amerika. Denn aus freien Ländern kommen immer beide Stimmen zu uns: die begeiſterte und die kritiſche, die des Lobredners und die des Anklägers. Aus totalitären Staaten kommt immer nur, offiziell und inoffiziell, Propaganda. Man fällt ihr unverſehens zum Opfer.[1]) Der „eiſerne Vorhang", der Rußland vom Weſten trennt, iſt Tatſache. Ihn abzuleugnen oder zu bagatelliſieren — in dieſen Dingen ſchwätzt ja einer dem andern ſo gerne etwas nach —, iſt ſelbſt wieder nur Propaganda. Das Herauskommen aus ſeinem Lande iſt für den Ruſſen ſo unmöglich wie es nur je für den Deutſchen war aus dem Dritten Reich herauszukommen — aus begreiflichen Gründen noch unmöglicher. Totalitäre Staaten ſind geſchloſſene militäriſche Lager (um es milde zu ſagen), aus denen man nicht ohne Paßwort herauskommt. Sich ihrem Machtbereich entziehen zu wollen, iſt ein todeswürdiges Verbrechen. Dieſe Machtgebilde ſind von einer Zone des Schweigens umgeben; das wird jeder zugeben, der Propaganda nicht als wirkliches menſchliches Reden gelten läßt. Aber ſpricht nicht dieſes Schweigen eine beredte Sprache? Hört man nicht aus ihm heraus die Klage und das Stöhnen der Unterdrückten, denen auch das Klagen und Stöhnen verboten iſt. André Gide ſagt in ſeinem Rußlandbuch (S. 70/71): „Wenn alles, was wir in Sowjetlanden ſehen, fröhlich erſcheint, ſo auch deswegen, weil alles, was nicht fröhlich iſt, verdächtigt wird; weil es höchſt gefährlich iſt, traurig zu ſein, oder wenigſtens ſeine Traurigkeit merken zu laſſen. Zum Klagen iſt nicht Rußland der rechte Ort, ſondern Sibirien." Und es iſt mehr als eine witzige Anekdote, es iſt ein

---

[1]) Wenn ich im Juni-Heft der N. W. 1946 (S. 290) geſchrieben habe: „Das Strafrecht der Sowjetunion gilt als das modernſte, vernünftigſte und menſchlichſte" ſo bin ich ſelbſt das Opfer der Propaganda geworden. (Vielleicht auch in den andern Behauptungen jenes Abſchnittes.) Jedenfalls mußte ich mich inzwiſchen davon überzeugen, daß die praktiſche Ausübung der Juſtiz an politiſchen Verbrechern (und das heißt doch wohl in der Regel: an Unſchuldigen) und der Strafvollzug an ihnen zum barbariſchſten und unmenſchlichſten gehört, was ſich die Phantaſie ausdenken kann.

sehr ernster Scherz, den John Gunther (in „So sehe ich Europa", S. 483) erzählt: „Ein russischer Bauer beobachtet die Errichtung eines neuen Kurzwellensenders. Der Techniker erklärt ihm, daß jede Stimme, die in das Mikrophon spricht, auf der ganzen Erde gehört werde. Der Bauer fleht, daß man ihm erlaube, es einmal zu versuchen. Er will nur *ein* Wort sagen. Er erhält die Erlaubnis — tritt vor das Mikrophon und schreit: ‚Hiiilfe!' " Uns ist, als hätten wir diesen Schrei gehört, und als müßten wir versuchen, auch andern die Ohren dafür zu öffnen.

Es gibt nur wenige, die in der Lage sind, nach Rußland zu reisen und nachher darüber zu berichten. Wir sind auf die Berichte dieser wenigen angewiesen. Selbstverständlich werden wir uns bei ihren Berichten entscheiden müssen, ob wir ihnen glauben können oder nicht. Wir werden uns die Leute ansehen müssen. Wir werden nach ihrer Gesinnung, nach ihren Vorurteilen, nach ihrer Suggestibilität, nach ihrer politischen Dogmatik fragen und alle menschliche Irrtumsfähigkeit und Schwäche in Rechnung stellen. Und wir werden auch immer offen zu bleiben und auf andere zu hören haben.

Ich nenne im folgenden die Bücher, aus denen ich im wesentlichen die Tatsachen geschöpft habe, die ich nennen werde.

Vorerst die Bücher des 1869 geborenen französischen Dichters *André Gide:* „Zurück aus Sowjetrußland" und „Retuschen zu meinem Rußlandbuch" (Jean-Christoph-Verlag, Zürich). Dieser Mann ist 1936 auf Einladung des sowjetrussischen Schriftstellerverbandes als ein Gläubiger und Begeisterter nach Rußland gereist mit fünf Freunden zusammen, von denen zwei Kommunisten, einer ein Spanienkämpfer war — und er ist in tiefer und schmerzlicher Enttäuschung und in großer Besorgnis um den Sozialismus zurückgekommen.

Sodann die Bücher der beiden amerikanischen Botschafter, die Roosevelt nach Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zuerst nach Moskau sandte: *William C. Bullitt* „The Great Globe itself" (Scibner's Sons, New York 1946) und *Joseph E. Davies* „Als USA.-Botschafter in Moskau" (Steinberg-Verlag, Zürich).

Außerdem *Victor Kravchenko* „I chose Freedom", das persönliche und politische Leben eines Sowjetbeamten (Scibner's Sons, New York 1946). Es hat Leute gegeben, die seinerzeit Dr. Goebbels lieber geglaubt haben als den deutschen Emigranten, denen es gelungen war, sich aus der Hitler-Hölle zu retten. So gibt es auch Leute, die finden, daß ein Mann, der unter größten Gefahren, jetzt beständig vom Tode bedroht, nachdem er in seiner Heimat die ganze Erniedrigung und Angst und auch einen genügenden Vorgeschmack der körperlichen Quälerei erfahren hatte, sich von Rußland abgewendet hat, an sich nicht glaubwürdig sei. Wir unserseits empfehlen jedem, der englisch liest, dieses Buch zu lesen.

Wir erwähnen weiter: *Sir Walter Citrine,* „Auf der Wahrheits-

ſuche in Rußland" (Jean-Chriſtoph-Verlag, Zürich 1938), das gründliche Werk des engliſchen Gewerkſchaftsführers und Labourmannes.

Sodann *Arthur Koeſtler* „The Yogi and the Commissar" und „Darkness at Noon", beide bei Macmillan & Co, New York 1946, erſchienen. Jeder, der im vergangenen Jahrzehnt um die Freiheit gebangt, jeder vor allem, der das grauenvolle Vorſpiel des zweiten Weltkrieges, den ſpaniſchen Krieg, innerlich miterlebt hat, kennt den Namen des Verfaſſers jenes Spanienbuches: „Menſchenopfer unerhört", des Mannes, der von Franco zum Tode verurteilt und dann durch engliſche Intervention gerettet wurde. Arthur Koeſtler iſt einer der großen Rufer gegen alle Barbarei, allerdings einer, der auch wohl weiß, daß es etwas vom Ausſichtsloſeſten iſt, die Menſchen erſchüttern zu wollen. Seine Bücher über Rußland gehören meines Erachtens zum Beſten, Klarſten und Fundierteſten, was es über dieſes Thema gibt.

Paul Trautvetter.

(Fortſetzung folgt.)

Zionismus als Weltproblem

Beim gegenwärtigen[1]) Stand des zioniſtiſchen Experimentes in Paläſtina kann es einem wieder bewußt werden, wie ſehr die Sache der Juden eine Weltſache iſt. Noch befindet ſich die Friedenskonferenz der Vereinigten Nationen erſt in Vorbereitung, und ſchon ballen ſich zu Zion, von wo einſt die Verheißung des Völkerfriedens ausging, alle Weltkräfte des Unheils zu einer erneuten und noch kataſtrophaleren Entladung zuſammen. Die ſchwüle Atmoſphäre erinnert an die Klage aus Richard Wagners „Meiſterſinger": „Wahn, Wahn, überall Wahn!" und alſo doch wieder an die zähe Lebenskraft des, im eben erſt überwundenen Nationalſozialismus ſo exemplariſch ausgeprägten, Ungeiſtes, dem die geſamte Menſchheit, und vornehmlich die Judenheit, zum Opfer zu fallen droht.

Es iſt bezeichnend, daß wiederum ein Jude es iſt, der dieſe Gefahr am klarſten erkannt zu haben ſcheint. *Albert Einſtein* hat in einer ſeiner letzten Vernehmlaſſungen die Weltöffentlichkeit beſchworen, daß ſie mit brennend heißem Bemühen eine Welt ſuche, in der man ſo etwas wie zum Beiſpiel das Geheimnis der Atombombe nicht mehr

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen ſind im Nachſommer 1946 niedergeſchrieben worden, ſo daß die aktuellſten Probleme, die der 22. Zioniſtenkongreß in Baſel aufgeworfen hat, keine Berückſichtigung erfahren. Der Verlauf der Kongreßdebatten und die daran anſchließenden Reſoultionen haben aber die hier verſuchte Darſtellung des Kernproblems keineswegs antiquiert, ſondern ihr nur noch eine dringlichere Erheblichkeit verliehen.

nötig habe, eine Welt, in der die Menſchen frei ſein würden und könnten, ohne ſich mehr vor den alten Prozeduren der militäriſchen Gewalt fürchten zu müſſen. Aber Einſtein iſt, wie allgemein bekannt, ein kluger Kopf, und weiß ſonderlich gut, daß alles relativ iſt. Er weiß, daß ein Problem der Phyſik etwas anderes iſt als ein Problem der Ethik, und daß ſich das Plutonium leichter denaturieren läßt als der Geiſt des Uebels, der im Menſchen hauſt. Und darum iſt er ſelbſt nicht frei von Furcht, ſondern, im Gegenteil, er ſieht, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben, um die Probleme, und zwar die ethiſchen Probleme, zu löſen, welche der Krieg durch ſeine Technik und die ihm dienende Wiſſenſchaft aufgeworfen hat. „Gewaltige Kräfte", ſo ſchreibt er, „treiben in der politiſchen Welt auf eine Kriſis zu. Wenn wir auf das Kriegsende zurückblicken, dann kommt es uns nicht ſo vor, als läge es zehn Monate, ſondern als läge es zehn Jahre zurück! Viele führende Männer ſprechen zwar von einer Notwendigkeit einer Weltautorität und eventuell einer Weltregierung, aber die Pläne zu einer tatkräftigen Verwirklichung dieſer Gedanken kommen nur mit einer ſchrecklichen Langſamkeit voran." Gewiß, es gibt Verſuche in dieſer Richtung, wie es etwa die nun ſoeben beendeten „Rencontres internationales de Genève" beweiſen, dieſe Begegnungen von Männern internationalen Rufes wie Julien Benda, Georges Bernanos, Francesco Flora, Jean Guehenno und wie ſie alle heißen mögen, die ſich für die hohe Sache der Menſchenrechte leidenſchaftlich einſetzen und den heute am tiefſten geſunkenen europäiſchen Geiſt aus ſeiner völligen Verſumpfung retten möchten. Aber das Gute wächſt langſam, und Gewalt und Unrecht haben es eiliger. Nirgends zeigt ſich das deutlicher als in dem Lande, dem heute die Opfer des europäiſchen Antiſemitismus zuſtrömen: *Paläſtina.* Es ſcheint zum Vorfeld auserkoren zu ſein, auf welchem ſich alle Nationen der Erde zum nochmaligen Wettkampf rüſten.

Dieſes Paläſtinaproblem birgt Spannungen von weltweiten Ausmaßen in ſich. Wohl handelt es ſich um ein eigentlich jüdiſches Problem, aber eben darum auch um eine Weltfrage, zu deren Löſung die Weisheit der Weiſen nicht klug genug iſt. Symptomatiſch für dieſes tiefe Ungenügen mögen die Auſpizien ſein, unter denen in dieſem Herbſt[2]) die britiſch-arabiſche Paläſtinakonferenz in London zu tagen begonnen hat. Die offiziellen Vertreter der Juden und teilweiſe auch der Araber ſchloſſen ſich ſelber aus, und was der britiſche Außenminiſter einleitend zu ſagen vermochte, war eine rhetoriſche Glanzleiſtung, die das eigentlich zur Diskuſſion ſtehende Problem, ſtatt es zu entrollen, in einen fadenſcheinigen Optimismus einhüllte und es ganz einfach beſchwieg. „Wenn der Geiſt des Realismus und des Verſtändigungswillens herrſcht, dann", ſo führte er aus, „bin ich überzeugt, daß eine Löſung gefunden werden kann." Kann man denn aber im

[2]) Vgl. die Anmerkung auf S. 17.

Ernſt mit dieſem „Geiſt des Realismus und des Verſtändigungswillens“ als einer jetzt wirkſamen Macht rechnen? Die Juden auf den Flüchtlingsſchiffen, die ſich den erſehnten Geſtaden ihres ihnen weisgemachten Nationalheims nähern, brechen in Schreikrämpfe aus, weil ſie unmittelbar vor ihren Augen ihre einzige Hoffnung wie eine Fata Morgana entſchwinden ſehen, um ſtatt deſſen nach Zypern, einer ihnen nichts ſagenden Inſel, die mehr wieder einem Konzentrationslager als einer Zufluchtsſtätte gleicht, gewaltſam entführt zu werden. Und ihre Brüder auf dem Feſtlande führen inzwiſchen ihre Verzweiflungspolitik weiter, ſprengen in Haifa, in Tel-Aviv, in Jeruſalem und im ganzen Lande herum Häuſer, Brücken und Verkehrslinien, ja, erklären ſogar offen der britiſchen Mandatsmacht den Krieg um ſich das bißchen Lebensrecht zu erzwingen, das ein blinder Eifer nur gerade dort zu haben behauptet. Ein *blinder* Eifer? Iſt nicht gerade Hellſicht in dieſem Eifer? Wir werden noch ſehen, was richtig iſt. Tatſache aber iſt, daß die terroriſtiſchen Extremiſten ſich ſelber und der Sache des Zionismus und ſchließlich wiederum dem ganzen Judentum nur ſchaden, aber den iſmaelitiſchen Vettern, den Arabern, nur dienlich ſein können. Und die Tragik dabei iſt, daß die Juden in ihrer Geſamtheit wieder als Sündenböcke herhalten müſſen. Denn die Welt regiſtriert ſeit jeher nur die Untaten Iſraels, nicht aber Iſraels ausweglose Not und Verzweiflung, aus der ſchließlich jene makkabäiſchen Geheimorganiſationen entſtanden ſind wie die „Irgun Zvai Leumi“ oder die „Palmach“ ſamt der ſogenannten „Stern-Gruppe“, deren Sinn ſich in der notoriſchen Durchführung von ineinander geketteten Sabotageakten zu erſchöpfen erſcheint. Gewiß, auf dem zioniſtiſchen Programm ſtand es ſchon längſt, daß der Judenſtaat ſo jüdiſch werden ſollte wie England engliſch iſt; aber niemand hat das ernſt genommen als die Zioniſten ſelber und — die *Araber*. Dieſe hatten und haben leider noch immer im heutigen Exmufti von Jeruſalem, dem mit Recht berüchtigten Haj Amin ef *Huſſeini*, einen abgefeimten und routinierten Vertreter ihrer mohammedaniſchen Intereſſen. Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß ſtellte ſich heraus, daß dieſer Mufti den Popanz des Raſſenantiſemitismus des Dritten Reiches künſtlich geſchürt und begünſtigt hatte, dergeſtalt, daß er geradezu als der intellektuelle Urheber der Maſſenausrottung der europäiſchen Juden angeſehen werden kann. Kein Wunder, daß die Nazis trotz ihrer Gegnerſchaft gegen die ſogenannte ſemitiſche Raſſe mit den ſemitiſchen Arabern gut Freund ſein konnten: ſie hatten an ihnen Bundesgenoſſen, die in den Vernichtungslagern von Auſchwitz, Maidanek und Treblinki die bequemſte Löſung des Paläſtinakonfliktes erblickten. Im Vollzug des gegen die Achſe ſiegreich geführten Krieges wäre es darum logiſch, wenn die Alliierten anfingen, ſich von den Arabern zu diſtanzieren und ſich dafür um ſo mehr für die Sache der Juden einſetzten. Aber wer will ſich die Finger verbrennen? Wer will die Partei der Schwachen und Ent-

rechteten ergreifen, zumal ſich auch auf dieſer Seite Schuld und Unrecht häuft? Und wer die Feindſchaft des ſtarken, an den ſo nötigen Rohſtoffen reichen und für die Wirtſchaftsbeziehungen ſo unerläßlich notwendigen arabiſch-mohammedaniſchen Weltblocks gegen ſich provozieren? Die Juden möchten nichts als eine Heimat, *ihre* Heimat, ein Landſtück, ein Fleckchen eigener Erde, die nur ein einziges Prozent derjenigen Erde darſtellt, die ohnehin von den Arabern beherrſcht wird, und ſie möchten dieſes Land begreiflicherweiſe nicht irgendwo, weder in Uganda noch ſonſtwo in Afrika, weder in Aſien noch in Südamerika, ſondern eben dort, wohin ſie ihr nie ganz erloſchenes Heimweh zieht, nach dem Land ihrer Väter und nach der Stadt ihrer Gottesdienſte, nach Jeruſalem, nach *Zion.* „Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen!“ (Pſalm 137, 5.) Doch dieſer Sehnſuchtsſchrei vermag die arabiſche Weltmacht, die von den Säulen des Herkules bis nach Indien reicht, nicht zu erweichen, wenn ſie auch den Verluſt dieſes Erdenfleckes noch ſo mühelos verſchmerzen könnte, ja, daraus nur Voteil zöge, falls Paläſtina kraft des jüdiſchen Ingeniums zu einem ſegensreichen Handels- und Kulturſtaat im Vorderen Orient würde. Allen Einwänden und ſelbſt den Tatſachen zum Trotz hat der Generalſekretär der Arabiſchen Liga, Abdurrahman Azzam Paſcha, an der letzten Londoner Konferenz Paläſtina ganz einfach als arabiſches Land erklärt.

So iſt jeder Ausblick auf ein befriedetes jüdiſches Volk, das ſich zum Segen des Weltganzen dem Kreiſe der Nationen einordnet, umſonſt? Die Erfahrung lehrt jedenfalls, daß die Welt den Anblick eines zur Ruhe gekommenen Ahasvers nicht erträgt. Gerade wenn ſich der Jude auf den Weg der ſimpelſten Löſung ſeiner Exiſtenzfrage begibt und ſich freiwillig aus derjenigen Aktionszone ausſchaltet, wo er ſeine beſte Fähigkeit anwenden könnte, nämlich im Bereich des klugen Verhandelns, läuft er erſt recht Gefahr, ſich allen Stürmen auszuſetzen und die Umwelt gegen ſich aufzureizen. Und dieſe Gefahr iſt in der Gegenwart ſo akut, daß ſchon die aufſehenerregende Fanale des zioniſtiſchen Extremismus — man denke an das verwerfliche Attentat auf *Lord Moyne* oder an die Sprengung des *King-David-Hotels* zu Jeruſalem — zu Initialzündungen erneuter antiſemitiſcher Wellen über den ganzen Erdkreis werden können und wohl ſchon konnten. Die Zwangslage Englands wird erbarmungslos ſichtbar. Aber wer iſt ſchuld, daß es ſo weit gekommen iſt? *Die Juden ſagen:* die Engländer mit ihrer Verſchleierungstaktik ſind ſchuld; ſie hemmen und verzögern unſere Einwanderung in Erez Israel, ſie treiben eine unfaire Politik, halten ihre Verſprechen nicht und brechen ihre Verträge; ſie tun, als ob die Balfourdeklaration und das Paläſtinamandat nicht nach Wortſinn und Sachgehalt unmißverſtändliche Staatsdokumente wären, ſondern eine Art Kautſchuk, den man ziehen und drehen kann, wie man will. Und *die Engländer entgegnen:* wir ſind die einzigen, auf die ihr

euch noch verlaſſen könnt; wir haben, eine Zeitlang ſogar völlig iſoliert, das euch zermalmende Nazitum zu eurem Guten aufgerieben; wir haben es ſchließlich getan im Verein mit den Amerikanern und ſicher auch mit den Ruſſen; wir haben euch einſt mangels genügender Transportmittel und unter dem Druck der Kriegsverhältniſſe in einer auch uns nicht wünſchenswerten Weiſe zur Flucht verhelfen und euch doch weſentlich beiſtehen können; dabei durften wir es mit den Arabern nicht verderben, um nicht den ungehinderten Verkehr mit unſeren Dominions zu gefährden, und wir geben euch dankbar zu, daß eure paläſtinenſiſchen Soldaten uns auf unſerem afrikaniſchen Feldzug in der heldenmütigſten Weiſe unterſtützt haben, daß ihr eure Induſtrie uns zur Verfügung geſtellt und ihr eure Haganah, eure Selbſt- und Notwehr, ſogar aus unſeren Händen empfangen habt. Ja, der entſcheidende Umſchwung zu El Alamein hat ſich mit, nicht ohne euch vollzogen. Aber nun gebt euch zufrieden und ſeid dankbar dafür, daß die auf euch gelegene Achſe zerbrochen iſt. Ihr könnt jetzt wieder in aller Herren Länder als freie Menſchen leben und überall „daheim" ſein. Aber mit dem, was ihr eure Heimat nennt, ſeid vorſichtig. Die iſt zerbrechlich, ja, iſt ſchon zerbrochen ſeit Jahrtauſenden, ſeit den Tagen Veſpaſians bereits!

Wem gehört alſo Paläſtina? Den Arabern, den Engländern oder den Juden? Es melden ſich noch andere, die meinen, einen Anſpruch darauf erheben zu dürfen — die *Chriſten.* Und es paßt den Engländern ſonderlich gut, daß ſie ſich doch zugleich auch als Chriſten vorſtellen und demgemäß von „heiligen Orten" reden können, wenn ſie mitunter auch nur die Oelleitung nach Haifa meinen. Bevor wir aber die chriſtliche Stellungnahme zum Paläſtinaproblem erörtern, möchten wir das Geſamtbild der heutigen Lage noch etwas ergänzen. Das Werben des britiſch-amerikaniſchen Blockes um Arabiens Freundſchaft hat noch einen ganz anderen Grund, einen ſolchen, der im Gefüge der geſamten Weltpolitik von ausſchlaggebender Bedeutung iſt: das Oſt und Weſt auseinandertreibende Dynamit grundſätzlich verſchiedener Syſteme. Im Weſten der immer noch vorwiegende liberaliſtiſche Kapitalismus, im Oſten das Kollektivſyſtem des Kommunismus mit ſich ſelber verleugnenden imperialiſtiſchen Tendenzen. Und eben dieſer ruſſiſche Bär iſt es, der auch — wiewohl unſichtbar — ſeine Tatze in Paläſtina einkrallt in der Geſtalt kommuniſtiſch denkender Zioniſten, aber auch in der Geſtalt einer abwartenden Diplomatie. Niemand hätte an einem Bruch zwiſchen Engländern und Arabern eine größere Freude als der heutige Ruſſe. Schon lange wartet er auf den Sprung von den Dardanellen zum Suezkanal und weiter zum perſiſchen Meerbuſen, und er ſetzt ſeine ganze Hoffnung darauf, daß die New Yorker Geldjuden in das zwiſchen London und Kairo mottende Feuer Oel hineingießen, um ſich dann auf die Seite der englandfeindlichen Araber zu ſtellen. Aber noch iſt gar nicht abzu-

ſehen, wie er ein ſolches Kunſtſtück fertigbringen kann. Denn eben dazu bedarf er der Juden, gegen die er nichts zu haben wünſcht, und darum iſt es ihm noch einmal recht, wenn die Juden nicht mit den Arabern, ſondern mit den Engländern brechen. Zugleich geſtattet ſeine Sowjetweitherzigkeit wieder die Ausübung eines jeden religiöſen Kultes, nicht nur des ruſſiſch-orthodoxen, ſondern auch des mohammedaniſchen, ſo daß dem ruſſiſchen Bären theoretiſch die Tore wirklich allſeits geöffnet ſind.

Im Gegenwartsſpiegel des Zionismus konzentriert ſich mithin das ganze Weltproblem. Gibt es einen Schlüſſel, der geeignet wäre, in das Innerſte dieſes Problems einzudringen und, wenn nicht zu löſen, es doch aufzuſchließen und der Löſung entgegenzuführen?

I.

Die Einſicht iſt heute ſchon öfters erkannt und ausgeſprochen worden, daß der Juden Sache nie nur die Juden, ſondern alle Menſchen angeht. Die im Zionismus gegenwärtig überſcharf zugeſpitzte Judenfrage iſt eine Weltfrage. Die Juden in ihrer Mehrheit, aber auch Nichtjuden, meinen eben den Zionismus ſelbſt als *die* Löſung betrachten zu ſollen. Es iſt darum alle Welt und inſonderheit die chriſtliche Kirche nach ihrer Stellung zum Zionismus gefragt. Um aber dazu Stellung nehmen zu können, iſt es nötig, etwas über das Weſen, die Entſtehung und Geſchichte des Zionismus zu *wiſſen*. Deshalb ſeien hier ein paar wichtige Reminiſzenſen feſtgehalten.

Bisweilen ſtößt man auf die Auffaſſung, der Zionismus ſei erſt nach dem Erſcheinen von Theodor *Herzls* „Judenſtaat" entſtanden. Das iſt unrichtig. Herzl hat vielmehr nur das Verdienſt, in klarer, unmißverſtändlicher Form ausgeſprochen zu haben, was an unklaren Hoffnungen und unbeſtimmten nationalen Erwartungen längſt ſchon in der Judenheit ſchlummerte. Denn zu allen Zeiten hat das über die ganze Welt zerſtreute Diaſpora-Judentum ſeine Blicke auf die heilige Stadt gerichtet, und in jedem Geſchlecht und in jedem Land gab es Juden, die ſich exiſtentiell allein von der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr ins gelobte Land nährten. Das waren Zioniſten vor Herzl.

Das ſtets wieder auflodernde Nationalbewußtſein auf dem wogenden Meer eines überall hinflutenden Judenhaſſes, den man immer ſchon fälſchlicherweiſe kurzweg mit Antiſemitismus bezeichnete, fand immer wieder begeiſterte Anwälte, und Männer wie *Moſes Heß* und *Dr. Pinſker* haben der Bewegung, die dann Herzl zielbewußt zu lenken vermochte, mächtig vorgearbeitet. Der Philoſoph und Schriftſteller Moſes Heß ſchrieb ſchon 1840: „Wir werden immer unter den Völkern, welche uns aus Gründen der Menſchlichkeit oder aus Gerechtigkeitsgefühl gewiſſe Rechte einräumen, im Grunde uns aber nicht

achten, Fremdlinge bleiben, ſolange wir unſere großen Erinnerungen an die zweite Stelle ſetzen, um in erſter Linie nach dem Grundſatz zu leben: ‚Ubi bene, ibi patria'."

In ſeinem Buch „Rom und Jeruſalem" tritt er für den Erwerb einer jüdiſchen Heimat ein und fordert ſeine Volksgenoſſen zu maſſenhafter Auswanderung nach Paläſtina auf. Pinſker ebenfalls veröffentlichte 1882 ſeine „Autoemanzipation", in der er erklärte, daß die Juden von niemandem irgendetwas zu erwarten hätten, und daß ſie daher ſelbſt die Löſung der Judenfrage in die Hand nehmen müßten. „Die Juden", ſagte er, „können aus ihrer widernatürlichen Lage, die wie ein Verhängnis auf ihnen laſtet, und in der ſie weder leben noch ſterben können, nur dann herauskommen, wenn ſie, ſtatt fremde Hilfe anzurufen, ſich bemühen, aus eigener Kraft der Verbannung zu entgehen." Auch er alſo redet von einem Judenſtaat, und in ſeinem Programm iſt bereits der ganze Zionismus enthalten. Zugleich ſetzte damals eine Bewegung ein, deren Urheber eher von gemeinnützigen Gefühlen geleitet waren, und die zur „Alliance Israélite Universelle" führte. Dieſer iſraelitiſche Weltbund hatte vor allem die Hebung des Judentums mittelſt Gründungen von Schulen und Ackerbaukolonien in Paläſtina zum Zwecke, und diejenigen, die ſich an vorderſter Front dafür einſetzten, hatten bei ihren Verſuchen oft ihr ganzes Vermögen und ihre Geſundheit eingebüßt. Auch innerhalb des Judentums waren ſie Rufer aus der Wüſte; denn es war keineswegs ſo, daß man ihrer Botſchaft zujubelte. Die Juden des Weſtens betraten nach dem Vorgange des edlen *Moſes Mendelsſohn*, des jüdiſch-deutſchen Sokrates (vgl. die glänzende Studie von Margarete Susman über ihn in „Neue Wege", Jahrgang 40, Heft 7/8) immer noch den Weg der *Aſſimilation*, den ein Zioniſtenführer die „Politik der Fleiſchtöpfe" nannte, und genoſſen auch tatſächlich weithin volle Gleichberechtigung. Anderſeits waren die Juden Rußlands unter der Laſt ihrer fortwährenden Bedrückungen beinahe willenlos geworden, ſo daß es ſchon eines äußeren Anſtoßes bedurfte, um ſie zu neuen Entſchlüſſen zu bewegen. Dieſer Anſtoß erfolgte in allergrauſamſter Weiſe durch die Judenhetze von 1881, die wie ein Orkan ganz Südrußland verheerte, und daraufhin verſammelte ſich auf Pinſkers Veranlaſſung der Kongreß von Kattowitz in Schleſien (1884), an der man folgendes feſtſtellte und beſchloß: erſtens, die Juden bildeten ein Volk; zweitens, das jüdiſche Nationalbewußtſein ſei zu wecken, zu fördern und zu feſtigen; drittens, dem jüdiſchen Volk ſei eine Heimſtätte für ewige Zeiten zu bieten; viertens, nur in Paläſtina könne dieſe Heimſtätte ſein; fünftens, es gelte, die hebräiſche Sprache neu zu beleben und ſie zur Nationalſprache zu erklären, wie es einem unabhängigen Volke gezieme, und ſchließlich gab man der neuen Bewegung eine Loſung mit, die beſſer war als ein Programm: „*Chibat Zion*" ſollte ſie lauten, Liebe zu Zion. Allenthalben bildeten ſich Vereine von Chowewe-Zion,

von Zions Liebhabern, in Rußland, in Frankreich, in England, und unter den Anhängern der Bewegung finden ſich die hervorragendſten Namen des damaligen Judentums: Montefiore, Rothſchild, Baron Hirſch, der Millionen für Koloniſationsverſuche bereitſtellte, und dennoch war ihr mangels nationalökonomiſcher und politiſcher Schulung eine Niederlage beſchieden, nicht zuletzt deshalb, weil in Paläſtina ein jüdiſches Proletariat entſtand, das, an Unterſtützungen gewöhnt, zu ſchmarotzen anfing und zu verelenden drohte. Zwar verſuchten Geſellſchaften zur Unterſtützung jüdiſcher Landwirte, dem drohenden Unheil zu wehren, aber da kam eine neue Erſchwerung dazu: die türkiſche Regierung erließ im Jahre 1891 ein Einwanderungsverbot und ſchränkte zugleich den Grunderwerb weitgehend ein. So mußten ſich die Chowewe-Zion damit begnügen, außerhalb Paläſtinas die Wohltätigkeit unter den Volksgenoſſen zu pflegen, und den Gedanken einer nationalen Erneuerung zurückzuſtellen.

Hier, bei dieſem äußeren Zuſammenbruch, begegnet uns nun zum erſtenmal die markante und edle Geſtalt *Theodor Herzls*, deſſen Weſen und Werk noch zu greifbar iſt, als daß wir uns hier lange dabei aufhalten müſſen. „Die Welt wird durch unſere Freiheit befreit, durch unſern Reichtum bereichert und vergrößert durch unſere Größe. Und was wir dort (im zukünftigen Judenſtaat) nur für unſer eigenes Gedeihen verſuchen, wirkt machtvoll und beglückend hinaus zum Wohl aller Menſchen.“ Das iſt der Fanfarenſtoß, mit dem Herzl den Zionismus bis zu ſeiner heutigen Geſtalt begeiſtert hat, und wo wir noch heute einem echten zioniſtiſchen Idealismus begegnen, da atmet er das Fascinoſum des Herzl'ſchen Optimismus. Und doch darf nicht vergeſſen werden, daß ſchon auf dem erſten Zioniſtenkongreß in Baſel der Widerſpruch ſeitens der Juden ein ganz erheblicher war. Geſchloſſen trat das deutſche Rabbinat dagegen auf und redete der Angleichung der Juden an die Gaſtvölker das Wort mit folgenden Gründen: Erſtens ſtünden die Beſtrebungen der Zioniſten, welche in Paläſtina einen jüdiſchen Nationalſtaat gründen wollten, im Widerſpruch zu den meſſianiſchen Weisſagungen der Heiligen Schrift und des ſpäteren jüdiſchen Schrifttums; zweitens mache das Judentum ſeinen Gliedern zur Pflicht, mit völliger Hingabe der Heimat zu dienen, deren Aufnahme man genieße, und ſogar mit aller Kraft deren nationale Intereſſen zu vertreten; drittens laſſe ſich dieſe Pflicht durchaus vereinbaren mit den edlen Beſtrebungen, die eine Beſiedlung Paläſtinas mit jüdiſchen Auswanderern beabſichtigen, ſolange dieſe Verſuche nicht die Bildung eines jüdiſchen Nationalſtaates bezwecken; und viertens und endlich würden Frömmigkeit und Heimatliebe erfordern, ſich der zioniſtiſchen Bewegung fernzuhalten und ihre Kongreſſe zu meiden.

Während Herzl all ſeine Hoffnungen auf ein diplomatiſches Wunder ſetzte, und die deutſchen Rabbiner ihm ſtracks in den Rücken

fielen mit lahmen und reaktionären Argumenten, war es ein anderer, der in dieſem Zuſammenhang nicht unerwähnt bleiben darf: Aſcher Ginzberg, der der weiteren Oeffentlichkeit unter ſeinem literariſchen Pſeudonym *Achad Haam* (Einer aus dem Volke) bekannt wurde. Ihm kommt das unbeſtreitbare Verdienſt einer *Vergeiſtigung* der zioniſtiſchen Ideologie zu. Aus der chaſſidiſchen Ariſtokratie der Ukraine hervorgegangen, war er mit dem jüdiſchen Wiſſen in ſeiner Mannigfaltigkeit vertraut und darum auch mit der Chowewe-Zion-Bewegung ſeiner Zeit und Umwelt. Ihm war es unmöglich, die weltweite Sendung des Judentums in der Enge des politiſchen Zionismus erfüllt zu ſehen, und alle Faſern ſeiner Seele drängten zur Entwicklung einer neuen Theorie des jüdiſchen Meſſianismus. In einem Zeitungsartikel mit der Ueberſchrift „Lo se ha'derech" (Nicht dies iſt der Weg) ſuchte er den Paläſtinafreunden klar zu machen, daß ſie auf falſcher Fährte ſeien. Ihm ging es weniger um die Wiederbringung des Landes, als um die Wiedergeburt des Volkes überhaupt, und ſo beſtand ſeine erſte Sorge nicht darin, das Land für das Volk, ſondern das Volk für das Land vorzubereiten und es für ein freies nationales Leben zu erziehen. In deutlicher Abkehr von Herzl gründete er den Orden der „Söhne Moſes", eine Art jüdiſchen Freimaurerbund, in deſſen Programm es u. a. heißt: „Wehe uns, in ſchlechten wie in guten Zeiten! Das Mißgeſchick ſchädigt unſeren menſchlichen Charakter, das Wohlergehen aber unſeren nationalen Geiſt; jenes flößt den anderen Verachtung für uns ein, dieſes verleitet uns dazu, unſere eigene Nation zu verachten. Der Weg des Lebens und der Weg des Todes liegen vor uns. Um leben zu können, müſſen wir uns ein eigenes Heim an einer ſicheren Stätte, im heimatlichen Lande, errichten. Vor allen Dingen muß aber unſer Bund die Menſchenherzen mit moraliſchen Waffen erobern: er muß den Begriff der Nationalität erweitern und ihn zum Rang eines ſittlichen Ideals erheben." Mit Wehmut werden heute manche Juden an die Warnungen dieſes charaktervollen Mannes zurückdenken, wenn ſie an die zioniſtiſche Praxis der Gegenwart denken.

Dieſer Zionismus der Gegenwart hat zwar auch etwas Großes. Seine Größe beſteht darin, daß er entweder unmittelbar vor dem Sieg oder aber ebenſo unmittelbar vor ſeiner Kataſtrophe ſteht. Er geht nun tatſächlich, wie Achad Haam ſich ausdrücken würde, den Weg des Lebens und den Weg des Todes. Seine Parole iſt einfach und lautet nach Ibſens Brand: „Alles oder nichts!" Und das iſt die Totalitätsſprache, wie ſie unter dem Druck einer Totaldrohung ſeitens einer antiſemitiſchen Diktatur gelernt wird. Alle die Millionen Juden, die in den vergangenen Jahren die unentgeltlichen Lehrkurſe auf den europäiſchen Hochſchulen des Elends durchgemacht haben, wiſſen nur eines: Wir haben nichts zu verlieren. Schlimmer kann es nicht kommen. Alſo: Wir klammern uns mit der letzten, uns übriggebliebenen Kraft an das eine, das uns immer verband: an unſere Liebe zu Zion. Darum heim-

wärts nach Paläſtina, und zwar unter allen Umſtänden! Einer ſolchen Inbrunſt ſind die ſittlichen Maßſtäbe, die noch ein Achad Haam dem Zionismus anlegen wollte, nicht mehr angemeſſen. Möge die ecclesia sancta über ſolchen Zionismus das Anathema ausſprechen und ihn als geilen Baalismus verdammen, mit der Wucht einer Naturnotwendigkeit iſt er dem Schoße des Grauens entſprungen und will nun einfach ein Stück politiſche Verwirklichung. Darum iſt es zu begreifen, daß *Norbert Weldler* bereits den „Sieg des zioniſtiſchen Gedankens als *die* Löſung der Judenfrage" verkündigt hat und dabei die ganze Komplexität des Problems unterſchlägt. Aber kann man denn dieſer ganzen Sache ihren Lauf laſſen? Iſt es nicht immer deutlicher ein Todeslauf? Glücklicherweiſe fehlt es im Judentum ſelbſt nicht an Mahnern und Ermannern. Die Kritik der Juden am Zionismus hat nie ganz aufgehört. Und es iſt vor allem das traditionelle Judentum, das ſich vor der ausſchließlichen Souveränität der Tora beugt, das ſeine Skepſis anmeldet. Es iſt von der Wahrheit durchdrungen, daß das Uebel, welches Iſrael erdrückt, in ſeiner *Wurzel* bekämpft werden muß. Ein zeitgenöſſiſcher Rabbiner, der weiß, daß alle Heilmittel zur Linderung von Iſraels Leiden, ſei es durch Reformierung ſeiner Religion, ſei es durch Aſſimilation an die zeitgemäße Mode oder durch Vereinigung in einer nationalen Heimſtätte, zwecklos bleiben, ſolange die geiſtige Renaiſſance im Schoße des Judentums nicht durchgeführt ſein wird, ruft in vollem Bewußtſein ſeiner ernſten Verantwortlichkeit den militanten Zioniſten zu: „Seht ihr denn nicht, daß alle eure Methoden ungeeignet und unfähig ſind, den geiſtigen Stand ebenſo wie die nationale Würde unſeres Volkes wieder aufzurichten? Seht ihr nicht, daß die Gleichgültigkeit gegenüber den Geiſtesſchätzen Iſraels und die Mißachtung ſeiner Religionsgeſetze, die ihr duldet und lehrt, ſchließlich zum Abfall, zur Miſchehe, zum Atheismus führt, das heißt zum Zuſammenbruch und zur Entehrung Iſraels?" Das Aufbauwerk in Paläſtina biete höchſtens einen äußeren Halt, ſei aber nicht fähig, Iſraels geiſtigen Durſt zu ſtillen und ſeine kulturellen Bedürfniſſe zu befriedigen, und darum werde ſich das zioniſtiſche Ideal verflüchtigen ſowie die früheren. Erſt dann, vorausgeſetzt, daß nicht wieder ein neues Idol entdeckt werde, käme man wieder zur alten Tora zurück.

Es iſt gut, auch gerade ſolche jüdiſche Stimmen zu hören und ſie ernſt zu nehmen. Denn ſonſt müßte jede Kritik, die chriſtlicherſeits geübt wird, in den Verdacht antiſemitiſcher Motive kommen. Und was wird nun chriſtlicherſeits zum Zionismus geſagt? Welche Stellung nimmt die chriſtliche Kirche zum Zionismus ein? Das iſt die Frage, die uns nun beſchäftigen ſoll. *Herbert Hug.*

(Fortſetzung folgt.)

Das Hiobbuch von Margarete Susman [1]

Ueber die „wahre Ausrichtung" hat der Baal Schem Tow verkündet: „Kein Ding der Welt ist außerhalb der Einheit Gottes gesetzt. Wer aber ein Ding anders als auf Gott zu tut, trennt es von ihm." Daß Margarete Susman ihrer Darstellung des Hioblebens diese Ausrichtung gibt, wird dadurch bedeutsam, daß es eben der lebendige, heute wie damals Entscheidung fordernde Gott ist, vor dem das Buch Hiob und das Leben des jüdischen Volkes erwogen werden. So wird das Schicksal des jüdischen Volkes in solcher Ausrichtung aus dem bloßen Bereich des Nationalen oder Religiösen hinausgehoben, es wird zum eigensten jüdischen Lebensproblem, vom heutigen Schicksal gestellt. Durch diese Ausrichtung ist das Buch zum Bekenntnisbuch geworden. Es geht hier nicht um ein objektives Erfassen der literarischen Hiobsgestalt und der Probleme des Hiobbuches, wie sie der Wissenschaft gestellt sind, sondern um das Wesentliche jüdischen Lebens und jüdischer Wahrheit, jüdischen Welt- und Menschenverständnisses.

Das geschichtliche Ereignis, welches das hier visierte Judentum geprägt hat — für die Zeit der Entstehung des Hiobbuches wie für die Gegenwart —, ist die Galuth, die Zerschlagung des jüdischen Staates, die Entstehung des Diasporajudentums in seiner realen Machtlosigkeit inmitten der Weltmächte. Die Frage, die in solchem Schicksal des aus Raum und Zeit ausgewurzelten Volkes gestellt ist, sieht die Verfasserin darin beantwortet, es sei Bestimmung des jüdischen Volkes ‚im reinen „Sinn" zu leben. Denn anders als das schauende, in gestalterfüllten Räumen lebende Griechentum hat das hörende, in der offenen, fließenden Zeit lebende Israel der Zeit einen in der Erlösung gipfelnden Heilssinn zu geben, weil es eben aus der Vielheit vor die göttliche Einheit gerufen ist. Mit diesem phänomenalen Unterschied zwischen Griechentum und Judentum, Schauen und Hören, hat die Verfasserin wohl den wichtigsten und klarsten Ausgangspunkt für ihren Versuch, die verschüttete Wahrheit des jüdischen Volkes für unsere Zeit zu übersetzen, gewonnen. Dieser wesentliche Punkt wird im ganzen Buch, das von ihm aus in die Tiefe und Weite geht, nie aus den Augen verloren. Die Tiefe, in die es da geht, ist eine Tiefe des Leidens und der schweigenumhüllten Zwiesprache mit den Geistern der Geschichte, und die Weite hat Platz für die Frage nach der Menschheitsbestimmung, weil sie auch für Gottes Weltenweite Raum hat.

Es ist natürlich ein etwas gewagtes Unternehmen, an einem einzigen literarischen Produkt Israels, wie es das Hiobbuch ist, welches als Teil der Weisheitsliteratur später als Gesetz und Propheten entstanden ist, die ganze Problematik des Judentums aufzurollen. Darum bleiben auch

---

[1]) Margarete *Susman:* Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes. Steinberg Verlag Zürich, 1946.

auf dem fachlichen Felde der Geſchichtsbetrachtung einige Widerſprüche anzumelden. So kann ich etwa der hohen Wertung der Galuth als einer eigentlichen Fortführung der genuinen Lebenslinie Iſraels, eines eigentlichen Rückrufes zu den reinen Urſprüngen, in den reinen Sinn, nicht beipflichten, da die Wertung der natürlichen Lebensgüter durch Geſetzgeber und Propheten der vorexiliſchen Zeit hier in eine andere Richtung weiſt. Doch iſt auch bei ſolcher Kontroverſe die Auffaſſung der Verfaſſerin fördernd, denn es wird ſich nun gerade erweiſen müſſen, wie bei einer anderen Auffaſſung der vorexiliſchen Zeit doch auch in dieſer das Leben Iſraels der nur-natürlichen Wirklichkeit gegenüber ein Nein bedeutet habe, was in jedem Falle richtig iſt.

Wie Hiob, der, anders als ſeine Freunde, nie ſokratiſch objektive Erkenntnisfragen über Gott anſtellt, und der beim Zerreißen der Bande menſchlicher Gemeinſchaft erſt recht ſeine Verbindung mit dem lebendigen Gott erfährt, ſieht die Verfaſſerin das Judentum, das auch nicht nach dem Weſen, ſondern nach dem Willen Gottes fragt, als der Menſchheit innerſten Kern heute von der zuſammengeballten Feindesmacht der natürlichen Wirklichkeit bedroht, aus der menſchlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßen und gerade ſo auf ſeinen eigenſten Platz, unmittelbar vor Gott, gewieſen. Hier kann dann nur noch die Zukunft, die geeinte Menſchheit, das Wirkliche ſein, dem nur mit der Hingabe des ganzen Lebens gedient werden kann.

Es iſt der Verfaſſerin gegeben, lebendig auf die Sprache der Geiſter auch unſerer Zeit zu lauſchen, und da vernimmt ſie, worin die Entleerung unſerer Welt, die Lähmung durch das Uebermaß des Grauens, die Konkretiſierung der Schuld bei den auch unter chriſtlichem Namen heidniſchen Völkern beſtehen, und auch, welches die Form des heutigen Judentums in ſeiner zerſchlagenen Hiobsgeſtalt iſt.

Einen wichtigen Ausgangspunkt für ein erſprießliches jüdiſch-chriſtliches Geſpräch bietet die Stellungnahme der Verfaſſerin zu Chriſtus. Sie verweiſt auf Hiob, der nicht fragt, was iſt dein Weſen, deine Geſtalt, o Gott, und folgert von da aus, daß dem Judentum eben gerade die Frage nach dem Weſen Chriſti, nicht deſſen Weſen und Wirken ſelber, fremd ſei, welches gerade die reinſte Wahrheit Iſraels beſtätigt, aber durch dogmatiſche Fragen nach der Bedeutung auf eine dem Geiſt Iſraels fremde Ebene verbannt wird. Es dürfte durchaus auch im Sinne des urchriſtlichen Neuen Teſtaments liegen, wenn anſtatt der Frage, was uns um Chriſtus dünkt, die andere, was Chriſtus konkret verlangt, tritt. So weiſt die Verfaſſerin dem heutigen Judentum die Aufgabe zu, Volk zu ſein, aber nicht im nationaliſtiſchen Sinne, was gerade auch den Zionismus verfälſchen müßte, ſondern zugleich mehr als Volk, Darſtellung des Menſchlichen zur Umbildung der Gemeinſchaft.

Von dieſer Grundhaltung aus werden mannigfache Gebiete angerührt, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann, wie

die innerjüdiſchen Fragen von Emanzipation und Zionismus, Fragen betreffs das Verhältnis zwiſchen Juden und Deutſchen und anderes mehr. Frau Susmans Hiobbuch hat uns nicht nur über das jüdiſche Volk Wichtiges zu ſagen, ſondern gerade durch die Art, wie da jüdiſches, genauer genuin iſraelitiſches Denken lebendig gemacht wird, über das Menſchen- und Weltverſtändnis überhaupt, welches es heute wieder zu entdecken gilt.

Seit Martin Buber aus den gleichen Quellen ſeine lebendige Dialogik ſchöpfte, dem Menſchen damit die höchſte Würde der Zwieſprache zuweiſend, iſt wohl noch nie, noch dazu in einer literariſchen Form, die entſcheidungsfordernde Wahrheit mit Schönheit eint, ſo aus dem lebendigen Quell Iſraels geſchöpft worden.

Bruno Balſcheit, Läufelfingen.

Weltrundſchau

Brot und Freiheit

Wohl die ſchlimmſte Erbſchaft, die das alte Jahr dem neuen hinterlaſſen hat, iſt die ſchwere materielle Not, die noch immmer auf den meiſten vom Kriege betroffenen Ländern laſtet. Und darum muß unſere erſte Weltrundſchau auch im neuen Jahr wieder mit dem Gedenken an die Millionen und aber Millionen Menſchen beginnen, die — zur gleichen Zeit, da wir Kriegsverſchonte (und Kriegsprofiteure!) doch wenigſtens unſere leibliche Notdurft und Nahrung haben und teilweiſe ſogar in Fülle und Ueberfluß leben — hungern und frieren, ohne Kleidung, Obdach und Heimat ſind, keine geordnete Beſchäftigung haben und in Unſicherheit, Stumpfheit und Verzweiflung von einem Tag in den anderen hineinſtolpern. In Europa ſieht es am ärgſten in den öſtlichen und ſüdöſtlichen Ländern aus, beſonders in Ungarn, Polen und Weſtrußland, von woher uns ergreifende Elendsberichte erreichen, und der harte Winter, der jetzt allenthalben hereingebrochen iſt, droht da und dort zu einer eigentlichen Kataſtrophe zu führen. Daß Gott erbarm! Aber auch in den weſtlichen Ländern ſteht es weithin bitterbös; Frankreich, dieſes von Natur ſo reiche Land, iſt wirtſchaftlich recht eigentlich zerrüttet, und in Italien ſind Hungerrevolten geradezu an der Tagesordnung.

Vergeſſen wir auch nicht das Los der *deutſchen Kriegsgefangenen*, die noch immer als Zwangsarbeiter in den alliierten Ländern feſtgehalten werden: vier Millionen in Rußland und Sibirien, dreiviertel Millionen in Frankreich und ſeinen Kolonien, eine halbe Million in England und den engliſchbeſetzten Gebieten etc. Ihre Befreiung ſollte eine wichtige Aufgabe des neuen Jahres ſein und wird denn auch beſonders in England, von einer wachſenden Zahl Menſchen als ſolche

empfunden. „Die Ruſſen und Franzoſen", ſo leſen wir z. B. in den „Peace News", „begründen ihre Haltung einfach und frei heraus damit, daß ſie Deutſchland beſiegt hätten und mit ihm anfangen könnten, was ihnen beliebe. *Wir* bringen andere Gründe vor, zuerſt und vor allem denjenigen, daß es uns ſelber an Arbeitskräften mangle. Da dies jedoch wahrſcheinlich eine Dauererſcheinung iſt, ſo bringt die Verewigung von Sklavenarbeit nur eine zeitweilige Löſung. Sodann ſprechen wir von der Umerziehung im Sinne der Demokratie. Aber kann irgend jemand dieſen Grund noch ernſt nehmen? Jeder Tag Gefangenſchaft macht dieſe Menſchen feindſeliger gegen unſere Lebensart, weil er ihnen Hitlers Vorausſage über ihr Schickſal im Falle der Niederlage beſtätigt." Die Freilaſſung der drei Millionen Hitlerſoldaten, die in Deutſchland gefangen genommen worden waren, nachdem ſie bis „fünf Minuten nach zwölf Uhr" fanatiſch gekämpft hatten, und die jüngſt erfolgte Begnadigung von 800 000 „kleinen Nazis" allein in der britiſchen Zone läßt die Zurückhaltung der früher gefangenen Deutſchen in den alliierten Ländern nur noch ungerechter erſcheinen.

Frieden und Abrüstung

Die Völkerſolidarität könnte ſich jedenfalls auf keine andere Art beſſer erproben als in der großzügigen Organiſierung einer *Weltaktion der Hilfe und Rettung* für alle Leidenden, in Weiterführung der Tätigkeit der UNRRA, die ja ihren Betrieb mit Ende 1946 im weſentlichen hat einſtellen müſſen — infolge der Kurzſichtigkeit und Herzenshärte derjenigen Nationen, die ganz gut in der Lage wären, ſolch ein humanitäres Werk noch auf Jahre hinaus zu unterhalten. Auch hier fehlt es zwar nicht an Widerſpruch aus der Mitte dieſer Nationen ſelbſt heraus; die Neuyorker „New Republic", die jetzt von Henry Wallace geleitet wird, weiſt mit Recht darauf hin, daß es nicht allein wirtſchaftlicher Widerſinn ſei, durch Tiefhaltung des europäiſchen Lebensniveaus die Unterbringung der amerikaniſchen Ueberſchußproduktion zu erſchweren, ſondern auch politiſche Unklugheit: „Die gegenwärtige Politik der Vereinigten Staaten wird die oſteuropäiſchen Völker nicht davon überzeugen, daß die Demokratie eine wünſchenswerte Sache ſei. Eine hungrige, enttäuſchte Bevölkerung ſucht keine moraliſche oder politiſche Führung bei einem Lande, das es hat Hunger leiden laſſen." Aber ſolche Stimmen finden bei den „hartgeſichtigen" und durch den Krieg noch reicher als zuvor gewordenen Männern, die jetzt Amerika regieren, eben kein Gehör; ja es ſieht eher ſo aus, als wollten die Vereinigten Staaten auf dem falſchen Weg, den ſie eingeſchlagen haben, noch rückſichtsloſer weitergehen als zuvor.

Ein bedenkliches Anzeichen dafür iſt der aufſehenerregende Bericht, den ein „Sonderausſchuß des Abgeordnetenhauſes für Wirt-

ſchaftspolitik und Planung in der Nachkriegszeit" noch vor dem förmlichen Ende der Amtsdauer des alten, noch verhältnismäßig fortſchrittlichen Parlaments an die Regierung erſtattet hat. Unter ſchärfſten Angriffen auf die Sowjetunion wird hier nichts anderes als eine regelrechte internationale *Wirtſchaftsſperre gegen Rußland* gefordert, eine Einſchränkung der Warenausfuhr und eine Verweigerung aller Kredite ſolange, „bis Moskau ſeinen politiſchen Verpflichtungen nachkommt und die volle internationale Kontrolle der Atomkraft annimmt". Auf England, Frankreich, Schweden und auch die Schweiz ſoll „der größtmögliche Druck ausgeübt" werden, damit ſie ſich der Blockierung Rußlands anſchließen und ſo die Sowjetregierung „zur Raiſon bringen" helfen.

Worin die internationalen Verpflichtungen beſtehen, zu deren Erfüllung Rußland durch dieſe Erpreſſertaktik gezwungen werden ſoll, iſt unklar; dies um ſo mehr, als in der Weltöffentlichkeit ziemliche Uebereinſtimmung darüber herrſcht, daß ſich Rußlands Haltung gegenüber dem Weſten in den letzten Wochen keineswegs verſteift hat, ſondern ſichtbar lockerer und biegſamer geworden iſt[1]). Wozu alſo ausgerechnet in dieſem Augenblick von Waſhington aus mit derart plumpen Mitteln gegen Rußland gearbeitet werden muß, iſt ſchwer zu erkennen. Was aber die „volle internationale *Kontrolle der Atomkraft*" anlangt, zu deren Annahme die Sowjetunion gepreßt werden müſſe, ſo iſt dieſe Frage ja gerade jetzt Gegenſtand beſonderer Verhandlungen im Schoße der Vereinten Nationen, von Verhandlungen, die mit Boykottdrohungen kaum ſtark gefördert werden können. Der ruſſiſche Standpunkt in der Sache ſelbſt iſt bekannt: freie Beratung eines Abrüſtungsvertrages, der auch das Verbot der Herſtellung von Atombomben und anderen Maſſenvernichtungswaffen enthalten müſſe, unter Vorbehalt des Vetos gegen Beſchlüſſe, die Rußlands Lebensinter-

---

[1]) Sogar in der „Weltwoche", die ſich neuerdings ganz der amerikaniſchen Scharfmacherpolitik gegen Rußland verſchrieben hat, darf Nikolaus Basseches auf Grund ruſſiſcher Preſſeäußerungen und anderer Informationen feſtſtellen, daß „die ſowjetiſche Außenpolitik in den letzten Monaten des Jahres 1946 eine eindeutige Schwenkung vollzogen" habe. Und zwar ſei die Wandlung der ruſſiſchen Politik nicht bloß oberflächlicher Art, ſondern „ziemlich tiefgehend"; Stalin, der ſich aus Geſundheitsgründen ſtark von den Staatsgeſchäften zurückgezogen habe, habe dennoch den Kurs der Sowjetpolitik eindeutig feſtgelegt und durchgeſetzt: „Die Linie der ruſſiſchen Politik bleibt nach dem Innern traditionell bolſchewiſtiſch, unter Beibehaltung der Diktatur der Partei, unter Bekämpfung nationaliſtiſcher Tendenzen, nach außen hin friedlich, um maximale wirtſchaftliche Vorteile vom Ausland zu bekommen, die eine raſche Entwicklung des ruſſiſchen Wirtſchaftsſyſtems fördern können." Das iſt natürlich noch lange nicht die Wendung der ruſſiſchen Politik, die *wir* erwarten; aber es iſt doch ein ernſthaftes Anzeichen dafür, daß die Sowjetunion eine Zusammenarbeit mit dem Weſten ſucht und nicht diejenigen Pläne im Schilde führt, die man ihr nachſagt, und deren Vorhandenſein allein die Einſchüchterungs- und Preſſionspolitik (vielleicht) rechtfertigen könnte, die jetzt vom Weſten her gegenüber Rußland in voller Entfaltung begriffen iſt.

essen verletzen würden, aber Ausschluß des Vetos bei der Durchführung des Vertrags, wenn er einmal endgültig unterschrieben sein wird. Das erscheint — bei aller Undurchsichtigkeit des diplomatischen Spieles, das jetzt von *beiden* Seiten um die Abrüstung herum gespielt wird — nicht unvernünftig und entspricht auf alle Fälle bisherigen internationalen Gepflogenheiten; wer unter diesen Umständen trotzdem auf dem Vetorecht herumreitet und *ihm* die Schuld an allen internationalen Schwierigkeiten zuschiebt, der zeigt damit nur, daß es ihm weniger um das Zustandekommen einer funktionsfähigen internationalen Ordnung zu tun ist, als darum, eine Organisation aufgerichtet zu sehen, die nach Lage der Dinge von den Westmächten und ihren „Satelliten" beherrscht wäre und die systematische Ueberstimmung und Niederhaltung der Sowjetunion, dieses „Weltfeindes Nr. 1", ermöglichen würde. Das wäre freilich höchst bequem!

Die entscheidende Aufgabe

Ob es aber auch gerecht und vernünftig wäre? Ich zweifle. Ich meine, Rußland hat Anspruch darauf, vor Vergewaltigung gesichert zu sein, bevor es sich, an Händen und Füßen gebunden, einer internationalen Organisation ausliefert, in der nicht bloß unparteiische Rechtsgrundsätze angewandt werden, sondern auch egoistische Machtinteressen eine wesentliche Rolle spielen, und in der die Rußland unfreundlich gestimmten Kräfte durchaus die Uebermacht haben. Mit anderen Worten: es kommt jetzt vor allem darauf an, die Sowjetunion, die wirtschaftlich und militärisch weitaus der schwächere Teil ist und auf alle absehbare Zeit als kriegsfähige Macht ausscheidet, davon zu überzeugen, daß es von den Westmächten nichts zu befürchten hat, wenn es in eine Abrüstungskonvention willigt, die ihm keinerlei Einspruchsmöglichkeit mehr gewährt. *Das* ist, wie man immer wieder hervorheben muß, die entscheidende Vorbedingung für die Herstellung einer wirklichen Völkerrechtsordnung, nicht die mechanische Abschaffung des Vetos, die Rußland aller Sicherheitsgarantien beraubte und beim ersten Konflikt zur Sprengung der Vereinten Nationen, also zum völligen Chaos, nicht zu einer höheren Ordnung, führen würde.

Daß man auf dem Weg, den der amerikanische Parlamentsausschuß für die Behandlung der Sowjetunion vorschlägt, genau zum Gegenteil dessen kommen müßte, was man in Washington erstrebt, scheint ziemlich klar. Rußlands Mißtrauen und Abwehrhaltung gegenüber den Westmächten würde aufs neue gestärkt, und sein guter Wille, die ihm kategorisch vorgesetzte Abrüstungskonvention — „c'est à prendre ou à laisser" — aufrichtig anzunehmen und einzuhalten, müßte geschwächt und der Gegensatz zwischen Ost und West, von dessen Ueberwindung die Sicherung des Friedens in erster Linie abhängt, noch weiter verschärft werden. Man muß darum hoffen, daß sich die amerikanische

Regierung durch derartige Scharfmachereien nicht noch ſtärker auf eine Bahn drängen läßt, die ſchon jetzt voller Drohungen und Gefahren iſt[2]). Ob General Marſhall, der nun Byrnes in der Leitung des Außenminiſteriums abgelöſt hat, der rechte Mann iſt, um der ruſſenfeindlichen Strömung Einhalt zu gebieten, das iſt freilich mehr als zweifelhaft. Das militäriſche Denken, das ſchon bisher ſo großen Einfluß auf die amerikaniſche Außenpolitik gehabt hat — Aufrüſtung, Stützpunktpolitik, Präventivkriegsidee uſw. —, wird unter Marſhall noch mehr zur Geltung kommen, und die Bedenkenloſigkeit, mit der Marſhall die Diktatur Tſchiang Kai-Scheks in China gegen die „Roten" unterſtützt hat, läßt nicht gerade große Hoffnungen aufkommen, daß die Vereinigten Staaten irgendwo ſonſt in der Welt zögern würden, die Reakion zu begünſtigen, wenn damit nur der Sowjetunion entgegengearbeitet werden kann. Marſhall ſcheint gerade *der* Außenminiſter zu ſein, den die amerikaniſche Reaktion jetzt braucht.

Vielleicht übt nun aber doch die *britiſche* Regierung einen gewiſſen mäßigenden Einfluß auf Amerika aus; Bevins Altjahrsanſprache, die, der Labouropposition offenſichtlich entgegenkommend, Englands natürliche Mittelſtellung zwiſchen Rußland und Amerika betonte, ſodann die Ablehnung des amerikaniſchen Vorſchlages einer Wirtſchaftsſperre gegen Rußland durch die engliſche Preſſe und ſchließlich die Entſendung des Reichsgeneralſtabschefs Montgomery nach Moskau könnten Zeichen einer ſelbſtändigeren Haltung ſein, die man in London gegenüber den Vereinigten Staaten einzunehmen gedächte, und Churchills Politik einer britiſch-amerikaniſchen Militärallianz wäre damit deutlich abgelehnt. Möge ſich dieſe optimiſtiſche Deutung als richtig erweiſen!

Die Alliierten und Deutschland

Für die künftige Geſtaltung der angelſächſiſch-ruſſiſchen Beziehungen wird aber — das iſt ſchon in der Dezemberrundſchau auseinandergeſetzt worden — vor allem die Art und Weiſe von Bedeutung ſein, wie die *deutſche* Frage gelöſt wird. Ohne eine klar antinaziſtiſche und antikapitaliſtiſche Politik der Weſtalliierten in Deutſchland wird eine Abtragung des ruſſiſchen Mißtrauens gegen ſie ſchwer möglich ſein. Aber gerade damit ſteht es gegenwärtig nicht zum Beſten. Wohl iſt auf Neujahr die britiſche mit der amerikaniſchen Zone verſchmolzen worden, aber ſtatt daß ſich die britiſche Sozialiſierungspolitik auch in

[2]) Inzwiſchen wird freilich die amerikaniſche Kriegsvorbereitung in großem Maßſtab fortgeſetzt, zuweilen in geradezu grotesken Formen, ſo mit der Durchführung von Armeemanövern „unter arktiſchen Bedingungen" — für den gewiß außerordentlich wahrſcheinlichen Fall eines ruſſiſchen Angriffs vom Nordpol her. Anderſeits entwickelt Amerika neben der Atombombe noch andere „Geheimwaffen", wie die Verſuche mit einem deutſchen Raketengeſchoß zeigen, das bis auf 177 Kilometer Höhe hinaufgekommen ſein und einen Schwarm von künſtlichen Meteoren erzeugt haben ſoll.

der bisher amerikaniſchen Zone durchſetzte, ſcheint es, als ſei damit der amerikaniſchen „Rekapitaliſierungspolitik“ auch im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebiet Tür und Tor geöffnet.

Außenminiſter Bevin hat zwar am 22. Oktober im Unterhaus verkündet, die Gründe für die Ueberführung der deutſchen Großinduſtrie in Gemeinbeſitz ſeien heute ſtärker als je; die deutſchen Induſtriemagnaten, die ſo wirkſam zur deutſchen Wiederaufrüſtung beigetragen hätten, müßten ein für allemal verhindert werden, „wieder in eine Stellung einzurücken, die ſie mit ſolch tragiſchem Ergebnis mißbraucht haben“. Aber man merkt noch nicht viel davon, daß dieſe Abſicht auch verwirklicht werden ſoll. Hingegen merkt man ſchon recht viel davon, daß die Amerikaner planmäßig darauf aus ſind, die deutſche Kapitaliſtenklaſſe wieder in ihre „alten Rechte“ einzuſetzen. „Das amerikaniſche Großkapital, das alles daranſetzt, um der Sozialiſierungswelle ſtandzuhalten, hat für den Gedanken der Gemeinwirtſchaft nie etwas übriggehabt. In der amerikaniſchen Zone ſind die Kartelle zwar aufgelöſt worden, aber ihre Aktien wurden auf den offenen Markt geworfen, und wir haben den Verdacht, daß dies eine Wiederherſtellung der Vorkriegsverbindung zwiſchen dieſen Kartellen und gewiſſen mächtigen amerikaniſchen Intereſſen ermöglichen wird“, ſchreibt das Labour-Wochenblatt „Reynold's News“ in London, und auf die Frage, welche Politik ſchließlich in Deutſchland gewinnen werde, die Bevins oder die bisher von Byrnes betriebene, antwortet es ſelbſt: „Klugerweiſe muß man wetten, daß Amerikas Politik gewinnt, denn der Dollar iſt eben ein übermächtiges Argument.“

Der engliſch-amerikaniſche Kredit, der auf Grund des Zonenverſchmelzungsabkommens nach Deutſchland wandern ſoll, wird jedenfalls mehr der Wiederherſtellung der „freien“ Initiative des Monopolkapitals als der Sozialiſierung zugute kommen, und auch die Ernennung des katholiſch-konſervativen Induſtriejuriſten Rudolf Müller, ſtatt des planwirtſchaftlicher Ideen hinreichend verdächtigen Sozialdemokraten Agartz, zum Leiter des Zentralamtes für die Wirtſchaft läßt nicht viel Gutes ahnen. Auf Schritt und Tritt begegnet einem eben in Deutſchland, wie Oswald Zienau im „Aufbau“ feſtſtellt, „dieſes intime Zuſammenſpiel des deutſchen Beſitzbürgers mit den ausſchlaggebenden Männern und Organen der Militärregierungen“. Tatſache ſei „daß der deutſche Beſitzbürger als ſoziale Klaſſe und politiſche Macht nicht nur Hitler überlebt hat, ſondern daß mit ihm die ſozialreaktionären und nationaliſtiſchen Grundelemente ſo gut wie ungeſchwächt in ein neues Deutſchland ſich hinüberretten konnten oder vielmehr hinüber‚gerettet‘ worden ſind! Die internationale Verſippungs- und ſonſtige Intereſſenſolidarität des Kapitals hat ſich an dieſem jüngſten Beiſpiel neuerlich aufs eindringlichſte erwieſen.“ — F. W. Förſter bekommt mit ſeiner Warnung an die Allierten nur allzuſehr recht! [3])

Frankreich und Italien

Auch *Frankreich*, das doch von einem neuen Ausbruch des deutſchen Nationalismus am erſten verheert würde, tut herzlich wenig, um die induſtriellen Bundesgenoſſen Wilhelms II. und Hitlers unſchädlich zu machen und ein ſozialiſtiſch-demokratiſches Deutſchland zu ſchaffen. Frankreich hat zwar augenblicklich — wahrſcheinlich ſchon nicht mehr, wenn dieſes Heft in die Hand des Leſers kommt — eine rein ſozialiſtiſche Regierung; aber Léon Blum und ſeine Mannſchaft ſind ja, ſehr verdienſtvoll, nur als Lückenbüßer eingeſprungen, weil keine andere handlungsfähige Regierung zuſammenzubringen war. Und für den Regierungschef ſelber war darum die Betrauung mit dem höchſten Amt weniger ein Auftrag zu beſtimmten Reformmaßnahmen als eine berechtigte Anerkennung ſeiner ſenkrechten Haltung während des Krieges, die auch uns ſo manchen ſchweren Fehler ſeiner Laufbahn — ich denke namentlich an ſeine Mitverantwortung für die Nichtinterventions-

---

[3]) Wie troſtlos es auch bei den angeblich *nazifeindlichen, „liberalen"* Deutſchen ausſieht, dafür liefert ein bezeichnendes Beiſpiel der Aufſatz eines Herrn Wilhelm Rey in der „Neuen Zürcher Zeitung" über das Schickſal der einſt ſo hochangeſehenen, ſenkrechten „Frankfurter Zeitung". Der Mann will dem „unwiſſenden" Ausland beweiſen, welch heroiſchen Kampf gegen den Nazismus die Redakteure dieſes ehemals demokratiſchen, vorbildlich anſtändigen Blattes geführt hätten, indem er uns erzählt, wie es einmal einer gewagt habe, eine kleine Gloſſe über den künſtleriſchen Wert eines offiziell diffamierten Gemäldes van Goghs zu ſchreiben, wie ein anderer gar die Tapferkeit der ruſſiſchen Soldaten anerkannt habe, wie noch bis zum Jahr 1943 ein paar Konzeſſionsjuden und „Raſſenſchänder" ſich hätten auf der Redaktion halten können, und was dergleichen Scherze mehr ſind. Das alles mag tauſendfältig vorgekommen ſein — es ändert aber nichts an der einzig entſcheidenden Tatſache, daß ſich die „F. Z." in allem *Weſentlichen* dem Nazismus unterworfen und ſeine Parolen gehorſam befolgt hat, daß ſie ſich, wie er ſelber ſchreibt, „in großen Zügen an die Anweiſungen des Propagandaminiſteriums hielt" und ſich, gern oder ungern, dazu hergab, „die offiziellen Kommentare zu liefern". Um — ſagen wir zehn Prozent eigene Meinung behalten zu können, opferten die Redaktoren der „F. Z." 90 Prozent ihrer beſſeren Ueberzeugung auf dem Altar des Vaterlandes. Das war nicht nur „Opportunismus" und „Realismus"; es war einfach Charakterloſigkeit in der Potenz. Wie Rey ſelber feſtſtellt: „Die Nazis *brauchten* die Zeitung", um dank dem alten Ruf der „Frankfurterin" insbeſondere während des Krieges „maßgebende Kreiſe der Politik und der Wirtſchaft in den Hauptſtädten der Welt publiziſtiſch erreichen zu können". Darum ließen ſie, wenn auch widerwillig, der „F. Z." den Schein einer gewiſſen Unabhängigkeit und die Möglichkeit, noch ein bischen Tradition zu pflegen. In Wahrheit diente das Blatt damit dem Regime nur umſo wirkſamer. Und dazu gaben ſich die Helden der „F. Z." her — im ſtolzen Bewußtſein, eine hiſtoriſche Miſſion zu erfüllen! Eine verächtlichere Haltung kann man ſich kaum denken. Als die Nazi dann erkennen mußten, daß der Krieg für ſie dennoch verloren war und auch auf dieſe *getarnte* Propaganda im Ausland niemand mehr hereinfiel, die Weiterexiſtenz der „F. Z." ſich alſo für ſie nicht mehr lohnte, gaben ſie ihr denn ſchließlich auch den verdienten Fußtritt und liquidierten ſie ſang- und klanglos. (19. 1.) Inzwiſchen hat in der „Neuen Zürcher Zeitung" ſelbſt Dr. Caratſch den Beſchönigungsverſuch des Herrn Rey auf Gund ſeiner intimen Kenntnis der entſprechenden Vorgänge mit Schärfe zurückgewieſen. Dazu kann man nur „Bravo!" ſagen.

politik zur Zeit des ſpaniſchen Krieges, an ſeinen *falſchen* „Pazifismus" gegenüber dem deutſchen Kriegsgeiſt und überhaupt an ſeinen blaſſen, matten Reformismus — in milderem Lichte ſehen läßt. Frankreich hat jetzt auch einen ſoliden Plan für eine nationale Wiederaufbauwirtſchaft: den *Monnetplan*, der auf Jahre hinaus die Anlage eines Viertels des gegenwärtigen Volkseinkommens in Produktivgütern (Maſchinen, Verkehrseinrichtungen, Kraftwerken uſw.), alſo auf Koſten der Verbrauchsgüterherſtellung, vorſieht und zu dieſem Zweck eine ſtraffe Lenkung von Kapitalanlage, Produktion und Konſum verlangt, mit Arbeitszeitverlängerung, Preiskontrolle und anderen Staatseingriffen. Aber wo iſt die ſtarke Regierung, die dieſen Plan nicht nur anzunehmen, ſondern auch durchzuſetzen vermöchte? Aus dem gegenwärtigen Parlament mit ſeinem Gleichgewicht der Kräfte wird ſie ſchwerlich hervorgehen, mindeſtens ſolange nicht, als die Republikaniſche Volksbewegung (M. R. P.) an keiner Regierung teilnehmen will, in der Kommuniſten ſitzen, und die Kommuniſten jede Regierung boykottieren, in der auch das M. R. P. vertreten iſt, oder ſolange nicht die Radikalen, als Zünglein an der Waage, nach links oder nach rechts hin den Ausſchlag geben. Unterdeſſen wartet in der Kuliſſe de Gaulle auf ſein Stichwort. Werden die Linksparteien ihm wirklich die Gelegenheit geben, den Beweis anzutreten, daß nur eine autoritäre Regierung der Rechten Frankreich dem Chaos entreißen könne, in das die parlamentariſche Demokratie und der Kampf der Parteien es hineingeführt habe?

Auch in *Italien* bereiten ſich, mangels einer kraftvollen politiſchen Führung des Landes, Chaos, Not und Korruption immer weiter aus und ebnen irgendeinem Neufaſchismus den Weg. Der Qualunquismo, der ſich jetzt liberal etikettiert hat, iſt in den letzten Monaten zu einer der ſtärkſten politiſchen Bewegungen herangewachſen; die Katholiſch-demokratiſche Partei, die den Miniſterpräſidenten ſtellt, wird ebenfalls immer eindeutiger reaktionär; die Sozialiſten aber ſind durch Richtungskämpfe zerriſſen, die ſoeben zur Bildung einer eigenen rechtsſozialiſtiſchen Partei geführt haben, und die Kommuniſten entbehren — im Gegenſatz zu ihren franzöſiſchen Genoſſen — ebenſoſehr der breiten Grundlage im Volk wie der moraliſchen Autorität, die ihnen das Recht gäbe, den Regierungswillen maßgebend zu formen. Die einzige Ordnungsmacht im Lande ſcheint die britiſch-amerikaniſche Beſetzungsarmee zu ſein — und die wirkt ziemlich unverhüllt zugunſten der politiſchen und ſozialen Reaktion. De Gasperi wird in Waſhington ſchon die nötigen Winke bekommen haben, um die Zuſammenarbeit mit den fremden Beſchützern ſo fruchtbar zu geſtalten, daß aus den Kreiſen der beſitzenden Oberklaſſe nicht ſo bald der alte Ruf ertönt: Va fuori, straniero — hinaus mit dir, Ausländer! Wie das *Volk* denkt, darauf kommt es ja vorerſt weniger an.

Sozialisierung in England

In erfreulichem Gegensatz zu der lavierenden, zögernden Haltung Englands in der deutschen Frage steht die folgerichtige Sozialisierungspolitik, welche die Labourregierung in Großbritannien selber betreibt. Mit dem neuen Jahr sind die *Bergwerke* endgültig in Volkseigentum übergegangen, und die Bergarbeiter haben mit Recht den erfolgreichen Abschluß eines fünfzigjährigen Kampfes um die Nationalisierung der Gruben durch Freudenkundgebungen gefeiert. Sie dürfen — wie das englische Volk überhaupt — auch wirklich mit Vertrauen in die Zukunft blicken, hat doch schon die kurze Zeitspanne, da die Kohlengruben tatsächlich als öffentlicher Dienst geführt werden, die Lage in der Bergwerksindustrie sichtbar zum Besseren gewendet. Die Kohlenförderung ist zwischen Januar und Dezember 1946 um 24 Prozent gestiegen, der Arbeiterzustrom in die Kohlenindustrie, der unter kapitalistischem Regime mehr und mehr versiegt war, hat im vergangenen Jahr neuerdings um 45 Prozent zugenommen, die Absenzen durch Krankheit, Unfall usw. aber haben von 18,3 auf 13 Prozent der Gesamtbelegschaft abgenommen. Schon die bloße Aussicht auf eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die Gewißheit, nun nicht mehr für den privaten Gewinn kapitalistischer Besitzer arbeiten zu müssen, hat die Arbeitsfreude und Lebenshoffnung der Arbeiter neu belebt, und darüber hinaus werden die technischen und wirtschaftlichen Vorteile der planmäßigen, einheitlichen Leitung der Kohlenindustrie gewiß mehr und mehr spürbar werden. Das Märchen vom Profitstreben, das allein den rechten Antrieb für gesundes Wirtschaften liefere, wird in England bald kaum mehr von sehr vielen Leuten geglaubt werden.

Das wird auch der Sozialisierung des *Transportwesens* zugute kommen, die jetzt die Regierung so tatkräftig an die Hand genommen hat; die Vorlage, die noch im alten Jahr im Unterhaus eingebracht worden ist und die einheitliche staatliche Verwaltung von Eisenbahnen, Straßenverkehrsmitteln und Binnenschiffahrt einzuführen empfiehlt, stellt nicht nur, wie der Verkehrsminister Barnes sagte, die umfassendste Sozialisierungsmaßnahme dar, die je einem freien Parlament unterbreitet wurde, sondern auch einen so kühnen Schritt auf dem Wege zur Gemeinwirtschaft, daß man sich nur über das Ausbleiben eines heftigeren, auch wirklich weitere Volkskreise erfassenden Widerstands der Konservativen wundern muß. Demokratische Disziplin oder Einsicht, daß sich das Rad der Zeit eben doch nicht mehr zurückdrehen läßt?

Und nun hat die Labourregierung auch bereits eine Vorlage über die Sozialisierung der *Elektrizitätserzeugung* eingebracht, der eine solche über eine einheitliche *Stadt- und Landplanung* zur großzügigen Gestaltung des Wohn- und Industriesiedlungsraumes auf dem Fuße folgte. Dem sagt man Tempo! Wenn nicht Einflüsse von außen her diese Entwicklung — oder Umwälzung — unterbrechen, so wird Eng-

land ſchon am Ende der erſten Amtsdauer der Labourregierung ein neues, ſchöneres und geſünderes Geſicht haben.

Reaktion in Amerika Zur gleichen Zeit, da in England die „ſtille Revolution" planvoll weitergeführt wird, organiſiert ſich in Amerika die allerdings etwas weniger ſtille Gegenrevolution. Die durch ihren Wahlſieg ermutigten konſervativen und reaktionären Kräfte räumen vollends alle Hinderniſſe weg, die der Wiederentfaltung der „Privatinitiative" im Wege ſtehen, ſchicken ſich an, die unter Rooſevelt geſchaffene Sozialgeſetzgebung nach rückwärts zu revidieren, und nützen überhaupt ihren neugewonnenen Einfluß auf Staat und Parteien in jeder denkbaren Weiſe aus, um ihre Machtſtellung zu verſtärken. Die Gegenbewegung gegen den New Deal hat ſchon während der Kriegsjahre eingeſetzt, wenn auch auf Bundesboden ohne weſentlichen Erfolg; in den Einzelſtaaten glückten immerhin eine Anzahl Vorſtöße gegen die neue Sozialpolitik und die Rechte der Gewerkſchaften. Dann kam im vergangenen Jahr das gegen die „Auswüchſe" der Arbeiterorganiſationen gerichtete Caſe-Geſetz und der durch den Eiſenbahnerſtreik ausgelöſte Verſuch Trumans, in wichtigſten Wirtſchaftszweigen das Streikrecht der Arbeiter für die nächſte Zeit zu erdroſſeln — Anſchläge, die zum Glück beide ſcheiterten. Die veränderte politiſche Lage und die Fortdauer der Streikbewegungen, die das Groß- und Kleinbürgertum zunehmend erbittern, gibt nun aber der Rechten eine neue Chance. Die Gewerkſchaften haben neue Lohnforderungen geſtellt, teils zum Ausgleich der Teuerung, die im ganzen noch immer zunimmt — die Lebenskoſten ſtehen gegenwärtig etwa 20 Prozent höher als vor Jahresfriſt —, teils zum Zweck der Nachzahlung für unvergütete Arbeitszeit, die die Arbeiter infolge der oft großen Entfernung vom Fabriktor bis zum Arbeitsplatz ſowie durch Umkleiden, Reinigen uſw., verlieren. Und zwar könnten, ſo rechnen die CIO-Gewerkſchaften aus, die Lohnerhöhungen, die im Durchſchnitt 25 Prozent betragen ſollten, von den Unternehmern getragen werden, ohne daß dadurch die Gewinne unter den Stand der letzten Vorkriegsjahre ſinken würden. (Während des Krieges ſind die Gewinne allerdings weit über den Vorkriegsſtand hinaus geſtiegen, bis zum Zweieinhalbfachen des Jahres 1939, und ſeither ſind ſie eher noch weiter gewachſen.)

Natürlich fällt es den Unternehmern und dem hinter ihnen ſtehenden Finanzkapital gar nicht ein, auf dieſe Beweisführung einzutreten. Ihnen ſcheint der Augenblick gekommen, den wiederholt verſchobenen großen *Machtkampf mit den Gewerkſchaften* aufzunehmen und vor allem das „Bundesgeſetz über die Beziehungen mit der Arbeiterſchaft", die berühmte Lex Wagner, gründlich zu demolieren, dieſes Geſetz, in deſſen Schutz, und freilich auch unter Mithilfe der Kriegsverhältniſſe,

ſich die Zahl der organiſierten Arbeiter in den Vereinigten Staaten innert zehn Jahren vervierfacht hat und die Gewerkſchaften zu einer wirtſchaftlichen und politiſchen Macht erſten Ranges herangewachſen ſind. Präſident Truman hat zwar in ſeiner Botſchaft an die neue Bundesverſammlung über die „notwendige“ Reviſion der Gewerkſchaftsgeſetzgebung nur in recht allgemeinen Ausdrücken geſprochen und als Ausgleich für die Arbeiter allerhand ſozialpolitiſche Reformen genannt, die der Kongreß ſtudieren ſolle. Allein Truman weiß beſſer als ſonſt jemand, daß all das nur fromme Wünſche ſind, die er perſönlich — als ehemaliger Mitarbeiter Rooſevelts — recht gern erfüllt ſähe, und mit denen er im nächſten Jahr bei einer Wiederbewerbung um die Präſidentſchaft auch eine ganz paſſable Figur machen könnte, die aber angeſichts der ſtarken konſervativ-republikaniſchen Mehrheit in der Bundesverſammlung nicht die mindeſte Ausſicht auf Verwirklichung haben. Die politiſchen Beobachter in Waſhington ſtimmen denn auch darin völlig überein, daß der Kongreß den Strauß ſozialpolitiſcher Reformpläne, die Truman dem Parlament überreicht hat, mehr oder weniger höflich ignorieren, dafür aber über ſeine verhältnismäßig zuückhaltenden Vorſchläge für die Reviſion des Arbeitsrechtes weit hinausgehen werde.

Hier wird zweifellos ganze Arbeit gemacht werden, um ſo mehr, als ſich gegen eine Zerſchlagung der großen Induſtriegewerkſchaften in harmloſe Fachverbände, gegen die Unterſtellung der Gewerkſchaften unter die Geſetzgebung gegen die Monopole, ja auch gegen ein völliges Verbot des Streikens, ſofern wirklich ſoweit gegangen werden wollte, auch in der ſogenannten öffentlichen Meinung kein ernſthafter Widerſtand erheben dürfte, wie verſchiedene in der letzten Zeit veranſtaltete private Volksbefragungen gezeigt haben. Da aber die Gewerkſchaften ihrerſeits den Kampf um ihr Recht vermutlich mit äußerſter Entſchloſſenheit führen werden und nicht geſonnen ſind, ſich die nach einem Jahrhundert ſchwerſten Ringens endlich gewonnene Anerkennung ihrer Freiheiten wieder rauben zu laſſen, ſo iſt in naher Zukunft mit ſozialen und politiſchen Auseinanderſetzungen großen Ausmaßes zu rechnen, die „ſo oder ſo“ eine ganz neue Lage ſchaffen mögen. Die vielberedete *dritte Partei* liegt jetzt wirklich in der Luft, und wenn die Zeitungsmeldungen genau ſind — andere Informationen liegen noch nicht vor —, dann iſt ja ein Anfang zu ihrer Bildung auch bereits gemacht worden. Ihr gegebener Führer wird Henry Wallace ſein, der trotz allen Schwächen und Halbheiten — er glaubt ja noch immer an das „freie Unternehmertum“, das gegenüber dem Monopolkapitalismus wieder hergeſtellt werden müſſe — eben doch diejenige Perſönlichkeit iſt, die im liberalen und radikalen Amerika den ſtärkſten Widerhall findet.

„Peróns Paradies" Ein Blick auf *Argentinien,* in dem unter wohlwollender Duldung durch die Vereinigten Staaten — wie in Spanien — eine ſozialpolitiſch drapierte, klerikalmilitäriſche Diktatur prächtig gedeiht, mag in dieſem Zuſammenhang nicht ohne Intereſſe ſein. „Die Tage des Ueberfluſſes", ſo lieſt man in einem durch die argentiniſche Zenſur hindurchgeſchmuggelten Bericht, den die „New Republic" veröffentlichen kann, ſind allerdings vorbei — für das Volk wenigſtens. „Seit zwei Monaten haben wir keine Kartoffeln ... Faſt buchſtäblich meilenlange Schlangenlinien ſind auf allen Märkten zu ſehen; gewöhnlich warten wir ſtundenlang, um überhaupt nichts zu bekommen." Auch Fleiſch gibt es für nicht privilegierte Sterbliche nicht mehr viel — in Argentinien, dem klaſſiſchen Rindfleiſchlande. Dafür geht es den Anhängern und Funktionären des Regimes ausgezeichnet. Die Beamten und die mit ihnen Hand in Hand arbeitenden Induſtriellen bereichern ſich ſchamlos. Der Finanzminiſter, Miguel Miranda, beiſpielsweiſe beſitzt nicht mehr als fünfunddreißig Fabriken, während der Großinduſtrielle Rolando Lagomarſino das Kommando über Handel und Induſtrie ſchwingt und ſich für Ausfuhrbewilligungen nicht zu knappe „Gebühren" bezahlen läßt. Die Korruption blüht auch ſonſt ſo üppig wie nie zuvor; der Abgeordnete Araya aus Roſario, der einen beſonders böſen Schmiergelderſkandal aufdeckte, wurde kurzerhand ermordet — als abſchreckendes Beiſpiel für andere Reinlichkeitsfanatiker. Daß Beamte und Lehrer, die dem Regime nicht gefügig ſind und die große „Loyalitäts"-Propaganda nicht unterſtützen, zu Tauſenden entlaſſen werden, iſt ſelbſtverſtändlich. In dieſer Propaganda ſpielt übrigens Evita Perón, die Frau des Diktators, eine Hauptrolle; ſie übt auch ſonſt einen unheilvollen Einfluß auf das Land aus. Eine wirkliche Oppoſition kann nicht mehr aufkommen; „Armee, Kirche und Regierung ſind zu feſt verſchanzt, als daß ein Staatsſtreich im bolivianiſchen Stil irgendwelche Ausſicht auf Erfolg hätte". Fügen wir dem noch bei, daß Argentinien wohl der bedeutendſte Zufluchtsort deutſcher Nazi und italieniſcher Faſchiſten iſt (viele glauben, daß ſich auch Hitler dort verborgen halte), ſo dürfte das Bild von „Peróns Paradies" vollends abgerundet ſein. Der zweite Weltkrieg, wie ſchon der erſte, iſt aber bekanntlich geführt worden, „um der Demokratie eine Heimſtätte auf Erden zu ſichern" ...

Die Vertrauensfrage Der Rundblick über den Stand der Auseinanderſetzung zwiſchen Kapitalismus und Sozialismus, Rückſchritt und Fortſchritt in Weſteuropa und Amerika iſt für uns Anhänger einer demokratiſchen Gemeinwirtſchaft — abgeſehen von England — nicht erfreulich. Er kann auch für die Leiter der Sowjetpolitik nicht erfreulich ſein und gibt ihnen ſicher nicht viel Hoffnung auf Abſchwächung der Feindſeligkeit, die jetzt die maßgebenden Kreiſe

dieſer Länder und die von ihnen geiſtig abhängigen Bevölkerungsſchichten gegenüber Rußland beherrſcht. Wie ſoll da die Sowjetunion Mut bekommen, ſich ohne Vorbehalt einer internationalen Organiſation einzugliedern, in der ſie bei jeder wichtigeren Entſcheidung einfach an die Wand gedrückt würde?

Die Gegner der Sowjetunion kehren zwar den Spieß um und ſagen: Zuerſt ſollen uns einmal die Ruſſen beweiſen, daß ſie nicht den Angriffskrieg gegen die weſtliche Welt und die blutige Revolution vorbereiten, dann wollen wir unſer Mißtrauen gegen ſie gern aufgeben und mit ihnen Frieden und Freundſchaft halten. Allein das heißt nun doch die Lage völlig verkennen und verſchieben. Mir fällt es überhaupt ſchwer, die Behauptung von Rußlands Kriegsabſichten ernſt zu nehmen, ſo klar liegt für mich die abſolute wirtſchaftliche und militäriſche Ueberlegenheit der Weſtmächte, namentlich Amerikas, am Tage, und ſo unlogiſch erſcheint es mir, Rußlands wirtſchaftliche und militäriſche Vorkehrungen als Beweis für ſeinen Angriffswillen zu erklären, wie das jetzt ſo vielfach geſchieht[4]).

Im weiteren iſt aber namentlich zu beachten, daß nicht Rußland es iſt, das die Weſtmächte in ein von ihm erſonnenes Weltſyſtem hineinzwingen will, das den Verzicht auf ihre nationale Souveränität vorausſetzt; es ſind vielmehr die angelſächſiſchen Reiche, beſonders die Vereinigten Staaten, die von der Sowjetunion in faſt ultimativer Form den Verzicht auf das Vetorecht gegenüber der Organiſation zur Kontrolle der Atomkraft verlangen, wobei — nebenbei geſagt — bisher eine Hauptrolle der inzwiſchen zurückgetretene Bernard Baruch ſpielte, der den Ruſſen in ausgeſucht ſchroffer Form entgegenzutreten liebte,

---

[4]) Das iſt auch die Meinung des vortrefflichen außenpolitiſchen Mitarbeiters verſchiedener ſozialdemokratiſcher Blätter der Schweiz, der zu den Empfehlungen des amerikaniſchen Parlamentsausſchuſſes bemerkt: „Die weſentliche Begründung, daß Rußlands neuer Fünfjahresplan in erſter Linie die Aufrüſtung bezwecke, entbehrt nicht der Ironie, wenn man gleichzeitig Berichte über die Neubewaffnung der amerikaniſchen Armee lieſt ... Die einfache Wahrheit zwingt zu der Feſtſtellung, daß die Sowjetunion den Auf- und Ausbau ihres Reiches ohne Neuerrichtung und Erweiterung der Produktionsgüterinduſtrie nicht durchführen kann. Natürlich wächſt mit der Erſtarkung der Produktionsgüterinduſtrie auch die militäriſche Kraft der Sowjetunion, die, was nicht zu vergeſſen, heute in bezug auf die mechaniſch-techniſchen Kriegsmittel den USA gegenüber weit im Rückſtand iſt. Allein aus dieſem Grund ſchon iſt Rußland auf abſehbare Zeit an der Erhaltung eines friedlichen Zuſtandes aufs ſtärkſte intereſſiert. Gilt das gleiche für die Vereinigten Staaten? Wieder zwingt die einfache Wahrheit zu der Feſtſtellung, daß der mächtige Wirtſchaftsapparat der USA, und gerade auch die Rüſtungsinduſtrie in ihren verſchiedenen Zweigen, nach Deckung des amerikaniſchen „Nachholbedarfs", von der Gefahr der Depreſſion, der ungenügenden Beſchäftigung und Ausnützung ihrer Anlagen bedroht iſt. Alſo hat ſie — man mag es drehen und wenden wie man will — Intereſſe an der Erhaltung eines Zuſtandes dauernder Kriegsdrohung mindeſtens, wenn nicht am Krieg ſelbſt. Wohin ſolch ungeminderte Spannung aber ſchließlich führt, das dürfte nachgerade jedes Kind wiſſen!"

derſelbe Baruch, den ich letzthin zufällig in einer alten Tabelle über die reichſten Männer Amerikas mit einem aus Börſenſpekulationen herſtammenden ſteuerbaren Nettoeinkommen (1924) von einer halben Million Dollar und einem Bruttovermögen von zirka 30 Millionen Dollar aufgeführt fand ... An den Weſtmächten iſt es alſo, zu beweiſen, daß Rußland auf ſeine Souveränität verzichten kann, ohne dadurch ſeine Sicherheit (oder was es darunter eben verſteht) zu opfern. Wie ſoll aber die Sowjetunion dieſen Glauben aufbringen, wenn ſie täglich feſtſtellen muß, daß die weſtliche Welt, von England teilweiſe abgeſehen, einen höchſt aggreſſiven Antikommunismus und Antiſozialismus zur Schau trägt, daß überall, wo ſich ſoziale Revolution und ſoziale Reaktion gegenüberſtehen, von Argentinien über Spanien und Griechenland bis nach Perſien, Indoneſien und China hinein, die Weſtmächte zur Reaktion halten, und daß der Kulturkreuzzug gegen die Sowjetunion, bis hin zur Suggeſtion einer militäriſchen Intervention, auf allen Straßen und Plätzen der bürgerlich-kapitaliſtiſchen Länder gepredigt wird?

Die angelſächſiſchen Mächte haben es leicht, auf ihre nationale Souveränität in der Abrüſtungsfrage zu verzichten; ſie ſind in jeder Beziehung die Stärkeren und riskieren nicht viel, wenn ſie ſich bereit erklären, ohne Widerrede einer Weltautorität zu gehorchen, in deren Organen ſie immer die 51 Prozent Stimmen aufbringen werden, die nötig ſind, um ihnen unliebſame Beſchlüſſe zu verhindern. Für die Ruſſen iſt ſolche Entſcheidung ungleich ſchwerer; die Preisgabe des Einſpruchsrechtes kann für ſie eine Sache von Leben und Tod ſein — begreiflich, daß ſie nicht Hals über Kopf auf Mr. Baruchs Ultimaten einſteigen und vorher gewiſſe Sicherheiten wollen, bevor ſie ſich unwiderruflich binden. Wie ſie ſich ſchließlich entſcheiden werden, das wollen wir doch ohne vorſchnelle Verurteilung ihrer Motive abwarten. So zu tun, als hätten die Ruſſen nicht den mindeſten Grund zum Mißtrauen und als wäre jeder Widerſtand von ihrer Seite ein Beweis ihrer unlauteren Abſichten in der Abrüſtungsfrage, das iſt in meinen Augen denkbar tendenziös und voreingenommen.

Vorderer Orient Oder iſt etwa der angelſächſiſch-weſtliche Kapitalismus in ſeiner außenpolitiſchen Geſtalt — als Kolonialismus und Imperialismus — harmloſer als in ſeiner innenpolitiſch-ſozialen Form, die wir bisher ins Auge gefaßt haben? Prüfen wir die weſentlichen Geſchehniſſe der Berichtszeit auch hier.

Da iſt zunächſt die unruhige Nordoſtecke Afrikas, *Aegypten* und der *Sudan*. Die Verhandlungen über den künftigen internationalen Status dieſer Länder ſind immer noch nicht über den toten Punkt hinweggekommen, teils wegen des radikalen Nationalismus der ägyptiſchen Bourgeoiſie, teils wegen der großen Intereſſen, die hier für

England im Spiele liegen: wirtſchaftliche Intereſſen (die ausländiſchen, vor allem britiſchen, Kapitalanlagen in Aegypten belaufen ſich auf die Hälfte des ganzen „Volksvermögens"), militäriſche Intereſſen (England will im Kriegsfall Aegypten als Operationsbaſis benützen können), Reichsverkehrsintereſſen (Suezkanal, Luftlinien nach dem Fernen Oſten uſw.). Die neue Regierung Nekraſhi Paſcha, hinter der die kapitaliſtiſche und feudale Oberſchicht des Landes und dazu die mehr liberalen Elemente des gebildeten Bürgertums ſtehen, zeigt keinerlei Eile, mit London ins reine zu kommen, und hofft offenbar darauf, daß die Zeit für Aegypten arbeiten werde.

Auch in *Paläſtina* ſteckt man noch tief in der Sackgaſſe drin. Wohl iſt die Londoner Regierung ehrlich beſtrebt, eine auch für England annehmbare Verſtändigung zwiſchen Juden und Arabern herbeizuführen, aber die Ausſichten der demnächſt wieder beginnenden Konferenz ſind kaum beſſer, als es diejenigen der früheren, im November abgebrochenen Verhandlungen waren, wollen doch die Araber von einer Teilung Paläſtinas überhaupt nichts wiſſen, während die Juden, gemäß Beſchluß des Baſler Zioniſtenkongreſſes, in Würdigung dieſer Sachlage und zum Proteſt gegen die Haltung der Labourregierung auf eine Beteiligung an der Konferenz vorerſt ganz verzichten. Folgen britiſcher Kolonialſünden! Und zwar nicht allein der Sünden früherer konſervativer und imperialiſtiſcher Regierungen, ſondern auch des Labourkabinettes ſelber, das in der Weiſe jener Regierungsſozialiſten, die, zur Macht gekommen, ihre Oppoſitionsforderungen als läſtigen Ballaſt ausſchütten und ſich ihrer „ſtaatsmänniſchen Verantwortung" (für die Verwaltung des bürgerlichen Staates nämlich) bewußt werden, jetzt nicht mehr den Mut findet, zu ſeinen beſſeren Einſichten und Vorſätzen zu ſtehen.

Die *Türkei* befindet ſich zwiſchen zwei Feuern, ſcheint aber mehr und mehr nach der britiſch-amerikaniſchen Seite hin zu rücken, mit Front gegen die Sowjetunion. Dies aus einem doppelten Grunde. Einerſeits droht das ruſſiſche Begehren auf Regelung des Meerengenſtatuts einzig durch die Uferſtaaten des Schwarzen Meeres die Türkei in Abhängigkeit von dem großen nördlichen Nachbarn zu bringen — ein Hinweis darauf, daß nur eine echte Internationaliſierung von Boſporus und Dardanellen die ganze Frage dem Macht- und Intereſſenkampf der Nächſtbeteiligten entrücken kann, bei dem des einen Vorteil immer der Nachteil des anderen iſt. Anderſeits hat die herrſchende Klaſſe in der Türkei, die ein hartes Diktaturregiment führt, die durch Propaganda verſtärkte Anziehungskraft der Sowjetunion auf die armen und ausgebeuteten Volksſchichten zu fürchten; das jüngſt erlaſſene Verbot der Sozialdemokratiſchen Partei und der (mehr oder weniger kommuniſtiſchen) Arbeiter- und Bauernpartei ſowie verſchiedener Gewerkſchaften iſt wohl aus *dieſem* Grunde erfolgt. Daß die in der Türkei ebenſo wie im übrigen Orient fällige ſoziale Neugeſtaltung mit ſolchen Mit-

teln aufzuhalten sei, ist natürlich Aberglaube; die Spannungen können dadurch nur verschärft werden.

In *Persien* hat die soziale Reaktion gleichfalls zum Schlag ausgeholt. Die Schwäche der russischen Stellung ausnützend — die Sowjetunion kann sich, nach den unguten Erfahrungen, die sie gemacht hat, nicht nochmals mit dem persischen Problem belasten — und zugleich Moskau die Ratifizierung der Oelverträge durch das nächstens zu wählende Parlament in Aussicht stellend, hat die Regierung von Teheran die mit Rußland sympathisierende Tudehverwaltung in Aserbeidschan gewaltsam gestürzt, die halbe Autonomie der nördlichen Grenzprovinz aufgehoben und „die staatliche Autorität wieder hergestellt", womit die „Ordnungselemente" in der ganzen Welt außerordentlich zufrieden sind. Auch England und Amerika, die sich ungefähr gleichzeitig damit über ihre Petrolinteressen in Iran verständigt haben, stehen in diesem sozialen Kampf natürlich wieder auf der falschen Seite.

Die Vereinigten Staaten entfalten neuerdings überhaupt eine bemerkenswert rege Tätigkeit im Vorderen Orient, der sie wegen seiner Naturschätze wie als Absatzmarkt und als Reservoir billiger Arbeitskräfte, an denen überdurchschnittlich gut zu verdienen ist, lebhaft interessiert. In der Türkei, in Irak, Persien, Südarabien (Jemen) und Palästina — überall stößt man auf ihre Spuren, wobei es zuweilen zu Reibungen mit England kommt, das dadurch in seinem Bestreben, wieder etwas Abstand von Amerika zu nehmen, nur gefördert werden kann.

Rückschlag in Indien

Der Rückschlag, den die so hoffnungsvoll begonnene Bewegung für Indiens Unabhängigkeit erlitten hat, erweist sich immer mehr als eine recht ernste Sache. Indien war eben unter britischer Herrschaft nur scheinbar eine Einheit gewesen; in Wahrheit stehen sich Hindus und Mohammedaner so unversöhnlich gegenüber wie nur je, und England hätte seine Stellung auch kaum solange behaupten können, hätte es nicht diesen Gegensatz zu seinen eigenen Gunsten auszunützen gewußt. Nun, da ihm aufrichtig daran liegt, Indien sich selber regieren zu lassen, wird es die Geister nicht los, die es zwar nicht gerufen, aber doch ermutigt hat. Dabei geht der Hauptwiderstand gegen die Einigung des indischen Kontinents von den Mohammedanern aus, die an ihrem Pakistan — einem selbständigen islamitischen Landesteil — fanatisch festhalten. Aber auch die Kongreßpartei zeigte sich bisher allzu starrköpfig; in der Frage, an der im Dezember die Londoner Konferenz mit der Kongreßpartei und der Moslemliga gescheitert war, dem Streit über das Recht der einzelnen Provinzen, sich schon jetzt für den Anschluß an die hinduistische oder die mohammedanische Föderation auszusprechen, hielt sich die Kongreßpartei bestimmt nicht an den Geist des von beiden Teilen an-

genommenen Verfaſſungsplanes, und die britiſche Regierung weigerte ſich denn auch loyalerweiſe, eine Regelung gutzuheißen, die eine Vergewaltigung der Mohammedaner bedeutet hätte. Inzwiſchen hat die Kongreßpartei in dieſem wichtigen Punkt nachgegeben, ſo daß die Moſlemliga ſchon irgendeinen anderen Konfliktsgrund ſchaffen muß, wenn ſie ſich mit ihrem Boykott der Nationalverſammlung nun nicht ſelber offen ins Unrecht ſetzen will. Die Gefahr eines allgemeinen Chaos, das bei einer Fortdauer des Kampfes zwiſchen Hindus und Mohammedanern und einer dadurch hervorgerufenen Räumung Indiens durch die Engländer ausbrechen müßte, iſt jedenfalls noch immer nicht gebannt, und man kann nur wünſchen, daß dem rührenden Verſuch Gandhis, auf ſeiner Fußreiſe durch Oſtbengalen — er nennt ſie ſelber „das größte Experiment meines Lebens" — die Freundſchaft der Mohammedaner zu gewinnen, ein größerer Erfolg beſchieden ſein möge, als ihn ſolche gern als utopiſch belächelte Unternehmungen ſonſt zu haben pflegen.

Die Frage bleibt für mich immerhin offen, ob der Gegenſatz zwiſchen Hindus und Mohammedanern nicht ſehr ſtark durch *Klaſſengegenſätze* genährt wird, alſo ohne Beſeitigung des ſozialen Unrechtes, unter dem Indiens Völker leiden, überhaupt behoben werden kann. Ein paar Tatſachen, die mir unlängſt zu Geſicht gekommen ſind, haben mir die Schärfe der Klaſſengegenſätze in Indien jedenfalls aufs neue eindringlich zum Bewußtſein gebracht. Die Lebenskoſten für die proletariſche Bevölkerung ſtiegen zwiſchen Auguſt 1939 und März 1946 in Bombay von 100 Punkten auf 235, in Achmedabad auf 270, in Lahore auf 302. Anderſeits ſtiegen die Gewinne zwiſchen 1939 und 1943 in der Juteinduſtrie pro Geſellſchaft von 108 000 Rupien auf 1 002 000 Rupien, in der Baumwollinduſtrie von 608 000 auf faſt vier Millionen Rupien, im Teegeſchäft von 73 000 Rupien auf 286 000 Rupien, bei den Banken von 1 239 000 Rupien (1940) auf 2 339 000 Rupien (1942). Solange die indiſchen Völker nicht auch von der Kapitalherrſchaft freigeworden ſind, hat ihre politiſche Unabhängigkeit nach außen hin nicht allzuviel zu bedeuten — wenigſtens nicht für die unteren Klaſſen; mit der wohlhabenden Bourgeoiſie, die ja die Hauptträgerin der indiſchen Unabhängigkeitsbewegung iſt, mag es ſich anders verhalten.

China und Indochina

Der wirtſchaftlich-ſoziale Kampf vermengt ſich auch im übrigen Südoſt- und Oſtaſien aufs ſtärkſte mit dem nationalen Freiheitskampf. Das ſieht man in *Indoneſien*, deſſen Unabhängigkeitsbewegung großenteils von Sozialiſten geleitet wird — mit Erfolg, wie man weiß; das holländiſch-indoneſiſche Abkommen iſt übrigens trotz heftigem Widerſtand von rechts her im holländiſchen Parlament doch angenommen worden, und eine neue holländiſche Abordnung iſt nach Indoneſien gereiſt, um die Organiſierung des neuen

Staatsweſens zuſammen mit den Vertretern der Eingeborenen vorzubereiten. Das iſt auch der Fall in *Hinterindien* (Burma), deſſen Abgeſandte gerade gegenwärtig in London weilen, um über die Gewährung der Unabhängigkeit, innerhalb oder außerhalb der britiſchen Reichsgemeinſchaft, zu verhandeln. Es gilt nicht weniger in *Indochina*, deſſen „Kommuniſten" ſeit etlichen Wochen im offenen Krieg mit den Franzoſen ſtehen. Die Kolonie Indochina beſtand bis zum zweiten Weltkrieg aus fünf nur loſe verbundenen Staaten, mit 24 Millionen Einwohnern; nach der Vertreibung der Japaner anerkannten die Franzoſen zwar die Unabhängigkeit der neuen Republik Viet Nam (das iſt der alte Name für Tongking, Annam, und Cochin-China) innerhalb der Franzöſiſchen Union, widerſetzten ſich aber der Einbeziehung auch Cochin-Chinas in den neuen Viet Nam. Darüber iſt es nun, im Anſchluß an einen Ueberfall der Viet-Nam-Truppen auf Haiphong, zum bewaffneten Kampf zwiſchen Franzoſen und Eingeborenen gekommen, bei dem die Viet-Nam-Truppen kaum viel Ausſichten auf Erfolg haben. Daß General D'Argenlieu, der franzöſiſche Oberbefehlshaber, den Krieg mit den Methoden des früheren Kolonialmilitarismus führt, ſetzt einen dabei weniger in Erſtaunen als der Umſtand, daß auch der Kolonialminiſter Marius Moutet (den wir während ſeiner ſchweizeriſchen Emigrationszeit glaubten als Gegner der imperialiſtiſchen Kolonialpolitik kennengelernt zu haben) voll nationaler Entrüſtung aus Indochina wieder nach Paris zurückgekommen iſt. Die Niederwerfung des Aufſtandes der Vietnameſen, die wohl nur noch eine Frage kurzer Zeit iſt, verblendet hoffentlich die Augen des fortſchrittlichen und gar des ſozialiſtiſchen Frankreich nicht gegenüber der Tatſache, daß die weißen Kolonialherrſcher auch in Indochina nur noch auf Abruf daſitzen!

Am deutlichſten fließen ſoziale und nationale Freiheitsbewegung in *China* zuſammen. Tſchiang Kai-Schek hat zwar noch vor Ende des alten Jahres eine neue Verfaſſung eingeführt, mit deren Inkrafttreten er, wie er ſagte, ſeine politiſche Sendung als abgeſchloſſen anſehen und einer „Volksregierung" Platz machen werde. Aber das war natürlich nur wieder ein Bluff des liſtenreichen Mannes. Die korrupte Diktatur Tſchiangs beſteht fröhlich weiter; die Kommuniſten von Jenan, die Führer der chineſiſchen Agrarrevolution, die mit der liberal-bürgerlichen Oppoſition eng zuſammenarbeiten, bleiben der Nationalverſammlung fern, die ſo nicht viel mehr als ein Parteirat der Kuomintang iſt; und die Amerikaner unterſtützen wacker mit Geld und Waffen die „Volksregierung", die ihnen durch den bekannten „Freundſchaftsvertrag" China in aller Form zur Ausbeutung ausgeliefert hat. Tſchiang Kai-Schek und die Amerikaner auf der einen Seite, Kommuniſten, Bauern und Demokraten auf der anderen — das iſt nun ſchon lange der Verlauf der Frontlinie in China. „Der Eckſtein der Kuomintangpolitik", ſo ſchreibt der amerikaniſche Journaliſt Hugh

Deane in „The Nation", „iſt die Ueberzeugung, daß die Vereinigten Staaten keine Revolution in China dulden werden... Tatſächlich gibt es reichlich Gründe für dieſe Ueberzeugung. Auf den Philippinen, in Korea und Japan unterſtützen die Vereinigten Staaten offenſichtlich konſervative und reaktionäre Kräfte. In China haben die Vereinigten Staaten unter dem Deckmantel des ehrlichen Maklers der Kuomintang militäriſche und wirtſchaftliche Hilfe gegeben. Das zwingendſte Motiv der amerikaniſchen Politik ſcheint die Eindämmung des ruſſiſchen Einfluſſes in Aſien zu ſein, was bedeutet, daß die Vereinigten Staaten eine gegenrevolutionäre Rolle ſpielen müſſen."

Sind alſo reaktionäre Machtpolitik und kapitaliſtiſcher Imperialismus in den weſtlichen Demokratien abgeſtorben oder doch wenigſtens in der Rückbildung begriffen, ſo daß ſich die Sowjetunion ihrem Pazifismus ruhig anvertrauen dürfte? Sie ſind im Gegenteil noch höchſt lebendig und teilweiſe von neuem Tatwillen erfaßt. Die Völkerrechtsordnung, die ſie ablöſen ſoll, muß erſt noch geſchaffen werden — von *innerhalb* der Vereinten Nationen her freilich, nicht in ſelbſtgenügſamem, ſchlauem Abwarten außerhalb ihrer Gemeinſchaft, und gleichzeitig auf der Linie des Kampfes um eine neue, ſolidariſche Wirtſchaftsordnung, ohne die jede Friedensorganiſation des feſten Haltes im Alltagsleben der Völker entbehrt. Das friſch begonnene Jahr kann uns dieſem Ziel ein Stück näher bringen, ſofern die Völker mehr als bisher aus dem Schlaf erwachen, in den die Mächte der alten Welt ſie verſenkt haben, und mehr als bisher die von der amerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung des Jahres 1776 als „ſelbſtverſtändlich" bezeichnete Wahrheit tätig beweiſen, „daß alle Menſchen gleich geſchaffen ſind, daß ihnen allen von ihrem Schöpfer unveräußerliche Rechte verliehen ſind, und daß dazu Leben, Freiheit und Streben nach Glück gehören".

10. Januar. *Hugo Kramer.*

Von Büchern

Bruno Grimm: Gau Schweiz? Dokumente über die nationalſozialiſtiſchen Umtriebe in der Schweiz. Herausgegeben von der ſozialdemokratiſchen Partei der Schweiz im Jean-Chriſtoph-Verlag, Zürich.

Eine ſehr gründliche, auch dokumentariſche Arbeit von großer Wichtigkeit und Aktualität. *L. R.*

P. T. Lux: Un Suisse qui ne reconnaît plus son pays. Considération d'un Suisse de l'étranger sur la crise hélvétique et mondiale.

Dieſes Buch eines geſcheiten, edlen und hochgebildeten Mannes, dem der Aufenthalt in der Fremde die für ein freies Urteil über ſein Land nötige Diſtanz gegeben, hat viel zu wenig Beachtung gefunden. Der erſte Teil, die allgemeinen Urteile und Betrachtungen, iſt ganz ausgezeichnet; im zweiten Teil, der die kon-

kreten Probleme der Schweiz behandelt, tritt für mein Urteil das Poſtulat der „Syntheſe", der *„Verſtändigung"*, zu ſtark hervor. Vorangeſtellt werden müſſen *Recht und Wahrheit.* Aber es bleibt ein wertvolles und auch ein wohltuendes Buch.
L. R.

Jeremias Gotthelf: Eines Schweizers Wort.

Wenn man Jeremias Gotthelf ſchweres Unrecht tun und ihn zum Patron eines übergeſchnappten Schweizer Patriotismus machen will, dann muß man nur dieſes im Jahre 1842, alſo in einer von Grund aus anderen Lage, als wir ſie heute haben, an den eidgenöſſiſchen Schützenverein gerichtete Wort ausgraben. Daß bei Jeremias Gotthelf immer auch Gutes zu finden iſt, kann dieſes Urteil nicht aufheben.
L. R.

In wenigen Wochen wird der erſte und im Herbſt dieſes Jahres noch der zweite Band

des grossen Bibelwerkes von Leonhard Ragaz

erſcheinen.

Es iſt nicht nötig, zu ſagen, daß die Bibeldeutung von L. Ragaz neben der unüberſehbaren Zahl von gelehrten und erbaulichen Bibelerklärungen

etwas ganz Neues und Besonderes

darſtellt. Einem Manne, der mit ſolcher Kraft und Hingabe die Kämpfe Gottes in unſerer Zeit kämpfte, dem mußte ſich die Bibel in einer neuen und lebendigen Weiſe in ihrer Tiefe erſchließen. Hier wird nicht über die Bibel geredet, ſondern aus ihr heraus, in wunderbarer Freiheit. Hier wird ihr ewig lebendiges, ihr aktuelles Wort gehört und geſprochen. Hier leuchtet ihr größtes Licht: die Botſchaft vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit.

Anmeldungen für Subſkriptionen für die beiden erſten Bände (I.: Die Urgeſchichte, II.: Moſes) werden bis zum 3. März entgegengenommen vom *Sekretariat der Religiös-ſozialen Vereinigung, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4.* Der Subſkriptionspreis von Fr. 15.— für beide Bände zuſammen (in Leinen) kann zum voraus einbezahlt werden auf das Poſtſcheckkonto der Religiös-ſozialen Vereinigung, VIII 15557 oder die beiden Bände werden per Nachnahme zugeſtellt. Der erſte erſcheint auf Oſtern, der zweite im Herbſt. Im Buchhandel koſtet Band I Fr. 10.— in Leinen, Band II Fr. 9.— in Leinen.

Redaktionelle Bemerkungen

Herr Dr. Kramer hat diesmal, weil kein dringlicher Stoff vorlag, auf eine Schweizeriſche Rundſchau verzichten können. Seine Beſprechung des Buches von Tawney „Religion und Frühkapitalismus" müſſen wir aus Raumgründen verſchieben.

„Neue Wege" für Deutſchland. In die britiſche Beſetzungszone können jetzt die Neuen Wege geſchickt werden, aber nur direkt von der Adminiſtration aus mit dem entſprechenden Umſchlag. Da noch keine Möglichkeit der Bezahlung durch die deutſchen Abonnenten beſteht, kommen vor allem Geſchenkabonnements aus der Schweiz in Frage.

Die deutsche Schuld

Predigt, gehalten am 25. Auguſt 1946 in Deutſchland.

Vorbemerkung: Folgende Predigt wurde in einem deutſchen Kurort, im Abendgottesdienſt, in einer großen, völlig beſetzten Kirche gehalten. Da Vorträge langen Zenſurſchwierigkeiten unterlagen, wurde dieſe Form gewählt. Der Verfaſſer wagte die Veröffentlichung dieſer Predigt in einer ſchweizeriſchen Zeitſchrift nicht, weil ſie irgend einen neuen oder originellen Gedanken enthielte, ſondern nur um zu zeigen, wie weit man mit offener Ehrlichkeit auf einer deutſchen Kanzel, ohne Proteſt, heute gehen kann. Die Wirkung der Predigt war eine erſtaunliche. Nachdem bei früheren Predigten der Redner viel freundliche Worte des Dankes fand, ging dieſes Abendpublikum wortlos, wie geſchlagen, nach Hauſe. Nachher erfuhr ich, daß der allgemeine Eindruck der war: „es war furchtbar, aber der Redner hat die Wahrheit doch in ſchonender Weiſe geſagt." Ed. Platzhoff-Lejeune.

Matth. 26, 22: Herr, bin ichs? — —
Luc. 23, 41: Wir empfangen, was unſere Taten wert ſind! — —

Liebe Gemeinde!

Eine ſo zahlreiche Zuhörerſchaft in einem Abendgottesdienſt deutet wohl darauf hin, daß Ihr von einem Ausländer auf der Kanzel etwas Beſonderes erwartet. Aber was kann ein alter Landpfarrer aus einem nachbarlichen, neutralen Zwergſtaat Euch Außerordentliches bieten? Immerhin, er kommt aus einer ganz andern geiſtigen Welt und hat im letzten Jahrzehnt der deutſchen Abgeſchloſſenheit vielleicht doch Menſchen geſehen und Dinge gehört, die man in Deutſchland nicht erfahren hat. Zu den Problemen, die im Ausland im Vordergrund der Diskuſſion ſtehen, gehört vor allem das der deutſchen *Schuld*, deſſen Behandlung von einer Kanzel ſich ſchon rechtfertigen läßt. Ich bitte alle um Verzeihung, denen ich damit wehe tue; ſie können ſicher ſein, daß, was ich ſage, mir ſelbſt wehe tut! Fern liegt es mir vor allem, vom bequemen Richterſtuhl einer ſtolzen Neutralität ein phariſäiſches Urteil zu fällen, denn auch die Richter bedürfen der Gnade Gottes!

Aber warum die *deutſche Schuld*, nicht gleich die Mitſchuld *aller* Völker an dieſem Kriege? Darf ich daran erinnern, daß die Jünger ihren Meiſter nicht fragten: *Wer* iſt ſchuldig, ſind es nicht die *andern?*, ſondern einfach: Herr, bin ich's? Frage zunächſt nach *deiner* Schuld und laß die andern ſich um ihre bemühen. Glaubt nur nicht, daß ſie das unterlaſſen! Aus Frankreich, England, Italien und Amerika liegen dafür ſo deutliche Zeugniſſe vor, daß ſie den deutſchen Schuldbekenntniſſen mindeſtens gleichſtehen. Auch die kleine Schweiz bekennt ſich ſchuldig, Zehntauſende von Flüchtlingen erbarmungslos abgewieſen und dem ſichern Tode überliefert zu haben. Sie ſchämt ſich auch, aus Angſt und Not ſoviel Kriegsmaterial für Deutſchland geliefert und

den Kriegsverkehr mit Italien ſo ſtark erleichtert zu haben, was zwar nicht ungeſetzlich, aber unrecht war. Es kehre alſo ein jeder vor ſeiner Tür und begnüge ſich damit, an ſeine eigene Schuld zu denken!

Da iſt man nun im Ausland gewohnt, drei Fragen an die Deutſchen zu richten: Wie kommt es nur, daß Ihr einer ſo verhängnisvollen Bewegung nicht entgegentratet als es noch Zeit war und Ihr ſie hemmen konntet? Oder warum habt Ihr nicht wenigſtens, als die Bewegung plötzlich ſchwach wurde, ihr den Garaus gemacht? Und was ſagt Ihr endlich zu dem Grauen der Vernichtungslager, die mit dem Kriege nichts zu tun haben und eine unerhörte Barbarei und Beſtialität für ſich darſtellen?

Auf dieſe Fragen ſind die meiſten um Antwort nicht verlegen.

Die Anfänge der Bewegung, heißt es, waren ſo verheißungsvoll, von echem ſozialem Geiſte durchdrungen, ſo volkstümlich, ſo kräftig und praktiſch, daß wir uns über ihren wahren Charakter täuſchten und die andersartige Weiterentwicklung nicht vorausſahen. Im Herbſt 1935 waren die Anſichten geteilt. Die einen meinten, es lohne ſich gar nicht mehr, einer ſterbenden Bewegung entgegenzutreten! Die andern fanden, es ſei ſchon zu ſpät, ihr noch Einhalt zu tun, und man müſſe dem furchtbaren Uebel ſeinen Lauf laſſen. Was ſchließlich die Lagertragödien betrifft, ſo erfuhr das Ausland ſie ſpät genug, wir aber noch ſpäter (1945), als das Unheil längſt geſchehen und alles vorüber war.

Dieſe drei Antworten verdienen Beachtung. Sie haben zweifellos nur die Hälfte des deutſchen Volkes befriedigt, das in guten Treuen nicht mehr wußte und nicht weiter dachte. Aber damit iſt die Sache nicht erledigt. Dreißig andere Millionen ſind klüger, weltoffener und ſcharfblickender geweſen. Sie ſahen klar, aber ſie ſchwiegen. Man bedenke nur: eine Bewegung, die ſchon 1922 einen der edelſten, klügſten und größten Männer Deutſchlands, Walther Rathenau, erſchoß — von dem Dollfußmord in Oeſterreich nicht zu reden —, iſt nicht harmlos, rein auf das Volkswohl gerichtet, ſie iſt anarchiſtiſch und verbrecheriſch. Und nichts entſchuldigt das Verpaſſen des pſychologiſchen Moments im Jahre 1935. Hier hieß es weder untätig abwarten, daß die Bewegung zuſammenbräche, noch fataliſtiſch die Hände in den Schoß legen, weil es nun doch wohl zu ſpät ſei. Nein und tauſendmal nein: hier hieß es *handeln,* ſchnell und tatkräftig, um das Schlimmſte von Deutſchland und der Welt abzuwenden. Statt deſſen, was hat man getan? Geduldet und geſchwiegen, im Zuſtand jener „verdammten Zufriedenheit", die der deutſche Sozialismus ſchon vor ſechzig Jahren am deutſchen Volke tadelte. Und den Mördern Rathenaus wurde widerſtandslos ein Ehrendenkmal geſetzt!

Endlich die Entſchuldigung, man habe die Vernichtung der Millionen Menſchen in den Irrenanſtalten und Gasöfen, die Foltern und ſogenannten mediziniſchen Experimente nicht einmal geahnt, ſetzt entweder eine unglaubliche Naivität voraus, die man ja in Deutſchland

immer wieder findet, oder es liegt hier eine Gleichgültigkeit und Feigheit vor, die das Sprichwort beſtätigt: Il n'y a pire sourd que celui qui ne *veut* pas entendre!

Man ſcheute ſich einfach, der Wahrheit ins Angeſicht zu ſchauen, weil ſie furchtbar war. Man *wollte* nicht glauben, was alle Begriffe überſtieg. Man nahm ſich nicht die Mühe, den Dingen auf den Grund zu gehen und fand es bequemer, an anderes zu denken und von anderem zu reden. Genau wie jetzt wieder beim Nürnberger Prozeß, wo man einfach den Richtern kein Vertrauen ſchenkt, ſie auf die Bänke der Angeklagten ſetzen möchte und erklärt, man ſolle von dieſen Dingen doch nicht ſo lang und breit reden, es ſei nun genug! Man will es einfach nicht verſtehen, daß ein Vergeſſen und Verzeihen nur da denkbar iſt, wo eine Schuld in ihrem ganzen Umfang erkannt iſt, eingeſehen und bereut wird. Das aber iſt bei der deutſchen Schuld keineswegs der Fall, von der Millionen Deutſche noch keine Ahnung haben.

Und ehe das ungeheuerliche Ausmaß der deutſchen Schuld, von der viele nichts mehr hören wollen, in ihrem ganzen Umfang erfaßt iſt, ſchleicht ſchon das bleiche Geſpenſt des wiedererwachenden Nationalismus, des Antiſemitismus, der teutſchen Religion und der Revanche in ganz Deutſchland wieder umher und man ſchaut zurück nach den Fleiſchtöpfen der Naziknechtſchaft.

Vor allem fehlt es völlig an Verſtändnis für das Ausmaß der Verwüſtung und des Elends, das in den von Deutſchland beſetzten Ländern herrſchte und von der jetzigen Lage der dortigen Völker. Könnten wir heute im Vogelflug ein paar gerechte und objektiv denkende deutſche Menſchen über dieſe holländiſchen, polniſchen, ruſſiſchen, ungariſchen, rumäniſchen, jugoſlawiſchen und tſchechiſchen Gebiete führen, ſie würden ſchaudern und mit der Feſtſtellung heimkehren, daß man es in Deutſchland noch ſehr gut hat und daß es ungerecht wäre, wenn es beſſer ginge: Wir haben empfangen, was unſere Taten wert ſind!

Aber müſſen da nicht zahlloſe Unſchuldige mitleiden? Was können ſie zu dem allen? Sie haben von Anfang an nur Leid und Schmerz, Not und Entbehrung zu tragen gehabt, und heute ſcheint vielen die Laſt noch ſchwerer als in der Kriegszeit. Iſt das gerecht?

So denken viele! Hat nicht ſogar ein deutſcher Erzbiſchof erklärt, die Greuel des verfloſſenen Regimes ſeien nur die Taten einzelner geweſen? Das deutſche Volk ſei unſchuldig daran! Wir ſtoßen hier auf ein vielerörtertes Problem, das wir nur ſtreifen können. Sind die Bürger eines Volkes haftbar zu machen für die Taten ihrer Regierung, gibt es eine nationale Solidarität auf Gedeih und Verderb, der ſich keiner entziehen kann, oder kann der einzelne ſich wirklich völlig losſprechen von der Schuld ſeiner Machthaber, ſeien ſie nun vom König, Volk oder Parlament gewählt, ſeien es Diktatoren und Tyrannen, die ſich die Herrſchaft anmaßten? Hier wird meiſt ein Umſtand vergeſſen:

Wer an den Folgen einer Niederlage oder einer Aechtung ſeiner Führer ſich unbeteiligt erklärt, der muß auch bei allen Siegen und Erfolgen ſeiner Machthaber gleichgültig bleiben. Wer die Paſſiven des Staatsunternehmens nicht auf ſich nehmen will, der hat auch an den Aktiven keinen Teil. Hat das deutſche Volk etwa ſo gehandelt? Nein, wahrhaftig nicht! Es hat gejubelt und gejauchzt, als ſein Erkorener die Welt zu erobern ſchien. Es geriet in einen Rauſch und Taumel der Begeiſterung, der in der Geſchichte ſeinesgleichen ſucht. Was für exaltierte Briefe hat man uns nicht über die Grenze geſchrieben! Fühlt Ihr denn nicht mit uns die Größe der Zeit und die atemberaubenden Ereigniſſe jedes neuen Tages? Schließt Euch doch uns freiwillig an. Wir erobern die Welt unwiderſtehlich, und morgen ſeid auch Ihr unſer! Das tauſendjährige Reich bricht an, und am deutſchen Weſen wird der Erdball geneſen. Bleibt nicht gleichgültig; denn Ihr werdet es morgen bereuen! —

Und wir blieben nicht gleichgültig! Wir gedachten mit bitterem Schmerz der armen zertretenen und vernichteten Völker. Hier ſind die unſchuldigen Opfer geweſen, denen keiner eine Mitſchuld vorwerfen kann, die ſchon hungerten und froren, als es Euch noch gut ging und die immer noch leiden, ſoweit Ihr ſie nicht vernichtet habt. Aber da gab es bei Euch kein Wort der Teilnahme, kein Mitleid, kein Verſtändnis: „Sie brauchen ja nur ſich aufzugeben und ſie können am Leben bleiben!“ Wir ſchenken es ihnen großmütig! Die Wahrheit des alten römiſchen Sprichwortes, daß man um des armſeligen Vegetierens willen den Sinn und Wert des Lebens nie opfern darf, haben Menſchen und Chriſten, die ſo ſprachen, nie gekannt!

Damit kommen wir zu der großen Schuld des deutſchen Volkes in ſeiner überwiegenden Mehrheit. Ein chriſtlicher Ethiker hat behauptet, die Unterlaſſungsſünden ſeien ſchwerer, verbreiteter und zahlreicher als die Begehungsſünden. Von dieſen letzteren haben wir nun genug geredet; ſie ſind unerhört furchtbar, beſtialiſch, grauſam, barbariſch und unmenſchlich. *Aber das deutſche Volk hat die größte Unterlaſſungsſünde der Weltgeſchichte begangen. Es hat den Dingen ihren Lauf gelaſſen und mit ſich ſelbſt die ganze Welt, der Verzweiflung nahe, in Elend und Not gebracht.* Das *wollte* Euer Führer: wenn er zugrunde gehen müſſe, ſolle zur Strafe Deutſchland und die ganze Welt mit zugrunde gehen. Er hat ſein Ziel nicht erreicht, aber er iſt ihm unheimlich nahegekommen.

Herr, bin ich's? Ja, du biſt es, und Ihr empfangt, was Eure Taten wert ſind.

Aber hier trifft den Nationalſozialismus nicht alle Schuld. Das Uebel iſt viel älter. Man könnte es auf 1814 zurückführen, man muß es jedenfalls von 1870 an datieren. Das geeinte Deutſchland war von Machthunger ſofort erfüllt. Es mußte eine Flotte und Kolonien haben.

Es wollte Englands Weltmacht brechen und ſelbſt zur größten Weltmacht werden. „Wir haben unſere älteſten und ſchönſten Traditionen verleugnet", ſagte kürzlich ein ſchwäbiſcher Miniſter, „und ſind aus einem Volk der Dichter und Denker ein ſolches der Soldaten, Induſtriellen und Geſchäftsmänner geworden, das, von einem unerſättlichen Expanſionsbedürfnis beſeelt, aus einer europäiſchen zu einer Weltgefahr wurde. Es iſt ſchon etwas Wahres an dem engliſchen Sprichwort: Der Deutſche liegt euch entweder zu Füßen oder er packt euch an der Kehle! Ein Zwiſchending ſcheint es nicht zu geben. Iſt Deutſchland mächtig, ſo wird es aggreſſiv!"

Schließt das nun jedes Mitgefühl, jede Teilnahme am deutſchen Schickſal aus? Nicht im geringſten! Wer ein menſchliches Herz hat, wird beim Durchfahren Deutſchlands aufs tiefſte erſchüttert ſein. Er wird bis ins Innerſte ergriffen vom Schickſal Hunderttauſender; denn auch hier gibt es Unſchuldige, und der Arme und Elende war ſchon den Römern eine heilige Sache. Aber es iſt eben nicht nur der Deutſche, der ſo leiden muß. Es ſind Millionen anderer, vor allem die von Euch unterjochten und dezimierten Völker, aber auch die ſogenannten Sieger, deren Los ſich von dem der Beſiegten nur wenig unterſcheidet. Denn wahrhaftig, wir wiſſen es nun bald: der Krieg zahlt ſich nicht aus!

Noch nie waren die Sieger ſo ſehr mitbeſtraft für den Krieg wie die Beſiegten. Noch nie hat ein Sieg ſoviel gekoſtet, ſo daß ſie ausrufen können, wie einſt Pyrrhus: Noch ein ſolcher Sieg — und wir ſind verloren! Wie viele Irrtümer und Vergehen auch hier zu verzeichnen ſind, wiſſen wir alle. Englands Großmachtſtellung iſt auch durch ſeinen Sieg erſchüttert, und wenn Amerika ſeine Weltmachtſtellung in ähnlicher Weiſe wie Deutſchland und England mißbrauchen ſollte, iſt zum Glück Rußland da, um es daran zu verhindern. Der egoiſtiſche Nationalismus und der Großkapitalismus ſind am Ende ihrer Herrlichkeit, im Zeitalter der Nationaliſierung der Betriebe. So wird vor einem künftigen Kriege das Volk mitreden dürfen, und darum glauben wir nicht an die Wiederkehr einer ſolchen Kataſtrophe.

Aber die Schuld bleibt, und wir alle: Großmächte und Kleinſtaaten, treten vor Gott mit dem Bekenntnis: Herr, ſei uns Sündern gnädig; denn ſie ſind allzumal Sünder, und da iſt keiner, der nur Gutes getan hat. Dieſes gemeinſame Schuldbewußtſein demütigt uns, aber es eint uns auch. Wir ſind alle ſchuldbewußte Kinder eines Vaters, gleichberechtigte Glieder der einen menſchlichen Familie, die keine Meere mehr trennt und keine Entfernung mehr voneinander ſcheidet.

Wie ſchön ſagt der Jude Shylok im „Kaufmann von Venedig": „Sind wir nicht mit der gleichen Speiſe genährt, mit den gleichen Waffen verwundet, den gleichen Krankheiten unterworfen, mit den gleichen Mitteln geheilt? Wärmt uns nicht der gleiche Sommer, kältet

uns nicht derſelbe Winter? — Wenn Ihr uns ſchlagt, bluten wir nicht, wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir nicht, wenn Ihr uns vergiftet, ſterben wir nicht?“

Wahrhaftig wir haben einander nichts vorzuwerfen und wollen gerne vergeben, nachdem wir einmal den Abgrund unſerer Sünde in ſeiner ganzen Tiefe ermeſſen haben.

Das deutſche Volk hat ſolange die Wahrheit nicht mehr gehört, und, wo es ſie kannte, ſolange verſchweigen müſſen, daß es ſie nicht mehr liebt und über ſie ſchnell hinweggeht. Aber erſt, wenn man ganz klar ſieht und den ganzen Umfang ſeiner Schuld erfahren hat, wird und muß es Verzeihung finden, aber man kann nur bereuen, was man kennt und eingeſehen hat.

Büßen und tragen, aber auch hoffen und glauben! Sind wir alle Schächer, ſo wollen wir doch dem guten Schächer gleichen, von dem der Herr ſagt: Heute noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Die Gegner Jeſu

LEONHARD RAGAZ †

(Fortſetzung)

IX.

9. *Statt der Wahrheit der Erfolg.*

„Da antworteten einige von den Schriftgelehrten und Phariſäern und ſprachen: ‚Meiſter, wir möchten von dir ein Zeichen ſehen.‘ Er aber antwortete und ſprach zu ihnen: ‚Ein böſes und ehebrecheriſches Geſchlecht begehrt ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas ... Die Männer von Niniveh werden im Gerichte mit dieſem Geſchlechte auferſtehen und es verurteilen; denn ſie haben auf die Verkündigung des Jonas hin Buße getan; aber ſiehe, hier iſt mehr denn Jonas. Die Königin des Südens wird im Gerichte mit dieſem Geſchlechte ſich erheben und wird es verurteilen. Denn ſie kam von den Enden der Erde her, um die Weisheit Salomons zu hören, und ſiehe, hier iſt mehr als Salomon.

Wenn aber der unreine Geiſt aus dem Menſchen ausgefahren iſt, durchwandert er dürre Orte, Erfriſchung ſuchend, und findet ſie nicht. Dann ſpricht er: ‚Ich will zu meinem Hauſe, von dem ich ausgegangen bin, zurückkehren. Zurückgekehrt findet er es feiertäglich, gereinigt und geſchmückt. Da geht er hin, und nimmt mit ſich ſieben andere Geiſter, die böſer ſind als er ſelbſt, kehrt zurück und wohnt daſelbſt. Und das Letzte jener Menſchen wird ſchlimmer ſein als das Erſte. So wird es auch mit dieſem böſen Geſchlechte ſein.‘ “

(Matth. 12, 38—45.)

F. Was will Jeſus mit dieſer Rede ſagen?

A. Ueberlegen wir die Situation, aus welcher ſie entſteht. Die Gegner Jeſu, die ſich vorher über eine Wundertat Jeſu aufgehalten haben, verlangen jetzt von ihm, daß er eine ſolche tue. Es iſt vielleicht auch eine andere Gruppe, die Jeſus etwas freundlicher geſinnt iſt. Sie wollen ihn nicht von vornherein verdächtigen und verurteilen, ſondern ihm ſozuſagen eine Chance geben. Er ſoll nun extra für ſie ein „Zeichen" tun, dann wollen ſie an das glauben, was er vertritt.

Jeſus weiſt dieſe Zumutung mit Schroffheit ab. Hätte er ſie erfüllt, dann wäre er nachträglich der Verſuchung erlegen, über die er in der Wüſte, auf der Zinne des Tempels und auf dem hohen Berge geſiegt hat. Er wäre ein Zauberer geworden wie die andern. Er hätte ein bloßes Mirakel, ein Scheinwunder getan. *Seine* Zeichen haben nicht dieſe Art. Er tut ſie ſo wenig zum „Sehen", daß er ſie vielmehr gefliſſentlich verbirgt und ihre Bekanntmachung verbietet, ſoweit dies möglich iſt. Er tut ſie aus dem Glauben und aus der Liebe, faſt gegen ſeinen Willen, um für Gott gegen die widergöttlichen Feinde zu kämpfen und Gottes Macht zu zeigen, vor allem aber, um zu *helfen:* als Heiland. Sie aber wollen, daß er eines für ſich ſelbſt tue und für ſie, damit ſie glauben könnten. Sie glauben alſo nicht an ſeine Wahrheit, ſondern bloß an ſeinen *Erfolg,* das heißt: ſie glauben nicht Gott, ſondern der Welt.

Denn es tritt uns damit eine neue und wichtige Art entgegen, von Gott abzukommen: *daß man eben auf den Erfolg achtet, ſtatt auf die Wahrheit.*

Denn der Erfolg iſt einer der großen Götzen der Welt. Ihm hat die Welt immer gedient, ſie dient ihm aber heute ganz beſonders. Es iſt die Zeit der ſchreienden *Reklamen* und hypnotiſierenden *Propaganda.* In den Dienſt dieſes Obergötzen ſtellen ſich eine Schar von Gehilfen: die *Preſſe,* das *Radio,* der *Film,* die *Illuſtration* und vieles andere. Vor allem auch das *Geld,* der andere große Götze der Welt, der ja mit dem Götzen Erfolg aufs intimſte verbündet iſt. Ueberall tritt damit an die Stelle der Wahrheit der Schein, wenn nicht gar die Lüge. Man dient dieſem Götzen vor allem auch mit der *Haſt.* Er verdrängt alle ſchöpferiſche Ruhe der Arbeit. Er vertreibt alles tiefe und echte, bloß der Wahrheit dienende Denken. Er zerrüttet die Nerven und verwüſtet die Seele. Er verſtört und verzehrt den Menſchen, wie alle Moloche es tun. Sein Ende iſt, im großen und kleinen, im ganzen und im einzelnen, der *Zuſammenbruch.* Er mißachtet das heilige Element, das *Zeit* heißt und aus Gottes Ewigkeit ſtammt. Er lebt dem *Augenblick* — im ſchlechten Sinne des Wortes — und ſtirbt dem Augenblick. Quod cito fit, cito perit — ſchnell vergeht, was ſchnell entſteht, hat ein Großer geſag. Das erwahrt ſich an unſerer ganzen Hat-Erfolg-Kultur.

Die Welt dient dieſen Götzen mehr als je. Mehr als je beurteilt ſie

den Wert einer Sache oder eines Menſchen nach Erfolg und Mißerfolg. Es iſt natürlich, daß die Welt es tut. Sie dient eben als Welt den Götzen der Welt. Aber ſchlimm iſt, wenn auch die Frommen das tun. Und das tun ſie in allen Formen. Auch unſere Kirchen und Gemeinſchaften, Konfeſſionen und religiöſen Parteien achten weithin nicht auf die Wahrheit, ſondern auf den Erfolg. Sie verlangen „*Zeichen*". Solche „Zeichen" meinen ſie zu ſehen, wo großer Zulauf iſt, wo „Wunder" geſchehen, wirkliche oder vermeintliche, wo irgend eine Myſtik, ein Geheimnis auftaucht. Da ſtaunt man. Da iſt man bereit, aufzuhorchen und Reſpekt zu bezeugen. Die einfache Wahrheit gilt nichts. Und wer gar offenen Mißerfolg hat! So rufen ſie immer wieder zu dem Kreuze empor, an dem in immer neuen Geſtalten Jeſus hängt — an das immer neue Geſtalten Jeſus geſchlagen haben: „Arzt, hilf dir ſelber! Andern hat er geholfen, ſich ſelbſt kann er nicht helfen . . . Er hat auf Gott vertraut, der helfe ihm, nun, wenn er Wohlgefallen an ihm hat."

Dieſem Trachten nach Zeichen entſprechen die *Mittel*, die man anwendet, um ſie zu erlangen. Sie ſollen, ſtatt der Wahrheit, dem Erfolge dienen. Man benutzt auch das Mittel der Reklame, der Propaganda (im üblen Sinne), der „Bekehrung" [1]), des Betriebes aller Art. Und man nimmt es im übrigen mit den Mitteln nicht allzu genau; wenn ſie nur Erfolg eintragen. Man ſucht die Verbündung mit dem Staate, mit dem Gelde, mit der Bildung, mit der Mode. Und ſehr nahe rückt dann die freilich unausgeſprochene Loſung, daß der Zweck das Mittel heilige. Aus alledem entſteht dann ein geſchäftiges, raffiniertes oder grobes Pfaffentum, das auch die Anmaßung (welche freilich die innere Unſicherheit verrät) als Mittel für den Erfolg benutzt. Es gehört ja zu ſeinem Weſen, daß es eine üble Verbindung oder auch eine Verwechſlung von Macht und Wahrheit iſt.

Aber nichts iſt ungöttlicher als die Verwechſlung von Wahrheit und Erfolg. Man darf ruhig ſagen: Gott iſt nicht mit dem Erfolg, ſondern mit dem Mißerfolg. So wie die Welt iſt, bedeutet raſcher, leichter und lärmender Erfolg ein Zeichen, daß die höchſte Wahrheit fehlt. Denn die Wahrheit iſt nicht Sache der Welt; die Wahrheit iſt nicht Sache der Maſſe; die Wahrheit iſt nicht Sache der Mode.

F. Aber hat nicht dann und wann die Wahrheit auch großen Erfolg gehabt: bei den Reformatoren, bei Weſley und Whitefield, bei Franziskus, ſogar bei Jeſus ſelbſt in einem früheren Stadium? Muß ſie nicht auch den Erfolg wünſchen, an den Erfolg glauben?

A. Gewiß. Aber es handelt ſich dabei um eine ganz andere Art von Erfolg als den, welchen wir jetzt im Auge haben. Was aber jene Beiſpiele betrifft, ſo iſt eine große Hauptſache nicht zu vergeſſen: Die-

[1]) Vgl. Matth. 23, 15!

ſem Erfolg der beſſeren Art iſt der Mißerfolg vorangegangen, das Leiden, das Verfolgtwerden, vielleicht der zeitweilige äußere Untergang. Wie viele edle Bewegungen mußten ſcheitern, mußten zerſtampft, vernichtet werden, bis die Reformatoren ihren Erfolg haben konnten! Und war dieſer in allem ganz göttlich? War es nicht zuviel Erfolg? Haben nicht auch unreine Motive dazu mitgewirkt? Und wie war es mit den Propheten? Wie war es mit Peſtalozzi? Was am ſtärkſten für Gott gewirkt hat und wirkt iſt der Mißerfolg, iſt das unſchuldige ſtellvertretende Leiden, iſt das, was Jeſaja 53 ausſpricht, iſt das Kreuz Chriſti.

Darum weiſt Jeſus die Gegner mit ihrer Zeichenforderung aufs ſchärfſte ab. „Ein böſes und ehebrecheriſches Geſchlecht begehrt ein Zeichen". „Böſe" iſt das Geſchlecht eben, weil es ſo wenig nach der Wahrheit frägt und nur Sinn hat für den Erfolg. „Ehebrecheriſch" aber nennt Jeſus, nach der Art der Propheten, die dieſes Bild der Ehe gerne auf das Verhältnis von Gott und Menſch anwenden, dieſes Geſchlecht, weil es Gott untreu wird und den Götzen der Welt nachläuft, ſo wie ein ehebrecheriſches Weib ihrem Gatten untreu wird und wie eine Hure ſich andern und wieder andern zuwendet — weil es, ſtatt in der heiligen Nüchternheit Gott zu dienen, ſich durch Reklame, Propaganda, Sanktion, kurz, durch „Zeichen" betrügen läßt. Es wird ihnen aber kein anderes Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Jonas.

F. Was iſt dieſes?

A. Es iſt ganz gewiß nicht, was Vers 40 meint. Dieſer Vers iſt ganz ohne Zweifel als eine Art Interpretation eingeſchoben worden (wie das etwa vorgekommen iſt, zum Teil durch Bearbeiter, zum Teil durch Abſchreiber) und von mir weggelaſſen worden. Gemeint iſt vielmehr ganz offenkundig die Bußpredigt des Jonas an Ninive. Jeſus ſagt damit: Nicht *das* Zeichen wird euch gegeben, das ihr begehrt, das des Erfolges, ſondern ein anderes, das der Wahrheit. Und wehe euch, wenn ihr nicht darauf achtet. Dann folgt das Gericht. Die Leute von Ninive haben auf den fremden Verkündiger der Wahrheit gehört und ſind gerettet worden; zu Euch aber ſpricht, was mehr iſt als Jonas, zu Euch ſpricht durch einen Mund, dem er es aufgetragen hat, der Gott Iſraels. Von ferne her iſt die Königin von Saba zu Salomo gekommen, um ſeine Weisheit zu hören, Ihr aber ſeid in der Nähe der Wahrheit, und hier redet, was mehr iſt als Salomo und ſeine Weisheit, aber ihr verſchmähet ſie. Darum wird das Gericht über Euch kommen. Denn nie kommt ſicherer das Gericht, ſowohl über die Völker und Kirchen, wie über den einzelnen Menſchen, als wenn man die Wahrheit, die einem in ſichtbarem Auftrag Gottes als echtes „Zeichen" verkündigt worden iſt, abgewieſen hat, vielleicht weil ſie ohne Glanz von Macht und Erfolg auftrat. Wehe Chorazim und Bethſaida und Kapernaum, die die Wahrheit deutlich genug gehört und geſehen und ihr doch nicht gehorcht hat: Es wird Sodom am Tage des Gerichtes er-

träglicher gehen als euch. Wehe denen, welchen die Wahrheit Gottes deutlich nahegebracht wird und die ſie verwerfen. Ihr Gericht iſt die Vernichtung. (Vgl. Matth. 23, 38.)

Alles Trachten nach dem Erfolg an ſich iſt ein Zeichen, daß man nicht Gott dient. Für den wirklichen Dienſt Gottes gilt allein die Weiſung: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches zufallen.“ Das „ſolches“ bedeutet in dieſem Zuſammenhang: „Auch aller Erfolg, den ihr braucht“, auch aller echte Erfolg.

F. Was bedeutet das Wort von dem unreinen Geiſte, der ausfährt, aber mit ſieben Gefährten zurückkehrt, die ſchlimmer ſind, als er? Warum erſcheint es in dieſem Zuſammenhang?

A. Es erſcheint in dieſem Zuſammenhang etwas befremdlich und hat doch gerade darin ſeinen tiefen Sinn. Als wichtiges Mittel, beſonders für den religiöſen *Erfolg* und Ausgleich, als wichtiges *Zeichen* des Erfolges ſelbſt erſcheint die *Erregung*, die des Gefühls und der Leidenſchaft. Im religiöſen Bereich nennt man das *Erweckung*, *Réveil*. Vor dem *Trug*, der darin liegt, warnt Jeſus mit ſeinem Gleichnis. Dieſe Warnung gilt der genannten Erſcheinung ſowohl in ihrer individuellen als in ihrer kollektiven Form. Das Wort hat ſeine große Bedeutung für den Kampf mit dem Böſen, den der Einzelne führt. In dieſem Kampf gibt es Siege des Guten — gibt es Erfolg. Es gibt gehobene Stunden, befreiende und beſeligende Erfahrungen, nach denen man ſich wohl über alle Verſuchung des Böſen hinausgehoben und von aller Wahrheit umſtrahlt fühlt. Aber dabei iſt nun eine ſchwere Gefahr: die Gefahr der Berauſchung. Auf die *Berauſchung* aber folgt jener bekannte Rückſchlag der Leere. Das Haus iſt gereinigt und geſchmückt, aber leer. Und in dieſe Leere kann nun die ſchwerſte Verſuchung fallen. Wie viele ſind ihr tragiſch erlegen! Es kann aber dieſe Leere auch dadurch entſtehen, daß man das Böſe bloß austreibt oder austreiben will, durch die Negation, durch die Gewalt, durch Scheinbekehrung. Dann iſt der Erfolg faſt mit Sicherheit, daß der böſe Trieb ſiebenfach verſtärkt wiederkehrt und in ſchlimmerer Form als zuvor. Wieder gilt: corruptio optimi pessima. Denn dieſe Gefahr iſt gerade in den religiöſen Formen am ſchlimmſten. Daher ſtammt die alte und immer neue Erfahrung, daß religiöſe Berauſchung gerade die wildeſten Formen von Weltlichkeit, vor allem von Sinnlichkeit, erzeugt. Dieſe Gefahr droht aber in mannigfaltigen Formen nicht bloß den einzelnen, ſondern auch gewiſſen religiöſen Bewegungen. Sie führen zu einem ſcheinbaren Aufſchwung, ſie erzeugen „Zeichen“, ſie reinigen und ſchmücken das Haus, und nachher kann es ſchlimmer ſein als zuvor. Der ausgefahrene böſe Geiſt kehrt mit ſieben Gefährten, die ſchlimmer ſind als er, zurück in das gereinigte und geſchmückte Haus, das aber leer iſt. Man iſt eben nur zur Religion gelangt, aber nicht zu Gott.

So ist es damals in Israel gegangen. So entstand die religiöse Bewegung um Johannes den Täufer herum. Es entstand die religiöse Bewegung um Jesus herum. Groß war die Erregung. Sie wurde zur Berauschung! Aber sie führte nicht wirklich zu Gott und zur Umkehr. Sie flaute ab, sie brach zusammen. Der ausgefahrene unreine Geist kehrte mit sieben Gefährten zurück, die schlimmer waren als er selbst. Das Ende war die Katastrophe. Haben wir nicht das gleiche 1918 erlebt und — 1940? Großer Aufschwung, auch religiöse Erregung, ja Berauschung — und nun? Sind nicht alle bösen Geister erstarkt? Warum? Man ist zu Religion gelangt, aber nicht zu Gott selbst und das heißt: zum Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Nur Gott selbst kann das gereinigte und geschmückte Haus ausfüllen. Er aber nur mit seinem Reiche und seiner Gerechtigkeit. Nur die heilige Nüchternheit dieser Buße, nur der rechte Gehorsam gegen die Wahrheit ist die Rettung. Immer nur Gott selbst. Hier redet das echte „Zeichen".

Rußland

Sozialistisches Ideal oder sozialistische Illusion?

II.

Es wird einem gesagt, es komme alles darauf an, daß man einem solchen geschichtlichen Phänomen wie Sowjetrußland „vorurteilslos" begegne. Das ist richtig, aber man möge Vorurteilslosigkeit nicht mit Grundsatzlosigkeit verwechseln. Wir treten an Sowjetrußland mit ganz bestimmten Ueberzeugungen heran; wir messen es an bestimmten Maßstäben. Das ist nicht Doktrinarismus. Doktrinär wären wir, wenn wir ein Land, das den Anspruch erhebt, sozialistisch zu sein, an nichtsozialistischen, eine Revolution an reaktionären, Rußland an unrussischen Maßstäben messen würden. Ob wir uns mit unsern Lesern über diese Maßstäbe einigen können, das ist allerdings die Frage. Weder der Begriff des „Sozialistischen", noch der des „Revolutionären", noch der des wahrhaft „Russischen" ist unter denen, die darüber reden, in allgemein anerkannter Weise definiert. Immerhin sollte es möglich sein, gewisse — wenn auch nicht ganz scharfe — Umrisse dessen, was Sozialismus, was Revolution, was Russentum ist, zu zeichnen.

Es sollte möglich sein, sich darüber zu einigen, daß Sozialismus etwas zu tun hat mit der Beseitigung wirtschaftlicher Ausbeutung, mit Brüderlichkeit, mit Achtung vor der Menschenwürde, mit Schutz der Schwachen, mit Solidarität des Proletariates über alle Grenzen hinweg.

Und wenn wir das Wort Revolution in einem verehrungswürdigen Sinne verstanden haben, dann haben wir immer eine Bewegung ge-

meint, die ſich gegen Unrecht erhebt und in einem Plus an Freiheit endet. Mit denen, die unter Revolution einfach eine Erſetzung einer geltenden Rechtsordnung durch Gewalt und Willkür ſehen, können wir uns nie verſtändigen. Wir haben es immer als Hohn empfunden, wenn man von einer „Nationalſozialiſtiſchen Revolution" geredet hat. Revolution iſt nur da, wo das Recht gegen das Unrecht ſein Haupt erhebt. Daß dieſes Sicherheben der Gerechtigkeit mit Erſchütterungen der Ordnung verbunden ſein kann, daß die verſtockte und verblendete Reaktion, die der Gerechtigkeit den Weg verſperren will, die Revolution zu Ausbrüchen der Verzweiflung und Gewalt bringen kann, das verſtehen wir — aber das Weſen der Revolution iſt der Wille zu größerer Gerechtigkeit und Freiheit. Daran muß jede Bewegung, die ſich den Namen der Revolution anmaßt, gemeſſen werden. Daran muß ſie ſich ſelbſt meſſen, dadurch muß ſie ſich immer wieder reinigen. Sonſt wird ſie ſich verlieren, und ſchließlich wird das Reſultat ſein, daß die Tyrannei nur den Namen gewechſelt hat und die Revolution zum ſchmutzig-blutigen Tummelplatz kleiner, ſich gegenſeitig auffreſſender Tyrannen wird.

„Rußland muß an ruſſiſchen Maßſtäben gemeſſen werden", ſagt man, und wir ſind einverſtanden. Aber was iſt „ruſſiſch"? Iſt dieſer Begriff identiſch mit rückſtändig, primitiv, knechtſelig, aſiatiſch, abergläubiſch, bilder- und götzendieneriſch? Sollen wir dieſe Maßſtäbe an die Geſtalt des gegenwärtigen ruſſiſchen Lebens anlegen, damit wir den Kultus der unvermeidlichen Stalinbilder und die Prozeſſionen mit den unheiligen Sowjet-Ikonen begreifen? Uns traten bis jetzt ganz andere Eindrücke vor die Seele, wenn wir das Wort „ruſſiſch" hörten: eine tiefe, freie, weite Menſchlichkeit, glühende geiſtige Leidenſchaft, großzügige Ueberlegenheit und Freiheit gegenüber dem Mammon, ſtarke Brüderlichkeit, tiefes Erbarmen gegenüber den „Erniedrigten und Beleidigten", Kraft der Hingabe, Kraft zum Martyrium — vor allem auch für die Freiheit, demütiger Dienſt gegenüber dem Volk. Das ſind die ruſſiſchen Maßſtäbe, an denen wir auch Sowjetrußland meſſen müſſen, wenn wir es nicht erniedrigen und nicht mit doktrinären (zum Beiſpiel mit ſogenannten marxiſtiſchen) Maßſtäben meſſen wollen.

Eine Frage werden wir allerdings auch noch an Sowjetrußland ſtellen: die Frage nach den Menſchenrechten. Denn dieſe Frage muß immer und überall und an alle geſtellt werden. Wenn die Menſchenrechte eine Erfindung des Weſtens wären, dann könnte man den Vorwurf des Doktrinarismus erheben, wenn wir ſie zum allgemein gültigen Maßſtab machen. Allerdings iſt es letzten Endes eine Glaubensfrage, zu entſcheiden, ob es etwas Derartiges wie „angeborene und unveräußerliche Menſchenrechte" gibt oder nicht. Es ſteht dahinter eine ganz beſtimmte Auffaſſung und Wertung des Menſchen. Und dieſe Auffaſſung iſt weder ein Produkt weſtlichen noch eines öſtlichen Denkens — auch wenn die Menſchenrechte ihre erſte Formulierung in

Amerika gefunden haben —; ſie ſtammt aus der Mitte der Geſchichte; ſie hat ihre erſte Offenbarung am Sinai und ihre erſte Erfüllung in Chriſtus gehabt. Sie ſtammt von dorther, wo die Verwandtſchaft des Menſchen, jedes Menſchen mit Gott begriffen wird.

Darum aber ſind die Menſchenrechte ſchlechthin unveräußerlich, „inaliénable". Jede Geſellſchaftsordnung, jeder Staat, der ſie verletzt, iſt menſchenfeindlich, droht in Unmenſchlichkeit zu verſinken und trägt das „Zeichen des Tieres" an der Stirne. Und dieſe Unveräußerlichkeit und Heiligkeit erſtreckt ſich auf die ganz konkreten Dinge, die mit Menſchenrecht gemeint ſind: auf die Freiheit des Gedankens und der Rede (wozu die Freiheit der Preſſe ſelbſtverſtändlich gehört), die Unantaſtbarkeit der Perſon, die Freizügigkeit. (Daß dieſe Dinge nirgends, auch in den ſogenannten Demokratien nicht, ganz verwirklicht ſind, iſt offenſichtlich — nur ſcheint uns das kein Grund zu ſein, ſie zu ihrer Verwirklichung vorerſt einmal *ganz* abzuſchaffen.)

Daß die Menſchenrechte die Grundlage eines wahrhaft menſchlichen Staates ſind, das iſt unſer Vorurteil, mit dem wir an jeden Staat, an jede geſellſchaftliche Geſtaltung herantreten. Es iſt nicht ein Vorurteil, ſondern das, was Kant ein Urteil a priori, ein Urteil, das aller empiriſchen Feſtſtellung vorangeht, nennt. Zu wiſſen, daß in einem Staat keine Gedanken- und Redefreiheit exiſtiert, genügt uns, um zu ſagen, daß in dieſem Lande keine gute menſchliche Ordnung, kein Sozialismus, keine Gerechtigkeit aufgebaut werden kann. Wir brauchen die Verhältniſſe gar nicht erſt lange zu unterſuchen, um dieſes Urteil fällen zu können. Wir ſind mit dieſem aprioriſchen Urteil ſeinerzeit bei der Beurteilung des faſchiſtiſchen Experimentes und des Dritten Reiches gut gefahren. Wir haben es ſtets abgelehnt, was man uns ja immer wieder empfahl, doch einmal „vorurteilslos" all' das Gute anzuſchauen und zu würdigen, das dort geleiſtet und geſchaffen wurde; wir haben a priori, unbeirrbar und — wenn man es ſo nennen will — ſtarr daran feſtgehalten, daß alles Gute, das dort geſchaffen werde, nicht imſtande ſei, dem Ganzen den unmenſchlichen Charakter zu nehmen und das vernichtende Urteil davon abzuwenden.

Darum haben wir nie an den ſowjetruſſiſchen „Sozialismus" geglaubt. Unſer Urteil war fertig, ſobald wir wußten, daß dort die Menſchenrechte abgeſchafft waren. Wir ſind nicht antiruſſiſch; wir ſind für die Ruſſen, aber nicht für ihre Bedrücker, ſondern für ihre Opfer. Wo ſind wohl die aufrechteſten, anſtändigſten unter dieſem Volk? Hat man je erlebt, daß aufrechte und anſtändige Menſchen ſich in der Nähe der Tyrannen wohl fühlten, daß ſie die Rolle des ewigen Jaſagens, Applaudierens, Schweigens erhebend gefunden hätten? Iſt es nicht immer ſo geweſen, daß die Streber und Schmeichler, die Charakterloſen und die geiſtigen Nullen, die Korrupten und Machtlüſternen ſich an die Macht herangedrängt haben? Wenn es aber ſolche

gab — wir zweifeln nicht daran, daß das auch in Rußland der Fall war —, die im Glauben an die Idee der großen Macht dienten, ſich ihr verſchrieben, dann konnte deren Schickſal nur tragiſch enden. Die faſt völlige Ausrottung der Mitkämpfer Lenins ſpricht eine deutliche Sprache, womit wir übrigens keineswegs geſagt haben möchten, daß dieſe erſchoſſenen alten Bolſchewiken lauter Idealiſten geweſen ſeien; viele unter ihnen ſind einfach Opfer der von ihnen ſelber geſchaffenen und an tauſend andern angewandten Methoden geworden. Man kann ſich auch ruhig darauf verlaſſen, daß die Räder dieſer Maſchinerie weiterlaufen. Man kann wohl keinem einzigen der heute in der Sonne — oder im Schatten — der Macht Stehenden ins Geſicht ſchauen, ohne die wehmütige Frage zu ſtellen: wann wirſt du an die Reihe kommen und dich zu den Sinowjew, Bucharin, Radek, Trotzky geſellen? Wann wirſt *du* deine Geſtändniſſe ablegen und in Selbſtbezichtigungen den Staatsanwalt überbieten? Wann wirſt *du* dich dem Gotte, dem du dienſt, zum Opfer bringen? Wann werden in *deinem* Schickſal die Geheimniſſe der G. P. U-.Verhörmethoden ſich verſchmelzen mit den Geheimniſſen deiner ruſſiſchen Seele, ſo daß du, wie einſt Rodion Raſkolnikow, niederfällſt und die Richter um Sühne für deine Schuld anflehſt? Heute hält man es für unmöglich, daß du zuſammenbrechen könnteſt, dein Geſicht verrät wenig vom Vorhandenſein derartiger Abgründe, es iſt ſtarr — der dauernde Anblick des Gorgonenhauptes hat es erſtarren laſſen —, aber auch du biſt ein Ruſſe, darum wird das Leiden deine Seele bloßlegen — und du wirſt es ſogar bejahen.

*

Wir haben noch auf eine weitere Vorfrage einzutreten. Viele haben ihr früher kritiſches oder ablehnendes Urteil über Sowjetrußland geändert unter dem Eindruck der gewaltigen Leiſtung des ruſſiſchen Volkes bei der Niederringung des Hitlerreiches. Sie haben die Hingabefähigkeit und die Kraft des Durchhaltens, die das ruſſiſche Volk an den Tag gelegt hat, als Beweis dafür genommen, daß dieſes Volk mit ſeiner Regierung weitgehend ſolidariſch und für deren Leiſtungen dankbar ſei.

Es liegt auch uns fern, die Opfer, die das ruſſiſche Volk gebracht hat, verkleinern zu wollen. Wir lehnen es zwar grundſätzlich ab, militäriſche Leiſtungen als Gradmeſſer für den Wert eines Volkes anzuerkennen, ſonſt müßten wir ohne Zweifel am allerhöchſten von den Deutſchen und Japanern denken. Wir wiſſen auch etwas davon, daß der Terror vieles vermag und eine gut organiſierte Militärmaſchinerie auch widerſtrebende Elemente jeder Ausweichmöglichkeit beraubt. Aber es iſt außer allem Zweifel, daß die Leidenſchaft und die Leidensbereitſchaft, die das ruſſiſche Volk beim Kampf gegen die Invaſoren an den Tag gelegt hat, aus der Tiefe ſeines Weſens ſtammten. Es war

echter Patriotismus, eine bei den Ruſſen ins Myſtiſche geſteigerte Liebe zum heimatlichen Boden, und dazu ein Stolz, der ſich gegenüber dem ſtupiden Raſſendünkel, den die Deutſchen in der Behandlung der ſlawiſchen „Untermenſchen" an den Tag legten, erhob. Sicher war das ruſſiſche Volk in ſeiner erdrückenden Mehrheit auch gegen eine Rückkehr der Kapitaliſten und der Großgrundbeſitzer. Aber aus all dem auf eine Popularität des Stalinſchen Deſpotismus zu ſchließen, iſt mehr als voreilig. Der Kreml ſelbſt hat jedenfalls keinen Augenblick daran geglaubt, daß das ruſſiſche Volk für *ihn* kämpfen werde. Der Beweis dafür liegt in der Sprache, die der Kreml am Anfang und während des Krieges in ſeinen Appellen an das Volk führte. Die ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Schlagworte, unter denen das Volk vierundzwanzig Jahre lang gelebt und gelitten hatte, wurden weggeſchmiſſen. „Nach einem Vierteljahrhundert kommuniſtiſcher Schulung kehrte die Regierung in der Stunde der Gefahr zu den traditionellen Appellen an den nationalen Patriotismus, an die Loyalität der ruſſiſchen Raſſe, die Liebe zum Boden, ſpäter ſogar zur Religion zurück. Wir wurden nicht ermahnt, „das Land des Sozialismus" zu verteidigen, ſondern „die ruſſiſche Erde" „das ſlawiſche Erbe", ja ſelbſt den „orthodoxen Gott" (V. A. Krawtſchenko, Seite 356). Dieſe Dinge ſind ja allgemein bekannt. Die Auflöſung der „Komintern" (Kommuniſtiſche Internationale), die Erſetzung des Proletarierliedes der „Internationale" durch eine ruſſiſche Nationalhymne ſind die offiziellen Symptome dieſer Wendung. Wir ſehen in dieſer Wendung zwar nicht, wie Fritz Lieb, eine Rückkehr zu bewährten „geſunden" Idealen, wir machen aber anderſeits dem ruſſiſchen Volk auch keinen Vorwurf, ſondern wir verſtehen ſeine Heimatliebe und bewundern ſeinen Heroismus, aber es würde uns als grauſamer Hohn erſcheinen, wenn der Siegeslorbeer, den das ruſſiſche Volk mit unſagbaren Opfern im Kampf für ſeine Heimat und doch wohl auch in der Hoffnung auf einen kommenden Tag der Freiheit errungen hat, nun auf das Haupt ſeines Deſpoten geſetzt würde.

Es wird Sache der Geſchichtsſchreibung ſein, die Rolle und die Verantwortung des Kremls für dieſen Krieg und Sieg zu unterſuchen, die Frage nach der Außenpolitik und nach der Vorausſicht zu ſtellen, und zu prüfen, wer dafür verantwortlich iſt, daß zuerſt fünf Millionen ruſſiſcher Menſchen geopfert werden mußten, bevor die deutſche Kriegsmaſchine vor Moskau und Stalingrad zum Stillſtand gebracht werden konnte. Wir unſerſeits ſind nicht geneigt, den Diplomaten und Selbſtherrſchern mit ihren Pakten und Manövern ohne weiteres große Weisheit und Regierungskunſt zuzubilligen; aber wir verneigen uns in Ehrfurcht vor den Leiden der Völker. Und unſere Sehnſucht geht dahin, daß ſie nicht umſonſt gelitten haben möchten. Es gibt aber nur ein Ziel, für das es ſich für Völker lohnt, zu leben und zu ſterben: Gerechtigkeit und Freiheit. Das ruſſiſche Volk darf nicht im Stiche ge-

laſſen werden. Wer aber aus dem Sieg, den dieſes Volk errungen hat, einen Preſtigegewinn für ſeinen Diktator macht, der hilft mit, ſeine Freiheitshoffnung zu zerſtören.

*

Wie es um Freiheit, Recht, Menſchlichkeit und Sozialismus in Rußland beſtellt iſt, darüber ſoll im Folgenden einiges mitgeteilt werden.

Im Jahre 1937 betrug das Budget der Sowjetgeheimpolizei, der ſogenannten N. K. V. D. (Kommiſſion für innere Angelegenheiten) [1]) 3 Milliarden Rubel. Der damalige Mannſchaftsbeſtand betrug 250 000, im Jahre 1946 wird er auf 600 000 geſchätzt. Dieſe Leute gehören zu den beſtbezahlten Funktionären, die auch in bezug auf Lebensmittelrationierung, Zuweiſung von Wohnungen und Ferien in den berühmten „Arbeiter"-Erholungsheimen in der Krim bevorzugt werden, ſogar vor der roten Armee. Die Geheimpolizei verfügt über eigene Artillerie, eigene Flugzeuge, eigene Gefängniſſe und Keller für Hinrichtungen.

Man mache ſich klar, daß dieſer ungeheure Apparat ausſchließlich zur Unterdrückung der Oppoſition, der Gedanken- und Redefreiheit, natürlich auch zur Aufdeckung von „Komplotten", von „Sabotage" und revolutionären Unternehmungen da iſt. Daß dieſer Apparat für nötig erachtet wird, iſt nicht gerade ein Beweis für die einmütige Begeiſterung des Sowjetvolkes, denn er iſt ja gegen das Volk gerichtet — gegen wen denn ſonſt? —, iſt doch die Bourgeoiſie ausgerottet, die Kulaken (die freien Bauern) als Klaſſe „liquidiert" (wie der offizielle, nicht gerade menſchliche Ausdruck lautet). Dem Ausland gegenüber rühmte man ſich, Sowjetrußland ſei das einzige Land ohne fünfte Kolonne geweſen, dank Stalins weiſer Vorausſicht und energiſcher Säuberung. Aber dieſe Auffaſſung wurde wirklich nur im Ausland vertreten (zum Beiſpiel auch von Davies, dem USA.-Botſchafter), gegenüber ihrem eigenen Volk betont die Sowjetregierung immer wieder, daß es von Saboteuren, Trotzkiſten, Angehörigen der fünften Kolonne wimmle, und daß darum höchſte Wachſamkeit jedes guten Kommuniſten nötig ſei. Es liegt im Grunde etwas unendlich Hoffnungsvolles darin, daß die Unterdrückung des menſchlichen Gedankens den Tyrannen immer wieder ſo große Mühe bereitet, daß es immer wieder Menſchen gibt, die das Denken nicht laſſen, nicht kriechen, und ſogar manchmal nicht ſchweigen können. Gegen dieſe Beſten, Würdigſten geht der Kampf der Deſpoten, gegen die ſchöpferiſchen Kräfte des Volkes, gegen die, welche ihrem Volk jene moraliſche Kraft zuführen könn-

[1]) Das iſt der heutige Name für das, was vorher G. P. U., unter Lenin Tſcheka, in der Zarenzeit Ochrana und zur Zeit Iwans des Schrecklichen Opritſchnina hieß, worüber bei Valentin Gitermann „Geſchichte Rußlands", Bd. 1, S. 174 ff., das Nötige nachgeleſen werden kann.

ten, ohne die es erkrankt und anfault. Es ist die Strafe der Tyrannen, daß sie von bloß Durchschnittlichen, und schließlich von Unfähigen, umgeben sind, ganz abgesehen von all der Korruption und Lüge, deren Opfer sie werden.

Aber es ist für das Volk, das in Angst und Grauen lebt, in der beständigen Furcht vor dem nächtlichen An-die-Tür-klopfen der N.K.V.D.-Schergen, ein schlechter Trost, daß schließlich auch die Spitze einmal fallen wird; einstweilen ist das schwerarbeitende, mit Fünfjahresplänen und Kriegen bis aufs letzte ausgebeutete und gemarterte Volk, das Opfer. Man lasse sich nicht blenden durch Schaustellungen von strahlender, sportgestählter Sowjetjugend! —, das das Sowjetleben dominierende Gefühl ist die *Furcht*. „Die N. K. V. D. ist der verkörperte Hohn auf die in der Atlantik Charta proklamierte Freiheit von Furcht", sagt W. C. Bullit.

Im Jahre 1913, im lezten Friedensjahre des letzten Zaren, Nikolaus II., gab es in Rußland bzw. Sibirien 32 757 zur Zwangsarbeit verurteilte Gefangene, 1940 waren es 10 Millionen (nach David J. Dallin „The Real Soviet Russia", cit. bei Bullit), nach Krawtschenko und Arthur Koestler muß diese Zahl auf gegen 20 Millionen angesetzt werden[2]). Unter jenen 32 757 Gefangenen der Zarenzeit waren 5000 „Politische", Wenn der große Masaryk sagt: „Sie haben es fertig gebracht den Zaren los zu werden nicht aber den Zarismus. Sie tragen immer noch die zaristische Uniform, nur das innere nach außen gekehrt" — dann hat er sich sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht allzu sehr getäuscht. Wer die Dinge näher betrachtet, der wird dem Vater Krawtschenkos, einem alten Märtyrer im Kampf gegen den Zarismus, recht geben, wenn er sagt: „Die zaristische Ochrana, glaube mir, war im Vergleich mit N. K. V. D. eine geradezu philanthropische Institution." Wir haben uns seinerzeit über die zaristische Tyrannei empört und zwar mit Recht; wir haben den gewaltsamen Charakter der ausbrechenden russischen Revolution als Reaktion auf den Zarismus begriffen, aber nun ist die Wahrheit die, daß die heutige Tyrannei in Rußland unvergleichlich umfassender, grausamer, mörderischer ist als der Zarismus war. Es ist nicht zufällig, daß die sowjetrussische Geschichtsschreibung zu einer Ehrenrettung ausgerechnet Iwans des Schrecklichen geschritten ist. Die politischen Gefangenen des Zarismus hatten bei ihren Leiden wenigstens die Genugtuung, daß sie

---

[2]) „Als ich in Kuibischew mit einem sehr bekannten Sowjetjournalisten sprach, betonte er nachdrücklich, mit einem gewissen Stolz in der Stimme, daß es nicht mehr als 18 Millionen seien; alles andere sei Uebertreibung. Beamte des Regimes wurden sehr böse, wenn man mit seiner Schätzung über 20 Millionen ging; bis zu dieser Zahl stimmten sie schweigend zu." Arthur Koestler „The Yogi and the Commissar", S. 179.

wirklich etwas getan hatten, daß ſie einen Kampf gekämpft der ſie innerlich trug; der weitaus größte Teil der heutigen politiſchen Gefangenen iſt Opfer von Denunziation, und Terror. Man denke zum Beiſpiel an die ungeheuerliche Grauſamkeit, mit der die Liquidierung der Kulaken vorgenommen wurde. Die politiſchen Gefangenen des Zarismus ſind größtenteils — auch aus Sibirien — wieder zurückgekommen. In den heutigen Lagern in den arktiſchen Zonen iſt die Sterblichkeit ſo gewaltig, daß bei 30 000 bis 40 000 Inſaſſen Beſtattungsdetachemente nötig ſind, die zwölf bis vierzehnſtündige Arbeitszeit leiſten, um mit der Wegſchaffung der Toten fertig zu werden.

Die Leute gehen an Hunger, Entkräftung und Erſchöpfung durch die Kälte nach wenigen Jahren, manchmal ſchon nach Monaten, zugrunde. Man kennt, nachdem die Wahrheit über die deutſchen Konzentrationslager aufgedeckt wurde, dieſes Syſtem: Das Lager mit den vier Bewachungstürmen, auf denen die Maſchinengewehre ſich befinden, ungeheizte Baracken — aber man iſt nicht in Deutſchland, ſondern in Sibirien und in den arktiſchen Zonen! Man kennt die Inſchriften (auch das haben die Nazi den Bolſchewiſten nachgemacht: „Arbeit, der Weg zur Beſſerung." Kriminelle werden zu Aufſehern über die „Politiſchen" gemacht, ſie geben beſſere Aufſeher als die Politiſchen ſelbſt, denn „ſie ſind nicht ſo weich". Die Kriminellen ſehen auf die Politiſchen herab, denn ſie *ſind* auch in den Augen des Staates etwas Beſſeres, nämlich nicht „Staatsfeinde", ſondern eben einfach Halunken. Zehn bis fünfzehn Prozent der Inſaſſen eines Lagers ſind Kriminelle, die Proſtituierten eingeſchloſſen.

Die „Politiſchen" ſind zu fünf, acht, zehn oder mehr Jahren verurteilt. Wenn ſie von ungewöhnlicher Zähigkeit ſind, können ſie den Termin der Freilaſſung erleben. Aber ob ſie wirklich an dem Tage, den ſie mit Zittern erſehnt haben (wenn ſie nicht in aller Qual und Erniedrigung völlig ſtumpf geworden ſind), freigelaſſen werden, hängt von einer ſpeziellen Order der N. K. V. D. in Moskau ab, welche gewöhnlich die Strafzeit willkürlich ausdehnt, um die Zwangsarbeiterarmee dieſes Sklavenhalterſtaates in voller Stärke zu erhalten. Und die, welche entlaſſen werden, bekommen ſelten die Erlaubnis, in ihre urſprüngliche Heimat zu gehen. Statt deſſen werden ſie gezwungen, in vorgeſchriebenen Gegenden ſich anzuſiedeln, gewöhnlich in entlegenen Teilen Sibiriens, im fernen Oſten oder im hohen Norden.

Wie ſehr hat uns André Gide aus dem Herzen geſprochen mit den Worten: „der Gedanke, den neulich M.... äußerte: ‚Donnerwetter, das könnte auch mir eines Tages paſſieren!', iſt für meine Erſchütterung nicht vonnöten. Dieſe Opfer — ich *ſehe* ſie, ich *höre* ſie, ich fühle ſie rings um mich herum. Ihre erſtickten Schreie haben mich aufgeweckt in vergangener Nacht, und ihr Schweigen diktiert mir heute

dieſe Zeilen. Im Mitfühlen mit jenen Märtyrern ſchrieb ich die Worte, gegen die ihr euere Stimmen erhebt, und weil die ſtumme Dankbarkeit der Gequälten mir mehr bedeutet als die Lobſprüche oder Verwünſchungen der „Prawda". —Für dieſe Opfer ſetzt niemand ſich ein. Höchſtens bedienen ſich ihrer die Zeitungen der Rechten, um einem ihnen verhaßten Regime am Zeuge zu flicken. Die Idealiſten der Gerechtigkeit und Freiheit aber, die Kämpfer für Thälmann, die Barbuſſe, die Romain Rolland — ſie haben geſchwiegen, ſie ſchweigen; und mit ihnen die ungeheure Menge eines in Blindheit verſetzten Proletariates." *Paul Trautvetter.*

(Fortſetzung folgt.)

Der Sinn des Anarchismus

(Vortrag, gehalten auf dem Religiös-ſozialen Ferienkurs in Malans.)

(Fortſetzung.)

II.

Man kann den Anarchismus im Gegenſatz zum geſchichtlichen Sozialismus als diejenige Form des Sozialismus bezeichnen, in der die beiden Aufſtände des Wirklichen gegen das bloße Denken: der der Geſellſchaft und der des Einzelnen, vereint ſind. Nicht nur die Geſellſchaft als ſolche, wie bei Marx, und nicht nur die Exiſtenz des Einzelnen, wie bei Kierkegaard, ſondern gerade die Beziehung des Einzelnen zur Gemeinſchaft und die Umgeſtaltung der Gemeinſchaft durch den Einzelnen iſt das Grundanliegen des Anarchismus.

Dieſer neuen Realiſierung der Gemeinſchaft wie des Einzelnen liegt eine Wandlung der Wirklichkeit ſelbſt zugrunde. Denn dieſer Augenblick war derſelbe, in dem aus der geſchichtlichen Verborgenheit die großen Hauptmaſſen der Menſchen als nicht mehr zu überſehende Wirklichkeit in das Tageslicht der Geſchichte heraufdrängten. Dieſem Ereignis antworteten zwei verſchiedene Grundhaltungen des Geiſtes. Es wurde von allen großen bürgerlichen Denkern als eine die geſamte europäiſche Kultur bedrohende Kataſtrophe empfunden. Dieſer Haltung hat vor genau hundert Jahren, im Jahre 1846, der große Individualiſt Jakob Burckhardt in den Worten Ausdruck gegeben: „Davon, daß es noch möglich wäre, daß ein Menſch aus ſeinen eigenen Antrieben heraus ſich bildet, davon iſt längſt keine Rede mehr. Die Not der Zeit iſt zu groß; man kann die Menſchen nicht mehr machen laſſen,

ſie bedürfen eines allgemeinen Stempels, damit jeder in das Ungetüm, das man das moderne Leben nennt, auf jeden Fall hineinpaſſe."

In vollkommen anderer Geſinnung wurden die heraufkommenden Maſſen von den Menſchen aufgenommen, die ſich eine chriſtliche Ueberzeugung bewahrt oder jenſeits des Glaubenszerfalls wiedergewonnen hatten: von ihnen wurden ſie als die Maſſen der zu Unrecht Unterdrückten, Beraubten und Entrechteten und damit als ein machtvoller Anruf an das Gewiſſen der Einzelnen, als ein gottgewolltes Schickſal aufgenommen. Der reinſte Ausdruck dieſer Geſinnung iſt das Wort, mit dem der große Chriſt Chriſtoph Blumhardt — ganz um das mit ihr heraufkommende Verhängnis wiſſend — die neue geſchichtliche Wirklichkeit des Proletariates begrüßte: „Sie ſind einmal da; Gott ſegne ſie!"

Und es iſt nun das Eigentümliche des modernen Anarchismus, daß er, obwohl geiſtig von derſelben individualiſtiſchen und atheiſtiſchen Tradition wie der große Hiſtoriker geprägt, mit ſeiner Auffaſſung der Maſſen und deſſen, was ſie für den Einzelnen bedeuten, rein auf der chriſtlichen Seite ſteht; ihm iſt ihr Heraufkommen als das der Entrechteten und Unterdrückten zwar nicht ein gottgewolltes, aber doch ein in der geſchichtlichen Gerechtigkeit gegründetes und damit ein kaum minder mächtiger Aufruf an das Gewiſſen des Einzelnen. Denn der Einzelne hat, was immer er theoretiſch ſein möge — und er iſt im Anarchismus theoretiſch faſt immer etwas ſehr anderes —, in der Wirklichkeit des Anarchismus immer und überall dieſen Sinn: Träger der Verantwortung für die Gemeinſchaft zu ſein. Wieder vor genau hundert Jahren, im ſelben Jahr, in dem Jakob Burckhardt in ſo bitteren Worten den Verluſt des Einzelnen im modernen Leben beklagte, iſt ein Glaubensbekenntnis des Anarchismus ausgeſprochen worden, das durch die unmittelbare Beziehung des Einzelnen auf die Gemeinſchaft und der Gemeinſchaft auf den Einzelnen den heraufkommenden Maſſen ſelbſt den Charakter der Maſſe nimmt und ſie umwandelt in Gemeinſchaft. Es iſt das klare, präziſe Wort Richard Wagners, der in ſeiner Jugend ein leidenſchaftlicher Freund Bakunins und der Achtundvierziger überhaupt war: „Kein Einzelner kann glücklich ſein, ehe wir es nicht alle ſind, wie kein Einzelner frei ſein kann, ehe wir nicht alle frei ſind."

Dies ſcheinbar ſo ſchlichte und einleuchtende Wort ſtellt uns in Wahrheit durch ſeine Ueberſchwenglichkeit wieder vor dieſelbe Frage, die ſich uns gegenüber dem letzten Rat Landauers ſtellte und die ſich auch hier als die Grundfrage des Anarchismus erweiſt: vor die Frage, was mit Glück und Freiheit des Einzelnen, die mit dem Glück und der Freiheit aller identiſch ſind, bei von Natur unfreien und unglücklichen Weſen, wie es die Menſchen erfahrungsgemäß ſind, gemeint ſein kann.

Wie wenig der Glaube des Anarchismus an Glück und Freiheit, an das Gute überhaupt, auf Illuſionen, auf einer Täuſchung über das Wirkliche beruht, haben uns die grundlegenden Worte Proudhons gezeigt. Aber auch aller andere Anarchismus geht ja gerade von der Erfahrung des Böſen aus. Viel eher als Unkenntnis des Wirklichen könnte man ihm einen ſechſten Wirklichkeitsſinn zuſchreiben: eben den jener unmittelbar erfahrenen Verantwortung des Einzelnen für die Gemeinſchaft. Dieſen tieferen Wirklichkeitsſinn der Erfahrung unmittelbarer Verantwortung ſpricht in großer Schlichtheit ein Wort Peſtalozzis aus: „Das Streben des Menſchengeſchlechts, die Maßregeln der öffentlichen Ordnung und des geſellſchaftlichen Rechtes, wo ſie mangeln, einzuführen, und wo ſie geſchwächt ſind, zu ſtärken — dies Streben liegt auf dem Grunde meiner unentwürdigten Natur."

Daß dies Wort eine Wahrheit, und zwar eine unbedingte, eine im Urſinn des Wortes religiöſe Wahrheit über den Menſchen ausſpricht, erkennen wir ſofort. Was kann aber mit der unentwürdigten Natur in einem ſeiner Natur nach böſen Weſen gemeint ſein? Es muß offenbar zwei verſchiedene Begriffe von der Natur des Menſchen geben. Wenn wir eine Erläuterung dieſer beiden Naturen an der Stelle ſuchen, an der die Natur des Menſchen am tiefſten gefaßt iſt, ſo kann die unentwürdigte Natur Peſtalozzis nicht die des ſchon im Beginn gefallenen, in der Sündflut zum zweiten Male dahingefallenen Menſchen ſein, nicht das Menſchenherz, deſſen Trachten böſe iſt von Jugend auf. Wir können dieſe zweite Natur nur verſtehen als die Natur *des* Menſchen, mit dem Gott, um ſich ihm nach dem Zuſammenbruch aller Geſetze in der Sündflut wieder verſtändlich zu machen, jenen neuen Bund geſchloſſen hat, auf dem von nun an alle Geſetzmäßigkeit und alles menſchliche Begreifen der Natur ruht. Durch ihn iſt *nach* dem Fall und nach der Strafe die Natur des Menſchen zwar nicht mit der urſprünglichen Unſchuld der vorzeitlichen Welt begnadet, wohl aber mit der menſchlichen Würde, daß er *Verantwortung* tragen kann. Verantwortung iſt kein Begriff des Paradieſes, ſondern der harten irdiſchen Wirklichkeit, in der wir im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brot eſſen. Dieſe nur im Einzelnen zu erfahrende und nur durch ihn zu verwirklichende Würde unſerer Natur iſt bei Peſtalozzi dadurch ausgedrückt, daß er nicht von der unentwürdigten Natur des *Menſchen* ſpricht, ſondern von *meiner* unentwürdigten Natur. Niemals kann ja Verantwortung als allgemeine Tatſache eingeordnet, niemals kann in der Form einer allgemeinen Ausſage von ihr geſprochen werden; ſie iſt immer nur in einem Selbſt zu erfahren und zu leiſten; es gibt Verantwortung nur als *meine* Verantwortung.

Dieſe Erfahrung unmittelbarer Verantwortung, das Zeugnis meiner unentwürdigten Natur iſt die Antwort, die von allem Anarchismus auf die Frage nach dem Guten und nach dem Böſen des Men-

ſchen gegeben wird. Die Natur iſt alſo auch hier mitten in der Blütezeit des Anarchismus, im neunzehnten Jahrhundert, nicht der damalige Begriff einer Natur, der der Geiſt durch eine mechaniſtiſche Wiſſenſchaft ausgetrieben iſt; ſie iſt immer Natur als lebendige Erfahrung. Von jenem abſtrakt-wiſſenſchaftlichen Naturbegriff, der der eigentliche bürgerliche iſt, führt ein Weg nur zu einer Abart des Anarchismus, die, obwohl gerade ſie oft als der eigentliche klaſſiſche Anarchismus genannt worden iſt, nur zur einen Hälfte Anarchismus, zur anderen reiner Nihilismus iſt, ſofern man unter Nihilismus die Leugnung der Gemeinſchaft überhaupt verſteht: zu dem denkeriſch ebenſo geiſtvollen wie menſchlich öden geiſtigen Beſitzbürgertum Max Stirners. Sein Buch „Der Einzige und ſein Eigentum“ hat große Berühmtheit erlangt, wohl gerade darum, weil es die ſeltſamſte Miſchung von großartiger Geſcheitheit und menſchlicher Plattheit iſt und ſich in ſtrenger Wahrhaftigkeit mit ſeiner ganzen Denkkraft an die primitivſten Inſtinkte der Menſchen wendet. Damit iſt es etwas nie Dageweſenes: eine ans Myſtiſche ſtreifende Erleuchtung bürgerlich-alltäglichen Daſeins: die Darſtellung eines Einzel-Ich, das ſich durch die Larvenhülle des gemeinſamen Lebens mit großer Geiſteskraft zum reinen Selbſt hindurchringt und ſtatt eines geflügelten Schmetterlings als dieſelbe armſelige dunkle Raupe, die es vor der Verpuppung war, wieder ans Licht tritt. Stirners Lehre iſt inſofern durchaus und ſogar radikal anarchiſtiſch, als er mit äußerſter Konſequenz gegen jede Art von Herrſchaft, alle Herrſchaftsanſprüche ſich wendet und gegen ſie ſein Eigenrecht behauptet, als das er allein die abſolute Freiheit und Bedingungsloſigkeit des Einzelnen bejaht. Aber ſo ſchüttet er das Kind mit dem Bade aus; er ſchüttet in ſeinem Abſcheu gegen alle Herrſchaft die andere und größere Hälfte des Anarchismus mit aus, um derentwillen dieſer allein Macht und Herrſchaft abweiſt: die Verantwortung des Einzelnen für das Ganze, die unentwürdigte Natur, der die Stiftung einer neuen Gemeinſchaft entſpringt. Ihm iſt vielmehr die Gemeinſchaft ſelbſt Tyrannis; er iſt allein, der einzige Eigner ſeines wirklichen und geiſtigen Eigentums, ein leerer, beziehungsloſer Egoiſt. Die einzige Gemeinſchaft, zu der er es bringt (denn ein Minimum von Gemeinſchaft iſt ja in jedem Leben unbeſtreitbar vorhanden), iſt folgerichtig ein „Verein von Egoiſten“.

Weiter konnte er von dem Begriff einer entgeiſteten Natur, wie ſie ihm die Wiſſenſchaft ſeiner Zeit bot, nicht kommen. Und doch liegt, geſchichtlich betrachtet, auch eine eigentümliche Tragik in dem Denken dieſes Mannes. Indem ihm in einer Zeit, die ſich von allen Formen des Idealismus ab- und in allen Formen dem Wirklichen zuwandte, vorbehalten war, das weltgeſtaltende, weltüberhobene Ich Fichtes in die Sprache und Sphäre des alltäglichen Lebens zu überſetzen, wurde ſein Geiſt gleichſam von der Geſchichte ſelbſt aller glänzenden Hüllen beraubt. Die große, bis auf den heutigen Tag lebendige Wirkung Stirners, nicht auf die Mitwelt — denn in ihr blieb er völlig vereinſamt,

und ſchon dieſe Einſamkeit um ſeiner Wahrheit willen leiht ihm eine gewiſſe Größe —, aber auf die Nachwelt ruht zweifellos auf der nackten, ſchonungsloſen Wahrhaftigkeit, mit der er die Konſequenzen aus ſeiner geiſtesgeſchichtlichen Lage gezogen hat. Indem er allein ſo zu einem in jedem Sinne entchriſtlichten, radikal naturaliſtiſchen Anarchismus gelangt iſt, ſteht er zugleich in vollem Gegenſatz zur lebendigen Wirklichkeitserfaſſung des eigentlichen Anarchismus, in dem immer unmittelbar der Repräſentant der Gemeinſchaft, in dem die Natur ſelbſt die Heimat des Geiſtes iſt. Landauer nennt die natürliche Grundlage des Anarchismus ſelbſt Geiſt, Bakunin nennt ſie Freiheit, Proudhon nennt ſie Gerechtigkeit. Und die große Macht aller dieſer lebendigen Grundbegriffe liegt darin, daß ſie nicht nur die Kraft verleihen, eine neue Ordnung heraufzuführen, ſondern auch in ſich ſelbſt die Kraft tragen zur Auflöſung der alten.

Es iſt wieder ein Wort Wagners, das, ganz im Geiſt Bakunins, dieſe anarchiſtiſche Grundgewißheit von der Selbſtgeſtaltung und Sprengung der Gemeinſchaft aus den großen ſeeliſchen Grundkräften ausſpricht: „Wenn mir die Erde übergeben würde, um auf ihr die menſchliche Gemeinſchaft zu ihrem Glück zu organiſieren, ſo könnte ich nichts anderes tun, als ihr vollſte Freiheit geben, ſich ſelbſt zu organiſieren: dieſe Freiheit entſtünde von ſelbſt aus der Zerſtörung alles deſſen, was ihr entgegenſteht.“

Daß dieſe ſich ſelbſt organiſierende menſchliche Freiheit nicht wie bei Stirner zu einer chaotiſchen Sinnloſigkeit, zu einem Verein von Egoiſten führt, das liegt im Weſen dieſer Freiheit nicht als nackter egoiſtiſcher Selbſtſucht, ſondern als ſprengender Kraft alles Egoismus und damit alles Falſchen und Schlechten in der menſchlichen Geſellſchaft. In dieſem Sinne iſt die Freiheit eins mit der Gerechtigkeit, die Proudhon als die Grundkraft des Sozialismus in den noblen Worten ausſpricht: „Die Gerechtigkeit iſt die ſpontan empfundene und gegenſeitig gewährleiſtete Achtung vor der menſchlichen Würde, in welcher Perſon und in welchen Umſtänden immer ſie verletzt ſei, und gleichviel, welchem Riſiko ihre Verteidigung uns ausſetzt.“ Denn, ſo fährt er fort: „Gerechtigkeit iſt eine Fähigkeit der Seele, die erſte von allen, diejenige, die das ſoziale Weſen konſtituiert. Die Gerechtigkeit iſt für uns das oberſte Geſetz. Sie iſt das unverletzbare Maß aller menſchlichen Handlungen. Sie iſt das Zentralgeſtirn, das alle Geſellſchaften beherrſcht... Nehmen wir eine Geſellſchaft an, in der die Gerechtigkeit in wenn auch noch ſo geringem Maße durch ein anderes Prinzip überſtiegen würde, zum Beiſpiel durch die Religion oder in der einige Menſchen eine wenn auch in noch ſo geringem Maße der der anderen überlegene Achtung genießen würden, ſo iſt es, ſage ich, unvermeidlich, daß dieſe Geſellſchaft früher oder ſpäter untergeht.“ So iſt die Gerechtigkeit ſelbſt die Kraft, die das Falſche ſprengt, wie es mit faſt

bildhafter Deutlichkeit das Wort Proudhons bestätigt: „Wenn man die Gerechtigkeit in das Eigentum einführen würde, würde man es zerstören, wie das Gesetz, in das Konkubinat eingeführt, es zerstören würde."

Im Namen der Gerechtigkeit verwirft Proudhon nicht das Recht, aber fast alle Rechtsnormen und Gesetze des Staates. Er verwirft den Staat als solchen absolut. „Aucune royauté n'est légitime!" ruft er aus. „Jeder Staat ist despotisch. Autorität, Herrschaft, Macht, Staat: alle diese Worte bezeichnen dieselbe Sache. Jeder sieht darin ein Mittel, den ihm gleichen zu unterdrücken und auszubeuten. Keine Autorität, keine Parteien mehr (auch die Partei ist ihm ein Mittel der Unterdrückung), absolute Freiheit des Menschen und Bürgers! In drei Worten habe ich so mein Glaubensbekenntnis abgelegt."

Absolute Freiheit des Menschen! Ein Wort, vor dem uns heute schwindelt! Aber Proudhon behält in diesem Wirbel Grund unter den Füßen. Als unterste Grundlage aller menschlichen Ungerechtigkeit und Unfreiheit erkennt er das Privateigentum, dessen Abschaffung seine erste Forderung ist. „Die Gerechtigkeit verlangt, daß das Eigentum durch eine Verteilung der Güter ersetzt werde, die auf der juristischen Norm basiert ist, daß ein Vertrag erfüllt werde." Ueberall sind Verträge die Grundlage der neuen Ordnung. Auf freien Verträgen zwischen Menschen muß alles Gemeinschaftsleben begründet werden. Gegner aller zentralisierenden Herrschaft, anerkennt Proudhon, und nach ihm aller Anarchismus, als einziges Gestaltungsprinzip der Gemeinschaft das föderative Prinzip: das Sich-Zusammenschließen freier Menschen und aus diesen gebildeter freier Gruppen. Proudhon hat hier als politisches Vorbild die alte schweizerische Eidgenossenschaft gesehen und in wundervollen Worten gefeiert.

Daß aus der Freiheit des Einzelnen von selbst die Freiheit der Gemeinschaft erwächst, das ist aber im Anarchismus nicht nur eine Idee oder ein Ideal; es ist durch den Geist dieser Menschen selbst lebendige Wirklichkeitserfahrung. Als solche bestätigt es eine Stelle aus den Lebenserinnerungen des Fürsten Kropotkin, der in seiner Jugend im Auftrag der russischen Regierung große wissenschaftliche und praktische Aufgaben ausführte. „Zwischen meinem neunzehnten und fünfundzwanzigsten Lebensjahre", sagte er, „hatte ich wichtige Reformpläne auszuarbeiten, mit Hunderten von Menschen auf dem Amur (dem damals neu entdeckten Fluß in Sibirien) zusammen tätig zu sein, mit lächerlich geringen Mitteln gefährliche Expeditionen vorzubereiten und auszuführen . . . und wenn ich dabei regelmäßig mehr oder minder Erfolg hatte, so schreibe ich dies nur dem Umstand zu, daß ich bald erkannte, von wie geringem Werte Befehl und Disziplin bei ernster Arbeit sind." Als den einzigen Weg zur Verwirklichung großer, gemeinsamer Arbeitspläne erkennt er, der damalige zaristische Offizier, mit-

ten in der Arbeit für die Regierung des zariſtiſchen Rußland, als echter Anarchiſt das gemeinſame Einvernehmen. „Ich wünſchte", fügt er hinzu, „alle, die Pläne im Sinne der Staatsordnung entwerfen, könnten erſt die Schule des wirklichen Lebens durchlaufen, bevor ſie ihren Staatsutopien nachzujagen beginnen." So kehrt von der Erfahrung dieſes gütigen, wahrhaft menſchlichen Menſchen aus der Sinn und Unſinn der üblichen Wirklichkeitserfaſſung ſich um: gerade die Wahrheit des Anarchismus, die ihr als phantaſtiſche Utopie gilt, entſpricht hier der wirklichen Erfahrung, und der Staat, dies übermächtig wirkliche Gebilde, wird vor der lebendigen Erfahrung der Wahrheit zur leeren Utopie; zu einer Utopie des Abgrunds. Denn derſelbe ſanfte und friedliche Menſch, der ſo ganz an den unmittelbaren brüderlichen Zuſammenſchluß der Menſchen in gemeinſamer Arbeit glaubte, hat den Zuſammenſchluß im Staat, wie er ihn in Geſchichte und Gegenwart vorfand, mit Worten charakteriſiert, die, obwohl nüchtern und höchſt real hinter denen, mit denen in der Apokalypſe der Staat als Tier aus dem Abgrund gezeichnet wird, kaum zurückſtehen. „Nein, tauſendmal nein! Der Staat, das iſt der Schutz der Ausbeutung, der Spekulation, des Eigentums ... Der Proletarier hat vom Staat nichts zu erwarten; er wird in ihm nur eine Organiſation finden, um ſeine Erhebung um jeden Preis zu unterdrücken. Alles für den Eigentümer, alles gegen den proletariſchen Arbeiter: die bürgerliche Erziehung, die vom früheſten Alter an das Kind verdirbt, indem ſie ihm gegen die Gleichheit der Menſchen gerichtete Vorurteile einprägt ... das Geſetz, das den Austauſch der Ideen von Solidarität und Gleichheit verhindert; das Geld, um den zu verderben, der ſich zum Apoſtel der Solidarität der Arbeit macht; das Gefängnis und die Mitraille nach Belieben, um denen den Mund zu ſchließen, die ſich nicht korrumpieren laſſen, das iſt der Staat!"

Dieſem Schreckgebilde des wirklichen Staates ſtellt Kropotkin in ſeinen „Paroles d'un Révolté", die während ſeiner Kerkerhaft in Paris erſchienen, die Viſion einer künftigen überſtaatlichen, zur internationalen Gemeinſchaft erweiterten menſchlichen Geſellſchaft gegenüber, wie ſie ſich durch die freien Vertragsſchließungen des Anarchismus verwirklichen wird: „Aus freien Gruppierungen wird ſich die ſoziale Gemeinſchaft organiſieren, und dieſe Gruppierungen werden ſelbſt die Mauern, die Grenzen ſprengen. Es werden Millionen Gemeinſchaften ſein, die nicht mehr territorialen Charakter haben, ſondern einander die Hände quer über die Flüſſe, die Gebirgsketten, die Ozeane hinweg reichen, und die in alle vier Winde des Erdballs verſtreuten Einzelnen und Völker zu einer einzigen Familie gleicher Weſen vereinigen werden." *Margarete Susman.*

(Fortſetzung folgt.)

Zionismus als Weltproblem

(Fortſetzung)

II.

Es hat eine Zeit gegeben, da die chriſtliche *Kirche* nicht nach ihrer Stellungnahme zum Zionismus gefragt wurde, aus leicht einzuſehenden Gründen. Die Kirche ſagte zum voraus nein dazu. Sie erklärte, daß die Juden nichts mehr zu ſuchen hätten in Paläſtina als höchſtens ihr Grab, *das* Grab *ihrer* Hoffnungen, das leere Grab des von ihnen verworfenen und von den Heiden gekreuzigten Königs der Juden. Man hörte kirchlicherſeits aus dem Namen Zionismus nicht den Appell ans politiſche Gewiſſen heraus, ſondern nur den an den chriſtlichen Glauben und argumentierte folgendermaßen: Zion iſt der Inbegriff von Gottes Herrſchaft; Gottes Herrſchaft heißt Jeſus Chriſtus; Er hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden; Er iſt der Herr Zions. Folglich heißt heimkommen nach Zion, zu dieſem Herrn und unter ſeine Herrſchaft kommen. Die Juden verweigern aber dieſem Herrn ihre Gefolgſchaft. Ergo gehören ſie überallhin, nur nicht nach Zion.

Dieſe einfache Ueberlegung, die jeder Kapuziner verſtehen kann, iſt zu einfach, um richtig zu ſein. Sie hat zwar in der Geſchichte der Chriſtenheit je und dann eine große Ueberzeugungskraft gehabt und hat ſie wohl noch. Als zur Zeit *Konſtantins* und nach ihr Scharen von Mönchen und Einſiedlern ins Heilige Land zogen und dort Kirchen entſtanden, die Kirche des Heiligen Grabes, die Geburtskirche in Bethlehem und viele andere, da meinten die chriſtlichen Pilger, die eigentlich rechtmäßigen Bewohner dieſes Landes zu ſein. Und gemäß dieſer Meinung begann man die Juden in ihren bürgerlichen Rechten zu beſchränken und ſie zu diffamieren. Zwiſchen chriſtlicher und jüdiſcher Bevölkerung wurde ein ſcharfer Trennungsſtrich gezogen, ſo daß ein Hieronymus nur heimlich bei einem Rabbiner das Hebräiſch erlernen konnte und zum Dank dafür nicht die geringſten Mitgefühle mit den Juden bewies, die am Gedenktag der Zerſtörung Jeruſalems nach ihrer alten Stadt pilgerten und den Zutritt nur gegen ein erpreſſeriſch hohes Eintrittsgeld erwarben. Und als dann ſpäter, zur Zeit der *Kreuzzüge*, die fanatiſierten Maſſen durch das Land zogen unter chriſtlichen Emblemen, da waren es wiederum die Juden, die am meiſten zu leiden hatten. Synagogen gingen in Flammen auf, und ſtatt den Juden die Stätten ihrer Lehre zu laſſen, brachte das chriſtliche Rittertum in den raſch errichteten Feudalherrſchaften loſe Sitten mit und endloſe Streitereien um die Beſitzrechte der geweihten Stätten. Wenn man an all dieſe unſäglichen Irrungen und Verwirrungen der Welt- und Kirchengeſchichte denkt, ſo möchte man wirklich fragen: Was hatten und haben denn eigentlich die Chriſten in Paläſtina zu ſuchen? Nach ihrem

Evangelium jedenfalls nichts, gar nichts. Da ſteht im Gegenteil geſchrieben: Chriſtus iſt nicht hier ſondern er iſt auferſtanden! Steht es aber ſo, daß die Chriſten in Paläſtina nicht mehr zu ſuchen haben als ſie in irgend einem andern Lande ſuchen ſollen und können, nämlich den Nächſten, den Bruder und vornehmlich den jüdiſchen Bruder, dann ſind die chriſtlichen Invaſionen Paläſtinas, die mittelalterlichen und die neuzeitlichen, Schandflecken in der Geſchichte der Chriſtenheit, und beweiſen nur wieder einmal mehr, wie wenig das chriſtliche Leben übereinſtimmt mit dem, was Chriſtus gewollt, geſagt und getan hat. Gewiß, Chriſtus hat ſchlimme Gerichte über ſein Volk angekündigt, aber nirgends hat er geſagt, daß juſt ſeine Jünger und Anhänger dieſe Gerichte zu vollziehen hätten. Es kann darum nicht die Sorge der Kirche ſein, die Heimatloſigkeit der Juden zu begünſtigen. Es kann auch nicht die Sorge der Kirche ſein, gerade nur Paläſtina den Juden als Heimſtätte zu bieten. Im weltweiten Raum ihrer Oekumene muß es vielmehr ihre Sorge ſein, den Juden überall Schutz und Recht zu gewähren und darum auch (und warum nicht erſt recht?) in Paläſtina.

Eine andere Frage hingegen iſt es, ob es Sache der Kirche ſei, den Aufbau des paläſtinenſiſchen Judenſtaates zu fördern oder auch nur zu befürworten. Das iſt deshalb eine ganz andere Frage, weil die Kirche das Jude-Sein als ſolches im Lichte des Wortes Gottes zu prüfen hat, und in dieſer Prüfung kreuzen ſich die chriſtlichen und die jüdiſchen Definitionen deſſen, was ein Jude iſt. Für den Zioniſten iſt der Jude im gleichen Sinne ein Jude, wie der Schweizer ein Schweizer und der Engländer ein Engländer iſt; er iſt Sproß eines Volkes, Glied einer Nation. Der Chriſt kann dieſe Definition gleichſam als Hilfskonſtruktion und Arbeitshypotheſe auch gelten laſſen, aber ſie drückt ihm nicht das Weſentliche des Jude-Seins aus. Sie hat für ihn mehr die Funktion eines Schnörkels, einer Randbemerkung. Die chriſtliche Definition des Juden geht auf das Grundſätzliche und greift an die Wurzel der jüdiſchen Exiſtenz. Sie zeigt den Juden, wie ſogar Hitler mit „traumwandleriſcher Sicherheit“ treffend erkannt hat, als ein „übernatürliches Weſen“. Aber dieſes Uebernatürliche iſt Auszeichnung und Lebensgefahr zugleich. In die Hände Gottes fallen, heißt nun einmal, in ein verzehrendes Feuer fallen, und der Jude *iſt* in dieſem Feuer. Er iſt nur zuſammen mit Gott, und alſo *nicht* zu begreifen, wie man irgendein natürliches Weſen begreifen kann. Gott iſt nicht identiſch mit der Natur, beziehungsweiſe mit dem, was man ſo zu heißen pflegt. Er ſteht *über* der Natur. Die Natur iſt von Gott her zu verſtehen, und nicht Gott von der Natur her. Das gilt von aller Natur, und beſonders von der menſchlichen, und wiederum erſt recht von der jüdiſch geprägten Menſchennatur. Als Gottes Volk ſind die Juden, was ſie ſind, und daran kann kein Zionismus rütteln. Wenn die Zioniſten nicht alle ſich die Köpfe einrennen wollen an der eben notoriſch noch vorhandenen Klagemauer, ſo bleibt ihnen nichts anderes übrig, als „den bewährten

Stein, den köſtlichen Eckſtein" wenigſtens zu beachten, den der Herr in Zion gelegt hat (Jaſaja 28, 16; Röm. 9, 33). Die Kirche iſt zu dieſem Hinweis verpflichtet. Denn ſie würde ſich ja ſelbſt aufgeben, wenn ſie dieſen Eckſtein, der ihren einzigen Grund bildet, verwürfe oder erklärte: er ſei für alle Völker und Menſchen, nur gerade für die Juden nicht, grundlegend. Sie kann nicht anders. Sie muß auch und gerade das Politiſche des Zionismus *theologiſch* ernſt nehmen. Und ſie muß es um ſo mehr tun, als die Zioniſten auf der ganzen Linie eskamotieren. Und hier droht nun das Mißverſtändnis oder auch — geben wir es nur ruhig zu! — das ſchon oft zur Tatſache gewordene Unding eines *„kirchlichen Antiſemitismus"*. Chriſten und Juden reden hoffnungslos aneinander vorbei und verſtehen ſich nicht mehr. Die Chriſten ſehen alle Weisſagungen des Alten Teſtamentes in Jeſus Chriſtus erfüllt — alle! —, und die Juden — keine! Kann man erwarten, hier Verſtändnis zu finden? Da von der Kirche die Juden immer erſt in Analogie zur chriſtlichen Gemeinde verſtanden werden, und es darum den Chriſten keine Mühe bereitet, die Juden ebenſo über die ganze Welt zerſtreut zu ſehen, wie ſie es ſelber ſind, ſo daß es ihnen auch nicht in den Sinn kommen kann, irgendwo, zum Beiſpiel wegen Rom in Italien, eine nationale Heimſtätte der Chriſten zu errichten — es fehlte wahrlich an Raum, und bei den reformierten Chriſten ganz entſchieden auch an Neigung —, deshalb iſt das politiſche Gewiſſen der Chriſten auch gemeinhin ſo lethargiſch gegenüber dem ja wirklich dringlichen Anliegen der Zioniſten. Und dieſe Lethargie iſt Gleichgültigkeit, gelinde geſagt, auf alle Fälle: Schuld. Und es wäre nicht das erſte Mal, daß ſich Chriſten an Juden verſündigt hätten!

Damit ſtoßen wir zum ſchwerſten, und zwar zu einem theologiſchen Problem par excellence. Es iſt die Frage, ob nicht Gott doch noch etwas mit dem Lande und mit der Stadt, die er einſt zur Stätte ſeiner Offenbarung erwählte, vorhat. Fragen der Apokalypſe tauchen hier auf, die um ſo dunkler zu werden ſcheinen, je tiefer ſich die theologiſchen Geiſter darein vertiefen, Fragen der Exegeſe alt- und neuteſtamentlicher Verheißungen in großer Zahl, die der gewöhnliche Sterbliche nicht zu überſehen vermag, und die auch guten Fachleuten letztlich nur den Stoßſeufzer zu entlocken vermögen: nescio, ich weiß nicht! Eben darum aber iſt den Chriſten zumindeſt Vorſicht geboten in der Beurteilung der zioniſtiſchen Bewegung, deren Beweger ſicher auch der iſt, der alles bewegt. Niemals jedoch würde ich mich als Chriſt zu der Behauptung verſteigen, daß nur gerade die miſſionariſche Bewegung dasjenige ſei, das die Kirche als ſolche hic et nunc den Juden gegenüber zu vollziehen hätte. Abgeſehen davon, daß es eine Judenmiſſion gab und noch gibt, vor der man das Gruſeln lernen könnte, ſo iſt vom Evangelium her feſtzuſtellen, daß nicht nur die Heiden, ſondern auch die Chriſten die Juden als Juden brauchen, daß mithin die Exiſtenz der Juden zum Gegenſtand ihrer Dankbarkeit gehört, und

daß es einem Chriſten geziemt, jeden anderen Menſchen — und hieße er Judas Iſcharioth — höher zu achten als ſich ſelbſt. Nicht daß das Böſe des andern zu entſchuldigen wäre! Aber es iſt Gelegenheit zur Uebung, Böſes mit Gutem zu vergelten. Und wie ſehr hat da die Chriſtenheit ſchon verſagt!

*

Unſere Betrachtung geht zu Ende. Es wäre zum Zionismus und zu allem, was damit zuſammengehört, noch vieles zu ſagen. Wir wollten hier nur mit ein paar ſkizzenhaften Strichen die verwirrende Komplexität darſtellen, die in dieſem Gebilde ſteckt. Ob wir jetzt ſo klug ſind wie zuvor? Können wir das Geringſte an dem Kurſe ändern, den das zeitgenöſſiſche Judentum einzuſchlagen geſonnen iſt? Wir ändern nichts, und vor allem nichts zum Guten. Aber *Gott* ändert und verändert ſeit Jahrtauſenden ſein Volk, und es bleibt doch immer dasſelbe. Es bleibt ſo, wie es im Zeugnis des Propheten und Apoſtel geſchrieben ſteht, und in ſeiner uralten Geſchichte, die ſchon in den ſagenhaften Anfängen von Adams Segnung und Fluch keimhaft vorgezeichnet iſt, ſpiegelt ſich die Geſchichte aller Menſchen und Völker wider, ſo daß heute Paläſtina eine einzige Tafelrunde des Menſchheitschaos darſtellt: alle haben dort die Hand im Spiel, die Atheiſten, die Mohammedaner, die Juden, die Chriſten und dann alſo auch die Engländer, die Amerikaner, die Araber und die Ruſſen, ſie alle wollen nehmen, nehmen was ſie können, und keiner wird ſatt. Ja, das iſt das Bild der Welt, *dieſer* Welt. Und dieſes Bild zeigt uns: Welt bleibt Welt. Aber auch Gott bleibt Gott. Und das iſt der Glanz, der über dieſer Welt liegt. Wie wunderbar, daß die Wiege des Höchſten gerade auf dem Fleckchen Erde ſtand, das von jeher einem Hexenkeſſel glich, und daß die via dolorosa in Jeruſalem liegt, wo die Füße des Erniedrigten die ganze Laſt des Weltjammers trugen. Pascal hat recht: Chriſti Paſſion dauert weiter bis an der Welt Ende. Wer will, wer kann da ſchlafen? Es braucht noch viel Wachſamkeit, bis die Menſchheit den Weg findet, der zum Frieden führt. Und Gottes Volk bedarf der *Gnade*, daß es einkomme zu ſeiner Ruhe. *Herbert Hug*, Walzenhauſen.

Weltrundſchau

Ein Anfang — aber wozu? So iſt nun alſo die erſte Reihe von *Friedensverträgen*, diejenigen nämlich zwiſchen den alliierten Hauptmächten und den Satelliten des Dritten Reiches — Italien, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Finnland —, in Paris feierlich unterzeichnet und beſiegelt worden. Aber niemand iſt da, der ſich darüber als über den Anfang einer neuen Friedensordnung

freuen würde. Hingegen gibt es unzählige Menſchen, die darin eher den Anfang neuer kriegeriſcher Wirren ſehen, für die jetzt ſchon die Ausgangsſtellungen ſorgſam feſtgelegt würden; die Nächſtbetroffenen empfinden die Verträge, die ihnen diktiert wurden, ohnehin als Unrecht und Gewalttat und haben nur unter dem Druck der Sieger und mit offenem oder ſtillem, aber ſtets ohnmächtigem Proteſt unterſchrieben. Kein gutes Vorzeichen für den Beginn eines neuen Zeitalters, wahrhaftig!

Für die Begründung einer wirklichen Friedensordnung braucht es in der Tat — eine ebenſo banale als beharrlich mißachtete Wahrheit — ganz andere Vorausſetzungen, als der gegenwärtige Weltzuſtand ſie bietet, vor allem eine durchgreifende Ueberwindung des kriegsſchwangeren Machtgegenſatzes zwiſchen den Weſtalliierten und der Sowjetunion, in deſſen Zeichen ja die ganze bisherige Friedensmacherei ſtand. Es braucht dazu namentlich auch eine wirtſchaftliche und ſoziale Neuordnung der Welt— der Frieden kann ja nur eine Frucht der Gerechtigkeit auch im inneren Leben der Völker ſein — und eine Neubelebung und Neuſchaffung von Freiheit und Demokratie nicht nur in den öſtlichen Diktaturländern, ſondern auch in den ſcheindemokratiſchen Staaten des abendländiſch-chriſtlichen Kulturkreiſes. Eine Aufgabe, an der die Menſchheit auf Generationen hinaus zu werken haben wird!

Und dann die ungelöſten nächſtliegenden Probleme, die ſo eng mit der Dämpfung der kriegeriſchen Leidenſchaften verknüpft ſind! Der *Kampf gegen den Hunger* und die übrige *leibliche* Not, die der Krieg zurückgelaſſen hat, wird im ganzen mit einer unverantwortlichen Läſſigkeit geführt. Und zwar gerade auch von denjenigen Nationen, die dank ihrem unverſehrten, ja durch den Krieg noch geſteigerten Reichtum dieſen Kampf *mit Erfolg* führen könnten. Wohl hat Präſident Truman vor der amerikaniſchen Bundesverſammlung eine „Politik der wirtſchaftlichen Zuſammenarbeit“ mit der übrigen Welt als eine Hauptaufgabe der Vereinigten Staaten erklärt. Aber die *Praxis* der amerikaniſchen Politik ſchlägt Trumans Forderung ja direkt ins Geſicht, dieſe Praxis, zu der nicht nur ein rückſichtsloſer Konkurrenzkampf um Warenmärkte, Rohſtoffquellen und Ausbeutungsgebiete, nicht nur die kaltſchnäuzige Ablehnung einer planmäßigen Ordnung der Weltwirtſchaft gehört, wie ſie wenigſtens einmal auf dem Gebiete der Lebensmittelverſorgung von Sir John Orr's Internationaler Ernährungs- und Agrarorganiſation verſucht wird[1]) ſondern auch Dinge

[1]) Ein in Waſhington verſammelt geweſener Ausſchuß, in dem 17 Länder vertreten waren, hat es nicht weiter gebracht als zu einer Anzahl unverbindlicher Empfehlungen an die Orr'ſche Organiſation, unter Ablehnung jeglicher zentralen Lebensmittelverteilung und -produktion, von der nun einmal Amerika einfach nichts wiſſen will.

wie die geradezu frevelhafte Vernichtung von einer Million Tonnen Kartoffeln in Amerika zum Zwecke der „Preisſtützung", die Propaganda für eine Wirtſchafts- und Finanzſperre gegen Rußland und die Hilfeleiſtung an kriegsverheerte Länder nur im Rahmen der ſtur kommuniſtenfeindlichen amerikaniſchen Außenpolitik. Wie ſchwer aber die *Verluſte* ſind, welche die vom Kriege betroffenen Länder erlitten haben, das geht beſonders eindrücklich aus dem Bericht einer Kommiſſion des Wirtſchafts- und Sozialrates der Vereinigten Nationen hervor, der vom „Socialist Commentary" auszugsweiſe wiedergegeben wird, und nach dem beiſpielsweiſe das von den Vereinigten Staaten wirtſchaftlich boykottierte und politiſch geſchulmeiſterte Polen 17 Prozent ſeiner Bevölkerung verloren hat, 35 Prozent ſeiner Gebäude, 69 Prozent ſeines Großviehbeſtandes, 30 Prozent ſeiner Bahnanlagen und (in Zentralpolen) 50 Prozent ſeiner Induſtrieausrüſtung. In Griechenland, das mit ſeiner monarchiſtiſch-reaktionären Regierung in Amerika (und England) allerdings beſſer angeſchrieben iſt und darum eher Ausſicht auf Hilfe hat als das kommuniſtiſch-ſozialiſtiſche Polen, ſind 1,2 Millionen Menſchen obdachlos geworden, 23 Prozent aller Gebäude beſchädigt oder zerſtört und 41 Prozent des Viehbeſtandes vernichtet. Auch mit der Aufnahme der oſteuropäiſchen *Flüchtlinge*, die ſich vor allem in Deutſchland zuſammendrängen, ſtrengt ſich Amerika nicht übermäßig an; die 3900 Einwanderer aus Mittel- und Oſteuropa, die es allmonatlich aufnimmt, bedeuten praktiſch ſo wenig, daß La Guardia, der frühere Leiter der UNRRA, zornig ausrief, kein Land habe „mehr Tränen für dieſe Menſchen (die displaced persons) vergoſſen als die Vereinigten Staaten, und doch wollen wir keinen von ihnen hereinlaſſen".

Das Reich ohne Mitte Inzwiſchen bereiten die alliierten Mächte die Friedensverträge auch mit *Deutſchland* und *Oeſterreich* vor. Die ſtellvertretenden Außenminiſter ſitzen ſchon ſeit Wochen in London zuſammen und nehmen die zahlloſen Denkſchriften und Verträge entgegen, die der künftigen Geſtaltung dieſer beiden Länder gewidmet ſind, und im März ſollen die alliierten Außenminiſter ſelber in Moskau die Grundzüge für die Neuordnug Deutſchlands und Oeſterreichs entwerfen. Ein vorläufiger, ſehr ſummariſcher Ueberblick über den Stand der Diskuſſion ergibt etwa folgendes Bild:

Zunächſt müſſen ſich die Alliierten darüber ſchlüſſig werden, ob ſie mit Deutſchland — Oeſterreich iſt ein anderer Fall — überhaupt einen eigentlichen Friedens*vertrag* vereinbaren oder ihm nicht lieber einfach eine Friedens*ordnung* einſeitig auferlegen wollen.. Dieſer zweite Weg hat namentlich in den angelſächſiſchen Ländern Anhänger, die darauf verweiſen, daß jede deutſche Regierung, die einen Diktatfrieden unterzeichne — vorausgeſetzt, es laſſe ſich eine ſolche Regierung überhaupt

finden —, ja doch verloren sei und dann nur wieder eine nationalistische Bewegung aufkommen werde gleich derjenigen, die, auf Grund der Hetze gegen den „Versailler Schmachfrieden", zuletzt Hitler ans Ruder brachte. Die Russen sind trotzdem *für* den Abschluß eines förmlichen Friedensvertrages mit Deutschland und sogar für die Heranziehung von Vertretern der deutschen Parteien zu dessen Ausarbeitung.

Was die Frage der deutschen *Grenzen* betrifft, so zeigen sich die Westmächte abgeneigt, den Polen einfach diejenigen Gebiete endgültig zuzusprechen, die sie jetzt besetzt halten, während die Russen wohl die polnischen Ansprüche ziemlich vorbehaltlos unterstützen werden. Im Westen beharrt Frankreich, ganz vom Gedanken der Sicherung gegen einen neuen deutschen Angriff beherrscht („Deutschland bleibt Deutschland", sagte seinerzeit de Gaulle), auf einer Abtrennung des Ruhrgebietes, der Rheinprovinz und des Saarlandes von Deutschland, mit Unterstellung dieser industriell so wichtigen Gebietsteile entweder unter eine gemeinsame alliierte Verwaltung oder aber unter französische Oberhoheit. In den letzten Wochen scheint sich allerdings eine gewisse Bereitschaft Frankreichs zum Anschluß an die angelsächsische Front in der Gebietsfrage gezeigt zu haben, doch hat sich Paris noch nicht endgültig festgelegt. Die Sowjetunion legt das Hauptgewicht auf die unbedingte *wirtschaftliche* Beherrschung Westdeutschlands durch die Alliierten, desgleichen Großbritannien und die Vereinigten Staaten, nur mit dem Unterschied, daß Rußland die Sozialisierung der deutschen Großindustrie erstrebt, während Amerika umgekehrt deren „Reprivatisierung" — womöglich mit Ueberführung in amerikanischen Besitz — verlangt, und England noch nicht entschlossen scheint, auf welche Seite es sich schlagen will.

Leitgedanke für die *Gesamtbehandlung* Deutschlands ist eben für beide Mächtegruppen schon heute weniger die gemeinsame Verhinderung einer wirtschaftlichen und politischen Wiedererhebung Deutschlands — die sie für ohnehin unvermeidlich ansehen —, als die Gewinnung eines künftigen Deutschlands zum Bundesgenossen für den Machtkampf, sei es des Westens gegen den Osten, sei es des Ostens gegen den Westen[2]). Bei England und Amerika überwiegt darum der Wunsch, Deutschland nicht durch eine allzu schroffe Behandlung auf Rußlands Seite zu treiben, die innere Säuberung („Denazifizierung") nicht zu übertreiben und im Rahmen eines nicht allzu starken Bundesstaates (Frankreich bevorzugt einen bloßen Staatenbund) eine „maßvolle" deutsche Restauration zu ermöglichen. Die Sowjetunion anderseits be-

[2]) An der letzten Jahresversammlung der amerikanischen Chemikergesellschaft forderte ein Professor Roger Adams von Chicago den Wiederaufbau der deutschen Schwerindustrie, „auch wenn der Preis dafür die Wiederherstellung des deutschen Kriegspotentials sein sollte".

günſtigt die Schaffung eines deutſchen Einheitsſtaates, der ihr ein beſſeres Werkzeug für eine radikale Säuberungs- und Sozialiſierungspolitik zu ſein ſcheint als ein lockerer Bundesſtaat, und richtet ihre Zonenpolitik ja ſchon längſt auf dieſes Ziel aus, neuerdings unter demonſtrativem Eintreten für eine Steigerung der Produktion, Verzicht auf weitere Reparationsleiſtungen und Einſtellung der Abtragung deutſcher Fabriken und Werkſtätten. Profeſſor Wilhelm Röpke ſpricht in dieſem Zuſammenhang bereits von einer „deutſchen Lublinregierung", deren Einſetzung die Ruſſen ins Auge faßten (wieder ſo ein boshaftes Schlagwort aus Röpkes Arſenal), um ihre totalitär-revolutionären Satanspläne zu verwirklichen, wobei er nur überſieht, daß nichts ſolche Pläne mehr begünſtigen könnte als die Wiederherſtellung des Kapitalismus (Herr Röpke ſagt natürlich: der „Marktwirtſchaft") in dem von den Weſtalliierten beherrſchten Teile Deutſchlands, ſo wie er ſie als eine der dringendſten Sofortreformen empfiehlt.

Wie dem auch ſei: Deutſchland hat die ſchönſte Chance, aus dem „Reich *ohne* Mitte" (ſo hat es Bernhard Diebold in ſeinem Roman der deutſchen Zwiſchenkriegszeit genannt), das es bisher war, wieder zu einem formidablen Reich der europäiſchen Mitte zu werden, das, anſtatt ſeine Mittlerſendung zu erfüllen, den unheilvollen Gegenſatz von Oſt und Weſt ausnützt, um ſich zu alter und erträumter neuer Macht und Herrlichkeit zu erheben — unter diesmal wohl endgültiger Zerſchlagung all deſſen, was einem Menſchen unſeres Erdteiles das Leben überhaupt lebenswert macht. Schon jetzt erhebt ja der deutſche Nationalismus ſein vielfältiges Schlangenhaupt wieder ganz ungeſcheut[3]), und zwar nicht allein in bürgerlich-kapitaliſtiſcher und katholiſch-agrariſcher Geſtalt, ſondern auch als ſozialdemokratiſche und kommuniſtiſche Demagogie (wobei der ſozialdemokratiſche Führer Schumacher eine beſonders bedenkliche Rolle ſpielt); wie ſoll das erſt werden, wenn ſich Deutſchland wirklich ernſthafte Möglichkeiten eröffnen, ſich ins weſt-öſtliche Kräfteſpiel mit eigenen europäiſchen Zielſetzungen einzuſchalten?

Nichts gelernt und nichts vergessen? Kein Zweifel: in Deutſchland nähren Millionen und aber Millionen Menſchen die Hoffnung, die Geſchichte der Jahrzehnte nach 1918 werde ſich — entſprechend gewandelt — wiederholen, und diesmal werde todſicher gelingen, was die beiden erſten Male, zuerſt durch

[3]) Der Berliner Korreſpondent der „Neuen Zürcher Zeitung" ſtellt feſt, daß unter dem Einfluß der materiellen Not in Deutſchland Haß und Trotz gegen die Alliierten zuſehends wachſen und der Glaube an die Demokratie entſprechend noch weiter zurückgeht. Daß ſich die Deutſchen zuallererſt an die eigene Bruſt ſchlagen ſollten, kommt ihnen natürlich überhaupt nicht in den Sinn. Aber Hunger und Kälte ſind eben ſchlechte Erzieher zu Völkerverſtändigung und Freiheitsliebe!

Schuld der Juden und Roten, dann wegen des alliierten Luftterrors und der Sabotagearbeit der Generäle, mißraten sei: die Schaffung eines deutschbeherrschten Europa mit Hilfe einer Spaltung unter den Alliierten des zweiten Weltkrieges. Wird es zu einer solchen Spaltung wirklich kommen? Werden die Alliierten das Spiel des deutschen Nationalismus in noch kurzsichtigerer und verhängnisvollerer Weise begünstigen, als sie das in den beiden Jahrzehnten zwischen 1919 und 1939 getan haben? Haben sie tatsächlich nichts gelernt und nichts vergessen?

Der britische Premierminister hat seinerzeit der alliierten Konferenz in Paris eine vertrauliche Denkschrift unterbreitet, die inzwischen den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat und in der es unter anderem heißt:

„Die größte Gefahr, die ich in der gegenwärtigen Lage sehe, besteht darin, daß Deutschland mit dem Bolschewismus gemeinsame Sache machen und seine materiellen Hilfsmittel, seine Geisteskraft und seine mächtigen organisatorischen Fähigkeiten den revolutionären Fanatikern zur Verfügung stellen könnte, die davon träumen, die Welt mit Waffengewalt dem Bolschewismus zu unterwerfen. Diese Gefahr ist kein Hirngespinst ... Wenn es einmal soweit ist, dann wird ganz Osteuropa in den Strudel der bolschewistischen Revolution hineingerissen werden, und wir werden vielleicht schon in Jahresfrist das Schauspiel erleben, daß fast 300 Millionen Menschen, in einer gewaltigen Roten Armee organisiert, bereitstehen werden, um den Angriff auf Westeuropa wiederaufzunehmen ... Wenn wir klug sind, werden wir Deutschland einen Frieden anbieten, der bei aller Gerechtigkeit doch für jeden vernünftigen Menschen der Gefahr des Bolschewismus vorzuziehen ist ... Wir sollten ihm die Rohstoffe und Märkte der Welt unter den gleichen Bedingungen zugänglich machen, wie wir selbst sie genießen, und alles irgendwie Mögliche tun, um das deutsche Volk auf eigene Füße zu stellen..... Eine große Besetzungsarmee für unbestimmte Zeit kommt gar nicht in Frage ... Der Sowjetimperialismus bedroht auch ganz Asien und ist Amerika ebenso nahe wie Frankreich."

Hier wird tatsächlich das Kernproblem der zeitgenössischen Europapolitik aufgeworfen. Verwunderlich könnte höchstens der Umstand erscheinen, daß der erwähnte Bericht nicht etwa von Winston Churchill oder Clement Attlee stammt, sondern von David Lloyd George, und nicht im Jahre 1946 geschrieben ist, sondern im Jahre 1919. Aber im übrigen ist die Lage von heute der damaligen täuschend ähnlich. „Lieber Hitler als Stalin" — das war ja die Losung fast der ganzen bürgerlichen Welt während der entscheidenden Jahre der Zwischenkriegszeit; sie bleibt es weithin auch in der Nachkriegszeit, wenn schon an die Stelle Hitlers seither andere Symbole des Faschismus und Antikommunismus getreten sind. Was die Begünstigung der deutschen Wiedererhebung durch die Alliierten nach 1918 war, was später die Nichtintervention in China und Spanien, in Abessinien, Oesterreich und der Tschechoslowakei war, das ist heute die Haltung der von der neu-alten „russischen Gefahr" erschreckten Westalliierten und ihrer Satelliten gegenüber Deutschland und Italien, gegenüber

Polen und Jugoſlawien, iſt ihre Politik in Spanien und Griechenland, im Nahen Orient und im Fernen Oſten.

Der Kampf gegen die „revolutionären Fanatiker", deren Millionenarmeen „bereit ſtehen, um den Angriff auf den Weſten wieder aufzunehmen", wird auch heute wieder, und leidenſchaftlicher als je, im weſteuropäiſch-amerikaniſchen Kulturkreis gepredigt. „Die Kluft zwiſchen dem Kommunismus auf der einen Seite und der chriſtlichen Sittlichkeit und weſtlichen Kultur auf der anderen iſt die tödlichſte, weiteſtreichende und unheilbarſte Spaltung, die das Menſchengeſchlecht jemals gekannt hat", ſchrieb unlängſt Winſton *Churchill*, der am meiſten gehörte Herold des Kreuzzuges gegen die Sowjetunion, in einer amerikaniſchen Zeitſchrift („Collier's Magazine" vom 4. Januar d. J.). Frankreich, ſo fordert er aufs neue und noch eindringlicher als in ſeiner Zürcher Rede, müſſe ſich mit Deutſchland unbedingt verſöhnen, ja ſich mit ihm förmlich verſchmelzen. „Der einzig würdige Siegespreis iſt die Kraft zu Vergebung und Führung; und das iſt der Preis, der glitzernd und ſchimmernd dem franzöſiſchen Volk in dieſem feierlichen Augenblick ſeiner Geſchichte winkt."

Opferung Frankreichs auf dem Altar der Verſöhnung mit Deutſchland, Vergebung für die Nazi, die den Erdkreis erſchüttert und die Menſchheit in ein Meer von Blut und Feuer geworfen haben, Wiederaufrichtung der deutſchen Staats- und Wirtſchaftsmacht als Bollwerk gegen die Sowjetunion, über die Churchill noch ſo froh war, als ſie faſt verblutete, um die zweijährige alliierte Vorbereitung der Invaſion in der Normandie zu ermöglichen, Schaffung eines Vereinigten Europa mit Front gegen Oſten und als Ergänzung Abſchluß einer Militärallianz zwiſchen England und Amerika mit einer ſchönen Beige Atombomben im Hintergrund — das alſo iſt die „chriſtliche Sittlichkeit" und die „weſtliche Kultur" dieſes unheilvollen Mannes, der offenbar all ſeine Verdienſte um die Rettung Europas vor dem Verbrechertum eines Hitler und dem Cäſarenwahn eines Muſſolini (den Churchill zwar immer bewundert hat) gewaltſam auslöſchen will durch die Verblendung mit der er jetzt genau den Kurs verficht, den ſein Vorgänger Lloyd George vor bald 30 Jahren auch verfochten hat — einen Kurs, der ſchon damals ins Verderben führte und heute nicht weniger ſicher Europa in eine neue Kataſtrophe ſtürzen müßte, wenn man ihm folgte.

(Nebenbei: Wenn eine Veröffentlichung von Martin Sommers in der New Yorker „Saturday Evening Poſt" auf Tatſachen beruht, ſo hat Churchill es nach zähem Kampf ſchließlich bei Rooſevelt durchgeſetzt, daß die Invaſion *Frankreichs*, die eigentlich für 1943 geplant war, *um ein volles Jahr verſchoben* wurde, damit inzwiſchen Nordafrika erobert und über Italien und den Balkan Deutſchland vom Südoſten her angegriffen werden könnte. Der Plan, den Churchill ja ſchon im erſten Weltkrieg verfolgt hatte und der damals hart an einer

alliierten Kataſtrophe vorbeiführte, iſt auch diesmal nur halb geglückt; er hat aber zwei bedeutſame Wirkungen gehabt: Einmal iſt der Krieg um ein Jahr verlängert worden; ſind doch die militäriſchen Führer, insbeſondere Amerikas, noch heute überzeugt (ſo wie ſie es ſchon damals waren), daß die noch weit in Rußland drin ſtehende, ungeheuer weit verteilte deutſche Armee im Jahr 1943 erheblich leichter zu ſchlagen geweſen wäre als 1944, und zweitens wären in dieſem Falle die Weſtalliierten ſelbſt bis weit nach Oſten vorgedrungen und ſtünden noch heute dort. Jetzt ſtehen die *Ruſſen* in Berlin — dank Churchill, der nun für den Reſt ſeines Lebens die Chriſtenheit aufrufen darf, ſie wieder hinauszuwerfen. So wird von Großen dieſer Erde Geſchichte gemacht!)

Gefährliches Amerika Churchills Kampagne iſt um ſo gefährlicher, als ſie auch in Amerika von höchſt einflußreichen Kreiſen unterſtützt wird. Der bisherige amerkaniſche Vertreter bei den Vereinten Nationen, John Foſter *Dulles*, einer der bekannteſten Spezialiſten für auswärtige Politik in der Union, hat ſich letzthin ausdrücklich zum Gedanken einer Europa-Föderation, ſo wie Churchill ſie verſteht, bekannt. Damit werde, ſo meinte Dulles, Amerika in den Stand geſetzt, „mit Rußland um die Weltführung zu konkurrieren" und dem Einfluß der Sowjetunion auf Indien, China, die Kolonialgebiete, die arabiſche Welt, Lateinamerika uſw. entgegenzutreten, und anderſeits werde dadurch die Schaffung eines weſteuropäiſchen Wirtſchaftsbundes ermöglicht, der „auf internationaler Kontrolle der gewaltigen induſtriellen Hilfsquellen Deutſchlands baſiere", das heißt im Munde dieſes Mannes natürlich: auf *kapitaliſtiſcher* Beherrſchung und Ausbeutung von Deutſchlands (und der anderen weſteuropäiſchen Länder) Wirtſchaftskräften. Dulles konnte übrigens mitteilen, daß auch zwei ſo maßgebende Führer der Republikaniſchen Partei wie Senator Vandenberg, der Vorſitzende des Senatsausſchuſſes für Auswärtige Angelegenheiten, und Gouverneur Dewey von New York, einer der ausſichtsreichſten Kandidaten für die Präſidentſchaft der Vereinigten Staaten, mit Churchills Plan völlig einig gingen, und daß Schritte getan würden, um dieſe Ideen vor den Außenminiſterrat zu bringen, wenn dieſer in Moskau an die Ausarbeitung des Friedensvertrages mit Deutſchland herangehe.

Zum Glück ſind in Amerika auch Kräfte am Werke, die einer weſentlich anderen Haltung gegenüber der Sowjetunion zum Durchbruch zu verhelfen ſuchen. Sogar in der rechtsbürgerlich-republikaniſchen „New York Herald Tribune" darf eine Auffaſſung vertreten werden, wie ſie etwa in folgenden bemerkenswerten Aeußerungen von Profeſſor F. L. Schuman zum Ausdruck kommt:

„Die Denunzierung des Sowjetſtaates als einer Tyrannei und eines Sinnbilds von Not und Sünde iſt ſoweit ganz überzeugend unter Leuten, die ſich eines hohen Lebensſtandards erfreuen und bürgerliche Freiheiten und politiſche Rechte genießen. Aber ſie iſt nicht im geringſten überzeugend für die ausgebeuteten und verelendeten Maſſen Oſteuropas, der islamitiſchen Welt und Chinas, die weder Demokratie noch einen Reichtum ſpendenden Kapitalismus kennen und nur wiſſen, daß die Sowjetunion ihrem eigenen ‚im Dunkel wohnenden Volke' Würde, Bildung und Freiheit vom Feudalismus gebracht hat. Darum wird Moskau ohne weiteres mit echter Freiheit und Demokratie gleichgeſetzt, wenn auch zu Unrecht. Indem der Weſten die Demokratie mit Klerikalismus, Monarchismus und Ariſtokratie zuſammenkoppelt, gibt er dem Kreml einen unverdienten Vorteil in die Hand in dem langen, bitteren Ringen um die Seele der Menſchheit.

Die Tragödie des 20. Jahrhunderts dreht ſich in einem weiteren Sinn um den ſtändigen Gegenſatz zwiſchen Oſten und Weſten. Die Verantwortlichkeit der Sowjets für die Spaltung war und iſt groß. Aber eine noch ſchwerere Verantwortung ruht auf den herrſchenden Schichten der Weſtmächte, da das Mißtrauen der Beſitzer von Reichtum und unbeſieglicher Macht, welchen Maßſtab man auch immer anlegen mag, weniger gerechtfertigt iſt als die Furcht der Armen und Schwachen. Eine Wiederherſtellung des Vertrauens iſt ſchwerlich zu erreichen durch Drohungen und Herausforderungen, durch ‚ſcharfes Auftreten gegen Rußland' oder durch die Entfeſſelung neuer Feldzüge gegen den Kommunismus."

Wenn Profeſſor Schuman dann meint, Oſt und Weſt könnten wieder zuſammengebracht werden, indem der Kapitalismus ſeine Fähigkeit beweiſe, „das menſchliche Leben zu befreien und zu bereichern", und ſo die Anziehungskraft des Kommunismus auf die Völker breche, ſo iſt das allerdings eine typiſch amerikaniſche Naivität. Der Kapitalismus iſt ja ſelbſt Diktatur und wird es in ſeiner monopoliſtiſchen Form gerade in Amerika immer offenkundiger (die großen, vertruſteten Wirtſchaftsmächte beherrſchen jetzt zwei Drittel der Induſtrieproduktion der Vereinigten Staaten ſozuſagen unbeſchränkt und haben tatſächlich auch die Staatsmaſchinerie, die Preſſe, das Radio, den Film uſw. in der Hand); Befreiung und Bereicherung wird dem menſchlichen Leben nur in dem Maße zuteil werden, als der Kapitalismus *überwunden* wird. Aber da der Weſten eine Wirtſchaftsgeſinnung und eine Wirtſchaftsform entwickeln muß, die dem Kommunismus *überlegen* iſt, ſoll dieſer den Völkern nicht als einzige Wahlmöglichkeit gegenüber dem Monopolkapitalismus erſcheinen, und daß die entſcheidende Verantwortung für die Heilung des Bruches zwiſchen Oſten und Weſten bei den führenden Schichten des Abendlandes liegt, denen der Uebergang zu einer menſchlichen, gerechten und kriſenfreien Wirtſchaftsordnung nicht erſpart bleiben wird, wenn ſie mit der Sowjetunion in Frieden leben wollen, das iſt freilich durchaus richtig.

Nur bemerkt man gerade wieder an Amerika keinerlei ernſtliche Anzeichen einer ſolchen Wandlung. Worin *ſeine* führende Klaſſe das Heil ſieht, das iſt ein rückſichtsloſer, verhärteter Neukapitalismus, ein weitausgreifender wirtſchaftlicher Imperialismus, eine uferloſe Kriegsrüſtung und eine bedenklich nach Militarismus riechende, weil allzu-

ſehr ſtrategiſch ausgerichtete draufgängeriſche Weltpolitik. „Die Vereinigten Staaten", ſo ſchrieb kürzlich Henry Wallace in der ‚New Republic', „können nicht hoffen, die Welt mit ihren friedlichen Abſichten zu beeindrucken, ſolange ſie immer weiter Atombomben herſtellen und Material aufhäufen, das in die Bomben eingeht. Die Nation, welche die Hälfte des Welteinkommens erzeugt und gleichzeitig Atombomben aufbeigt, erſcheint unausweichlich der übrigen Welt als die potentiell größte imperialiſtiſche Nation in der Geſchichte." Der Streit im Sicherheitsrat darüber, ob zuerſt die Kontrollierung der *Atombombenfabrikation* oder die Vorbereitung einer *Geſamtabrüſtung* an die Hand genommen werden ſolle, nimmt ſich angeſichts dieſes Sachverhalts eher groteſk aus; er bleibt jedenfalls ſolange gegenſtandslos, als das abgrundtiefe *Mißtrauen* fortdauert, das jeden Schritt zur Abrüſtung hin, den der eine tut, den anderen als bloßes Uebertölpelungsmanöver beargwöhnen läßt. Wallace meint zwar in dem erwähnten Artikel, die Einreichung von Molotows Abrüſtungsplan habe vielleicht doch bereits eine Wendung im gegenſeitigen Verhalten der beiden Mächtegruppen herbeigeführt. „Damals war es in engliſch-amerikaniſchen Kreiſen Mode, ſeinen (Molotows) guten Glauben in Frage zu ſtellen. Jetzt wird es aber offenbar, daß Rußland wahrſcheinlich noch mehr daran intereſſiert iſt, den Maſſenvernichtungsmethoden Einhalt zu tun, als ſowohl England wie die Vereinigten Staaten." Wenn man dann aber wieder gewiſſe neuere Aeußerungen führender amerikaniſcher Militärs und Diplomaten über die Abrüſtungsmöglichkeiten vernimmt, ſo ſtimmt man ſeine Erwartungen auf eine bald eintretende entſcheidende Wendung ganz von ſelbſt erheblich herunter. Da erklärte z. B. an einer „Frauenkonferenz für nationale Verteidigung" der Vizeadmiral *Blandy*, ganz im Stil jener Chriſten, die erſt eine radikale Aenderung der Menſchennatur ſehen wollen, bevor von Abrüſtung die Rede ſein könne: „Die Weltabrüſtung wie ſie von gutmeinenden, aber unpraktiſchen Pazifiſten verlangt wird, iſt im gegenwärtigen Zeitpunkt undurchführbar. Sie wird ſo lange undurchführbar bleiben, als in unſeren Wörterbüchern Worte wie Haß, Neid und Mißtrauen enthalten ſind." Die internationale Kontrolle der Atomenergie werde im Kriege ſowieſo verſagen.

Beim gleichen Anlaß ſagte General *Kelly*, in einem neuen Krieg müſſe ſich eine Nation auf Verluſte in der Höhe von 25 Millionen Menſchenleben am erſten Kriegstage gefaßt machen; der Angriff auf Amerika werde in dieſem Falle wahrſcheinlich über das Nordpolargebiet geführt werden. Und damit ja kein Zweifel beſtehe, *wer* dieſen Angriff unternehmen werde, prophezeite der frühere Geſandte George H. *Earle* an einer New Yorker Verſammlung rund heraus, Rußland werde ſicher den Krieg gegen die Vereinigten Staaten beginnen, ſobald es im Beſitze der Atombombe ſei. „Nur eines kann uns retten: Wir müſſen die ſtärkſten Verteidigungswaffen herſtellen und

Rußland wiſſen laſſen, daß wir es vernichten, ſobald es die erſte Atombombe abwirft." Daß dieſer Menſchenfreund nicht gleich auch noch den Präventivkrieg forderte, iſt wohl nur ſeiner Diplomateneigenſchaft zu verdanken; immerhin iſt uns ſo, als hätten wir *dieſe* Sprache früher auch von Staatsmännern und Militärs desjenigen Landes gehört, dem die Vereinigten Staaten in zwei Kriegen die ſchwerſte äußere Niederlage zu bereiten mitgeholfen haben ... um nun ſeinen *Geiſt* in bedenklich hohem Maße ſelbſt zu übernehmen.

Auch Amerikas amtliche Weltpolitik läßt nichts von dem *neuen* Geiſt verſpüren, der jetzt ſo dringend nötig wäre, wenn es zu einer vertrauensvollen Zuſammenarbeit der Völker kommen ſoll. Eben jetzt böte ſich den Vereinigten Staaten eine glänzende Gelegenheit, dieſen Geiſt zu bekunden. Gleich nach ſeiner Rückkehr aus *China* gab General Marſhall, der neue Außenminiſter, bekannt, daß Amerika ſeine Bemühungen um die Wiederherſtellung des inneren Friedens in China aufzugeben beſchloſſen habe. Das heißt nun aber keineswegs, daß die Vereinigten Staaten auf jedes Eingreifen in die innerchineſiſchen Auseinanderſetzungen zu verzichten gedenken; wenn der China-Korreſpondent der „Neuen Zürcher Zeitung" (Nummer vom 30. Januar) recht hat, dann heißt es nur, daß Amerika künftighin auf den Schein einer *neutralen*, vermittelnden Haltung gegenüber dem chineſiſchen Bürgerkrieg verzichten wolle, um fortan offen die „anerkannte chineſiſche Regierung in ihrem Kampf gegen Jenan" zu unterſtützen — die feudal-kapitaliſtiſche Gegenrevolution gegen die agrarkommuniſtiſche Revolution der in Hunger und Elend zugrundegehenden breiten Volksmaſſen. Das iſt vom Standpunkte der wirtſchaftlichen Eroberung Chinas und des Machtkampfes gegen die Sowjetunion aus ſicher die gegebene Politik für die Vereinigten Staaten. Vom Standpunkte des Kampfes um die Schaffung einer haltbaren Friedensordnung und einer Verſtändigung zwiſchen Oſten und Weſten aus iſt es aber genau das Gegenteil deſſen, was jetzt geſchehen müßte: die Organiſierung einer großzügigen *Hilfe* für das chineſiſche Volk, das aus eigener Kraft nicht aus ſeiner grauenhaften Armut herauskommen kann, die Moderniſierung der rückſtändigen Wirtſchaft und Technik Chinas und die Sicherung einer ſtetigen politiſchen Ordnung auf der Grundlage einer gerechten Sozialordnung, wie ſie dem Geiſt und der Ueberlieferung des chineſiſchen Volkes entſprechen würde. Das wäre eine wunderbare Aufgabe für die Vereinigten Nationen, und Amerika könnte einen hervorragenden Beitrag an ihre Erfüllung leiſten, wenn es von jener Geſinnung beſeelt wäre, die wiederum Henry Wallace, als Wortführer des „anderen" Amerika, in einem offenen Brief an Außenminiſter Marſhall fordert:

„Was wir brauchen, das iſt eine bewegliche Offenſive in unſerer Außenpolitik, eine Bekräftigung der revolutionären Ueberlieferung, aus der heraus unſer Land geboren iſt, ein lautes, ſchallendes Ja zu den Wandlungen, welche die aus den Fu-

gen gegangenen Geſellſchaftsordnungen Europas und Aſiens unverzüglich erheiſchen. Wir haben, faſt fahrläſſig, die Beförderung dieſer Wandlungen Rußland überlaſſen. Wir haben den Ruſſen erlaubt, ſich vor allen Kolonialvölkern der Welt als einzigen Feind des ‚Imperialismus' aufzuſpielen. Faſt kampflos haben wir den Ruſſen die Gefolgſchaft von Millionen europäiſcher Arbeiter und Bauern überlaſſen, die eben glauben, daß die Ruſſen und nicht wir die einzigen Bürgen gegen Hunger und Krieg ſind ... Wir müſſen überall herauszufinden ſuchen, was für Reformen in den verwüſteten Gebieten der Welt nötig ſind, um die Mägen zu füllen und den Händen der Menſchen Arbeit zu geben, und wir müſſen die erſten ſein, die ſich dafür einſetzen. Wo immer wir in Europa auf Rußland ſtoßen, iſt nicht Rußland der Feind, ſondern die Verwüſtung ſelbſt."

Zögerndes England Solche Mahnungen finden im gegenwärtigen Amerika, oder doch bei ſeinen maßgebenden Menſchen, natürlich taube Ohren. Iſt ihnen wenigſtens das gegenwärtige *England* zugänglich? Von ſeiner Labourregierung ſollte man es eigentlich erwarten können — aber wie zögernd, allzu zögernd, ſich Großbritannien von ſeiner imperialiſtiſchen Vergangenheit freimacht, das zeigen auch die Ereigniſſe der Berichtszeit wieder.

Da iſt zunächſt der *Mittelmeerraum*, deſſen Beherrſchung für die Wahrung der britiſchen Imperiumsintereſſen eine Lebensnotwendigkeit darſtellt. Hier bleibt auch das *neue*, mehr internationaliſtiſch eingeſtellte England feſt auf ſeinen Machtſtellungen ſitzen. Zuſammen mit Amerika hält es *Italien* unter ſicherer „Kontrolle", während es in Griechenland zwar ſeine Truppenmacht auf die Hälfte herabzuſetzen bereit iſt (weil die ruſſiſche Gefahr als weniger akut empfunden wird), aber mit den verbleibenden 10—15 000 Mann die innere „Ordnung", ſo wie ſie England dienlich ſcheint, nach wie vor aufrechterhalten will. Daß die Rolle, die England bei dieſer Stützung des reaktionär-monarchiſtiſchen Regimes ſpielt, für das jetzt der frühere Bankdirektor Maximos die verbindliche Unterſchrift führt, auch in konſervativen Kreiſen Großbritanniens ein gewiſſes Unbehagen erweckt, das mag aus einem Aufſatz von Harold Nicholſon im „Spectator" hervorgehen, der freimütig feſtſtellt,

„daß wir mit Gewalt in die inneren Angelegenheiten Griechenlands eingreifen, und daß ohne dieſes Eingreifen die revolutionäre EAM ſich zum Herrn der Hauptſtadt und des Piräus gemacht hätte ... Es mag nach unſerer Auffaſſung eine verantwortungsloſe und ſogar unpatriotiſche Haltung von ſeiten der Mittel- und Linksparteien geweſen ſein, daß ſie die Wahlen vom 31. März boykottiert haben, aber die Tatſache bleibt beſtehen, daß die damals gewählte Kammer den griechiſchen Volkswillen nicht ausdrückt. Das ſcheint mir der Kernpunkt der ganzen Frage zu ſein ... Wir benehmen uns wie Strauße, wenn wir uns einbilden, irgendein Grieche oder Ausländer nehme es nicht als ſelbſtverſtändlich an, daß wir aus ſtrategiſchen Gründen in Griechenland bleiben, und daß wir das gegenwärtige Regime mit Waffengewalt ſtützen ... Die Beileidsbriefe, die wir an die bulgariſchen oder rumäniſchen Demokraten richten, triefen von Krokodilstränen. Unſere Haltung ſcheint uns mit allem, was an der amerikaniſchen Außenpolitik ſo gefährlich iſt, zuſammenzubinden und uns dem Geſündeſten und Beſten zu entfremden, was es in den Vereinigten Staaten gibt."

Mit *Aegypten* hat ſich Großbritannien aufs neue überworfen; die Verhandlungen ſind — wenn man bei orientaliſchen Unterhändlern überhaupt ſo reden darf — wieder einmal „endgültig" geſcheitert. Den Hauptanſtoß bildete der *Sudan*, den England aus ſtrategiſchen und wirtſchaftlichen Gründen nicht freigeben will, während ihn Aegypten aus gleicher Urſache heftig begehrt. Der Streitfall iſt nun von Aegypten an die Vereinigten Nationen gezogen worden, wobei man in Kairo allerdings riskiert, daß eine unparteiiſche Erforſchung des Volkswillens im Sudan zu der Feſtſtellung führt, daß die Mehrheit der Bevölkerung *gegen* eine Annexion durch Aegypten iſt. In welcher Richtung eine Löſung des ägyptiſch-ſudaneſiſchen Problems wirklich zu ſuchen wäre, das deutet eine kürzlich in der Preſſe erſchienene Notiz an, wonach ein ägyptiſcher Ingenieur gegenwärtig im Ausland um Unterſtützung für ſeinen Plan wirbt, durch eine großzügige Regulierung des Nils den Strom auf 6400 Kilometer Länge ſchiffbar zu machen und Millionen von Hektaren Wüſtenland in fruchtbaren Ackerboden zu verwandeln. Daß ſo etwas durchaus möglich iſt, beweiſt das Gelingen des unter Rooſevelt begonnenen rieſigen Tenneſſeetalwerkes; warum ſollten die Vereinten Nationen nicht in ähnlicher Weiſe auch den Nil und dazu den Jordan, den Euphrat und Tigris, die indiſchen und chineſiſchen Ströme der menſchlichen Wohlfahrt dienſtbar zu machen imſtande ſein? Wieder ſo eine große Aufgabe für internationale Zuſammenarbeit, für die nichts nötig iſt als die Ausſchaltung kapitaliſtiſcher Intereſſen, die ja auch den zweckmäßigen, auf Natur und Menſchen Rückſicht nehmenden Ausbau der *ſchweizeriſchen* Waſſerkräfte verhindern.

Um *Paläſtina* ſteht es ärger als je. Auch die neue Londoner Konferenz mußte ergebnislos abgebrochen werden, wie von vornherein wahrſcheinlich war, und im Heiligen Lande ſelbſt kann die innere Spannung jeden Tag zur gewaltſamen Entladung großen Stils führen. Die britiſche Regierung iſt zwar mit einem neuen Vorſchlag auf den Plan getreten, der die Aufteilung Paläſtinas in eine Reihe ſich ſelbſt verwaltender Bezirke mit Erhöhung der jüdiſchen Einwanderung auf 4000 Perſonen im Monat vorſieht, hat damit aber weder bei den Juden noch bei den Arabern viel Gegenliebe erweckt, zumal die Abſicht Londons offenkundig nur auf Zeitgewinn ausgeht und keinerlei organiſche Löſung des Problems wagt. Die Anrufung der Vereinten Nationen wird auf die Länge kaum mehr zu umgehen ſein, falls nicht ein heute freilich wenig wahrſcheinlicher Kompromiß über die ſchlimmſten Schwierigkeiten hinweghilft und eine neue Gnadenfriſt für eine umfaſſende internationale Regelung der Paläſtina- und Orientfrage eröffnet.

In *Indien* ſind ſich Hindus und Mohammedaner um keinen Schritt nähergekommen. Hingegen hat die Nationalverſammlung auf Vorſchlag Nehrus ihre „feſte und feierliche Entſchloſſenheit" ausgedrückt, In-

dien zu einer ſouveränen Republik zu erklären. Das bedeutet wahrſcheinlich den bevorſtehenden Austritt Indiens aus der britiſchen Reichsgemeinſchaft — ein Schritt, der vermutlich Indien ſo wenig zum Vorteil ausſchlagen wird wie Großbritannien. Eine kühnere und liberalere Politik Englands gegenüber Indien noch vor fünf oder ſechs Jahren — und es wäre nie ſoweit gekommen! Aber konnte man das wirklich von einem Churchill oder gar Chamberlain erwarten?

Dafür iſt die indiſche Lektion wenigſtens für die Löſung der *Burmafrage* von Nutzen geweſen. Die britiſche Regierung hat den Burmeſen grundſätzlich die Gewährung der vorbehaltloſen Unabhängigkeit zugeſichert; eine im April zu wählende Nationalverſammlung ſoll über das künftige Schickſal Burmas frei entſcheiden, einerlei ob nun der Beſchluß auf Verbleiben im britiſchen Reichsverband oder auf Austritt aus ihm lauten wird. Auch dieſes wahrlich großherzige Entgegenkommen Englands findet zwar in Burma noch Kritik bei den ungeduldigſten Nationaliſten, doch ſcheint die maßvollere, von Aung San geführte Richtung die Mehrheit der politiſch aktiven Bevölkerung hinter ſich zu haben.

Von Englands *Mitteleuropa-Politik* und ſeiner unentſchiedenen Haltung in der Frage der Sozialiſierung der deutſchen Großinduſtrie war bereits früher die Rede. Sicher ſcheint nun immerhin, daß die Labourregierung den Beſtrebungen auf Schaffung eines gegen die Sowjetunion gerichteten Weſtblocks durchaus fernſteht; das hat nicht nur das Abrücken der Leitung der Labourpartei von Churchills Unionsplan gezeigt, ſondern auch die ebenſo prompte als loyale Richtigſtellung der kaum gutgläubigen ruſſiſchen Behauptungen von einer Preisgabe des *britiſch-ruſſiſchen Bündniſſes* durch Bevin; der im Mai 1942 abgeſchloſſene Vertrag wird nun wahrſcheinlich erweitert und — im Sinn einer früheren, zunächſt unbeachtet gebliebenen Anregung des britiſchen Außenminiſters — verlängert werden. Eine Art Gegenſtück dazu ſoll ein *britiſch-franzöſiſches* Bündnisabkommen bilden, über das zur Zeit zwiſchen London und Paris verhandelt wird.

Daß Rußland jetzt ſo gefliſſentlich die Verbindung mit England zu feſtigen ſucht und auch gegen einen engeren Zuſammenſchluß Englands mit Frankreich nichts einzuwenden hat, ſcheint dem Wunſche zu entſpringen, Großbritannien nicht einſeitig an Amerika gebunden zu ſehen und auch Frankreich nicht ausſchließlich auf die Vereinigten Staaten angewieſen ſein zu laſſen. Daß Englands und auch Frankreichs Zuſammenarbeit mit Amerika durch die neuen Bündniſſe irgendwie erſchwert werden könnte, dieſer Erwartung wird man ſich indeſſen auch in Moskau nicht hingeben, und tatſächlich gehen ja die „unpolitiſchen", angeblich rein techniſch-militäriſchen Abmachungen zwiſchen England und Amerika ſo weit, wie niemals zuvor in der britiſchen Geſchichte ähnliche Vereinbarungen mit einer auswärtigen Macht gegangen ſind. Politiſch-kulturelle Verwandtſchaften und gleichlaufende

ſtrategiſch-wirtſchaftliche Imperiumsintereſſen haben zwiſchen den beiden angelſächſiſchen Weltmächten — Churchills Agitation hin oder her — eine Schickſalsgemeinſchaft geſchmiedet, die voll großer Verheißungen iſt, aber auch voll ſchwerer Gefahren ſein kann, ſofern die gegenwärtige Welt-Konſtellation weiterdauert.

Geschmeidiges Russland

Daß ſich Rußland dieſer Tatſache klar bewußt iſt, daran kann kaum ein Zweifel mehr beſtehen. Die Verſuche, entweder mit Amerika zuſammen gegen England zu operieren oder aber England gegen Amerika auszuſpielen, dürften endgültig aufgegeben ſein; die Sowjetunion weiß, daß ſie ihre Sicherheit nur durch Verſtändigung mit *beiden* angelſächſiſchen Reichen erlangen kann. Ihrer Abſicht, das Bündnis mit Großbritannien enger zu knüpfen, geht denn auch das neuerdings in der Unterredung *Stalins* mit *Elliot Rooſevelt* beſonders ſtark betonte Beſtreben parallel, in ein anſtändiges Verhältnis mit den Vereinigten Staaten zu kommen, denen der ruſſiſche Führer nicht nur allerlei eher unverbindliche Avancen gemacht, ſondern auch die Bereitſchaft der Sowjetunion erklärt hat, die Herſtellung von Atombomben „denſelben Inſpektionsvorſchriften und Kontrollen zu unterſtellen wie jedes andere Land".

Die jüngſte Haltung Rußlands in den Behörden der Vereinigten Nationen läßt das gleiche Bemühen um die Erhaltung jener Mindeſteinheit zwiſchen den „drei Großen" erkennen, die für ein gedeihliches Arbeiten der UNO unerläßliche Vorausſetzung iſt. Sowohl in der griechiſchen und perſiſchen Frage wie nachher bei den Verhandlungen über Spanien und beſonders über die Abrüſtung hat es die Sowjetunion ſorgſam vermieden, ſich ohne Not in die Rolle der ſyſtematiſch überſtimmten Minderheit drängen zu laſſen, die zum Veto greifen muß, um nicht ganz an die Wand gedrückt zu werden. Rußland hat begonnen, dem Kampf gegen eine übermächtige Koalition den *Kompromiß* vorzuziehen. „Es glaubt an die Organiſation der Vereinten Nationen", ſo ſtellt die amerikaniſche Journaliſtin Jane Bedell feſt, „und iſt nicht willens, es zu einer tieferen Spaltung in irgendeiner Frage kommen zu laſſen, welche die ganze Organiſation zerſtören könnte. Es braucht Sicherheit und es braucht Freunde — zu Abſtimmungszwecken, für Anleihen und für günſtige Handelsbedingungen. Durch Nachgiebigkeit in wichtigeren Fragen hat es Ausſicht, beides zu gewinnen — ſicherlich hat es neue Freunde während der letzten Tagung der Vereinten Nationen gewonnen."

Daß zu dieſer Haltung der Sowjetdiplomatie die wenig glänzende *innere Lage* Rußlands entſcheidend beigetragen hat, wurde hier ſchon wiederholt ausgeſprochen. Die Erklärungen des Landwirtſchaftsſachverſtändigen Alexandrow, eines hohen Sowjetbeamten, über die Agrarkriſe, die Rußland gegenwärtig durchmacht, und die Mißernte in verſchiedenen Teilen der Sowjetunion, beſonders in der Ukraine, beſtäti-

gen dieſe Vermutung aufs neue. Ein Land deſſen Ackerbau und Viehzucht durch den Krieg ſo ſchwer gelitten hat wie außer Polen die Landwirtſchaft keines einzigen anderen Landes — es hat zum Beiſpiel faſt 100 000 Gemeinſchaftsgüter und 17 Millionen Stück Großvieh verloren —, ein Land, deſſen Induſtrieapparat in weiten Gebieten ſozuſagen von unten her wiederaufgebaut werden muß — gegen 32 000 ruſſiſche Fabriken ſind durch den Krieg zerſtört worden —, und deſſen Verkehrsnetz ganz heillos zerrüttet iſt — es fehlten ihm nach dem Krieg allein 15 800 Lokomotiven und 428 000 Eiſenbahnwagen —, *muß* ſich außenpolitiſch zurückhalten und *darf* es nicht zu ſo etwas wie einer Kraftprobe mit anderen Mächten kommen laſſen. Das wiſſen natürlich auch England und Amerika ganz genau und nützen es redlich aus.

Die Gärung in USA.

Aber Frieden iſt eben nicht bloß Nichtkrieg; er muß, woran ſchon eingangs erinnert wurde, neben der Ueberwindung des Gewaltgeiſtes in den unmittelbaren Völkerbeziehungen insbeſondere auch in einer gerechten Geſtaltung der wirtſchaftlich-ſozialen Verhältniſſe der einzelnen Länder eine feſte Grundlage gewinnen. Wie ſteht es zur Zeit damit?

In den *Vereinigten Staaten* — um wieder mit ihnen zu beginnen — hält die ſoziale Unraſt an. Die glänzende induſtrielle und landwirtſchaftliche Konjunktur, deren ſozuſagen unbegrenzte Dauer ſoeben Bundesfinanzminiſter Snyder ſtolz verkündet hat, iſt nicht von einer entſprechenden Verbeſſerung der Lage der unteren Klaſſen begleitet; der Reallohn der amerikaniſchen Arbeiter — der Geldlohn, gemeſſen an ſeiner Kaufkraft — iſt im Gegenteil während der letzten zwei Jahre um rund 25 Prozent geſunken, und die Erſparniſſe, welche die Arbeiter allenfalls in den Kriegsjahren machen konnten, ſind ſo ziemlich aufgebraucht, ſo daß neue große Arbeitskämpfe unvermeidlich ſind, wenn die Unternehmer bei ihrer Weigerung verharren, einen halbwegs angemeſſenen Teuerungsausgleich zu gewähren. Gleichzeitig verſchärft ſich der Klaſſenkampf auch von der politiſchen Seite her; die ſiegreiche Reaktion iſt eifrig und umſichtig am Werk, um das neue Arbeitsrecht, das der Gewerkſchaftsbewegung den gewaltigen Aufſchwung des letzten Jahrzehnts erſt möglich gemacht hat, zu durchlöchern und die organiſierte Arbeiterſchaft für die kommenden Auseinanderſetzungen entſcheidend zu ſchwächen.

Erfreulicherweiſe ſcheint dieſe Bedrohung von außen die amerikaniſche Arbeiterſchaft wenigſtens im Innern zu ſtärken; zwiſchen den beiden gewerkſchaftlichen Spitzenverbänden, dem Amerikaniſchen Gewerkſchaftsbund (AFL) und dem Verband der Induſtriegewerkſchaften (CIO), ſind ausſichtsreiche Verhandlungen über eine gemeinſame Führung des Abwehrkampfes im Gang, die vielleicht ſogar zu einer völligen Wiedervereinigung dieſer großen Organiſationen führen werden.

Anderſeits iſt auch auf dem *politiſchen* Feld eine Konzentration der Kräfte der Linken eingeleitet; die in der Januarrundſchau erwähnten Berichte über Bemühungen zur Bildung einer großen linksdemokratiſchen Volkspartei haben ſich beſtätigt, inſofern aus zwei beſtehenden liberalen Verbänden eine neue Einheitsorganiſation, die ſich „Fortſchrittliche Bürger von Amerika" nennt, geſchaffen worden iſt. Daneben beſteht allerdings noch eine kleinere Sondergruppe unter Führung des zur religiös-ſozialen Bewegung gehörenden Profeſſors Reinhold Niebuhr, die jede Verbindung mit kommuniſtiſchen oder kommuniſtenfreundlichen „Elementen" ablehnt, während die „Fortſchrittlichen Bürger" auch Kommuniſten aufnehmen, ſofern dieſe nur — wie dies auch bei den Gewerkſchaften der Fall iſt — die Grundſätze und Satzungen der Organiſation ſelbſt anerkennen.

Englands Wirtſchaftsproblem Die britiſche Labourregierung ſetzt ihre Sozialiſierungspolitik folgerichtig fort. Die Vorlagen über die Ueberführung der Elektrizitätswerke in Gemeinbeſitz und über die Stadt- und Landesplanung ſind vom Unterhaus bereits angenommen worden, und weitere Pläne ähnlicher Art ſtehen in Vorbereitung. Die Hauptaufgabe, vor die ſich die Labourbewegung geſtellt ſieht, iſt aber gegenwärtig die Ueberwindung der *Produktionsſchwierigkeiten,* welche als Folge des Krieges die britiſche Wirtſchaft bedrängen. Im Augenblick, da ich dies ſchreibe, ſteht die akut gewordene Kohlen- und Energiekriſe im Vordergrund, die, verſchärft durch den außergewöhnlich harten Winter, faſt eine Kataſtrophe über England gebracht hat. Es hilft der Regierung wenig, daß ſie — mit vollem Recht — ſagen kann: „Da habt ihr nun den Segen der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft!"; die Oppoſition nützt die ihr ſo günſtige Lage und die unleugbaren Verſäumniſſe der Regierung erbarmungslos aus, und ohne Einbuße an Autorität wird ſich das Kabinett ſchwerlich aus der Sache ziehen können. Hinter der hoffentlich vorübergehenden Elektrizitätskriſe ſteht aber das viel allgemeinere und nur ſehr allmählich zu löſende Problem, wie der Ertrag der britiſchen Wirtſchaft überhaupt geſteigert werden kann. England verbraucht andauernd mehr Güter als es erzeugt; die Lücke wird vorerſt durch Beanſpruchung der amerikaniſchen und kanadiſchen Anleihen geſchloſſen, die eigentlich für die Erneuerung der Induſtrieanlagen beſtimmt waren, nun aber vornehmlich zur Finanzierung von Lebensmittelankäufen dienen. Das geht ja ſo eine Zeitlang; was aber dann, wenn die Anleihensmittel erſchöpft ſind? Dann muß die Produktionskraft des Landes bereits ſoweit entwickelt ſein, daß es wieder auf eigenen Füßen ſtehen kann. Wird das tatſächlich der Fall ſein?

Ein Diktaturregime würde wohl die Frage mit einem zuverſichtlichen Ja beantworten. Die britiſche Demokratie muß das Produktionsproblem mit anderen Mitteln zu löſen ſuchen, als ſie einer ſtaatlichen

Zwangswirtſchaft zur Verfügung ſtehen. Sie kann zwar den außerordentlichen Arbeitermangel, an dem die Induſtrie leidet, dadurch mildern, daß ſie die Truppenbeſtände, die England im In- und Ausland unterhält, draſtiſch verringert — eine Armee von über anderthalb Millionen Mann, zu der noch gegen eine halbe Million Arbeiter in den Rüſtungsbetrieben und Hilfsdienſten kommt, iſt auf die Dauer ein unmöglicher Luxus — und ausländiſche Arbeiter, vor allem aus der Maſſe der oſteuropäiſchen Flüchtlinge, heranzieht. Aber die Hauptanſtrengung wird die britiſche Arbeiterſchaft ſelbſt, und zwar freiwillig, leiſten müſſen, ohne daß zur Ausübung von Zwang bei der Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Wirtſchaftszweige gegriffen werden müßte.

Die Anhänger des kapitaliſtiſchen Syſtems behaupten natürlich, das ſei bei der Trägheit und Selbſtſucht der menſchlichen Natur, die nur auf gröbſte Reize antworte, grundſätzlich unmöglich; alle Planwirtſchaft führe notwendigerweiſe zu irgendeiner Art von Diktatur. Wir unſerſeits würden ebenſo ſelbſtverſtändlich die Möglichkeit einer ſogar ſehr bedeutenden Steigerung des Wirtſchaftsertrages im Rahmen einer demokratiſch organiſierten Planwirtſchaft bejahen, wenn es ſich um einigermaßen normale Verhältniſſe handelte. (Eine einläßlichere Begründung unſerer Zuverſicht iſt hier nicht möglich.) Bei der doppelten Schwierigkeit, mit der England zu kämpfen hat — Ueberwindung der Kriegsfolgen und Begrenztheit der Geldmittel — zögern wir. Dennoch iſt unſer Vertrauen in die erprobte Fähigkeit des engliſchen Volkes, auch in allerbitterſter Lage, wo andere Nationen verſagen würden, ſiegreich durchzuhalten, groß genug, um uns die Erwartung begründet erſcheinen zu laſſen, daß die Labourregierung auch die jetzige gefährliche Wirtſchaftslage meiſtern und daß ſich namentlich die britiſche Arbeiterbewegung ſchneller und entſchloſſener, als das ſonſt anzunehmen wäre, von dem Erbe kapitaliſtiſchen Geiſtes befreien werde, der ſie jetzt ſo beklagenswert ſtark verhindert, Sonder- und Augenblicksvorteile hinter den Erforderniſſen des Gemeinwohles zurückzuſtellen, wie das bei gewiſſen jüngſten Lohnforderungen und Streikbewegungen der Fall geweſen iſt. Das Gelingen des großen Verſuches, eine ſozialiſtiſche Ordnung *in Freiheit* aufzubauen, hängt zu einem erheblichen Teile von der Selbſtzucht ab, der ſich die britiſchen Arbeiter in den nächſten paar Jahren zu unterwerfen wiſſen.

Frankreich - Italien

Einer ähnlichen, ja vielleicht noch ſchlimmeren Wirtſchaftslage ſehen ſich auch Frankreich und Italien gegenüber — mit dem Unterſchiede freilich, daß die demokratiſchen Kräfte in beiden Ländern weit ſchwächer entwickelt ſind als in England und daher mit autoritären Löſungen eher zu rechnen iſt als dort.

Frankreich hat zum erſten Präſidenten der Vierten Republik, dem

Sozialiſten Vincent Auriol, hinzu auch einen Sozialiſten als erſten „normalen" Miniſterpräſidenten, den allerdings ziemlich farbloſen Paul Ramadier, bekommen. Aber die Sozialiſten ſind, wie ſchon vorher unter Léon Blum, der ſich nach gelungenem Preisabbau mit Ehren zurückziehen durfte, zu ihrer ſtarken Stellung in der Regierung eben doch nur darum gelangt, weil ſie als Partei der Mitte die wenig dankbare, aber doch ſo notwendige Funktion eines Puffers zwiſchen links und rechts ausüben, nicht weil ſie den Auftrag empfangen hätten, eine freiheitliche Gemein- und Planwirtſchaft aufzubauen. Und die Frage iſt gerade die, ob die inneren Reibungen, denen das neue Koalitionskabinett ausgeſetzt iſt, nicht ſo ſtark werden und ſoviel Kraft verbrauchen, daß es darob die Fähigkeit verliert, das zu ſein, was Frankreich in ſeiner heutigen Lage mehr denn je braucht: un gouvernement qui gouverne. Was der Regierung außer dem Umſtande, daß der auf Baiſſe ſpekulierende de Gaulle eben doch kein echter politiſcher Führer iſt, bei ihrer harten Aufgabe, den Monnetplan durchzuführen, beſonders zuſtatten kommt, das iſt die, wenn auch wohlberechnete, Loyalität der Kommuniſten, die ſich tatkräftiger als irgendeine andere Partei und unter Opferung eines guten Stücks Popularität für Produktionsſteigerung, Beſeitigung des Schwarzhandels, Abſtellung bequemer Mißbräuche und überhaupt für eine ſcharfe Kur zur planmäßigen Geſundmachung der franzöſiſchen Wirtſchaft einſetzen. Es verdient übrigens vermerkt zu werden, daß eine nicht unbedeutende Richtung innerhalb der Kommuniſtiſchen Partei bewußt an die weſtlichen Ueberlieferungen des Kommunismus anknüpft und ihre Ausdrucksformen weiterzubilden ſucht; ihr Hauptvertreter iſt der Abgeordnete Duclos, der wohl überhaupt der fähigſte Kopf unter den franzöſiſchen Kommuniſten iſt.

Italien hat es inſofern leichter als Frankreich, als es in einer wichtigen britiſch-amerikaniſchen Intereſſenzone liegt und hier ſogar eine Schlüſſelſtellung einnimmt. Das hat ſeinem Miniſterpräſidenten de Gaſperi jene Einladung nach Waſhington (faſt hätte ich geſagt: nach Berchtesgaden) eingetragen, von der er zweifellos höchſt beſtimmte Weiſungen, aber auch ſo greifbare Trümpfe — vor allem das Verſprechen von Krediten, Lebensmittellieferungen und Kohlenſendungen — mitbrachte, daß er es wagen konnte, nach ſeiner Rückkehr in recht eigentümlicher, autoritärer Form eine Kabinettskriſe heraufzubeſchwören, deren Ziel offenbar war, die Linke mattzuſetzen und ein reines Miniſterium der Rechten zu bilden. Das iſt ihm nun zwar trotz der Ausſchiffung Nennis nicht ganz gelungen; immerhin ſind aber die Hauptminiſterien in ſtärkerem Maße als das letztemal mit Chriſtlich-Demokraten und anderen „Nichtmarxiſten" beſetzt worden, und auch die Blinden werden jetzt in Italien ſehen, daß hinter dem Regime de Gaſperi, um mit der „Neuen Zürcher Zeitung" zu reden, „die Dynamik der amerikaniſchen Wirtſchaft oder — wenn man will — der öko-

nomiſche Imperialismus der Vereinigten Staaten" ſteht. Die innerpolitiſchen Folgerungen aus dieſem Tatbeſtand ergeben ſich von ſelbſt.

Die Verdrängung Nennis aus dem Außenminiſterium in das nach ſechsundzwanzig Jahren Verbannung und Oppoſition Graf Sforza zurückkehrt, und die Schwächung der Sozialiſtiſchen Partei in der italieniſchen Regierung iſt in der Hauptſache die Wirkung der noch in der letzten Weltrundſchau erwähnten *Spaltung* in den ſozialiſtiſchen Reihen. Natürlich ſpielte bei dieſer Operation die verſchiedene Einſtellung der beiden Hauptgruppen, der Minderheit unter Saragat und der Mehrheit unter Nenni, zu den Kommuniſten eine weſentliche Rolle. Aber man würde die Dinge ungebührlich vereinfachen, wollte man die Anhänger der einen Richtung nun als aufrechte, geſinnungstreue Demokraten herausſtreichen und die der anderen als unzuverläſſige Opportuniſten, ja verkappte Diktaturfreunde abtun. Das geht ſchon darum nicht, weil die Spaltung recht eigentlich von einer nun zur neuen Partei übergetretenen Gruppe erzwungen worden iſt, die dem Kommunismus, wenn auch in ſeiner Trotzkyſchen Spielart, ſelbſt ſehr nahe ſteht, und weil auch die neue Partei die Notwendigkeit einer Aktionsgemeinſchaft mit den Kommuniſten durchaus anerkennt, ganz abgeſehen davon, daß ſo zuverläſſige Demokraten wie Ignazio Silone in der alten Partei verblieben ſind, mag nun deren geiſtige Haltung ſo unbefriedigend und anfechtbar ſein wie ſie will. Wahrſcheinlich hat der ſicherlich unverdächtige Londoner „Economist" recht, wenn er zu dem Schluſſe kommt:

„Unter den gegenwärtigen Umſtänden der italieniſchen Politik iſt es ſchwer zu glauben, daß Saragats Handlungsweiſe wohlberaten geweſen ſei. Nennis ganze Art, an die Zuſammenarbeit mit den Kommuniſten heranzutreten, iſt maßvoll und vorſichtig. Die italieniſchen Kommuniſten, die allerdings ihre übliche Torheit mit ihren Angriffen auf ihre ſozialiſtiſchen Kollegen bewieſen haben, wo es doch ſo viele andere Zielſcheiben für Angriffe gegeben hätte, ſind keine extreme Gruppe und haben Männer von echtem Können und redlicher Geſinnung in ihren Reihen. Auf der Rechten anderſeits iſt die Erinnerung an den Faſchismus noch nicht erſtorben, und es iſt vielleicht nicht ſchwer, irgendeine Art rechtsautoritärer Politik wieder ans Ruder zu bringen. Vor allem aber braucht Italien eine radikale, reformwillige und ſtetige Regierung, die nach Lage der Dinge nur eine Koalition von Sozialiſten, Kommuniſten und vielleicht Vertretern des linken Flügels der Chriſtlich-Demokraten hätte ſtellen können. Indem Saragat einer ſolchen Koalition ein neues Hindernis in den Weg legte, hat er ſeiner Partei und ſeinem Land einen ganz ſchlechten Dienſt erwieſen."

«Volksdemokratie» Zum Schluß nur noch ein ganz raſcher Blick nach dem Oſten, und zwar nach *Polen*, wo endlich die Parlamentswahlen ſtattgefunden und dem Regierungsblock eine Mehrheit von 70 Prozent der Stimmen gebracht haben; in der neuen, von dem Sozialiſten Cyrankiewicz geleiteten Regierung — der bisherige kommuniſtiſche Miniſterpräſident Bierut iſt Staatspräſident geworden — ſind die führenden Poſten wieder von Kommuniſten und Sozialiſten beſetzt. Gewiß waren dieſe polniſchen Wahlen keine

„freien" Wahlen im weſtlich-demokratiſchen Sinne[4]); es waren *gemachte* Wahlen, die den Volkswillen verfälſcht wiedergaben und bei denen von vornherein feſtſtand, daß die Regierungsparteien gewinnen würden. Aber mit der üblichen Entrüſtung über ſolche Praktiken iſt es gleichwohl nicht getan; ein gerechtes Urteil wird auch noch ein paar andere Dinge erwägen müſſen.

Zum erſten: Die jüngſten Wahlen haben, wie der Warſchauer Korreſpondent des liberalen „Manchester Guardian" feſtſtellt, „im weſentlichen keinen viel ſchlimmeren Verlauf genommen als alle früheren Wahlen in dieſem Lande, die faſt immer zugunſten der Regierung ausgefallen ſind", und zwar, ſo fügen wir hinzu, ohne daß jeweilen amtliche Proteſtaktionen von engliſcher oder amerikaniſcher Seite dagegen erfolgt wären.

Zum zweiten: Der Abſtand zwiſchen öſtlicher „Volksdemokratie" und weſtlicher Bourgeoisdemokratie iſt nicht *ſo* groß, wie es unſere Selbſtgerechtigkeit wahr haben möchte. Auch bei uns werden die Wahlen und Abſtimmungen „gemacht", nur eben unter Wahrung der demokratiſchen Formen (das iſt ja gerade das Kunſtſtück!); auch unſere herrſchenden Klaſſen haben tauſend Mittel — Schule und Kirche, Preſſe und Radio, Film und Theater, Militärweſen, Sportbetrieb, Vereinsmeierei uſw. uſw. —, um den Volkswillen ſo zu lenken und die öffentliche Meinung ſo zu formen wie es ihren beſonderen Intereſſen nützlich iſt. Was im Oſten Zenſur und Polizei leiſten, das leiſtet im Weſten eben das *Geld;* „wer eine Million in der Kaſſe hat, gewinnt jeden Abſtimmungskampf", ſo lautet ein wohlbekanntes, wenn auch wenig rühmliches ſchweizeriſches Sprichwort, und tatſächlich: wer will etwa leugnen, daß ſchon ſo manche Wahl, ſo manche Volksabſtimmung ganz anders herausgekommen wäre, hätte der Einfluß der Geldmächte auf die „ſouveräne" Wählerſchaft ausgeſchaltet werden können?Daß wir deswegen die (relative) Freiheit des Wortes und der Vereinigung auch im bürgerlich-kapitaliſtiſchen Staate nicht herzugeben geſonnen ſind, will ich — durch allerlei Erfahrungen gewitzigt — gleichwohl beifügen; ich will nur vor einer *Ueberſchätzung* der politiſchen Demokratie in einer Geſellſchaft warnen, deren Wirtſchaft auf der Diktatur aufgebaut iſt.

Und zum dritten: *Wir* können, dank einer langen demokratiſch-liberalen Ueberlieferung, einen Weg ſuchen zwiſchen Faſchismus und Kommunismus hindurch, den Weg eines freiheitlichen Sozialismus. In

---

[4]) Das gleiche gilt von den jüngſten *ruſſiſchen* Wahlen. Stalin ſelber meinte: „Die Wahlen ſind nicht Wahlen im eigentlichen Sinne. Der Wahltag iſt vielmehr ein nationaler Feiertag", um freilich ſofort weiterzufahren: „Nirgends zuvor gab es auf der Welt derart wirklich freie demokratiſche Wahlen." Merkwürdige Logik! Aber ohne Verbeugung vor der Demokratie kommt man ſcheint's auch im Kreml nicht aus.

Polen und den anderen „Volksdemokratien", die keine bürgerliche Revolution durchgemacht haben und der geiſtigen Vorausſetzungen für ein halbwegs annehmbares Funktionieren der politiſchen Demokratie faſt gänzlich ermangeln, ſteht heute die Wahl nur zwiſchen Faſchismus und Kommunismus. Bloße demokratiſche *Formen*, die keinen demokratiſchen *Inhalt* decken und nicht aus der ganzen Volkskultur herausgewachſen, ſondern einfach nach weſtlich-parlamentariſchem Schema von außen her, zum Beiſpiel durch diplomatiſche Noten oder durch Befehl einer Beſatzungsbehörde, einem Staat aufgedrängt werden, laufen nur Gefahr, von den *Gegnern* der Demokratie ausgenützt, mißbraucht zu werden, und in Polen iſt das denn auch ganz offenbar der Fall. Käme mit Hilfe demokratiſcher Formen, denen die Subſtanz der Demokratie fehlt, nämlich der freie, aus ſelbſtändigem Urteil der Bürger ſtammende Volkswille (in Polen gibt es heute im Vergleich zur Bevölkerungszahl nur ganz wenige Zeitungen; Millionen von Männern und Frauen ſind für ihre politiſche Aufklärung ausſchließlich auf die katholiſche Geiſtlichkeit angewieſen; auch das Analphabetentum iſt noch weit verbreitet), käme auf dieſe Weiſe alſo etwa *Mikolajczyk* an die Macht, er würde ſofort ein Werkzeug des kapitaliſtiſchen Weſtens gegen die polniſche Revolution und gegen die Sowjetunion. Auch das iſt im Ernſt ſchwerlich zu beſtreiten. Die Vorausſetzungen für die politiſche Demokratie müſſen im Oſten eben erſt geſchaffen werden; es hat keinen Sinn, Trauben leſen zu wollen von den Dornen und Feigen von den Diſteln.

Ceterum censeo: Der Oſten wird nie demokratiſch werden, ſolange der Weſten kapitaliſtiſch iſt, und gar ſo aggreſſiv kapitaliſtiſch, wie er ſich jetzt wieder vielfach gebärdet. Und zwiſchen Oſten und Weſten wird es keinen echten Frieden geben, ſolange nicht ein Ausgleich zwiſchen den beiderſeitigen Geſellſchaftsſyſtemen gefunden iſt, der *beiden* ihr Recht läßt — ein Ausgleich auf der Grundlage eines freiheitlichen, aber radikalen Sozialismus.

12. Februar 1947. *Hugo Kramer.*

Schweizeriſche Rundſchau

Wirtschafts- und Sozialreform? Auch wenn man die Welt nicht materialiſtiſch anſchaut, iſt es immer hilfreich, bei der Zergliederung einer gegebenen Lage den Blick zunächſt einmal auf die wirtſchaftlichen Dinge zu richten, die im Leben jeder Geſellſchaft eine ſo gewaltige Rolle ſpielen, und in deren Licht ſo manche Erſcheinungen, die ſonſt mehr oder weniger verſchwommen bleiben, eine klarere Form annehmen.

Die *glänzende Wirtſchaftskonjunktur*, der ſich die Schweiz erfreut,

zeigt noch keinerlei ernſtliche Zeichen eines Abflauens. Im Gegenteil: ſie ſcheint uns eher noch an Stärke und Umfang gewinnen zu wollen. In Induſtrie und Handel wird jedenfalls weiterhin beiſpiellos „dick" verdient — an der Not *anderer* Völker vornehmlich! —, ſo daß viele Unternehmungen kaum wiſſen, wohin mit dem Segen, den ſie vor den Steuerbehörden auch mit dem beſten Willen nicht mehr verſtecken können[1]). Für die Arbeiterſchaft hat dieſe Lage den doppelten Vorteil, daß die Nachfrage nach Arbeitskräften das Angebot beträchtlich überſteigt, alſo die Löhne hinauftreibt, und anderſeits die Unternehmer imſtande ſind, Lohn- und Ferienforderungen der Gewerkſchaften ohne Schmälerung der „normalen" Gewinne auch tatſächlich zu erfüllen, oft direkt im Handumdrehen. Ohne das wäre es nicht möglich geweſen (was ſogar im reichen und gedeihenden Amerika bisher vergeblich erſtrebt wurde), einen ſo weitgehenden Ausgleich zwiſchen Preiſen und Löhnen herzuſtellen, wie dies bei uns der Fall iſt, ſtehen doch jetzt die Löhne im Durchſchnitt ſogar um ein paar Prozent höher, als es dem vom Index ausgewieſenen Teuerungsſtand entſpräche. Natürlich darf man dieſen Erfolg des Gewerkſchaftskampfes auch nicht überſchätzen, bleibt doch die Verbeſſerung ihrer Lebenslage, die die Arbeiter gewonnen haben, weit hinter dem Maße deſſen zurück, was ſie hätten gewinnen *können*, wenn die Steigerung des Geſamtwirtſchaftsertrages allen Volksſchichten *gleichmäßig* zugute käme, ohne Vorwegnahme des Anteils, den ſich der Beſitz in verſchiedenen Formen — durch Unternehmerprofit, Zins, Rente uſw. — dank dem gegenwärtigen Wirtſchaftsregime zu ſichern vermag.

Was die Arbeiterſchaft aus der wirtſchaftlichen Hochkonjunktur für ſich herausgeholt hat, genügt aber dennoch, um in ihr ein unverkennbares Gefühl der *Sättigung* zu erzeugen, das ſie mit der herrſchenden Ordnung eher ausſöhnt und in ihr den Willen zum Kampf für eine neue Wirtſchaft und Geſellſchaft zum mindeſten nicht zu ſtärken geeignet iſt. Nur ſo iſt es beiſpielsweiſe zu erklären, daß der Schweizeriſche Metallarbeiterverband, alſo die weitaus ſtärkſte Arbeiterorganiſation des Landes, ſeit Jahr und Tag eine Politik ausgeſprochener Zuſammenarbeit mit dem Unternehmertum betreibt, und von allem, was Klaſſenkampf und Sozialismus heißt, mehr und mehr abrückt, ja daß ſogar einer ſeiner publiziſtiſchen Mitarbeiter[2]) die „freie Wirtſchaft", auf deutſch Kapitalismus genannt, in Tönen beſingen kann, welche die „Neue Zürcher Zeitung" zu einem langen Leit-

[1]) Ein Univerſitätsprofeſſor erzählte dieſer Tage, wie für irgendeine rein intellektuelle Sache eine große Firma um einen Beitrag von 10 000 Franken angegangen worden ſei und ſozuſagen poſtwendend nicht 10 000, ſondern 20 000 Franken geſchickt habe.

[2]) Vital Gawronſki in der Feſtſchrift für Konrad Ilg, den Präſidenten des SMUV.

artikel voll der ſchmeichelhafteſten Ausdrücke über dieſe Preisgabe des Ideals einer „Neuen Schweiz", dieſes uneingeſchränkte Bekenntnis zu der Wirtſchaftsauffaſſung des „fortſchrittlichen Bürgertums" (deſſen Sprachrohr die „NZZ." iſt) begeiſtert hat. Aus dem angedeuteten Gemütszuſtand eines beſtimmten Teiles der ſchweizeriſchen Arbeiterſchaft heraus iſt es auch zu verſtehen, daß namentlich in den Gewerkſchaften heftige Unluſt herrſcht, den Kampf um die ſeinerzeit von Sozialdemokratiſcher Partei und Gewerkſchaftsbund gemeinſam eingeleitete Initiative für *Wirtſchaftsreform und Rechte der Arbeit*, für die der Bundesrat die Abſtimmung ſo geſchickt auf Mitte Mai in Ausſicht genommen hat, mit derjenigen Entſchloſſenheit aufzunehmen, die allein Erfolg verdient. Dazu kommt, daß man jetzt vor allem die *Alters- und Hinterlaſſenenverſicherung* unter Dach und Fach bringen will, gegen die nun wirklich das Referendum von einer Gruppe ſozialrückſchrittlicher Intereſſenten ergriffen worden iſt, und befürchtet, ein Kampf um weitergehende, „utopiſche" Ziele könnte einer Verwirklichung dieſer näherliegenden großen Reform abträglich ſein, wenn er *vor* demjenigen um die Altersverſicherung ausgefochten werden müſſe.

Es iſt ja auch zuzugeben, daß ſich die beiden Dinge, Wirtſchaftsreform und Altersverſicherung, einigermaßen in die Quere kommen; den Kampf um *beide* Vorlagen ſchnell hintereinander mit dem gleichen Aufwand von Kraft und Geld zu führen, erſcheint faſt unmöglich. Allein daß *ſachlich* trotz der Altersverſicherung, ja gerade ihretwegen, unſere Arbeit in viel ſtärkerem Maß als bisher auch der *Geſamtumwälzung* der Wirtſchaft gelten muß, darüber kann es nicht gut zweierlei Meinungen geben. Nicht nur wird die Notwendigkeit einer Sozialiſierung des privaten Verſicherungsgewerbes und anderer Wirtſchaftszweige, von denen der Widerſtand gegen die Altersverſicherung in erſter Linie ausgeht, künftighin ſtärker ſein als je, ſondern es wird auch die Schwäche aller ſozialen Reformen innerhalb einer Wirtſchaft, die durch die Konjunkturſchwankungen das Leben der ärmeren Volksſchichten in ſtändiger Unſicherheit hält, beim Hereinbrechen einer neuen Kriſe wohl auch denjenigen Kreiſen klar werden, die jetzt entrüſtet jeden Zuſammenhang zwiſchen Altersverſicherung und Kampf gegen den Kapitalismus leugnen[3]).

Im übrigen ſollen auch andere aktuelle Nöte zur Beſetzung der wirtſchaftlichen Schlüſſelſtellungen durch die Volksgemeinſchaft drängen, ſo etwa der Mangel an *elektriſcher Kraft*, der auf die Länge nur durch Vereinheitlichung und planmäßige Führung der ganzen ſchweize-

[3]) Das hat kürzlich im „Freien Aargauer" Nationalrat Arthur Schmid getan, der wegen ſeiner „unabhängigen Haltung" von der „Neuen Zürcher Zeitung" immer wieder als Kronzeuge gegen „Neue Schweiz" und Planwirtſchaft angerufen wird und allmählich in jenem Blatt offenbar die gleiche Rolle ſpielt, die darin bisher ein Profeſſor Fritz Marbach geſpielt hat.

riſchen Elektrizitätswirtſchaft wird behoben werden können. Und ob eine organiſche Reform der *Bundesfinanzen*, mit Vermögensabgabe, Erbſchaftsſteuer uſw. möglich iſt, ohne daß in die kapitaliſtiſchen Beſitzverhältniſſe ſelber kräftig eingegriffen wird, das erſcheint nachgerade doch auch recht fraglich.

Nein, Armeereform! Je weniger die herrſchende Klaſſe an eine gründliche Wirtſchaftsreform heran will, deſto eifriger widmet ſie ſich der Sicherung der beſtehenden, jetzt aufs neue ſo wunderbar gedeihenden Ordnung durch „Brachialgewalt" und bereitet jene große „Armeereform" vor, die als köſtlichſte Frucht des zweiten Weltkrieges dem Schweizervolke beſchert werden ſoll. Schon der Bericht General Guiſans über den Aktivdienſt 1939—1945 hat ja die Diskuſſion darüber in Gang gebracht; der Gegen- und Ergänzungsbericht des Bundesrates, der Ende Januar erſchienen iſt, ſpinnt nun den Faden ſeinerſeits bedächtig weiter. Der Bundesrat bemüht ſich dabei offenkundig, das Vertrauen in die Armee, das durch die manchmal recht ungeſchminkte Sprache des Generals einigermaßen erſchüttert worden war, nach Möglichkeit neu zu ſtärken und die Illuſion wachzuhalten, daß die ſchweizeriſche Armee ganz gut aus eigener Kraft hätte beſtehen können, wenn es in den hinter uns liegenden Jahren einmal Ernſt gegolten hätte. Dabei fällt natürlich auch wieder der obligate Hieb nach links, mit der Bemerkung, wenn die Armee bei Kriegsausbruch nicht in jeder Beziehung bereit geweſen ſei, ſo ſei daran eben der Umſtand ſchuld, daß die erforderlichen Militärkredite von der Bundesverſammlung nicht rechtzeitig bewilligt worden ſeien; wir dürften, ſo fügt der Verfaſſer des bundesrätlichen Berichtes warnend hinzu, nicht immer mit dem günſtigen Schickſal rechnen, das uns diesmal erlaubt habe, früher Vernachläſſigtes in einer längeren Aktivdienſtzeit nachzuholen. Der Bundesrat ſkizziert darum ein vorläufiges Programm für eine umfaſſende Armeereform, welche die Lehren des Krieges beherzige (ſo wie *er* ſie eben verſteht), und teilt bedeutungsvoll mit, dem Generalſtabschef ſei Auftrag erteilt worden, „geſtützt auf die Geſamtkonzeption ein *Rüſtungsprogramm für die nächſten fünf bis zehn Jahre aufzuſtellen.*"

Der große Plan für eine maſſive Neuaufrüſtung, wie ihn die Offiziersgeſellſchaft weitblickend ſchon vor Jahren gefordert und umriſſen hat — hier iſt er nun alſo geboren oder doch wenigſtens „geſamtkonzipiert". Und was auf dem Gebiete der Wirtſchaftspolitik und der Sicherung der Exiſtenz der unteren Volksſchichten unmöglich, ja geradezu ſündhaft iſt, die Aufſtellung eines Fünf- oder Zehnjahresplanes, das erweiſt ſich plötzlich als die natürlichſte Sache von der Welt, ſobald es ſich um militäriſche „Belange" handelt. Daß man ſich über dieſe grundverſchiedene Haltung, je nachdem es um Sozial- oder Militärausgaben geht, im Volke ganz beſtimmte Gedanken macht, das

dürfte zwar dem Bundesrat auch nicht ganz unbekannt sein. In der „Volksstimme" wird zum Beispiel über ein Gespräch unter Arbeitern und Kleinbauern berichtet, das sich aus Anlaß des Referendums gegen die Altersversicherung entwickelt habe. „Keinen Rappen mehr für das Militär, wenn es diesen Großkapitalisten gelingen sollte, diese Vorlage zu Fall zu bringen!", so habe es getönt. Und auf den schüchternen Einwand, man könne doch die Landesverteidigung nicht strikte ablehnen, hätten die Leute mit der Feststellung erwidert: „Ein Land, das eine Versicherung für die Alten, Witwen und Waisen ablehnt, kann man nicht mehr verteidigen. Wo ein solcher Geist herrschen sollte, da hört jede Verteidigungsmöglichkeit auf!" Aber in den „oberen Regionen" nimmt man solche Aeußerungen nicht mit Unrecht doch nicht so ernst; man weiß aus Erfahrung, daß das Volk zwar schnell ist, die Faust im Sack zu machen, aber langsam, sie den Herren auch wirklich unter die Nase zu halten.

Inzwischen ist mit der Revision des *Dienstreglementes* das erste Stück der großen Reform bereits mehr oder weniger fertig geworden; wenn aber der Chef der militärischen Ausbildung, Oberstkorpskommandant Frick, mit seiner (laut „Volk und Armee") in einem Vortrag gemachten Behauptung, die deutschen Ausbildungs- und Erziehungsmethoden seien ganz richtig gewesen, und die deutsche Wehrmacht sei der alliierten nur darum unterlegen, weil die politische Führung ihr zuviel zugemutet habe, wirklich den an den maßgebenden Stellen herrschenden Geisteszustand widerspiegelt, dann kann man sich ungefähr vorstellen, was bei der ganzen Armeereform schließlich herauskommt: die totale Militarisierung des Schweizervolkes und seiner politischen Einrichtungen[4]).

Es gilt demgegenüber, dem Volke *rechtzeitig* bewußt zu machen, wohin es geführt werden soll, und was seiner harrt, wenn es sein Schicksal weiterhin Leuten überläßt, die aus dem Kriege tatsächlich *nichts* gelernt haben. Es gilt das Volk aufzurufen, die *wirkliche* Sicherung seiner Existenz — und im Zeitalter der Atombombe, des Raketengeschosses und des „biologischen Krieges" ginge es bei einer neuen Explosion des Gewaltgeistes tatsächlich um unser aller körperliche Existenz — auf die einzige Art vorzubereiten, die jetzt noch Erfolg verspricht: durch Beteiligung an einer *kollektiven, internationalen Friedenswahrung,* die nicht darauf ausgeht, für den Fall eines Krieges eine möglichst schlagkräftige nationale Einzelarmee zu organisieren, son-

[4]) Ein anderer Offizier, Major im Generalstab, begründete den Drillbetrieb, der, im Gegensatz zur britischen Armee, bei uns nun einmal nötig sei, mit der klassischen Feststellung, daß „eben der Engländer erzogen sei, der Schweizer nicht". Wes Geistes Kind der Herr ist, das bekundete er auch mit anderen „träfen" Sprüchen wie diesem: „Mit der stolzen Reverenz des Grußes beweist mir der Mann seine Subordination." Wird Potsdam in Seldwyla seine Auferstehung erleben?

dern darauf, einen ſolchen Kriegsfall überhaupt unmöglich zu machen. Daß auf dem Wege zu dieſem Ziel verſchiedene populäre Götzen geſtürzt werden müſſen, iſt uns ebenſo klar, wie daß es für die Schweiz ein gewiſſes Riſiko bedeutet, alte, gewohnte Geleiſe zu verlaſſen und neue Wege zu gehen. Aber das Riſiko, das wir zuſammen mit dem übrigen Europa laufen, wenn unſer Feſthalten an dem Dogma von der nationalen Souveränität — bei uns genannt Neutralität — eine wirkſame Zuſammenarbeit der Völker zur Bannung der Kriegsgefahr verhindern hilft, *dieſes* Riſiko iſt ſoviel furchtbarer als jenes andere, daß uns ſeine nüchterne Vergegenwärtigung die Entſchlußkraft, die für die Beſchreitung des rettenden Weges nötig iſt, einfach geben *muß*.

Wie weit her es übrigens mit der „nationalen Souveränität" war, der wir uns während des Krieges — und ſchon vorher — erfreuen durften, daran hat uns in beſchämender Weiſe auch die Veröffentlichung des bundesrätlichen Berichtes über die *Preſſepolitik* erinnert, alſo über die Zenſur des geſchriebenen Wortes, der wir unter ausländiſchem Druck viele Jahre lang unterworfen waren. Von der Einſpannung der ſchweizeriſchen Induſtrie in die deutſche Kriegswirtſchaft, vom Verdunkelungsunfug, von dem Verbot der „draußen" nicht genehm geweſenen Kommuniſtiſchen Partei, von der lebensgefährlichen Duldung der Fünften Kolonne und anderen Bekundungen unſerer nationalen Würde und Unabhängigkeit gar nicht zu reden!

Hoffnungsvolleres Ein paar Anzeichen für eine verheißungsvollere Geſtaltung unſeres öffentlichen Lebens, die während der Berichtszeit erkennbar geworden ſind, ſollen aber hier doch auch noch Erwähnung finden. Ich denke da zunächſt an die ſchon früher einmal kurz beſprochene Motion von Profeſſor Oltramare in Genf zugunſten eines eidgenöſſiſchen *Zivildienſtes*, die in der Märztagung des Nationalrates begründet werden ſoll und gute Ausſichten auf Erfolg hat, wenn ſie auch wohl, um nicht dem Bundesrat einen bindenden Auftrag zu geben, den er ablehnen würde, in ein bloßes Poſtulat umgewandelt werden dürfte, das dann aber hoffentlich nicht den Weg der meiſten Poſtulate gehen, ſondern wirklich zu einem ernſthaften Studium der Frage mit nachfolgender Berichterſtattung an das Parlament führen wird. Es iſt wahrlich nicht zu früh, daß ſich die Schweiz in die Reihe jener Länder ſtellt, die wie England und ſeine meiſten Dominien, Holland, die nordiſchen Staaten, Amerika und Rußland, den Dienſtverweigerern, ſofern dieſe aus Gewiſſensgründen keinen Militärdienſt leiſten können, die Leiſtung eines mindeſtens gleichwertigen Zivildienſtes ermöglichen.

Eine erfreuliche Sache *kann* auch der in Vorbereitung ſtehende Beſchluß des Bundesrates über die Rechtsſtellung der in der Schweiz bleibenden *Flüchtlinge* werden, dann nämlich, wenn er dieſen Menſchen — es handelt ſich nur mehr um ein paar tauſend meiſt ältere, kränkliche

oder ſonſt an der Weiterwanderung verhinderte Leute — endlich die Gleichſtellung mit allen übrigen im Lande niedergelaſſenen Ausländern bringt. Es war uns ſchon bisher ein ſchweres Aergernis, daß der gehetzte Flüchtling, mochte er auch der wertvollſte Menſch ſein, rechtlich viel ſchlechter geſtellt war als der nächſtbeſte Nazi oder Faſchiſt, wenn ſich dieſer nur nicht allzuſehr bloßſtellte; wenn dieſer Anſtoß jetzt, da keinerlei Vorwand für ſeine Duldung mehr geltend gemacht werden kann, nicht glatt und ſauber beſeitigt würde, ſo wäre das einfach unerträglich. Ein von zahlreichen Perſönlichkeiten unterzeichneter Aufruf, der dieſe Forderung erhebt und trefflich begründet, hebt mit Recht hervor, daß eine weitherzige, menſchliche Löſung des Reſtes unſerer Flüchtlingsfrage wenigſtens einen Teil der — ſchweren und durch nichts zu entſchuldigenden! — Verſäumniſſe wieder gutmachen könnte, welche die, ach, wiederum ſo ſouveräne Schweiz ſo viele Jahre hindurch begangen hat.

Als weiteres günſtiges Symptom darf die Wegwahl des freiburgiſchen „Führers" Joſeph *Piller*, zuerſt aus dem Regierungsrat und danach aus dem Ständerat, angeſprochen werden. Dieſe autoritär-reaktionären Halbgötter ſind eben doch nicht allmächtig; mögen ſie noch ſo lange geſchaltet und gewaltet haben, wie es ſie gelüſtete — einmal ereilt ſie ihr Schickſal gleichwohl. Ein Menetekel auch für die Herren Etter und von Steiger!

Sollen wir ſchließlich auch noch die „letzte Chance" für die Verbeſſerung der öffentlich-rechtlichen Stellung der *Frau*, die ſich jetzt im Kanton Zürich bietet, als hoffnungsvolles Zeichen vermerken? Im *Aargau* hat der Kantonsrat leider einen Regierungsantrag, den Frauen — nicht etwa das volle Stimm- und Wahlrecht (wohin denken Sie auch?), aber doch wenigſtens dasjenige in Gemeindeangelegenheiten zu geben, mehrheitlich abgelehnt, ſo daß es gar nicht vor das „Volk" — das Männervolk — kommen kann; vielleicht wird dafür das vom *Zürcher* Kantonsrat angenommene Geſetz, das den Frauen — unerhört, ſo etwas! — die Beteiligung an den Wahlen der Schul-, Kirchen- und Armenbehörden erlauben will, bei den Herren der Schöpfung Gnade finden, auch wenn die zur gleichen Zeit den Stimmbürgern zu unterbreitende Vorlage über die Gewährung des *vollen* Stimmrechtes an die Frauen verworfen werden ſollte. Wir ſind ja allmählich recht beſcheiden geworden in dieſem Punkte. Und ich glaube, ich werde doch noch recht bekommen mit meiner ſchon oft geäußerten Ueberzeugung, daß eher die Frauen der Eingeborenen von Honolulu die Gleichſtellung mit ihren Männern bekommen werden als die Nachkommen der Stauffacherin und der Regel Amrain . . ., ſofern die Honolulufrauen, als Bürgerinnen der Vereinigten Staaten von Amerika, ſie nicht bereits haben!

14. Februar 1947. *Hugo Kramer.*

Gethſemane

Markus 14, 32—42.

Die Chriſtenheit hat den Garten Gethſemane immer mit einer beſonders tiefen Ehrfurcht betreten. Dieſe Stätte erſchien ihr noch ergreifender ſogar als Golgatha. Denn hier hat ſich eigentlich der große Kampf abgeſpielt. Das Geſchehen auf Golgatha iſt von übermenſchlicher Erhabenheit; dort iſt Jeſus der Sieger, zu dem wir nicht die Augen zu erheben wagen. Aber hier, in Gethſemane, iſt er der Ringende und darum — trotz aller Diſtanz — uns näher; uns näher, weil auch er kämpfen muß, näher, weil Todesangſt in ihm iſt. Was für ein Abgrund menſchlicher Not offenbart ſich in den Worten: „er fing an, zu erſchrecken und heftig zu zagen".

Hätte das Evangelium dieſe Dinge verſchweigen ſollen? Es will doch von der Gottesſohnſchaft Jeſu zeugen. Hat es mit der Enthüllung dieſer Szene nicht ſeine eigene Abſicht geſtört? Es zeigt hier den Menſchen! Hier iſt Erſchrecken und Zagen, hier iſt Todesangſt. Wenn dieſe Szene nicht in der Bibel ſtünde, dann wäre das Bild Jeſu vielleicht heroiſcher. Sokrates wurde von den Athenern zum Tode verurteilt, zum Trinken des Giftbechers. So wie uns ſein Sterben geſchildert wird, iſt er in heiterer Ruhe ſeinem Ende entgegengegangen. Er hat in der Nacht, bevor ihm der Schierlingsbecher gereicht wurde, in unerſchüttertem Gleichmut ſeine tiefen, auch jetzt noch etwas ironiſchen Geſpräche mit ſeinen Jüngern gepflogen. Das erſcheint uns als Größe, als Heldentum. Er hat das Grauen des Todes ſich ſeiner Seele nicht nahen laſſen.

Aber Jeſus iſt durch das Grauen des Todes hindurchgegangen. Und zwar hat das einen tieferen Grund als nur den, daß der Kelch, den er zu trinken hatte, viel bitterer war als der Schierlingsbecher des Sokrates. Man könnte ſagen, daß Jeſus in einem viel volleren Sinne Menſch war als Sokrates. Sokrates war ein Weiſer, das Schwergewicht ſeines Lebens lag in ſeinen Gedanken. Jeſus war mehr als ein Weiſer. Bei ihm ſpielte ſich das Leben nicht in der kühlen intellektuellen Sphäre ab, ſondern er war ein Lebendiger in einem ſo vollen und ſtarken Sinn, wie wir alle es gar nicht zu faſſen vermögen. Wir können es nur ahnen und nur verſuchen, es mit Worten anzudeuten. Vor allem *ein* Wort drängt ſich uns auf: er war voller Liebe. Er liebte das Leben. Er liebte die Schöpfung, er liebte das Licht, die Sonne, die Sterne, die Blumen, die Tiere. Er liebte die Kinder. Er liebte die Menſchen mit einer alles menſchliche Faſſungsvermögen überſteigenden Kraft und Tiefe. Er liebte mit einer Liebe, die ſo groß war, daß ſie ſich durch nichts zurückſchrecken ließ, auch nicht durch die Sünde, auch nicht durch das Unrecht. Seine Liebe iſt unbeſiegbar;

ſie glaubt alles, ſie hofft alles, ſie duldet alles. Sie überwindet alles mit ihrem: „Vater, vergib ihnen!“

So liebt er das Leben. Er iſt ſtärker, tiefer mit dem Leben verbunden als irgendein Menſch je war. Es war keine Spur von Reſignation in ihm. Der Peſſimismus hat auch jetzt keine Gewalt über ihn; dieſer Helfershelfer des Todes hat keinen Eingang in ſeiner Seele gefunden, auch nicht der Haß und die Menſchenverachtung. Er hat ſich auch jetzt nicht von der Welt und den Menſchen abgewendet.

Darum war auch das Grauen vor dem Tode unendlich viel tiefer in ſeiner Seele als in uns. Dieſes Grauen war nicht aus der Schwachheit geboren, ſondern aus der Kraft, aus einer Lebensbejahung, die aus der ungebrochenen Verbindung mit dem Schöpfer alles Lebens ſtammt.

Wir wollen ja auch unſer menſchliches Grauen vor dem Tode nicht ſchmähen; auch in dieſem aus Schwachheit geborenen Sichklammern an unſere kleine, von den Zuſammenhängen mit dem übrigen Leben immer wieder ſo ſehr losgelöſte Exiſtenz, iſt etwas von der wahren Empfindung, daß der Tod der furchtbarſte, der letzte Feind iſt. Wir wollen uns dieſes Hangens am Leben nicht ſchämen, und es nicht — etwa um des Scheins vermeintlicher Frömmigkeit willen — verbergen und leugnen. Das Leben *iſt* ja von unendlicher Süßigkeit. In der Natur iſt noch ſo viel von paradieſiſcher Schönheit. Gerade in den Tagen des Wiedererwachens der Natur durchſtrömt uns dieſer Lebenswille. Blühen iſt Freude, Wirken und Schaffen iſt Freude. Kinderlachen iſt Freude. Das Lied des Vogels iſt Lebensjubel. Etwas Göttliches ſteht dahinter, eine Verheißung ſteht darüber.

Das alles hat Jeſus noch viel ſtärker, intenſiver, tiefer, ungebrochener empfunden als wir alle. Sein Verhältnis zur Schöpfung war reiner, nicht von Begierde belaſtet und verdunkelt. Er ſchaut in das tiefe Geheimnis aller Dinge hinein; er ſieht alle Dinge in Gott.

Und ſeine Freude iſt nicht durch Schuld gebrochen und getrübt. Und der Tod tritt in anderer Geſtalt an Jeſus heran als an uns, in abſoluter und unvermittelter Feindſeligkeit. In ihm ſelbſt war kein Tod, in unſere Seelen aber hat der Tod, lange bevor wir ſterben, ſeine Bundesgenoſſen feſtſetzen können; wir ſelbſt haben ihnen die Türe aufgetan. Darum iſt zwiſchen unſerem Lebendigſein und dem Tod nicht jener abſolute Gegenſatz, wie er zwiſchen dem Chriſtusleben und dem Tode beſtand.

Wir wollen auch die rein äußeren Unterſchiede nicht unbeachtet laſſen. Zu uns Menſchen kommt der Tod langſam, in allmählichem Vordringen bemächtigt er ſich unſer. Wenn er aber ſchnell kommt, überfällt er uns rücklings, ſo daß wir niedergeſchlagen ſind, bevor wir etwas ahnen. In der Regel aber wird unſer Lebenswille mit barmherziger Langſamkeit gebrochen. Langſam unterhöhlt der Tod unſere Kraft, langſam löſt er Faſer um Faſer, mit der wir an das Leben ge-

bunden ſind. Er zieht einen Schleier über die Schönheit des Daſeins, daß wir ſie nicht mehr ſchauen. Er gießt die Bitterkeit des Sterbens tropfenweiſe in den Kelch der Lebensfreude. Wieviel Verlieren, wieviel Heimweh, wie viele Enttäuſchungen löſen uns langſam los! „Nun fällt eins nach dem andern, manch ſüßes Band dir ab, und heiter kannſt du wandern gen Himmel durch das Grab. Dein Zagen wird gebrochen und deine Seele hofft. Dies ward ſchon oft geſprochen, doch ſpricht man's nie zu oft[1])." Und bei alledem haben wir noch nicht von dem geredet, was die Lebensfreude am meiſten verdüſtert, was den Wert unſeres Daſeins am meiſten in Frage ſtellt und es oft genug als etwas erſcheinen läßt, das wie ein zerriſſenes und beflecktes Kleid ohne Bedauern weggeworfen werden könnte: die Schuld, die unvergebene Schuld.

Wenn wir bedenken, daß das Erdendaſein Jeſu Chriſti mit nichts von alledem belaſtet war, dann erſt können wir etwas ahnen von der Tiefe und Größe jenes Ringens des wahrhaft Lebendigen mit dem Tode. Und etwas iſt noch zu bedenken, etwas, das eingeſchloſſen iſt in dem, was wir über die Liebe ſagten, in der vor allem das Leben Jeſu beſtand — das aber noch beſonders hervorgehoben zu werden verdient. Der Schmerz Jeſu gilt ſeinem Werk; es iſt ein geiſtiger Schmerz; es iſt das Weinen um Jeruſalem, um ſein Volk, um die ganze Menſchheit, um das Reich Gottes das nun dieſe Kataſtrophe erleidet. Das iſt es, was in ſeiner Traurigkeit liegt: ich wollte euch helfen, ich wollte retten, ich wollte euch Freude und Friede und Bruderſchaft bringen auf die Erde. Aber nun werden die Gerichte kommen und ich muß euch zurufen: weinet nicht über mich, ſondern über euch und euere Kinder. Wenn wir die Ganzheit und Größe ſeiner Treue für die Menſchen ahnen, dann wiſſen wir auch, daß gerade das der bitterſte Tropfen war in dem bittern Kelch. Und darum mußte er bis aufs Blut darum ringen, „daß dieſer Kelch an ihm vorübergehe".

Es ſind noch zwei Wahrheiten die uns aus dem Gethſemanebericht entgegentreten; wir wollen ſie nicht unbeachtet laſſen. Die eine liegt in jenen Worten: „Doch nicht, was ich will, ſondern was du willſt." Wir können keine unſerer Lebensſituationen vergleichen mit dem Kampf Chriſti in Gethſemane. Und doch kommt er uns in alledem nahe und es iſt uns nicht bloß nicht verwehrt, ſondern in großer Liebe angeraten, auch für unſer ſoviel fragwürdigeres Leben und unſere ſoviel kleineren Kämpfe von jenem größten und heiligſten Kämpfen und Beten zu lernen. Wir ſind voll von Wünſchen in bezug auf viele Dinge, an denen unſer Lebensglück nach unſerer Meinung hängt. Wir haben unſere Gedanken, unſere Pläne, unſere Ziele und Ideale. Und wenn uns etwas davon zerbrechen will, was ſollen wir dann tun? Es gibt auch für uns nur eines: daß wir den Weg zum Vater finden.

[1]) De La Motte Fouqué.

Dieſer Weg iſt frei. Und wir dürfen in aller Armſeligkeit, Torheit und Leidenſchaftlichkeit kommen, mit der unſer Herz an unſern Wünſchen hängt. Unſere Torheit und unſer Irren und Gebundenſein iſt nur ſolange eine Gefahr, als wir mit uns allein ſind. Sobald wir zu ihm kommen, beginnt die löſende und klärende Macht an uns zu wirken. Wir erkennen, was wir ſind und wie es mit unſerem Weit- und Tiefblick beſtellt iſt, und es kann Ruhe über uns kommen. Und wir werden lernen, daß es auch eine Erhörung nicht erhörter Gebete gibt, ſo wie das Ringen von Gethſemane zuletzt dem Ringenden ſieghafte Kraft gebracht hat.

Die andere Wahrheit, die uns hier entgegentritt, iſt jene große Mahnung zum Wachen, die durch die ganze Paſſionsgeſchichte hindurchgeht und die wir uns nie zu oft zurufen laſſen können. Bedenken wir, daß das ganze Grauen dieſer Zeit zum guten Teil aus der Schläfrigkeit der Menſchen entſtanden iſt. Wir dürfen wohl auch ſo milde und nachſichtig über die Menſchen urteilen, wie Jeſus in Gethſemane über ſeine Jünger geurteilt hat: „der Geiſt iſt zwar willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach“. Die Menſchen haben es nicht ſo bös gemeint, auch die Deutſchen haben es nicht ſo bös gemeint, auch bei vielen unter ihnen war viel guter Wille da, aber ſie ſind nicht wach geweſen; ſie haben das Bedürfnis gehabt, zu ſchlafen und ſich etwas vorgaukeln zu laſſen. Die Dämonen aber ſind wach geweſen und auf der Lauer gelegen; die haben ihre Stunde wahrgenommen. Die Wohlgeſinnten aber, und zwar die Wohlgeſinnten der ganzen Welt, haben die Entſcheidungsſtunde verſchlafen, und als ſie aufwachten, war es zu ſpät, dann war die Freiheit verloren, ſie ſind als Gefangene aufgewacht. Der Friede war verloren. Und jeder einzelne wurde überrumpelt von der Verſuchung, all' das zu verleugnen, was ſein ſonſt williger Geiſt ehedem bekannt hatte. Gutherzigkeit und Treuherzigkeit, das iſt nicht genug in dieſer Welt, in der der Teufel umherſchleicht wie ein Raubtier. Nur wache Seelen, nur eine erwachte Menſchheit wird ihm zu begegnen wiſſen und dann nicht untergehen, ſondern den Sieg des Reiches Gottes, nach aller Paſſion Oſtern ſehen.

Paul Trautvetter.

Die Gegner Jeſu

LEONHARD RAGAZ †

(Schluß.)

X.

10. Die Zeichen der Zeit und die Theologen und Kirchenleute.

F. Iſt es nicht doch ſo, daß das „Zeichen“ ſeine Bedeutung hat? Bekräftigt Gott nicht doch auch durch Zeichen ſein Wort der Wahrheit?

A. Doch, davon redet Jeſus an einer anderen Stelle:

„Und es traten zu ihm die Phariſäer und Sadduzäer, verſuchten ihn und verlangten von ihm, daß er ihnen ein Zeichen vom Himmel vorweiſe. Er aber antwortete und ſprach zu ihnen: ‚Wenn es Abend wird, dann ſagt ihr: Es kommt gut Wetter, denn der Himmel iſt rot. Und am Morgen: Es wird Sturm kommen, denn der Himmel iſt rot und dunſtig. Das Antlitz des Himmels wißt ihr zwar zu beurteilen, aber bei den Zeichen der Zeit ſeid ihr es nicht imſtande? Ein böſes und ehebrecheriſches Geſchlecht begehrt ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, als des Jonas.‘ “ (Matth. 16, 1—4.)

F. Iſt das nicht das gleiche wie vorher?

A. Nur ſcheinbar. Wenn hier die Gegner Jeſu (zu denen hier auch die Sadduzäer, die Kirchenleute) kommen, ein Zeichen verlangen, ſo ſoll dieſes Zeichen nicht ſeiner Perſon gelten, ſondern ſoll eine Deutung des Willens Gottes ſein, ähnlich wie Jeſaia dem König Ahas ein Zeichen anbietet[1]), das dieſer jedoch ablehnt. Jeſus verweiſt ſie aber auf die *Zeichen der Zeit*. Er wirft ihnen vor, daß ſie zwar die ſichtbaren Dinge beurteilen können, die am Himmel erſcheinen, aber nicht imſtande ſind, den im lebendigen Geſchehen ſich offenbarenden Willen Gottes zu verſtehen.

Damit ſtellt Jeſus wieder eine fundamentale Tatſache ins Licht: Daß Kirche und Frömmigkeit keinen Blick haben für den lebendigen Gott, daß ſie immer wieder an ihm vorbeiſehen.

F. Warum tun ſie das?

A. Wir haben die Antwort von Anfang an gegeben: Weil ſie Gott ſchon zu *haben* glauben. Sie haben ihn in ſeiner vergangenen Offenbarung. Sie haben ihn in der Bibel. Sie haben ihn in den geweſenen Propheten, deren Gräber ſie ſchmücken. Sie haben ihn in der Kirche. Sie haben ihn in der Theologie. Ueber Schöpfung, Abfall, Erlöſung, Gottheit Chriſti, Wunder, Inſpiration und all das verſtehen ſie zu reden und vergeſſen über Dogmatik und Schriftgelehrſamkeit, zum Himmel und ſeinen Zeichen zu ſchauen. Sie haben Gott in der Frömmigkeit. Darum ſchauen ſie an ihm vorbei, wenn er lebendig kommt.

Denn das iſt die Art, wie Gott kommt: Er kommt nicht in einem Syſtem, ſondern in ſeiner *Stunde*. Er kommt in ſeinem *Augenblick*. Darin muß er verſtanden werden. Darin drängt ſein Plan und lebendiger Wille ſich zuſammen. Darin muß die Entſcheidung fallen. Geſchieht das nicht, dann geht Gott eben vorüber, und dann kommt das Gericht.

Das iſt der lebendige Gott der Bibel. So kommt er zu Iſrael. So verſtehen ihn und verkündigen ihn die Propheten. So zuletzt Jeſus

[1]) Vgl. Jesaia 7.

und nach ihm Paulus. Es hört nicht und Gott geht vorüber, Gericht hinterlaſſend. So kommt Gott zu jedem Volke. So kommt er heute zur Schweiz. Dieſen ſeinen heutigen Willen zu erkennen, dieſe ſeine Stunde zu deuten, wäre Aufgabe der „religiöſen Führer", aber ſie ſind „blinde Blindenführer" und fallen mit den Geführten in die Grube. Denn nicht allerlei neuer religiöſer, kirchlicher, theologiſcher Eifer gilt vor Gott, ſondern ſein lebendiger Wille zu ſeiner Stunde.

Das gleiche gilt ja auch für den einzelnen Menſchen: Nicht auf allerlei Tugendhaftigkeiten oder Frömmigkeiten, ſo wichtig dieſe im rechten Zuſammenhang ſein mögen, kommt es an, ſondern auf die Erkenntnis des lebendigen Willens Gottes in ſeiner Stunde, in ſeinem Augenblick, und auf die rechte Entſcheidung in dieſer Stunde, in dieſem Augenblick. Das entſcheidet über Wert oder Unwert ſeines Lebens.

Das heißt die „Zeichen der Zeit" (oder der „Zeiten", wie es wörtlich und noch bedeutſamer heißt) erkennen und dem lebendigen Gott dienen ſtatt einem Syſtem.

Damit kehren wir am Schluſſe dieſer Ausführungen über die Art, wie das offizielle Chriſtentum, die Kirche, die Theologie, die Frömmigkeit von Jeſus abkommen, ſeine Gegner und zuletzt ſeine Feinde werden, zu dem zurück, was das Vorzeichen zu all dieſem Irrtum und Abfall iſt: ſie kommen von Gott ſelbſt, dem lebendigen Gott, ab zu ihrem eigenen Syſtem, zu ihren eigenen Gebilden, zu ihrer eigenen Zeit; ſie kommen vom Reiche Gottes ab zur Religion. Die Revolution Chriſti aber beſteht darin, daß der lebendige Gott zu ſeinem Rechte kommt und mit ihm *ſein* Reich[2]).

Der Sinn des Anarchismus

(Vortrag, gehalten auf dem Religiös-ſozialen Ferienkurs in Malans.)

(Schluß.)

III.

Man ſpürt — und wir heutigen zerſchlagenen Menſchen ſpüren es an ihrem radikalen Gegenſatz zu unſerer Welt doppelt — das Rauſchhafte in dieſer Konzeption. Und doch iſt gerade Kropotkin zum ausdrücklichen anarchiſtiſchen Bekenntnis durch eine im beſten Sinne nüchterne Form des Anarchismus gekommen: durch eine Bewegung, die etwa zur

[2]) Mit dieſem Abſchnitt iſt die Aufſatzreihe über die Gegner Jeſu zu Ende geführt. Wir werden in der nächſten Nummer mit dem Abdruck einer weiteren für die Neuen Wege geſchriebenen Arbeit von Leonhard Ragaz beginnen, die den Titel hat: „Das Kommen Chriſti", eine Auslegung von Matthäus 24."

gleichen Zeit wie jene überſchwängliche anarchiſtiſche Bewegung der ruſſiſchen Jugend, in der Schweiz ſich gebildet hat: durch die klare und maßvolle genoſſenſchaftliche Bewegung der weſtſchweizeriſchen Uhrenarbeiter, der „Jurassiens". Von der aus ihrer ſchweizeriſchen Eigenart und Lebensſituation ſelbſt entſpringenden perſönlichen Freiheit und Feſtigkeit, von der Klarheit und Beſonnenheit dieſer Menſchen hat Kropotkin in ſeinen Lebenserinnerungen ein eindrucksvolles Bild gegeben, das mit den Worten ſeines Bekenntniſſes zu ihrer Bewegung ſchließt: „Ich war Anarchiſt."

Es lebt eine Fülle verſchiedenſter Strömungen in dieſer großen Bewegung, denen allen das Eine gemeinſam iſt, daß in ihnen noch einmal das Ganze des Menſchen, das Gewiſſen des Einzelnen als Blüte und Bürge der Gemeinſchaft auflebt. Faſt durchweg vollzieht dieſer Anarchismus die chriſtliche Bewegung von oben nach unten, von den Höhen des Lebens in ſeine Tiefen; es iſt bezeichnend, daß ſo viele unter den Anarchiſten: Kropotkin, Malateſta, Tolſtoi, Bakunin, Fürſten und hohe Adlige waren: Menſchen, die aus Liebe und Gerechtigkeitsſinn von den Höhen der ariſtokratiſchen Geſellſchaft zu den Aermſten der Armen herabſtiegen, um ihr Leben zu teilen. Zugleich begegnet uns aber in dieſer Bewegung ein im Grunde Entgegengeſetztes: ein Element des Rauſches, wie es in allem nur menſchlichen Schöpfertum lebt. Es iſt im Anarchismus eine Miſchung der entgegengeſetzteſten Antriebe und Wirklichkeiten: Nüchternheit und Taumel, Selbſttöpfer und Rauſch brennenden Lebens, die Dornenkrone der reinſten Hingabe und der brauſende Wille zur abſoluten Freiheit ſchließen einander nicht aus.

Aus der rauſchhaften Hingabe an das Leben ſtammt auch die nahe Beziehung der anarchiſtiſchen Revolution zur Muſik: die Verbindung der Achtundvierziger mit Wagner und die des jungen Wagner mit ihnen: die glühende Freundſchaft zwiſchen Wagner und Bakunin war keine zufällige, wenn ſie auch die beiden Freunde auf grundverſchiedene Wege führte. Die Muſik als die Macht, die alle Tore des Lebens öffnet, ſteht an der Quelle dieſer Revolution.

In Bakunin, in dem wie in keinem anderen alle Antriebe und Widerſprüche des Anarchismus vereint ſind, hat der Rauſch des Lebens ebenſo wie die ſtrenge Nüchternheit dieſer Revolution in einer beſonderen Weiſe Geſtalt gewonnen. In ihm iſt eine Bejahung des bloßen triebhaften Lebens und ſeiner Vollendung zu ſich ſelbſt, wie wir ſie ſonſt erſt in einer ſpäteren Zeit finden. Es iſt das Bekenntnis zu einer Lebensvollendung, die zugleich ein Emporſteigen des Menſchen aus tieriſchem Dunkel zu immer reinerer Menſchlichkeit und — beides unter dem Einfluß Darwins — zur Vollendung des rein vitalen Lebens iſt. Damit geht Bakunin nicht nur ein Stück in der Bejahung des bloßen Lebens weiter als die übrigen Anarchiſten; er kehrt auch in ſeltſamer Weiſe die revolutionären Antriebe um: die Revolution iſt ihm als Em-

pörung der Freiheit des Lebens gegen die Tyrannei nicht mehr nur Empörung gegen die Tyrannei der *Menſchen*, ſondern in erſter Linie gegen die *Gottes*. Aus einer Mißdeutung der Schöpfungsgeſchichte, in der Gott als der machtgierigſte Tyrann geſehen iſt, der den Menſchen von Anfang an ſeiner urſprünglichen Freiheit beraubt, nennt er den Freiheitstrieb des Menſchen Satan, einen Satan, der den Menſchen nicht ſich ſelbſt, ſondern Gott entfremdet und damit zu ſich ſelbſt: zu ſeiner eigenen Freiheit, zurückführt.

Der Name Satan für die Freiheit iſt ſicher trotz dieſes fundamentalen Mißverſtändniſſes kein bloßer Zufall oder Irrtum: es meldet ſich in ihm etwas Wirkliches zum Wort: der Trieb zur Zerſtörung, der in keiner Revolution, der auch in der anarchiſtiſchen Revolution nicht fehlt. Zerſtörung liegt ja jeder Neuſchöpfung voraus. In keinem der anarchiſtiſchen Revolutionäre lag dieſer doppelte Trieb: zu zerſtören und zu bauen, ſo dicht, ſo urſprünglich zuſammen wie bei Bakunin.

Und doch, und obwohl Bakunin den Namen Satan für ſeine Freiheit wählt, war er alles andere als ein ſataniſcher Menſch. Den Namen Satan bei ihm in dem vollen Gewicht zu nehmen, wie er ſich uns in unſerer heutigen geſchichtlichen Erfahrung offenbart hat, iſt ganz unmöglich. Denn Bakunin war trotz ſeines leidenſchaftlichen Freiheitsdranges, trotz ſeines theoretiſchen Atheismus und Satanismus, wie nur einer unter den großen Anarchiſten in ſeinem Leben ein *chriſtlicher* Streiter für die Freiheit. Er, der die Freiheit wie nichts auf Erden liebte, hat um der Freiheit der Armen und Entrechteten willen lange Jahre in den Kerkern der verſchiedenen Länder, zeitweiſe mit Ketten an die Wand geſchmiedet, verbracht. Er war um ſeines Einſtehens für die Armen willen dreimal zum Tode verurteilt. Er war ein echter Anarchiſt; mochte er ſich auch mit dem Geiſte dem Satan verſchreiben, mit ſeinem Herzen, ſeinem Leben war er immer bei den geringſten der Brüder. Von Bakunin ſtammt auch das bekannte, ſo ſehr irreführende Wort: „Die Luſt, zu zerſtören, iſt eine ſchaffende Luſt“ — auch dies ein eigentümlich rauſchhaftes, eigentümlich modernes Wort, bei dem man ſchon faſt an Nietzſche gemahnt wird. Aber niemals hat Bakunin bei dieſem Wort an Zerſtörung von Menſchenleben gedacht, immer nur an die Zerſtörung von Formen und Inſtitutionen. Im Gegenteil: es war eine der Grundgewißheiten des Anarchismus (Bakunin und Kropotkin haben ſie immer wieder ausgeſprochen), daß man in der Revolution möglichſt ſchnell, möglichſt gründlich die beſtehenden Formen und Einrichtungen zerſtören, zum Beiſpiel die Privilegien aufheben, das Eigentum enteignen müſſe, um Blutvergießen zu vermeiden. Es war beider Ueberzeugung, daß, je ſchneller und gründlicher die Dinge und Inſtitutionen zerſtört würden, um ſo mehr die Menſchen, die Menſchenleben geſchont werden könnten. Kropotkin hat es als den Grundfehler der Pariſer Kommune bezeichnet, daß in ihr das Bürger-

tum zu ſehr geſchont worden, daß zum Beiſpiel die Enteignung nicht raſch und gründlich genug vorgenommen worden, ja, daß überhaupt auf ſie verzichtet worden ſei, und er hat daraus den blutigen Verlauf dieſer Revolution erklärt.

Aber wie bei Bakunin das Wort Satan nicht in ſeinem wirklichen Ernſt genommen werden kann, ſo haben im Anarchismus alle religiöſen Begriffe ihr volles Gewicht verloren. Durchweg iſt das Schwächſte in den Gedankengängen der Anarchiſten die Begründung ihres Atheismus; ſie brechen alle ab, bevor ſie den eigenen Lebensgrund erreichen. Auch ſelbſt das große Prinzip der Gerechtigkeit iſt nirgends in einer Tiefe begründet, die über alle Menſchenſatzung hinaus ihm die dunkle, paradoxe und eben dadurch fragloſe Unumſtößlichkeit der in Gott gegründeten bibliſchen Gerechtigkeit gäbe. Und wenn dennoch mit Proudhons großem Wort es das Vorrecht der Gerechtigkeit iſt, daß ſie unerſchütterlich iſt, ſo erhebt ſich um ſo unabweisbarer die Frage, woher einer rein menſchlichen Sache dieſe Unerſchütterlichkeit kommen kann. Und da zeigt ſich: Alles, was dieſe Geiſter einer entgöttlichten Welt an großen Träumen und neuen Ordnungen ſpinnen, iſt ein bloßer Widerſchein, der bloße Abglanz eines Reiches, das ſie nicht mehr gewahren, obwohl ſie alle aus ſeiner Wahrheit leben. Die reſtloſe Hingabe an die Verwirklichung der großen Träume vom Reiche und ſeiner Gerechtigkeit erliſcht auch in einer Welt nicht, die den Namen Gottes von ihrer Fahne geſtrichen hat, die ihn gerade darum geſtrichen hat, weil der Wille zur unbedingten menſchlichen Verantwortung jede Spur von Betrachtung und Hingabe an ein Ueberweltliches getilgt hat. Aber wie bei einer abendlichen Bergwanderung hinter dunklen, niedrigeren Höhenzügen an einer Wegbiegung plötzlich ein mächtiges Berghaupt hoch über die Dämmerung der Niederungen emporragt und das Licht des verſinkenden Tages auf ſich ſammelt, ſo ſteigt über den Niederungen des atheiſtiſchen Anarchismus plötzlich das mächtige Haupt *Tolſtois* empor, das wieder in das Licht der Ewigkeit hinaufragt. Eine zwar ſelbſt ſchon abendlich dunkelnde Ewigkeit, der er, der durch die ganze Tiefe des modernen Atheismus gegangen war, von der Gewalt des Todeserlebniſſes wieder zugeworfen wurde, und mit ſolcher Gewalt zugeworfen wurde, daß er, einer der größten Künſtler aller Zeiten, ſeine ganze gewaltige Kunſt von ſich warf, um allein noch der Verwirklichung des Reiches zu dienen. Tolſtoi bekämpft als vom Tod zum Leben erweckter unmittelbarer Jünger Chriſti vor allem die Kirche, die den wirklichen Chriſtus verfälſcht hat; aber er bekämpft auch mit aller Leidenſchaft eine Geſellſchaft, die ſich eine chriſtliche nennt und ein ganz und gar widerchriſtliches Leben lebt. Aber als der, der auch wieder die lebendige Quelle erkennt, aus der er ſchöpft, ſchreibt er in ſein Tagebuch zu dem Zitat: „Toute réunion d'hommes est inférieure aux éléments qui la composent", die Erläuterung: „Das kommt daher, daß ſie durch Reglemente verbunden ſind. In der natür-

lichen Vereinigung wie Gott ſie vereinigt hat, ſind ſie nicht nur nicht ſchlimmer, ſondern viele Male beſſer." Es iſt wieder die unentwürdigte Natur Peſtalozzis, aber nun nicht mehr nur als die meine, die des einzelnen Menſchen, ſondern als die von Gott gelegte Grundlage aller menſchlichen Vereinigung. Und damit, daß die natürliche Vereinigung die iſt, wie Gott ſie erſchaffen hat, daß ſo der göttliche Schöpfungsgrund wieder erreicht iſt, iſt mit einem Schlage alles Rauſchhafte des menſchlichen Schöpfertums verſchwunden und getilgt. Gerade der Rauſch als Zeichen menſchlichen Schöpfertums, das ſich dem Gottes entgegenſtellt, wird von Tolſtoi mit aller Macht verworfen. Kein Menſch hat je mit ſolcher Leidenſchaft die Muſik, die höchſte Form geiſtig-ſchöpferiſchen Rauſches, bekämpft wie Tolſtoi. Aber mit dieſer Verwerfung ganzer Lebensgebiete iſt der große Exorziſt im Anarchismus allein; gerade die Abweſenheit aller Askeſe, das reine Zugewandtſein zum Leben, das er als irdiſches ſelbſt zu heiligen ſtrebt, kennzeichnet den Anarchismus. Auch die Muſik iſt ja im Anarchismus keineswegs nur rauſchhafte Verführung geweſen; ſie war auch eine mächtige Beflügelung ihres Tuns, und ſie hat keines der wirklich großen Opfer dieſer Kämpfer verhindert: ſie hat nur alles Tun und Leiden auf den Grund der reinen Freude geſtellt. Wunderbar ſpricht die Nüchternheit des Rauſches im Anarchismus ein Wort Kropotkins aus: „Es iſt gut, daß die Kämpfer ſterben; aber ihr Tod muß nützen. Es gibt nichts Gerechteres, als daß die Menſchen der Hingabe ſich opfern; aber die Menge muß vom Opfer dieſer Tapferen Nutzen ziehen."

So ſchlicht, ſo ſelbſtverſtändlich meldet ſich hier das Opfer, das dunkelſte menſchliche Schickſal, die ſchwerſte menſchliche Tat. Wir glauben, hinter dieſem Ausſpruch das prophetiſche Wort Kierkegaards zu vernehmen: „Kaiſer, Könige, Päpſte, Jeſuiten, Generäle, Diplomaten haben bisher in einem entſcheidenden Augenblick die Welt regieren können; aber von der Zeit an da der vierte Stand eingeſetzt wird, wird es ſich zeigen, daß nur noch Märtyrer die Welt regieren können."

In der Welt, in der der vierte Stand in ſein Recht eingeſetzt iſt, kann es kein feſtſtehendes Amt, keine hierarchiſche oder weltliche Macht mehr geben: von nun an iſt wirklich, genau entſprechend der anarchiſtiſchen Grundgeſinnung, die Verantwortung für das Ganze allein auf das Gewiſſen der Einzelnen gelegt. Nichts und niemand nimmt dem Einzelnen die Verantwortung für die Gemeinſchaft mehr ab. Darum kann von nun an die Geſtaltung der Gemeinſchaft nur noch durch den Einſatz des Einzelnen in das Ganze, durch das Opfer des Einzelnen geſchehen, kann der Verwalter der Gemeinſchaft nur noch der Märtyrer ſein. Aber damit erweitert ſich der Anarchismus über ſeine modernen Formen hinaus: es öffnet ſich der Blick in den geſchichtlichen Hintergrund der Revolution der Täufer, der großen chriſtlichen Revolutionen überhaupt, und die Geſchichte des Anarchismus

tritt ein in die Geſchichte der Sache Chriſti, wie ſie Leonhard Ragaz in ſeinem letzten Buche aufgezeichnet hat.

Und damit fällt aus dem ſtrahlenden und blutigen Hintergrund der Geſchichte ein neuer Glanz auch auf alle ihrer Quelle nicht mehr bewußten Grundworte des Anarchismus und gibt ihnen erſt die Tiefe ihrer Wahrheit. Es iſt ein heute faſt verſchollener öſterreichiſcher Dichter, Robert Hamerling, der in ſeinem Epos über die in Strömen von Blut geſcheiterte Täuferrevolution von Münſter das Begebnis der Einswerdung der Menſchen, das allem echten Anarchismus zugrunde liegt, als das Pfingſtwunder der Ausgießung des Geiſtes dargeſtellt hat. Dies Wunder der Einswerdung hat eine beſtimmte Vorausſetzung, die keine andere Revolution kennt, ohne die aber die des Anarchismus unvollziehbar iſt: die der perſönlichen Reinheit. So ſpricht es hier der Führer der Täuferrevolution aus: „Prüft euch; denn nur dem Reinen / Gereicht zum Heile die Freiheit!“ Wie zum Erleben jedes Myſteriums bedarf es auch zu dem des Pfingſtwunders der Einweihung. Die Maſſen der Uneingeweihten, die bürgerlichen, am Alltag hangenden Menſchen aller Zeiten, alle, die immer zu Hauſe bleiben, die nie aufbrechen zur Tiefe des Lebens, haben von je die Anarchiſten aller Arten Schwärmer, Schwarmgeiſter, weltfremde Träumer genannt. Solche Menſchen vermögen vielleicht noch den Ikarusflug des Geiſtes zu verſtehen, den ſichtbaren Flug nach oben zur Sonne; ſie verſtehen niemals die ſchweren Flügel der Seele, die ſie hinabziehen in die Nacht des Irdiſchen, in Armut und Leid, in Verachtung, Kerker und Tod.

In dieſer Reinheit einer urſprünglichen Einweihung liegt der Grund der großen Nobleſſe aller ſo verſchieden gearteten Geſtalten des Anarchismus, die, auch wo ſie ſich ganz und gar weltlich geben, aus der reinen Quelle, aus dem verborgenen Myſterium unmittelbaren Einsſeins leben. Sie alle ſind von dem, was am meiſten die moderne Welt verwüſtet: vom Geſchäft und Geſchäftsgeiſt jeder Art weltenweit getrennt. Sie ſtehen wie ein geheimer Ritterorden, ein Gralsorden ſeltſamer weltlicher Heiliger am Rande unſerer ſo anders gearteten Welt.

Es gibt heute wohl überall, es gibt auch in der Schweiz noch kleine anarchiſtiſche Gruppen, die abſeits von der vollen geſchichtlichen Wirklichkeit, um ihre Seele zu retten, beſtimmte Formen eines reinen Anarchismus vertreten. Aber auch in zwei großen geſchichtlichen Formen ragt der Anarchismus noch in unſere Welt herein; die erſte freilich iſt uns durch das geſchichtliche Geſchehen heute verdeckt. Es iſt der furchtbar blutig niedergeſchlagene ſpaniſche Anarchismus, in deſſen Zeichen als einzige in der Welt eine Arbeiterſchaft als ſolche ſich dem Faſchismus entgegengeſtellt hat. In Spanien hat, wie überhaupt in den romaniſchen Ländern, der Sozialismus dem deutſchen und ruſſiſchen gegenüber eine individuellere, dem Anarchismus nähere Geſtalt bewahrt; als eine föderaliſtiſch-revolutionäre Gewerkſchaftsbewegung, die die Arbeiter dazu erzog, ihre Betriebe und Werkſtätten ſelbſt zu

übernehmen und aus ihnen die ſozialiſtiſche Geſellſchaft in anarchiſtiſchem Geiſt genoſſenſchaftlich zu erbauen, war der ſpaniſche Sozialismus echter Anarchismus.

Die zweite, heute noch lebendige Form des Anarchismus iſt der *Gandhis*, der als Schüler Tolſtois ſeinen großen realen Kampf gegen die Gewalt geführt hat — nicht nur in der Form des Kampfes gegen die Fremdherrſchaft, der als politiſcher Kampf ſeinen rein anarchiſtiſchen Kampf gegen die Gewalt eher trübt. Aber allein ſchon ſeine Rückkehr zum Spinnrad, dieſe ganz perſönliche, widergeſchichtliche Tat, die er der geſamten Weltentwicklung, den Mächten und Uebermächten der Induſtrie und Technik entgegengeſtellt hat, iſt ein echt anarchiſtiſcher Kampf. Hier ſteht noch einmal in faſt mythiſcher Größe ein Einzelner als Vertreter einer großen Gemeinſchaft gegen alle ſchädigenden geſchichtlichen Gewalten, gegen die Weltentwicklung ſelbſt auf, gegen die er ſich empört. Darum ſehen wir freilich auch überall bei Gandhi ein tiefes Unverſtändnis für die realen Gegenwartsprobleme, für alle europäiſchen Fragen und Löſungsverſuche. Und wie könnte er ſie begreifen? Er ſteht im Rahmen ſeiner großen, uralten, zeitlos ſcheinenden, auch uns ſchwer verſtändlichen Welt, deren ſubſtantielle Ueberlegenheit wir tief fühlen. Wir können ihn bewundern und verehren; aber die Löſung auch nur eines unſerer brennenden Probleme kann uns ſein anarchiſtiſcher Kampf nicht geben.

In einem gewiſſen Sinne kann man auch die Widerſtandsbewegungen der verſchiedenen Länder zum Anarchismus rechnen: inſofern ſie nicht nur Kampf gegen eine Fremdherrſchaft, ſondern gegen eine gemeinſchaftswidrige, eine Herrſchaft der Niedertracht und des Verbrechens waren; dies gibt ihnen ihre übernationale Würde.

Im übrigen aber hat in unſerer Welt unter dem Druck der vom Nationalſozialismus zum Wahnſinn geſteigerten Kriege des Imperialismus und Kapitalismus und der durch ſie ins Rieſenhafte angeſchwollenen Not der Maſſen eine andere, gleichzeitig mit der des Anarchismus entſtandene Durchdenkung des ſozialen Problems, deren Träger und Vollſtrecker nicht mehr der Einzelne und das Gewiſſen des Einzelnen iſt, ſich der Wirklichkeit bemächtigt und ſie umzugeſtalten begonnen.

Zu einem Einverſtändnis zwiſchen dieſen beiden in ihrer modernen Geſtalt ungefähr gleichzeitig entſtandenen Formen des Sozialismus konnte es, ſo nahe ſie ſich im Ziel ſtanden, bei der Verſchiedenheit ihrer Vorausſetzungen und ihres Weges von Anfang an nicht kommen. Viele der bedeutenden Anarchiſten ſind Marx perſönlich begegnet; einige waren, wie Bakunin, eine Zeitlang mit ihm befreundet; alle haben ſich von ihm abgewendet, und Marx hat ſie ſeinerſeits mit noch größerer Schärfe abgelehnt. Marx nannte die anarchiſtiſchen Revolutionäre Phantaſten; Landauer, der noch die erſten zwei Jahre der Revolution Lenins miterlebte, nannte die ruſſiſchen Revolutionäre „tragiſche Toren". Man verſteht ſeine erbitterte Gegnerſchaft gegen

Marx und Lenin ſchon aus dem einen, der ganzen kommuniſtiſchen Ueberzeugung entgegengeſetzten Worte: „Auch die Aufhebung des Privateigentums wird im weſentlichen eine Umwandlung unſeres Geiſtes ſein.“ Denn darin liegt ja die Ueberzeugung, daß unſer Geiſt nicht durch die Aufhebung des Eigentums umgewandelt wird, ſondern daß umgekehrt die Wandlung unſeres Geiſtes der Aufhebung des Eigentums vorangehen und ſie bewirken muß. Und das bedeutet, daß nicht wie bei Marx das Sein dem Bewußtſein, ſondern das Bewußtſein dem Sein vorausliegt.

Mit der Autonomie und Unmittelbarkeit des Einzelnen war aber im Anarchismus auch ein anderes Verhältnis zur Sache, zu allem Objektiven gegeben und damit auch ein anderes Verhältnis zur Theorie. Weil dem Anarchismus alle Revolution Selbſteinſatz, und nichts als dies, bedeutet, darum iſt eine Theorie der Revolution für ihn eine Abſurdität. Selbſt ein ſo großartig wiſſenſchaftlicher Geiſt wie Kropotkin, der die denkbar umfaſſendſten Kenntniſſe von Natur und Geſchichte beſaß und ſeiner anarchiſtiſchen Lehre zugrunde legte, hätte nie darauf kommen können, wie Marx eine Theorie des geſellſchaftlichen Entwicklungsprozeſſes aufzuſtellen, weil eine ſolche Theorie den Einzelnen nicht nur in ſeiner Handlungsfreiheit beſchränken, ſondern als aus ſich wirkende Kraft aus dem geſchichtlichen Prozeß ausſchalten mußte. Bakunin hat deutlich gegen Marx das Wort gerichtet, daß er die Revolte des Lebens gegen die Wiſſenſchaft oder doch gegen die Herrſchaft der Wiſſenſchaft predige.

Durch dieſe Gegnerſchaft haben aber die Anarchiſten den geſchichtlichen Sozialismus und deſſen Revolution fataliſtiſch mißverſtanden. Sie haben ihn ſo verſtanden, als habe er an Stelle der revolutionären Tat ein automatiſches Umſchlagen der einen Wirklichkeit in die andere geſetzt. Aber auch die aus dem geſchichtlichen Geſamtzuſammenhang hervorgehende Revolution war ja menſchliche Tat, wenn auch nicht notwendig die eines Einzelnen. Auch bei Marx ſtand ja im Mittelpunkt der Menſch und die menſchliche Revolution; auch er, und gerade er, wollte ja mit Leidenſchaft den Menſchen aus der Selbſtentfremdung, der Verdinglichung, der Verſachlichung befreien, der er durch Kapitalismus, Imperialismus und alles mit ihnen Zuſammenhängende im modernen Leben verfallen war.Von Marx ſtammt das Zielwort: die politiſche Emanzipation der franzöſiſchen Revolution ſei noch durch eine menſchliche zu vollenden. Wie der Anarchismus hat auch er an die Sache der Entrechteten und Unterdrückten ſein Leben geſetzt. Auch er gehört zu den Menſchen, von denen Landauer geſagt hat: „Die es nicht aushalten wie ich.“ Aber er überwand die revolutionäre Ungeduld des Anarchismus durch jene ſtrenge Theorie der geſchichtlichen Entwicklung, die er nicht über die Einzelnen hinweg, aber als objektiven Prozeß durch ſie hindurchführte. Wenn Landauer die Geſchichte erklärt: „Wir verſtehen das Geweſene ſo, wie wir ſind; wir

verſtehen es als unſeren Weg", ſo ſteht dieſer ſubjektiven Geſchichtserfaſſung bei Marx die objektive entgegen, daß am Menſchen das geſchichtliche Schickſal, in dem er mitlebt, ſich auch auswirkt. Gerade damit liegt ſeiner Geſchichtsphiloſophie kein Abſtraktum, ſondern das ganze geſchichtliche Ich, das heißt: der wirkliche Menſch zugrunde. Und wenn Landauer das Programm des Anarchismus ganz im Sinn Kropotkins in dem knappen Wort formuliert: „In Arbeit vereinigte Menſchen, die ſchaffen, was ſie brauchen", ſo ſind bei Marx dieſe ſchaffenden Menſchen immer auch durch ihr eigenes Schaffen gebunden, von den Geſetzen ihres eigenen Tuns abhängig geworden. „Denn", ſo ſagt Marx, „die Menſchen müſſen im Lauf der geſchichtlichen Entwicklung die materiellen Bedingungen einer neuen Geſellſchaft erſt produzieren und keine Kraftanſtrengung der Geſinnung oder des Willens kann ſie von dieſem Schickſal entbinden." Das Abweichende und Neue in dieſer Erfaſſung des geſchichtlichen Schickſals: daß der Einzelne durch das, was er tut und hervorbringt, immer auch zugleich beſtimmt iſt, iſt aber im Grunde die Wahrheit des Schickſals überhaupt; es iſt dieſelbe, für alles Menſchliche gültige Wahrheit, die in dem Wort Goethes ausgeſprochen iſt: „Beim erſten ſind wir frei, beim zweiten ſind wir Knechte." Denn das bedeutet: Wo überhaupt etwas von uns Bewirktes, Geſchaffenes vorliegt, da haben wir uns bereits unausweichlich gebunden, können wir aus dem Ablauf der Wirkungen unſeres Tuns nicht mehr heraustreten, können wir darum allein aus dieſem durch uns ſelbſt uns Vorgegebenen noch mit Wahrheit handeln.

Darin ſcheint mir die eigentliche Größe, das nicht mehr zu tilgende Erbe von Marx zu liegen, daß er im genauen Gegenſatz zu Stirner den Menſchen nie und nirgends allein, als ein bloßes abſtraktes einzelnes Ich faßt, ſondern immer in der vollen Wirklichkeit, in der und aus der er lebt, die ihm die Bedingungen ſeines Lebens ſtellt, weil er ſich durch ſein eigenes Tun in ihr immer ſchon ſeine Grenze und damit ſeine Aufgabe geſetzt hat.

Mit dieſem Gedanken der Uebernahme des von uns ſelbſt geſchaffenen Schickſals ſtoßen wir auf die brennendſte Frage unſeres heutigen Lebens: auf die Frage, ob und wie wir nach dem, was wir aus unſerer Welt gemacht haben, nach dem Ungeheuerlichen, das durch unſer eigenes Tun und Verſchulden unſer Schickſal geworden iſt, noch das Recht oder auch nur die Möglichkeit haben, uns aus dieſem Geſamtſchickſal als freie Einzelne zu löſen, uns gleichſam im leeren, ſchickſallöſen Raum zu entſcheiden. Es iſt die ſchwere, dunkle Frage, ob ein Menſch, der heute lebt, ſeine perſönliche Reinheit unabhängig vom heutigen Geſamtſchickſal bewahren kann, ob nicht alle ſeine Wertungen falſch und unwahr werden, wenn er ſich mit ſeinem Gewiſſen außerhalb des von ihm mitbewirkten, mitgeſchaffenen Weltſchickſals ſtellt — ja, ob er nicht ſelbſt dann ſich in dies Schickſal einordnen

müßte, wenn es die Auflöſung des bisherigen Europa und ſeiner Wertungen bedeuten würde.

Der religiöſe Sozialismus, in dem Elemente des Anarchismus und des geſchichtlichen Sozialismus ſich miſchen, hat die Forderung an den Einzelnen, ſich nicht abſtrakt, geſchichtslos, im leeren Raum zu entſcheiden, in einer noch weniger laſtenden Zeit in dem ſchönen Wort Max Gerbers ausgeſprochen, daß wir uns an das halten ſollen, was Gott auf die Tagesordnung geſetzt hat. An dieſer Forderung auch in einer Zeit, wo ſie das ſchwerſte Opfer fordert, mit unbedingtem Ernſt feſtzuhalten ſcheint mir der letzte Sinn der im Evangelium gegründeten revolutionären Botſchaft von Leonhard Ragaz.

„Revolution, das heißt die Sünden der Vergangenheit büßen und ſich für die Zukunft opfern", in dieſem unvergeßlichen Wort hat der dem Anarchismus naheſtehende vorbolſchewiſtiſche Revolutionär Kerenſki den Sinn aller Revolution ausgeſprochen, der vom Einzelnen aus immer Opfer, von der Geſchichte aus immer Scheitern iſt. Keine Revolution ſcheitert ſo reſtlos, ſo unbedingt, ſo blutig wie die anarchiſtiſche: wie die Täuferrevolution in Münſter, wie die Pariſer Kommune, wie die des ſpaniſchen Anarchismus, wie die Münchener Revolution Landauers. Denn ſie allein iſt reines Opfer; ſie kommt rein und unvermittelt aus einer fremden Ordnung: einer Ordnung des Herzens, des Geiſtes, der unbedingten Verantwortung in eine unaufhörlich verfallende Welt. Als Landauer das Kind im weißen Kleid an ſeine Mörder ausſenden wollte, handelte er wie in einem leeren Raum, aber — Briefe bezeugen das — ſicher nicht ohne das volle Wiſſen um ſeine Lage und die ſeiner Revolution. Es kann kein Zweifel darüber beſtehen, daß er in jenem Augenblick ſchon begriffen hatte, daß ſeine Revolution geſcheitert war. Hatte er aber je wirklich an ihren Erfolg geglaubt? Wußte er nicht von Anfang an, daß ſeine Revolution ſcheitern würde, ſcheitern *müßte*, wie alle anarchiſtiſche Revolution? Er ſelbſt hatte ausgeſprochen, daß keiner Revolution mehr als eine Dauer von Tagen beſchieden ſei. Von ihm, dem Bekenner der Revolution aus der Grundkraft des Geiſtes, ſtammt das beſtürzende Wort: „In Wahrheit lebt der Geiſt nur in der Revolution; aber er kommt nicht zum Leben in ihr; er lebt nach ihr ſchon wieder nicht mehr." Ihm alſo war allein die Revolution Leben. Dieſer Mann, dem alle Revolution nur ein raſcheres, tieferes Aufatmen der Weltgeſchichte zwiſchen zwei Erſtickungsepochen, ein glühender Traum zwiſchen zwei düſteren Nachtwachen, eine kurze Spanne des Auflebens zwiſchen zwei Krankheiten, des Aufſchwungs zwiſchen zwei Zeiten dumpfen Hinlebens war — er hat ganz gewiß nicht an die Möglichkeit einer Dauer, eines Erfolges ſeiner Revolution geglaubt.

Dennoch mußte ſie gewagt werden; es ging allein um dies Wagnis. So wenig wie über den Erfolg ſeiner Revolution, deren Ausſichtsloſigkeit ihm damals durch die Ermordung Eisners ſchon bezeugt war, hat

ſich Landauer ſicher über Beſchaffenheit und Geſinnung der gegen ihn heranrückenden Truppen getäuſcht. Aber alles kam darauf an, daß das Zeichen einmal in der Welt gegeben wurde. Es war ja denkbar, daß unter den verrohten Horden ein Einziger war, deſſen Herz rein geblieben, von Zerſtörungs- und Mordwut nicht befleckt war, ein Einziger, in deſſen Seele es fiel — und von ihm: dieſem Einzigen konnte eine Erneuerung der Welt ausgehen. Auf dieſen Einzigen, auf dieſen Chriſtophorus, der die Hoffnung der Welt unverſehrt durch den reißenden Strom der Geſchichte trägt, zielt, wie ſie von der übergeſchichtlichen Hoffnung eines Einzelnen ausgeht, alle anarchiſtiſche Revolution.

Es war für den Revolutionär Landauer undenkbar, zu warten, es war ihm keine Zeit gegeben; es gab für ihn nur dieſen einen einzigen Augenblick. Der ihm gewiſſe nahe Tod war nur ein Symbol der Kürze des Menſchenlebens, von der alle Revolution hervorgetrieben wird und an der alle Revolution ſcheitert. In dem Nichtwartenkönnen, Nichtverſchiebenkönnen, Nichtabſchiebenkönnen in ein Jenſeits liegt die Tragik aller Revolution — dieſe unaufhebbare menſchliche Tragik, deren Verhängnis der geſchichtliche Sozialismus durch die Geſamterfaſſung eines Geſchichtsprozeſſes, in dem wie in einer verweltlichten Erlöſungskette die Hoffnung von Geſchlecht zu Geſchlecht weitergegeben wird, zu überwinden geſucht hat.

Der Anarchismus bleibt in der reinen revolutionären Ungeduld des Einzelnen ſtehen. Und es ſtellt ſich die Frage: Iſt nicht dies ſein eigentlicher und tiefſter Sinn, der, indem er ihn von allen anderen revolutionären Formen abtrennt, ihn zugleich als ihrer aller Mittelpunkt erweiſt? Iſt nicht der Anarchismus der glühende Kern aller Revolution überhaupt? Die große Ungeduld der Seele im Irdiſchen, die, wo immer ſie hervorbricht, die irdiſchen Formen ſprengt und zu immer neuen Geſtaltungen drängt? Dieſe durch die ganze Menſchengeſchichte ausgegoſſene lebendige Kraft der Seele, die die genaue Gegenkraft jener ſprengenden Macht iſt, die heute der Menſch aus der Tiefe des Irdiſchen aufgerufen hat, ſchmiedet aus der Verzweiflung ſelbſt ihre Hoffnung. So ſpricht es das Wort des ſpätgriechiſchen Schriftſtellers Maximus von Tyrius aus, das Landauer ſeinem Buche über die Revolution vorangeſchickt hat: „Hier ſiehſt du nun den Paſſionsweg, den du Untergang nennſt, der du nach dem Wege derer urteilſt, die ſchon auf ihm fortgegangen ſind, ich aber Rettung, da ich nach der Folge derer urteile, die da kommen werden.“ *Margarete Susman.*

Rußland

Sozialiſtiſches Ideal oder ſozialiſtiſche Illuſion?

III.

Es gibt unter den Sozialiſten eine erſtaunliche Bereitwilligkeit, dem ruſſiſchen Regime für alle ſeine Taten die Abſolution zu erteilen. Die guten Leute merken dabei nicht einmal, daß ſie bei jenem Grundſatz gelandet ſind (den ſie, wenn von andern verfochten und praktiziert, höchlich verdammen), daß „der Zweck die Mittel heiligt". Jetzt heißt es auf einmal auch aus ſozialiſtiſchem Munde: Wenn die „Errungenſchaften der Revolution" auf dem Spiele ſtehen, dann iſt jedes Mittel zu ihrer Verteidigung erlaubt. Genau ſo hat die Inquiſition argumentiert. Der Biſchof Dietrich von Nieheim hat ſchon Anno Domini 1411 in ſeinem Werk „De schismate libri III" jenen, anderthalb Jahrhunderte ſpäter von den Jeſuiten angeblich aufgenommenen Grundſatz klaſſiſch formuliert, wenn er ſchreibt: „Wenn die Exiſtenz der Kirche bedroht iſt, iſt ſie von den Geboten der Moral entbunden. Sofern ſie das Ziel der Einheit verfolgt, iſt für ſie der Gebrauch jedes Mittels geheiligt, ſelbſt ſchlaue Täuſchung, Verrat, Gewalt, Simonie, Gefängnis, Tod. Denn jede Ordnung iſt zum Wohle der Gemeinſchaft da, und das Individuum muß dem Gemeinſchaftswohl geopfert werden." Das iſt die Stimme von Doſtojewſkis Großinquiſitor. An die Stelle Gottes und des Menſchen tritt die „Kirche" oder die „Gemeinſchaft". Das iſt jener Totalitätsanſpruch, der auch die Moral, auch die Gebote Gottes außer Kraft ſetzt.

Man kann dieſen Standpunkt einnehmen, aber man ſollte dann wenigſtens wiſſen, was man tut. Die Nazi haben es gewußt, und die Bolſchewiſten wiſſen es auch. Aber es gibt Leute in unſern Kreiſen, die es nicht wiſſen. Sie wiſſen nicht, daß jener Grundſatz vollendeter Zynismus, vollendeter Nihilismus iſt. Doſtojewſkis Großinquiſitor ſpricht das letzte Geheimnis aus: „Wir ſind nicht mit Dir — ſagt er zu Chriſtus — ſondern mit *ihm*", nämlich mit dem, der zu Chriſtus auf dem Berg der Verſuchung ſprach: „dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbeteſt." Ich gebe dir das Reich, ich gebe dir den Sozialismus, wenn du meine Methoden anwendeſt, wenn du vor nichts zurückſchreckſt, wenn du den kleinbürgerlichen Sentimentalitäten den Abſchied gibſt, wenn du die Kraft zu kalter Erbarmungsloſigkeit aufbringſt, wenn du wieder lernſt, Tränen zu ſehen und Schreie zu hören, wenn du einſiehſt, daß die liberale Ethik des 19. Jahrhunderts durch die revolutionäre Ethik des zwanzigſten erſetzt werden muß und begreifſt, daß man Revolutionen nicht nach den Grundſätzen des fair play durchführen kann, wenn du wieder Geſchmack finden lernſt an den Starken, die über die Vielen hinweg-

ſchreiten, wenn du die Ehrfurcht vor dem einzelnen Menſchenleben wegwirfſt, wenn du, den Blick unverwandt auf das große Ziel geheftet, durch Schmutz und Lüge und Blut ſchreiten kannſt. Man muß es den nationalſozialiſtiſchen und bolſchewiſtiſchen Denkern laſſen, daß ſie die Konſequenzen dieſer Theorie zu Ende gedacht haben. „Wir ſind nicht mit Dir, ſondern mit ihm." Wir ſind doch gar keine Chriſten mehr, wir machen die Heuchelei eines kapitaliſtiſchen und militariſtiſchen Chriſtentums nicht mehr mit. Wenn wir die Gewalt bejahen, dann gehen wir nicht mehr mit Chriſtus, ſondern mit Nietzſche. Wenn wir glauben, daß aus Böſem Gutes, aus Blut, Lüge und Schmutz das Reich der Gerechtigkeit aufgebaut werden kann, dann tun wir nicht gleichzeitig ſo, als glaubten wir an Gott und an eine göttliche Weltregierung. Wir *ſind* Gottloſe und verabſcheuen die Heuchelei derer, die ſagen, daß man unter Umſtänden auch einmal auf böſen Wegen zu einem guten Ziel kommen könne und daneben ſich doch als „gläubig" bezeichnen. Es iſt wahr, wenn es einen Gott gäbe, dann könnte man niemals Trauben leſen von den Dornen, dann müßte der Menſch ernten, was er geſät, dann würden ewige Ordnungen die Welt durchwalten. Aber es gibt keinen Gott, der Menſch ſteht mit ſeinem Geiſte und ſeiner Kraft über allem, und ſo wird er es auch fertig bringen, das Reich der Gerechtigkeit mit ſataniſchen Methoden aufzurichten.

So denken ſie — und ſie ſind konſequent dabei.

Uns aber ſtellt ihre Konſequenz vor die Entſcheidung. Die Frage nach den Mitteln die man zur Erreichung eines guten Zwecks anwendet, iſt die entſcheidende Frage. Es iſt die Frage, an der ſich Glaube und Unglaube ſcheiden. Wer den Grundſatz verficht, daß der Zweck die Mittel heilige, der ſpottet über die ſittliche Weltordnung, der iſt ein Ungläubiger im qualifizierten Sinne des Wortes, mag er auch in orthodoxeſter Weiſe an ſeine Dogmen glauben. Er müßte anſtändigerweiſe zu jener Konſequenz des Denkens gelangen, die die ruſſiſchen und naziſtiſchen „Gottloſen" auszeichnet. Sofern ſie an die ſittliche Indifferenz in bezug auf die Wahl der Mittel glauben, ſind ſie nämlich wirkliche, konſequente Gottloſe. Wir haben ja ſonſt das Geſchrei gegen die ruſſiſche Gottloſenpropaganda nie mitgemacht, denn wir haben immer unterſchieden zwiſchen den gläubigen bzw. ungläubigen Theorien eines Menſchen und ſeinem tiefſten Wollen, das ſich vor allem in ſeinem praktiſchen Verhalten manifeſtiert. Und da haben wir oft kraſſen Unglauben geſehen, wo man Gott bekannte, und tiefe und ergreifende Gläubigkeit bei Atheiſten gefunden. Aber wo über die Gebote Gottes, wo über die Heiligkeit jedes einzelnen Menſchenlebens hinweggeſchritten wird, da iſt wirkliche Gottloſigkeit.

Ein Sozialismus, der von der Heiligkeit des Menſchen, gerade des ärmſten und geringſten, ausgeht, der ruht auf dem, was nach dem Wort Goethes das Tiefſte einer gläubigen Einſtellung iſt: auf der Ehr-

furcht, „Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist". Das ist „Sozialismus aus dem Glauben", es ist die Ueberzeugung, daß nur dieses eine die Welt retten kann, eine neue, tiefe Ehrfurcht vor der heiligen Unantastbarkeit des Geschöpfes Gottes. Nur das wird das ausgebrochene Chaos bändigen, nur das wird jene grauenvollen Offenbarungen des Chaos, des Nihil, den Krieg und den Faschismus in jeder seiner Formen, überwinden. Wenn sich aber der Sozialismus selbst von der Ehrfurchtslosigkeit anstecken läßt, wenn er über den Menschen hinwegzuschreiten beginnt, wenn er das Kollektiv zum Götzen macht und ihm das Individuum opfert, dann wird er das Chaos nicht überwinden, sondern vermehren, ja vollenden, dann wird gerade er schließlich zum apokalyptischen Werkzeug jener Macht werden, deren Ziel das Nichts ist, dann wird er die Weltzerstörung, die alle die Ausgeburten des Chaos, deren Namen in aller Munde sind, angefangen haben, zu Ende führen. Es wird damit beginnen, daß die Menschen jeden Glauben verlieren, sie werden in Verzweiflung und Lästerung ausbrechen und sagen: Auch ihr, die ihr uns das große Ziel des Sozialismus vorgemalt habt, seid nichts als Bluthunde, Teufel, fatte Bonzen, zynische Lügner und Heuchler. Und ihre Lästerung wird auch die treffen, die in reiner Begeisterung und Opferbereitschaft die Sache begonnen haben.

Auf den Menschen, der den Weg zum Reich der Gerechtigkeit eingeschlagen hat, lauert diese eine größte Versuchung: die der Gewalt. Wenn er dem Geist, der ihm diese Methode empfiehlt, indem er ihm die sichere und vor allem rasche Erreichung seines großen Zieles vorspiegelt, Glauben schenkt, dann ist er überlistet. Wenn er nicht merkt, daß diese raschere Erreichung des Zieles in Tat und Wahrheit dessen Preisgabe bedeutet, dann ist er, ohne es zu merken, aus dem Dienst des schaffenden in den Dienst des zerstörenden Geistes hinübergetreten. Wenn wir um die dämonische Größe und Verführungskraft dieser Versuchung wissen, wenn wir bedenken, daß sie gerade an den herankommt, der leidenschaftlich das Reich der Gerechtigkeit, die Erlösung der Armen und Enterbten will, wenn wir uns daran erinnern, daß sich diese Versuchung auch dem genaht hat, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit gerichtet war, dann werden wir dem Ringen mit der verlockenden Versuchung der Gewalt, wo immer es sich in einer Menschenseele abspielt, erschüttert beiwohnen, und nicht einfach richten, wenn es tragisch endet. Wir werden dann von einer „tragischen Schuld" reden, in der ein großes Wollen zu Fall gekommen ist. Aber es ist etwas anderes, von tragischer Schuld zu reden, und es ist etwas anderes, einfach zu *ent*schuldigen.

Ich weiß nicht, wie weit bei Lenin noch von *tragischer* Schuld geredet werden kann, wie weit ihm noch die Spannung zwischen dem Ziel der Befreiung und den Mitteln der Unterdrückung zu denen er greifen zu müssen glaubte, schmerzlich bewußt war. Wenn wir aber mit den heutigen Machthabern Rußlands so subtil umgehen und unter-

ſuchen wollten, ob nicht auch in ihren Seelen noch etwas von tragiſchem Schmerz vorhanden iſt, wenn ſie ihren raffinierten Apparat der Gewalt und des Terrors bedienen und immer weiter ausbauen, dann wären wohl dieſe Leute ſelbſt die erſten, die uns zyniſch ins Geſicht lachen würden. Der Sozialismus iſt in Rußland — ſchon ſeit geraumer Zeit — vom Gewaltgeiſt aufgefreſſen. Der Zweck hat die Mittel nicht geheiligt, ſondern die Mittel haben den Zweck vernichtet. Es geht dort nicht mehr um die Beglückung der Maſſen, ſondern um die Aufrechterhaltung der Macht derer, die ſie beſitzen. Der Machtapparat iſt um ſeiner ſelbſt willen da, hegt und pflegt vor allem einmal ſich ſelbſt. Ja, was urſprünglich Zweck war, iſt jetzt Mittel geworden. Man hat nicht Macht, um den Sozialismus zu verwirklichen, ſondern, was man an ſozialen Maßnahmen noch ausführt, dient dazu, die Macht zu ſtärken.

Dieſe ganze Entwicklung zeigt immer nur das eine, daß es ein unabſehbares Verhängnis bedeutet, wenn die unverbrüchliche Gültigkeit des Wechſelverhältniſſes von Weg und Ziel, Mittel und Zweck durch menſchliche Willkür in Verwirrung gebracht wird. Die ruſſiſche Wirklichkeit iſt nichts als eine große Beſtätigung dafür, daß unſozialiſtiſche Wege nicht zum Sozialismus, Wege der Gewalt nicht zur Gerechtigkeit, ſondern zur Tyrannei führen.

Hören wir die große Abrechnung, die Arthur Koeſtler der Hauptfigur ſeines, das Weſen der Moskauer „Säuberungsprozeſſe“ ſchildernden Romans (A. Koeſtler: „Darkness at noon“, S. 158 f.) in den Mund legt. Sein Inquiſitor Iwanow ſagt mit vergnügtem Lächeln: „Schau dir dieſe Gracchen an oder Saint Juſt oder die Communarden in Paris. Bis heute ſind alle Revolutionen von moraliſierenden Dilettanten gemacht worden. Sie wollten es immer auf dem Wege der Anſtändigkeit machen und gingen an dieſem Dilettantismus zugrunde. Wir ſind die erſten, die konſequent vorgehen ...“

„Ja“, antwortet Rubaſchow, „ſo konſequent, daß wir im Intereſſe einer gerechten Verteilung des Landes in einem einzigen Jahr fünf Millionen Bauern und ihre Familien abſichtlich Hungers ſterben laſſen. So konſequent waren wir in der Befreiung menſchlicher Weſen von den Feſſeln induſtrieller Ausbeutung, daß wir gegen zehn Millionen[1]) in die arktiſchen Regionen und in die Dſchungel des Oſtens ſandten, damit ſie dort Zwangsarbeit verrichteten, unter Bedingungen, ähnlich denen antiker Galeerenſklaven. So konſequent, daß wir zur Behebung einer Meinungsdifferenz nur *ein* Argument kennen: Tod — mag es ſich dabei um eine Frage betreffend Unterſeeboote oder Kunſtdünger oder die in Indochina zu befolgende Parteilinie handeln. Unſere Ingenieure arbeiten mit dem konſtanten Bewußtſein, daß ein Rechnungs-

[1]) Es ſind nach ſpäteren Berechnungen Koeſtlers ſelbſt und anderer doppelt ſo viele.

fehler ſie ins Gefängnis oder aufs Schafott bringen kann; die höheren Beamten in unſerer Verwaltung ruinieren und zermürben ihre Untergebenen, weil dieſe wiſſen, daß man ſie für den geringſten Fehler verantwortlich machen und mit ihrer eigenen Perſon dafür bezahlen laſſen wird. Unſere Dichter erledigen Diskuſſionen über Stilfragen durch Denunziation an die Geheimpolizei, indem zum Beiſpiel die Expreſſioniſten den naturaliſtiſchen Stil für konter-revolutionär halten, und vice-versa. Indem wird ſo konſequent die Intereſſen der kommenden Generationen verfolgten, haben wir der jetzt lebenden derart ſchreckliche Entbehrungen auferlegt, daß ihr durchſchnittliches Lebensalter um einen Viertel herabgeſetzt worden iſt. Zum Zweck der Verteidigung der Exiſtenz des Landes haben wir Ausnahmegeſetze und Maßnahmen ſchlucken müſſen, die in jeder Hinſicht das Gegenteil der Ziele der Revolution bedeuten. Der Lebensſtandard des Volkes iſt tiefer als vor der Revolution; die Arbeitsbedingungen ſind härter, die Diſziplin unmenſchlicher, die Stückarbeit-Plackerei ſchlimmer als für die eingebornen Kulis in Kolonialländern; wir haben die Altersgrenze für die Todesſtrafe auf zwölf Jahre heruntergeſetzt; unſere Sexualgeſetzgebung iſt enger als die Englands, unſer Führerkultus byzantiniſcher als der unter reaktionären Diktaturen. Unſere Preſſe und unſere Schulen pflegen Chauvinismus, Militarismus, Dogmatismus, Gleichſchaltung und Ignoranz. Die Willkür der Regierung iſt unbegrenzt, und ohne Beiſpiel in der Geſchichte; Freiheit der Preſſe, des Denkens und der Bewegung ſind ſo gründlich ausgerottet, ols ob es nie eine Erklärung der Menſchenrechte gegeben hätte. Wir haben den gigantiſchen Polizeiapparat aufgebaut, der den Angeber zu einer nationalen Inſtitution macht, und mit dem raffinierteſten, auf wiſſenſchaftlichen Methoden aufgebauten Syſtem von phyſiſcher und geiſtiger Folterung arbeitet. Wir treiben die murrenden Maſſen des Landes mit Peitſchenhieben einer nur in der Theorie exiſtierenden künftigen Glückſeligkeit entgegen, die nur wir allein ſehen können. Denn die Energien dieſer Generation ſind erſchöpft; ſie wurden in der Revolution verzehrt; denn dieſe Generation iſt weißgeblutet, und es iſt nichts davon übriggeblieben als ein ſtöhnender, erſtarrter, apathiſcher Klumpen von Opferfleiſch ... Das ſind die Konſequenzen unſerer Konſequenz." Soweit die Anklage eines Mannes, der ſeine Wahrheitsliebe und ſein ſozialiſtiſches Wollen zur Genüge bewieſen und ſich ſeine Kenntniſſe in Rußland ſelbſt und in den Reihen der kommuniſtiſchen Partei erworben hat.

Paul Trautvetter.

(Fortſetzung folgt.)

Das Recht des englischen Sozialismus

(Vortrag, gehalten auf dem Religiös-sozialen Ferienkurs in Malans.)

Der englische Schriftsteller H. G. Wells behauptet, die moderne Geschichte sei ein Wettrennen zwischen Erziehung und Katastrophe, und da er heute im Atombombenzeitalter wirklich Recht zu haben scheint, müssen wir dafür sorgen, daß der Läufer „Erziehung" möglichst gut gerüstet ist, damit er das Wettrennen gewinnt. Darin liegt der Wert von solchen Ferientagungen. Sie erlauben uns, die verschiedenen Ausrüstungen zu prüfen, mit ihren Vorteilen und Nachteilen.

Ich habe nun die Aufgabe, Ihnen den englischen Sozialismus vorzustellen. Man kann aber die Entwicklung des Sozialismus in England nicht verstehen, wenn man nicht auf die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts zurückgeht. Wenn man vor dem Internationalen Denkmal der Reformation in Genf steht, erkennt man, welch großen Einfluß die Schweiz damals ausübte, und wie viel die Engländer Calvin zu verdanken haben.

Nicht nur wurde eine der früheſten Ueberſetzungen der Bibel ins Englische in Genf veröffentlicht — die Genfer Bibel, 1560 —, sondern die Ideen von Calvin wurden durch seinen Schüler, John Knox, nach Schottland getragen. Auch von Neu-England, wo Männer wie Roger Williams Calvins Lehre verwirklichen wollten, kam dieser neue Geist der Freiheit nach England zurück.

Die Revolution von 1688 — die Errungenschaft der verfassungsmäßigen Monarchie in England — wäre undenkbar gewesen ohne die große soziale Revolution der Bürgerkriege im 17. Jahrhundert, wo Cromwell, der sich in der Sprache der Bibel ausdrückte, und wo Milton, der große englische Dichter, für die Freiheit kämpften, und wo die neue Idee der sozialen Gleichheit auch eine Rolle spielte.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts erreichte dieser Kampf seinen Höhepunkt, als (1662) 2000 Geistliche, das heißt ein Fünftel der englischen Pfarrer, ihres Amtes entsetzt wurden — weil sie Nonconformists waren, weil sie der Lehre der Staatskirche nicht beipflichten wollten.

Durch diese Verfolgung wurden die Dissidenten (Nonconformists) stark — sie waren ohnehin der intelligenteſte, der eifrigſte Teil der Geistlichkeit, und von nun an sehen wir neben der anglikanischen Kirche („church" genannt) die verschiedenen „chapels" (Kapellen) der Presbyterianer, Quäker, Baptisten usw. Tawney behauptet, die Demokratie habe den Dissidenten mehr zu verdanken als irgendeiner anderen Bewegung. Sie schufen die geistige Grundlage für den Kampf um die Gleichheit und die Freiheit. Ohne diesen Kampf wäre die Erklärung der Menschenrechte im 18. Jahrhundert unmöglich gewesen.

Thomas Paine, ein Quäker, der im Jahre 1791 sein Buch „Die Menschenrechte" schrieb, hatte — obwohl er Engländer war — am Unabhängigkeitskampf in den jungen Vereinigten Staaten von

Amerika teilgenommen, er hatte seinen Freund, Thomas Jefferson, unterstützt, der in der Unabhängigkeitserklärung die Wahrheit festlegte: „Alle Menschen sind gleich geboren — mit den gleichen natürlichen Rechten ausgestattet."

Paine sollte bald erfahren, was mit Freiheitskämpfern in England geschah. Obwohl 200 000 Exemplare seines Buches „Die Menschenrechte" verkauft wurden, mußte er das Land verlassen. Nicht nur die Verbreitung von Paines Buch trug zu dem Freiheitskampf bei, sondern die wiederholte Bestrafung seiner Verleger spielte eine große Rolle im Kampf um die Pressefreiheit. Einer von ihnen, Richard Carlile, verbrachte sogar zehn Jahres seines Lebens im Gefängnis.

Ein Mann, der sehr unter dem Eindruck von Paine stand, war Francis Place, ein Schneider in Charing Cross, der gegen die Gesetze kämpfte, die die Vereinigung der Arbeiter in Gewerkschaften verboten. Diese Gesetze wurden hauptsächlich durch seine Bemühungen aufgehoben.

Place setzte sich auch für den Kampf um das allgemeine Wahlrecht ein, und als die Mittelklasse 1830 das Stimmrecht erhielt, unterstützte er die Arbeiter, denen das Stimmrecht versagt blieb. Die Chartisten mußten den Kampf ohne die Mittelklasse weiterführen. Daß die Chartistenbewegung so revolutionär wurde, verstehen wir erst, wenn wir die schlimme Lage des arbeitenden Volkes um diese Zeit studieren.

Die industrielle Revolution hatte in England viel früher eingesetzt als auf dem Festland. Englands Bevölkerung hatte nicht durch den Dreißigjährigen Krieg gelitten wie diejenige von Deutschland. England war nicht in viele kleine Staaten zersplittert. Innenhandel und Außenhandel und auch Ueberseehandel war für England möglich.

Die Arbeiter hatten bis 1830 Gelegenheit genug, die Verschlimmerung ihrer Lage durch die industrielle Revolution zu spüren. Engels' Schilderung der arbeitenden Klasse in England, die er 1844 veröffentlichte, gibt uns Beispiele genug von dieser Verschlechterung — längere Arbeitszeit, Kinder und Frauen in Bergwerken und in der Fabrik, usw. Das wissen Sie alle. Aber obwohl die Chartistenbewegung mit einer Niederlage endete und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ruhiger verlief als die „hungrigen vierziger Jahre", war die Grundlage für die Arbeiterbewegung gelegt. Die Arbeiter mußten bis 1867 warten, bis sie das Stimmrecht erhielten; sie mußten bis 1870 warten, bis ihre Kinder das Recht auf Schulung bekamen, aber sie durften sich in Gewerkschaften organisieren — mit vielen Hindernissen natürlich —, und seit 1844 war es ihnen möglich, durch Genossenschaften für eine Erleichterung ihrer schweren Lebenslage zu sorgen. Dies haben sie vor allem Robert Owen zu verdanken, der in seiner Fabrik in New Lanark allerlei Probleme durchgedacht, allerlei Versuche gemacht hatte, um das Los der arbeitenden Männer, Frauen und Kinder zu erleichtern.

Obwohl man die Rolle Owens in der Genoſſenſchaftsbewegung anerkennt, vergißt man manchmal ſeine Unterſtützung der frühen Verſuche der Gewerkſchaften und ſeinen Beitrag an den Sozialismus in England. Owen legte keinen Wert auf die Gewinnung des Wahlrechts. Er wollte eine wirtſchaftliche Aenderung des Syſtems, er wollte das Profitmotiv ausſchalten und dafür eine genoſſenſchaftliche Ordnung einführen. Er kann als der Vater des engliſchen Sozialismus betrachtet werden.

Die Chartiſtenbewegung hatte ihre Spuren hinterlaſſen, aber nach 1850 trat die Arbeiterbewegung in England in ein neues Stadium ein. Die Gewerkſchaften fingen an, die Möglichkeiten, die der induſtrielle Aufſchwung Englands bot, auszunützen und höhere Löhne und beſſere Lebensverhältniſſe zu verlangen. Der Zehnſtundentag war ſchon 1847 erreicht worden, wenn auch nur auf dem Papier. Die Genoſſenſchaften gaben ihre früheren revolutionären Beſtrebungen auf. Die Gewerkſchaften entwickelten ſich innerhalb der beſtehenden Ordnung, ohne ſie herauszufordern. Die politiſche Organiſation der Arbeiter trat eine Zeitlang in den Hintergrund. In den ſechziger Jahren lebte zwar die politiſche Agitation wieder auf, und es gelang Marx, der aus Deutſchland vertrieben wurde, einige der Gewerkſchaftsführer für die internationale Arbeiterorganiſation zu gewinnen, aber er hatte in Großbritannien der achtziger Jahre keinen großen Einfluß.

Die engliſche Arbeiterbewegung kam zu jener Zeit eher unter den Einfluß von Carlyle, Ruſkin und J. S. Mill als von Marx. Carlyle in „Past and Present“ (1843) zeigt auf, wie England ein ſo reiches Land iſt und doch ſtirbt. Er verlangt nicht „laissez faire“, ſondern Organiſation, ein wirkliches Regieren. „Bis jetzt“, ſagte Carlyle, „intervenierte der Staat nur in *einer* Angelegenheit — in der Armee — im gegenſeitigen Töten . Warum ſoll der Staat nicht im Kampf gegen den Hunger, gegen das Chaos — gegen die Dummheit intervenieren — dies ſind unſere wirklichen Feinde.“ Carlyle war alſo einer der erſten, der gegen den Individualismus und das „laissez faire“ kämpfte. Sein Schüler, John Ruſkin, Künſtler, wie er war, wollte freie Menſchen, die ſchöne Arbeit ausführen könnten. Deshalb proteſtierte er gegen das Wirtſchaftsſyſtem, das die Arbeiter als Kaufobjekte behandelte.

Ein anderer Schriftſteller, der die Arbeiterbewegung in England beeinflußte, war der Amerikaner Henry George. Sein Buch „Fortſchritt und Armut“, das 1879 erſchien, und das den geſetzmäßigen Zuſammenhang zwiſchen dem wachſenden Reichtum und der ſteigenden Not aufdeckte und die Löſung des Problems in der richtigen Beſteuerung des Landes ſah, bereitete den Weg für ſozialiſtiſche Organiſation in England, obwohl er ſelbſt kein Sozialiſt war.

George ſprach und ſchrieb über wirtſchaftliche Fragen in einer ſo verſtändlichen Art, daß man ſeinen Einfluß unter den Arbeitern begreift. Vier Fünftel aller ſozialiſtiſchen Führer in Großbritannien gin-

gen in den achtziger Jahren durch die Schule Henry Georges. Ueberhaupt kam in den achtziger Jahren neues Leben in die Arbeiterbewegung Englands. Im Jahre 1883 wurde die Fabiergeſellſchaft ins Leben gerufen, und das Jahr darauf die Sozial-Demokratiſche Federation von Hyndman, einem Schüler Marxens. Dazu kam eine dritte Gruppe, die Sozialiſtiſche Partei, mit William Morris und der Tochter von Karl Marx in der Führung. William Morris, der engliſche Dichter und Künſtler, ſprach auf der Straße und in Parks und bereitete das Volk auf eine Revolution vor. Er war zum Studium dieſer Probleme gekommen, weil er als Künſtler nicht länger ſchweigen konnte, als er ſah, wie die Kunſt durch das Profitſyſtem ertötet wurde, wie alles, Kleidung, Gebrauchsgegenſtände, nicht für den Gebrauch, ſondern für den Profit gemacht wurden. Er ſah klar wie ſchwer der Kampf gegen den Kapitalismus ſein würde. In ſeinem Manifeſt an die Arbeiter Englands ſchrieb er: „Ihr habt keine Ahnung von der Bitterkeit, dem Haß gegen Freiheit und Fortſchritt, der in den Herzen gewiſſer Teile der begüterten Klaſſe Englands liegt. Dieſe Herren können von Eurer Klaſſe, von Euren Zielen, Euren Führern nicht ohne Verachtung und Beleidigung ſprechen. Dieſe Männer — wenn ſie die Macht hätten — würden Eure Hoffnungen zunichte machen, würden Euch für immer dem unverantwortlichen Kapitalismus ausliefern."

War das Klaſſenkampf? Auf alle Fälle wollte Morris die Arbeiter mit ihrem Los unzufrieden machen. In dieſer Unzufriedenheit lag die einzige Hoffnung, daß ſie nicht mehr eine Arbeiterklaſſe bilden ſollen, ſondern die Geſellſchaft — die Geſellſchaft, in der alle gleiche Chancen haben ſollten, in der gar nicht alle gleich, ſondern einfach freie Individuen mit allen ihren Verſchiedenheiten ſein würden.

Wir können uns nicht länger bei den Ideen und den Taten dieſer bewegten Zeit in den achtziger Jahren aufhalten, aber trotzdem müſſen wir die Bewegung „New Unionism" erwähnen. Neue Gewerkſchaften wurden gegründet — die ungelernten Arbeiter fingen an, ſich zu organiſieren; der große Dockarbeiterſtreik von 1889 enthüllte eine erſchreckende Armut unter dieſer Bevölkerung. Es war aber im Norden, wo der Ruf nach einer unabhängigen Politik der Arbeiter laut wurde — im Norden, weil dort die Nonconformiſten am ſtärkſten ſind, deren Vorfahren für die Unabhängigkeit von der engliſchen Staatskirche gekämpft hatten.

Im Jahre 1884 hatten die Bergarbeiter das Stimmrecht erhalten; vier Jahre ſpäter verlangten ſie eine Arbeiterpartei. Keir Hardie, der ſchottiſche Bergarbeiter, ſah, daß die Arbeitervertreter im Parlament, die Mitglieder der Liberalen Partei waren, die Arbeiterintereſſen nicht richtig vertraten. Er wurde als erſter Arbeitervertreter ins Parlament gewählt. In ſeiner Arbeitsmütze, ſeiner groben Jacke blieb er ſeinen Kameraden treu.

Die Unabhängige Arbeiterpartei wurde 1893 gegründet. Es hat alſo

etwas mehr als fünfzig Jahre gedauert — zwei Kriege und eine lange Krise mußten die Welt erschüttern —, bis diese kleine Partei die volle Macht in die Hände bekam. Diese Partei, an der die Fabier, die Sozialdemokratische Federation von Hyndman und die Gewerkschaften teilnahmen, wurde sieben Jahre später in „Arbeiter Partei" umgetauft, und 1901 verlas Keir Hardie die erste sozialistische Erklärung im Unterhaus und schloß mit den folgenden Worten: „In diesem Jahrhundert werden die Sozialisten die Wirtschaft demokratisieren."

Keir Hardie wollte es nicht wahr haben, daß die Sozialisten einen Klassenkampf führen. „Die Sozialisten", sagte er, „kämpfen gegen ein System, nicht gegen eine Klasse. Die Arbeiterklasse ist nicht eine Klasse, sie ist eine Nation."

Keir Hardie war aber mehr gegen den Klassenkampf in Theorie als in Praxis. Er war kein Theoretiker, aber war immer bereit, die Sache der Arbeiter zu vertreten. Er wollte die „Arbeiter Partei". Er glaubte an die unveräußerlichen Rechte des einfachen Mannes. Als echter Glaubenskämpfer widmete er sein Leben der Verwirklichung dieser Rechte. Durch seine unermüdliche Organisationsarbeit, seine Zuverlässigkeit in Sachfragen war es ihm möglich, sein Ziel, die Einigung der Arbeiter, zu erreichen. Ueber diese Einigung hinaus aber trachtete er danach, die Arbeiter international denken zu lernen, ihre Augen für die Wichtigkeit der Außenpolitik und damit für die Vermeidung künftiger Kriege zu öffnen.

Der erste Weltkrieg bedrückte seine Seele so sehr, daß er auch körperlich krank wurde. Er starb 1915, und bis zuletzt arbeitete er für eine Zeit, „wo endlich die Völker aller Länder und aller Rassen regieren und so einer leidenden Menschheit Wohlstand, Frieden und Einigkeit bringen würden. („New Leader" — seine letzten Worte.)

Zwei andere Engländer, die das gleiche Ziel vor Augen hatten, aber teilweise andere Wege gingen als Keir Hardie, waren Sidney und Beatrice Webb. Wenn man sieht, daß 45 Mitglieder der Regierung und 229 Mitglieder der Labourfraktion Fabier sind, lohnt es sich, über die Fabiergesellschaft ein paar Worte zu sagen. Die Fabiergesellschaft, die 1884 gegründet wurde, wollte die Taktik des römischen Generals, Fabius Cunctator, übernehmen, der Hannibal durch seine Politik des Abwartens, verbunden mit Zupacken im gegebenen Moment, besiegt hatte. Die führenden Mitglieder der Fabier waren Sidney Webb und Bernard Shaw. Sie wollten keine Partei bilden und blieben nur eine kleine Gruppe von Männern und Frauen, die praktische Lösungen für die dringendsten sozialen Probleme vorbereiten und dafür sorgen wollten, daß ihre Ansichten in Gesetzen verwirklicht wurden. Auch heute hat die Fabiergesellschaft nur 7000 Mitglieder.

Webb trat dafür ein, daß der Sozialismus, der in der Vergangenheit auf den Ideen des revolutionären Klassenkampfes aufgebaut worden war, den neuen Verhältnissen der werdenden Demokratie angepaßt

werden müſſe. Er wollte keine ſozialrevolutionäre Doktrin, ſondern ſoziale Praxis.

Deshalb unterſuchten Webb und ſeine Kollegen die beſtehenden Uebel der Geſellſchaft und zeigten, wie man ihnen abhelfen könne. Sie wollten ſpezialiſierte Forſchungsarbeit auf dem Gebiet des wirtſchaftlichen und ſozialen Lebens leiſten, ſich mit der Technik der Geſetzgebung und Verwaltung vertraut machen und ihre auf dieſe Art gewonnenen Kenntniſſe zur Verfügung der politiſchen Körperſchaften ſtellen. Man müſſe nicht auf eine ſoziale Revolution warten, ſagten ſie. Die Verwirklichung des Sozialismus habe ſchon eingeſetzt.

Webbs Frau ſtammte aus einem ſehr reichen Milieu. Aber ihr Drang nach Wahrheit machte ſie mit einem Leben müßigen Genießens unzufrieden. Sie ſah ein, daß ſie von vier Fünfteln ihrer Mitbürger, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienten, nichts wußte. Deſhalb ging ſie, als Bauerntochter verkleidet, zu einer Fabrikarbeiterfamilie in Lancashire. Sie arbeitete als Schneiderlehrtochter in Oſt-London; ſie ſtudierte die Genoſſenſchaften und Gewerkſchaften, bis ſie in ihrem Tagebuch ſchreiben konnte: „Endlich bin ich Sozialiſtin." Ihr Tagebuch übrigens ſollte man leſen, aber leider iſt nur der erſte Teil, „My Apprenticeship", erſchienen. Wenn wir Gelegenheit haben, „My Partnership" zu leſen, die Zuſammenleben und Arbeit mit Sidney Webb ſchildert, werden wir viel über dieſe letzten fünfzig Jahre lernen können.

Das letzte Buch, das ſie zuſammen ſchrieben, war „Sowjet-Kommunismus, eine neue Ziviliſation?". Sie fühlten, daß eine Rechtfertigung am Platze ſei, dafür daß ſie als hochbetagte Leute ein Werk von ſo gewaltigem Umfang unternähmen. „Die meiſten Menſchen über ſiebzig ſind von etwas beſeſſen", ſagten ſie, „meiſtens von ſich ſelbſt. Nun, wir ziehen es vor, vom Sowjet-Kommunismus beſeſſen zu ſein." Die Webbs beſuchten die Sowjetunion mehrmals, ſie ſahen alles an, ſie unterhielten ſich mit Gewerkſchaftlern, Lehrern, Ingenieuren, Aerzten, Bauern, Fiſchern. Sie ſtudierten die geſamte einſchlägige Literatur in ſechs Sprachen. Was ſie in der Sowjetunion am meiſten intereſſierte, war die überlegte Planung von Produktion, Verteilung und Austauſch — die Planung der Wirtſchaft alſo — nicht für den Profit einzelner, ſondern für die Hebung der Lebenshaltung des ganzen Volkes. Sie behandeln ſehr offen die deſtruktive Tätigkeit des Sowjet-Kommunismus, die in der Ausmerzung der Grundeigentümer und Kapitaliſten gipfelte. Dieſe exploſive Heftigkeit, glauben ſie, ſei auf die Tatſache zurückzuführen, daß Rußland drei Revolutionen auf einmal erlebte: die religiöſe, die wirtſchaftliche und die politiſche; Revolutionen, die ſich in England in der Reformation und in der induſtriellen Umwälzung und der Parlamentsreform über Jahrhunderte verteilten.

Mr. and Mrs. Webb neigen nicht dazu die Opfer gering zu achten. Sie ſehen das ungeheure Geſchehen auf dem Hintergrunde der Jahre

1917 bis 1921. Nur wenn man ſich vergegenwärtige, welches damals der Zuſtand von neun Zehnteln der Bevölkerung zwiſchen der Oſtſee und dem Pazifiſchen Ozean war und welcher Art die wirtſchaftlichen und ſozialen Zuſtände nach dem Bürgerkrieg und der bewaffneten Intervention von ſechs fremden Regierungen in Rußland, nur dann könne man ſich ein Urteil bilden. Die Webbs wünſchen, daß man über den Opfern der Revolution nicht vergeſſe, was ſich in den letzten zwanzig Jahren in Rußland geändert hat.

Sie bewunderten das Fehlen jedes Vorurteils gegenüber Raſſe oder Farbe und ſagten: „Nirgends auf der Welt genießen ſo viele Raſſen und Sprachgruppen trotz ſehr unterſchiedlicher Entwicklung dieſelben wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Möglichkeiten. Wenn wir an die Politik der Arbeiterpartei in Iran und in Paläſtina denken, dürfen wir dies nicht vergeſſen.

Aber bevor wir die Geſchichte der Fabier und der Arbeiterpartei bis zu ihrem Erfolg von 1945 weiterführen, müſſen wir uns fragen, wieſo es kommt, daß die engliſche Entwicklung ſo ruhig — verhältnismäßig ruhig — verlaufen iſt. Warum gab es im Jahre 1848 keine Revolution in England, wie in Frankreich und überall auf dem Feſtland? Warum gab es keine Londoner Kommune, wie die Pariſer Kommune von 1871? Warum gab es keine Antiſozialiſtengeſetze wie diejenigen von Bismarck, die die Arbeiterbewegung in Deutſchland zwölf Jahre lang unterdrückten? Warum gab es keinen richtigen Marxismus in England, obwohl Marx den größten Teil ſeines Lebens in England wohnte und die Erſte Internationale in London gegründet wurde? Warum kam Hitler in Deutſchland und nicht in England?

Es iſt gewiß leichter, dieſe Fragen zu ſtellen, als ſie befriedigend zu beantworten, aber ich werde verſuchen, ein paar Momente aufzuzeigen, und ich hoffe, daß Sie in der Diskuſſion andere hervorheben werden.

Marx ſagte 1872: „Wir beſtreiten nicht, daß es Länder wie England und Amerika gibt, wo die Arbeiter ihre Ziele durch friedliche Mittel erreichen können.“ Wir ſahen, daß die Webbs ſagten, daß in England die drei Revolutionen ſich über Jahrhunderte verteilten. In England dauerte die bürgerliche Revolution von 1642 bis 1689 und endete mit der Niederlage der perſönlichen Monarchie und mit dem Siege des Parlaments. Wie anders war es in Deutſchland, wo das Land in kleine Staaten aufgeteilt war, mit deſpotiſchen Königen und Fürſten. Als Marx und Engels 1848 das „Kommuniſtiſche Manifeſt“ ſchrieben, hatte England ſchon viele revolutionäre Zuckungen überſtanden. Die engliſchen Arbeiter hatten das Recht, Gewerkſchaften zu gründen — wenn auch nicht uneingeſchränkt, ſo doch vierzig Jahre vor Frankreich und Deutſchland. Die Macht der engliſchen Junker wurde ſchon 1830 gebrochen. In Deutſchland, das die bürgerliche Revolution eigentlich nie durchmachte, blieb die Macht der Junker und Militärs bis ins

20. Jahrhundert beſtehen. Frankreich hat wohl ſeine bürgerliche Revolution im 18. Jahrhundert gehabt, mußte aber die Niederlagen von 1830, vom Juni 1848 und die Unterdrückung der Pariſer Commune erleben.

Ueberdies ſind die Engländer nicht ſo theoretiſch veranlagt wie die Deutſchen. Sie denken mehr an die Praxis, wofür Keir Hardie ein gutes Beiſpiel iſt.

Engels gab aber 1892 einen andern Grund an, warum England ſeit Owen keinen Sozialismus gehabt hatte. Er ſagte, die engliſchen Arbeiter hätten bis zu einem gewiſſen Grad teilgenommen an den Vorteilen des Induſtriemonopols. Wie dem auch ſei, war der Einfluß von Marx und Engels in England verhältnismäßig klein, wenn man denkt, daß Marx nirgends anders als in England ſeine wiſſenſchaftliche Arbeit hätte durchführen können. In einem wirtſchaftlich unentwickelten Lande wie Deutſchland wäre das unmöglich geweſen.

Obwohl die Bücher von Marx und Engels in England geſchrieben wurden, wurden ſie nicht ſofort überſetzt. Engels' „Lage der arbeitenden Klaſſe in England" zum Beiſpiel, das 1845 erſchien, wurde erſt vierzig Jahre ſpäter ins Engliſche überſetzt — und zwar in New York. Erſt 1892 wurde das Werk in London veröffentlicht.

Der Grund dieſer Verſpätung war nicht der Mangel an Kenntnis der engliſchen Sprache. Marx und Engels ſchrieben wie Engländer, ſonſt hätte Marx nicht regelmäßig Artikel an die „New York Tribune" ſchicken können. Ich nehme an, der Engländer hörte nicht gern ſolche Wahrheiten über ſein Land.

Aber noch etwas ſollten wir erwähnen in der Frage Marx und England, und das iſt die Rolle der Nonconformists. Die Arbeiter brauchten nicht antireligiös zu werden wie die Sozialisten auf dem Feſtland es wurden, weil in England die Macht der Kirche ſchon gebrochen war. Wie viele von den ſozialiſtiſchen Führern waren tief religiöſe Männer, ſo wie Keir Hardie, Arthur Henderſon, Lansbury oder Cripps.

Weiter ſagt man, die Engländer wiſſen immer, wann ſie nachgeben müſſen. Sie verloren ihre Kolonien in Nordamerika, weil ſie damals dieſe Kunſt nicht verſtanden, und ſeither haben ſie ſicher oft gezeigt, daß ſie wiſſen, wann der Moment gekommen iſt. Wir hoffen, daß ſie dies nun in Indien und Aegypten und anderswo tun werden.

Aber wir müſſen nun ſehen, wie ſich dieſer neue Sozialismus der achtziger Jahre entwickelte. Die Gewerkſchaften blühten auf, ſie gewannen namentlich die ungelernten Arbeiter, die den Kampf um einen Minimallohn, den Achtſtundentag und das Recht auf Arbeit weiterführten. Unter der Führung von Keir Hardie lief die politiſche Bewegung parallel dazu. Nach dem erſten Weltkrieg wurde die Arbeiterpartei durch Arthur Henderſon neu organiſiert (bis dann gab es keine Einzelmitglieder). Die Nachkriegskriſe, die 1920 anfing, ſchwächte die

Gewerkſchaften, politiſch aber machte die Bewegung doch Fortſchritte, und im Jahre 1924 kam die erſte Regierung der Arbeiterpartei (191 Abgeordnete) zuſtande, die aber über keine Mehrheit im Parlament verfügte und nicht einmal ein Jahr dauèrte.

1926 wurde der Generalſtreik ausgelöſt, um die Bergarbeiter in ihrer Forderung auf einen Exiſtenzlohn zu unterſtützen. Die Gewerkſchaften wurden durch die Niederlage des Generalſtreiks geſchwächt, aber innerhalb von drei Jahren hatte die Partei wieder die Führung im Parlament, jedoch ohne Mehrheit (1929: 287 Abgeordnete). Nach zwei Jahren brach ſie in der Weltkriſe zuſammen. Danach blieb der Arbeiterpartei die Möglichkeit, die offizielle Oppoſition der Regierung zu werden — mit 166 Abgeordneten, und nach dem zweiten Weltkrieg konnte ſie mit 390 Abgeordneten die erſte wirkliche Arbeiterregierung bilden. 2 Abgeordnete im Jahre 1900, 390 im Jahre 1945. Das iſt ſchon ein Fortſchritt.

Dieſe 1945er Wahlen wurden durch die Arbeiter gewonnen trotz dem Ruhm des konſervativen Führers, trotzdem Churchill die niedrigſten Mittel brauchte, um die Arbeiterpartei zu verleumden. Er warnte vor Geſtapomethoden und vor Laski als Diktator. Andere von ſeinen Kollegen ſagten: „Erinnert euch an Belſen" — als ob die Arbeiterpartei ihre Gegner in Konzentrationslager werfen würde.

Aber die Tories hatten nichts zu bieten, außer der Auffaſſung, daß ſie die von der Vorſehung beſtimmten Regenten ſeien. Die Arbeiter konnten ſich auf ihr Programm ſtützen. Und man darf nicht vergeſſen, welche Rolle ſolche Bücher wie Michael Foots „Prozess Mussolini" geſpielt haben oder John Stracheys „Dein Tory Abgeordneter". Von den dreihundert Abgeordneten, die Strachey an den Pranger ſtellte, indem er ihre Worte zur Zeit von München zitierte, von dieſen dreihundert Abgeordneten wurden hundertundelf nicht gewählt, mehr als die Hälfte jener, die kandidierten.

Ein paar Tatſachen über dieſe Wahlen: Bis 1918 waren faſt alle Arbeiterabgeordneten Gewerkſchaftsbeamte; im Jahre 1939 waren es die Hälfte, aber 1945 bloß 20 Prozent; zwei Drittel nahmen ihre Plätze im Parlament zum erſten Male ein. 20 der Miniſter abſolvierten die Volksſchule; bloß 9 beſuchten public schools (die wirklich private Schulen für die Reichen ſind); 100 haben ſich in der Arbeiterſchule oder im Ruskin College ausgebildet.

Man ſieht, wie dieſe Regierung nie zuſtande gekommen wäre ohne die ſtaatlichen Mittelſchulen und Schulen für Erwachſene. Und ich wiederhole, 229 der neuen Abgeordneten gehören der Fabiergeſellſchaft an, 45 der Regierung: Attlee, Alexander, Ellen Wilkinſon, Bevin, Bevan, Shinwell, Pethick-Lawrence, Morriſon, Cripps, Dalton uſw.

Die Männer und Frauen, die dieſe Regierung wählten, wollten eine wirkliche Umwälzung. Sie ſind anders als die Generation von 1918:

1. Viel beſſer geſchult.
2. ſind die Mittelſchichten, die Wiſſenſchafter, Techniker, die untern Verwaltungsbeamten zum großen Teil gewonnen worden. Durch die Ereigniſſe weiſer geworden, ſehen ſie die Notwendigkeit ſozialer Planung ein.
3. Die Entwicklung des Krieges von der Niederlage zum Erfolg hat das Selbſtvertrauen des britiſchen Volkes gehoben.
4. Die Sowjetunion hat in dieſem Kriege gezeigt, daß Planwirtſchaft eine praktiſche Möglichkeit iſt. Der Einfluß von Sichel und Hammer geht weit über die Kreiſe hinaus, die von der kommuniſtiſchen Propaganda direkt erreicht werden. Dieſe Bemerkungen entnehme ich einer Fabier-Broſchüre von Margaret Cole über die Wahlen.

Und noch etwas möchte ich erwähnen. „Vor zehn Jahren" ſagt Margaret Cole, „meinten viele, wir müßten eine verwäſſerte Form der Propaganda anwenden, um den unteren Mittelſtand zu gewinnen. Dies iſt unnötig geweſen, wie die Ergebniſſe der Wahlen zeigen." Dies ſollten unſere Schweizer Sozialiſten auch beherzigen und für einen wirklich klaren Sozialismus eintreten. (Aber natürlich haben wir hier nicht ſo gelitten wie die Engländer.) Man ſollte hier die Strachey-Broſchüre leſen, die 1937 erſchienen iſt: „Warum ſollſt du ein Sozialiſt ſein?", eine klare, einfache Unterſuchung von Problemen wie: Die Urſachen der Arbeitsloſigkeit — Die Urſachen des Krieges — Was verurſacht Konjunktur und Kriſe? — Was iſt Sozialismus? — Was iſt Kapitalismus?

John Strachey iſt nun Ernährungsminiſter und es ſieht ſo aus, als ob er die energiſchen Worte ſeiner Broſchüre in die Tat umſetzen will. Seine Worte hatten vor dem Kriege einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß die USA. ihm die Einreiſe verweigerten — als „gefährlichem Kommuniſten". Er hatte verſucht, Marx in einfaches Engliſch zu überſetzen, er arbeitete mit Gollancz und dem „Left Book Club", er wollte mit den Kommuniſten zuſammen arbeiten. Heute iſt er Ernährungsminiſter, und man hofft, daß ſeine ungewöhnliche geiſtige Kraft noch auf anderen Gebieten zur Geltung kommen wird.

In ſeiner Broſchüre zeigt Strachey, daß 90 Prozent der Bevölkerung Lohnverdiener ſind, während 10 Prozent das Kapital beſitzen, daß 13½ der 47 Millionen unterernährt ſind, obwohl Großbritannien ein ſehr reiches Land iſt (Sir John Ellerman hatte zum Beiſpiel ein Einkommen von 2 Millionen Pfund im Jahr) und daß vor dem Krieg 1½ bis 3 Millionen arbeitslos waren. Strachey unterſtützt Marxens Verelendungstheorie (ohne ſie zu nennen), indem er ſagt, „die Lebensbedingungen für die Maſſen in den meiſten kapitaliſtiſchen Ländern werden immer ſchlimmer werden — aber noch nicht in Großbritannien, weil wir das größte und reichſte Weltreich beſitzen". Kürzere Ar-

beitszeit und beſſere ſoziale Dienſte ſind geſichert worden, aber die ungeheure Zunahme der Unſicherheit mit allem, was ſie bedeutet, iſt auch nicht zu leugnen.

Strachey zitiert einen amerikaniſchen Schriftſteller, der nach ſeinem Aufenthalt in Moskau erklärte, „Ich habe die Zukunft geſehen, und ſie funktioniert". Man kann nicht beſtreiten, daß 170 Millionen Menſchen ohne Kapitaliſten, Grundbeſitzer und Arbeitgeber auskommen, und daß es ihnen unvergleichlich viel beſſer geht als zur Zeit des Kapitalismus in Rußland. Die neue Auflage dieſer Broſchüre Stracheys, die 1944 erſchien, zeigt, daß er ſeine Anſichten über die Sowjetunion nicht geändert hat.

Es iſt gut, zu wiſſen, daß einige Männer in England am Ruder ſind, die das Poſitive in Rußland wirklich begreifen. Und nun möchte ich zeigen, wie ſich Strachey 1937 die Verwirklichung des Sozialismus in England vorſtellte. „Wir kommen zum Sozialismus", ſagt er, „indem wir die Macht aus den Händen der 4 Millionen nehmen und ſie in die Hände der 43 Millionen legen. Der erſte Schritt iſt, daß wir eine neue Regierung wählen. Aber das iſt bloß ein Anfang. Wir müſſen mit ungeheurer Propaganda gegen uns rechnen (Laski — GPU.), mit wirtſchaftlicher Sabotage; die 4 Millionen werden eine Panik hervorrufen. Es iſt möglich, daß die 4 Millionen einen Verſuch machen werden, mit Gewalt gegen uns vorzugehen. In dieſem Fall muß die demokratiſche Regierung ſchnell handeln, um das Chaos zu verhindern. Wir behalten uns das Recht vor, der Gewalt der Reaktionäre zu begegnen — durch ſchnellen, kurzen, entſcheidenden Gebrauch von Gewalt, um die Niederlage der Demokratie zu verhindern." Aber Strachey hofft, daß das gar nicht nötig ſein werde.

„Die Arbeiterbewegung", ſagt er, „iſt innerhalb des Kapitalismus groß geworden. Der Kern der Organiſationen, die den Kapitalismus erſetzen ſollen, ſind die Gewerkſchaften, die Genoſſenſchaften und die Arbeiterparteien. In der Arbeiterbewegung, die dieſe Organiſationen bilden, kommt die inſtinktive Entſchloſſenheit der 43 Millionen zum Ausdruck, ſich zu ſchützen gegen die abſolute Herrſchaft der 4 Millionen. Aus dieſer Arbeiterbewegung kann der neue Staat gebaut werden, der die Intereſſen der 43 Millionen vertreten wird."

Strachey anerkennt das Genie der Engländer für Organiſation, ſieht aber auch ihre große Schwäche, zu wenig vorauszuſehen. Die Arbeiterbewegung hat um beſſere Löhne, kürzere Arbeitszeit, mehr ſoziale Leiſtungen uſw. gekämpft, ohne auszudenken, was die Folgen ſein müſſen. Seit dem Kriege (1914—1918) iſt ſie ſozialiſtiſch geworden, aber ſie hat bis jetzt (1937) noch nicht klar geſehen, was es wirklich bedeutet, den Kapitalismus abzuſchaffen und den Sozialismus zu bauen.

Die 1944 vergrößerte Ausgabe dieſer Broſchüre zeigt, daß Strachey die Gefahr des Faſchismus erkennt. „Der Faſchismus", ſagt er, „iſt

nicht ein außergewöhnlicher Wahnsinn, der sich auf Deutschland und Italien beschränkt. Er ist die logische Folge der Verhinderung des Fortschritts zu einem besseren Wirtschaftssystem. Die Menschen, die dies verhindern wollen, malen die Sowjetunion in den schwärzesten Farben. Es ist nur natürlich", sagt Strachey, „daß die Leute, die die Produktionsmittel in der übrigen Welt besitzen, und diejenigen, die für sie sprechen und schreiben, uns klar machen wollen, daß es den Russen schlecht geht, seitdem sie die Produktionsmittel den Händen der russischen Kapitalisten entwunden haben." Aber gab es keine Liquidierungen in der Sowjetunion? „Ja", sagt Strachey. „Es sind dort Dinge vorgekommen, die, wie ich leidenschaftlich hoffe, hier in Großbritannien nie vorkommen werden. Aber vergessen wir nie: Wir und die anderen kapitalistischen Staaten der Welt sind es, die die Russen zu so schwierigen Leuten gemacht haben."

Ob Strachey sich nun für ein Zusammengehen mit Rußland einsetzt, wissen wir nicht. Er hat auf jeden Fall in der Frage der unpopulären Brotrationierung an internationale Verpflichtungen gedacht und sich stark erwiesen. Der „New Statesman" hofft, daß er einen noch größeren Posten einnehmen werde — der seiner außergewöhnlichen Begabung entspricht. — Denkt der Redaktor hier an einen Ersatz für Bevin?

Was die Arbeiterregierung in der Innenpolitik leistet, bewundern wir alle — ihren Fünfjahresplan für die Verstaatlichung der Bank von England, der Bergwerke, der Stahlindustrie, ihre revolutionären Vorschläge für den Gesundheitsdienst, für die Erziehung des Volkes usw.

(Fortsetzung folgt.) *Millicent Furrer-Proud.*

Beherrschung der Wirtschaft

Schon längst wollte ich in den „Neuen Wegen" Prof. *R. H. Tawneys* Buch *„Religion und Frühkapitalismus"*, das seit einiger Zeit auch in deutscher Uebersetzung vorliegt (Verlag Francke, Bern), besprechen und empfehlen. Doch bietet sich erst jetzt, da für einmal die Schweizerische Rundschau ausfallen kann, Gelegenheit und Platz dafür, und es ist ja immer noch nicht zu spät, nachdrücklich auf dieses bedeutende, bahnbrechende Werk hinzuweisen, das in gewissem Sinne dauernd aktuell bleibt, ja eigentlich immer aktueller wird.

Es kann sich dabei freilich nicht darum handeln, von dem Gedankenreichtum und der Fülle neuer Erkenntnisse, die Professor Tawney — und in welch bescheidener, gewinnender Art! — in seiner Untersuchung ausbreitet, auch nur eine entfernte Vorstellung zu geben. Ich möchte lediglich eine Hauptlinie seiner Darstellung, sozusagen den roten Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, einigermaßen klarlegen und nachzeichnen, und zwar ausgehend von der im Titel ange-

deuteten Frage, ob es vom Boden der chriſtlichen Sittlichkeit aus möglich und notwendig ſei, das Wirtſchaftsleben zu beherrſchen und zweckvoll zu geſtalten. Es geht alſo, wie man ſieht, um eine Angelegenheit, die ins innerſte Zentrum der religiös-ſozialen Botſchaft hineinführt.

Die hier geſtellte Frage wäre früheren Generationen überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Insbeſondere noch für die *mittelalterliche Kirche* war es ganz ſelbſtverſtändlich, daß es keine Trennung gebe „zwiſchen einem innerlichen, perſönlichen Leben, welches die ‚Sphäre der Religion' ausmacht und den praktiſchen Intereſſen der äußern Ordnung der Dinge, den unperſönlichen Einrichtungen, für die, wenn man gewiſſen modernen Anſchauungen glauben will, die Religion nicht maßgebend iſt", um Tawneys Formulierung zu gebrauchen. Die Wirtſchaftsintereſſen ſind dem Hauptanliegen im Leben, dem Seelenheil, untergeordnet, und das wirtſchaftliche Verhalten macht nur einen Teil der perſönlichen Lebensführung aus, unterſteht alſo den Regeln der Sittlichkeit genau ſo wie irgend ein anderes Lebensgebiet — das war für die römiſche Kirche (und iſt es grundſätzlich heute noch) ein Axiom, an dem zu rütteln niemandem einfallen konnte.
Das Verhältnis von Chriſtentum und Wirtſchaftsordnung gab denn auch durch lange Jahrhunderte hindurch keine eigentlichen Probleme auf. Zu Schwierigkeiten führte es erſt, als ſich, beſonders vom 16. Jahrhundert an, *revolutionäre Veränderungen* in allen Wirtſchaftszweigen — im Handel, im Geldweſen, in der Preisgeſtaltung, in der Landwirtſchaft, im Verkehr einſtellten, die in den Gemütern Verwirrung ſtifteten und es nicht mehr ſo einfach erſcheinen ließen, der neuen Lage mit einem Gefüge von Lehre, Geſetz und Ueberlieferung entgegenzutreten, wie ſie ſich in den vorhergehenden drei Jahrhunderten herausgebildet hatten. Die Sittenlehrer predigten freilich nur in um ſo ſtärkeren Tönen die von den Scholaſtikern entwickelte Forderung, daß die immer weiter um ſich greifende *Erwerbsgier* — in der ſpäter die liberalen Theoretiker die einzig zuverläſſige wirtſchaftliche Triebkraft ſahen — ſtreng gezügelt und den höheren Zwecken des Lebens und der Geſellſchaft unterworfen werden müſſe. Der Handwerker, der ein Gut verfertigt, der Kaufmann, der es verfrachtet, ſie beide haben Anſpruch auf eine billige Entſchädigung für ihre Leiſtung, auf den „gerechten Preis", der in der mittelalterlichen Wirtſchaftsethik eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. "Unverzeihlicher Sünde aber macht ſich der Spekulant oder der Zwiſchenhändler ſchuldig, der die Bedürfniſſe der Allgemeinheit für ſeinen privaten Gewinn ausbeutet. Die Arbeitswerttheorie iſt der wahre Abkömmling der Lehren des Thomas von Aquino. Der letzte der Scholaſtiker war Karl Marx." Kein ſchlechtes Zeugnis; denn hier, in der Lehre vom gerechten Preis, von der Unſittlichkeit des Profitmachens und Zinsnehmens, von der Verwerflichkeit der Ausnützung der Notlage eines anderen oder der Schwankungen des Marktes zu perſönlicher Bereicherung, hier bekundete ſich ja beſtes und

urſprünglichſtes chriſtliches Denken, und daß der moderne Sozialismus gerade an dieſe Grundlehren wieder anknüpft, ſollte ihn eigentlich vor dem Vorwurf der Unchriſtlichkeit und Gottloſigkeit von vornherein ſchützen.

Allein all das war eben doch nur die eine Seite der mittelalterlich-katholiſchen Geſellſchaftslehre. Die andere Seite war, daß ſie getreu die überlieferten Sozialordnungen und Produktionsverhältniſſe widerſpiegelte. Die römiſche Kirche bekämpfte den aufkommenden Kapitalismus nur, um deſto kräftiger den bedrohten *Feudalismus* ſtützen zu können; war ſie doch ſelber „ein gewaltiger feſteingeſeſſener Intereſſenkonzern, der mit der Wirtſchaft beſonders auf dem Gebiete der Landwirtſchaft und des Landbeſitzes aufs engſte verknüpft war", wie Tawney bemerkt. Zum Feudalbeſitz aber gehörte die Ausbeutung der hörigen und leibeigenen Landbebauer, die im allgemeinen neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten, in ihrer nackteſten und ſchamloſeſten Form. Und dazu ſchwieg die Kirche. Die mittelalterlich-katholiſche Wirtſchaftsgeſinnung war auf dieſe Weiſe ausgeſprochen konſervativ, ſtatiſch; die geſellſchaftliche Ordnung mit ihrem Neben- und Uebereinander der Berufsſtände mußte hingenommen werden, wie ſie war; die Tatſache des Beſtehens einer von Grund auf ungerechten Klaſſengeſellſchaft wurde einfach ignoriert und alles ſelbſtändige Denken in den unteren Klaſſen, geſchweige denn die Auflehnung gegen die „gottgegebene" Ordnung, ſtrengſtens verurteilt.

Lag hierin ſchwere Schuld der römiſchen Kirche, ſo wird man viel nachſichtiger über ihr Unvermögen urteilen müſſen, die neu heraufkommenden Wirtſchaftskräfte zu zügeln und zu meiſtern. Die Aufgabe war in der Tat faſt übermenſchlich ſchwer; ſie wäre nur mit Erfolg anzupacken geweſen, wenn die Kirche frei von allen Bindungen an die feudale Ordnung geweſen wäre und dem Wirtſchaftsegoismus und der Ausbeutungspraxis der Feudalbeſitzer mit der gleichen evangeliſchen Kraft und Klarheit entgegengetreten wäre, mit der ſie in ihren beſten Vertretern den kapitaliſtiſchen Gewinngeiſt anprangerte. So aber ſtand ſie der Wirtſchaftskriſe des 16. Jahrhunderts — der größten, die Europa ſeit dem Untergang des römiſchen Reiches erlebte — und der ſtürmiſch hereinbrechenden Wirtſchaftsrevolution, welche die großen Entdeckungen einleiteten, ſo gut wie hilflos gegenüber. Und hilflos ſtand ihr zunächſt auch die *Reformation* gegenüber, zum mindeſten in ihrer lutheriſchen Geſtalt.

Luthers Sozialauffaſſung krankte an der gleichen Zwieſpältigkeit wie diejenige der römiſchen Kirche. Der Reformator von Wittenberg fand die radikalſten urchriſtlich-evangeliſchen Töne gegen Gewinngier und Ausbeutung, wobei ihm die ausbeuteriſche Tätigkeit der Kirche und diejenige der Handels- und Bankkapitaliſten nur zwei Hörner am Kopf desſelben Tieres waren, das auf den ſieben Hügeln thronte. Anderſeits erwies er ſich gegenüber dem großen Klaſſenkampf ſeiner

Zeit, dem Bauernaufſtand, als derart roher Reaktionär, daß er damit wiederum dem Feudalſyſtem unſchätzbare Dienſte leiſtete und die politiſch-ſoziale Entwicklung des deutſchen Proteſtantismus bis auf den heutigen Tag in unheilvoller Weiſe beeinflußte. In ſeiner Geſellſchaftslehre blieb ſo, wie Tawney ſagt, „etwas Ungelöſtes, ein Dualismus, der die Religion ihres ſozialen Weſenszuges und die Geſellſchaft ihres innerſten Gehaltes beraubte". Das weltliche Handeln war bei Luther grundſätzlich ſich ſelbſt überlaſſen und die Lehre von der „Eigengeſetzlichkeit" des Staates und der Wirtſchaft bereits in allen weſentlichen Stücken vorgebildet, auf *dieſer* Linie ein unheilvoller Rückſchritt gegenüber dem Katholizismus.

Hier blieb *Calvin* der urevangeliſchen Reichsgottesauffaſſung unbedingt treu. Der Calvinismus, die Weltform der Reformation, wurde in der Tat zu einer ſtaats- und wirtſchaftsumgeſtaltenden, radikalſozialen Kraft erſter Ordnung. „Sein Anliegen war nicht nur das Individuum, ſondern ebenſoſehr die Kirche und der Staat. Er trachtete danach, alle Bezirke des Lebens, öffentliche wie private, mit Religion zu durchdringen und ſo die Geſellſchaft zu reformieren." Daß dieſe Geſellſchaftserneuerung durch ein uns heutige abſtoßendes Syſtem „totalitärer" Kirchen- und Gemeindezucht verſucht wurde, iſt eine Sache für ſich; „dem überzeugten Calviniſten", ſo meint Tawney, „erſchien die Diktatur der Geiſtlichkeit ebenſo ſelbſtverſtändlich wie der Wohlfahrtsausſchuß den Männern von 1793 oder die Diktatur des Proletariats dem begeiſterten Bolſchewiken". Das Weſentliche im Calvinismus ſind dieſe *Mittel,* die Theokratie aufzurichten, keineswegs; als entſcheidend erwies ſich das erſtrebte *Ziel:* die Unterwerfung allen Gemeinſchaftslebens unter die Geſetze Gottes, ſo wie ſie ihm klar geworden waren. Calvins römiſche Erbſchaft wirkte hier in gewaltiger Weiſe weiter — gleichfalls bis auf den heutigen Tag.

Dabei hatte ſich aber im Calvinismus, der eben in der bürgerlich-kapitaliſtiſchen Handelsſtadt Genf zum Durchbruch kam, bereits eine folgenſchwere Wendung angebahnt: Die Reformation ſagte nicht mehr Nein zu den neuen Wirtſchaftskräften, ſondern ſprach dazu ihr deutliches, kräftiges Ja. Handels- und Finanzgewinne gehörten nunmehr „auf dieſelbe ehrenhafte Ebene wie die Einkünfte des Bauern und die Zinſen des Grundbeſitzers" (Tawney). Geldmachen wird nicht mehr von vornherein als ſündhaft gebrandmarkt; verpönt iſt nur der ſelbſtſüchtige oder prahleriſche Gebrauch des Geldes. Die wirtſchaftliche Realität der Zeit wird grundſätzlich ohne Hemmung anerkannt; nur ſoll dieſe Realität in unermüdlicher Arbeit *zur Ehre Gottes bewältigt* und ins Leben des Chriſten eingegliedert werden. Das Ziel iſt nicht mehr die perſönliche Erlöſung, ſondern die Heiligung der Welt durch Kampf und Arbeit. Die guten Werke können die Seligkeit nicht erwirken, aber ſie ſind unentbehrlich für den Nachweis, daß man *erwählt* iſt.

Das war eine eigentlich revolutionäre Wendung. Ein ganz neuer Typus des Chriſten bildete ſich auf dem Boden der calviniſtiſchen Gnadenlehre aus, ein Typus ‚der von demjenigen des katholiſchen Normalchriſten völlig verſchieden war und dem kapitaliſtiſchen Bürgertum ein neues Geſicht zu geben geeignet war. Profeſſor Tawney wagt ſogar die Behauptung, Calvin habe, wenn auch in kleinerem Rahmen, ſo doch mit ebenſo furchtbaren Waffen für die Bourgeoiſie im 16. Jahrhundert vielleicht das gleiche geleiſtet, was Marx für das Proletariat im 19., und glaubt, daß „die Prädeſtinationslehre mit der Gewißheit, die ſie verlieh, daß die überirdiſchen Mächte auf der Seite der Auserwählten ſtünden, in einem ähnlichen Sinn auf die Maſſen eingewirkt habe wie im letzten Jahrhundert die Theorie des hiſtoriſchen Materialismus".

Den Zuſammenhang zwiſchen Calvinismus und Kapitalismus hat, wie man weiß, vor allem *Max Weber* in ſeinen epochemachenden Arbeiten unterſucht. Tawney glaubt freilich — und es iſt ihm dabei zuzuſtimmen —, daß Max Weber die Rolle des Calvinismus für die Ausbildung der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsgeſinnung ſtark überſchätzt habe; die Entwicklung des Kapitalismus in Holland und England im 16. und 17. Jahrhundert ſei weniger der Tatſache zuzuſchreiben, daß dieſe Länder proteſtantiſche Mächte waren, als den wirtſchaftlichen Umwälzungen der Zeit, insbeſondere den großen Entdeckungen und ihren Folgen, ſo wie auch ſchon im 15. Jahrhundert in Venedig und Florenz, in Süddeutſchland und Flandern der Geiſt des Kapitalismus ſehr lebendig geweſen ſei, obwohl alle dieſe Länder damals noch ſehr katholiſch waren. Anderſeits hat Weber die Rolle der wirtſchaftlich-ſozialen Verhältniſſe für den Durchbruch der Reformation eher unterſchätzt; die Klaſſenkämpfe der Bürger und Bauern bedienten ſich nur zu gern einer Lehre, die ihnen ſo ſcharfe Waffen gegen den weltlichen und kirchlichen Feudalismus in die Hand gab wie der Proteſtantismus.

Das richtige Verhältnis von Reformation und Kapitalismus war wohl dies, daß proteſtantiſcher, namentlich calviniſtiſcher, Geiſt und bürgerlich-wirtſchaftlicher Individualismus *bis zu einem gewiſſen Grad* Ausdrucksformen der gleichen, in einem neuen Menſchentypus verkörperten Denkweiſe waren und dank dieſer inneren Verwandtſchaft wechſelſeitig in ſtärkſter Art aufeinander einwirkten. Der Proteſtantismus konnte nur deshalb ſeinen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung des kapitaliſtiſchen Bürgertums und ſeiner Wirtſchaftstätigkeit gewinnen, weil er mehr und mehr ein Teil jener großen Zeitſtrömung geworden war, die Staat, Wirtſchaft und Kultur planmäßig von der Herrſchaft des Sittengeſetzes loslöſte, verweltlichte und verſelbſtändigte. Das Paradoxon ereignete ſich, daß auf dem Boden des Calvinismus die Oberherrſchaft des Sittlich-Religiöſen über das Wirtſchaftlich-Soziale nur mehr dadurch behauptet werden konnte, daß ſich die chriſtliche Lehre und Praxis tatſächlich den Geſetzen und Bedürf-

niſſen der zum Kapitalismus gewandelten Wirtſchaft anpaßte. Der calviniſtiſche Proteſtantismus durchdrang wohl in ſtärkſtem Maße die Wirtſchaft — aber es war ein Proteſtantismus, der ſeine Seele verloren hatte und zu einer bloßen *Verklärung von Weltmächten und Wirtſchaftskräften* geworden war. Es iſt der Weg von der Gottesreichbotſchaft zur Religion — um Leonhard Ragazens Lieblingsbegriffe zu verwenden —, den der Proteſtantismus durchmeſſen hatte.

Der Darſtellung dieſer Entwicklung, namentlich auf engliſchem Boden, gilt der wichtigſte Teil des Buches von Tawney. Ich kann darauf unmöglich näher eintreten; man muß die erregende, glänzend belegte Geſchichte der Soziallehren des britiſchen Proteſtantismus, insbeſondere ſeiner freikirchlichen Formen, die hier geſchrieben wurde, ſelber nachleſen. Das Ergebnis des langen Prozeſſes, der ſich im Schoße des Calvinismus abſpielte, war jedenfalls eindeutig: „Der Wirtſchaftsindividualismus wurde zum Merkmal des arrivierten Puritanismus, der, als er politiſch bedeutungsvoll wurde, auch in einen Prozeß der Verweltlichung und des Kompromiſſes einlenkte. Es ging jetzt nicht ſo ſehr um die Errichtung des Gottesreiches auf Erden als um die Verwirklichung eines Perſönlichkeitsideals durch pünktliche Erfüllung öffentlicher und privater Pflichten. Theoretiſch hatte der Calvinismus Diſziplin gewollt; was praktiſch herausſchaute, war Freiheit.“ Und wiederum: „Das Gelddenken, der wirtſchaftliche Egoismus, das Gewinnſtreben, dieſe Dinge hat es zu allen Zeiten gegeben. Bezeichnend iſt, daß jetzt aus einem moraliſchen Gebrechen eine Tugend gemacht wird. Es ſcheint nun plötzlich, daß der Menſch doch zwei Herren dienen kann, denn — ſo vorzüglich iſt die Welt eingerichtet — er kann ſich von dem einen bezahlen laſſen, während er für den anderen arbeitet. Das Erwerbsſtreben, früher als unſozial verdammt, gilt jetzt als eine von Gott auferlegte Pflicht.“

Daß eine ſolche Wirtſchafts„ethik“ jede Verantwortung der Geſellſchaft für die *ſoziale Not* ablehnte und Armut als Folge ſittlicher Verdorbenheit erklärte, weshalb ſie zu bekämpfen wider Gottes Gebot verſtoße, iſt unſchwer zu begreifen; Arthur Youngs Wort: „Jeder außer einem Dummkopf weiß, daß die untern Klaſſen in der Armut zu belaſſen ſind, ſonſt ſind ſie nie fleißig“, war in den ſchönſten Zeiten des Mancheſterliberalismus geradezu ein Gemeinplatz. Man diskutierte gar nicht mehr darüber; man fand es ſelbſtverſtändlich.

Und nun ſtehen wir ſchon wieder in einer neuen Entwicklung mitten in einer gänzlich veränderten Welt drin. Das England der Labourregierung, die 1945 von einer mächtigen Volksbewegung zur Macht emporgetragen worden iſt, iſt der Ausdruck einer *neuen Revolution*, die nunmehr von der Religion zum Gottesreich zurückführt. Denn welche Kräfte auch immer zuſammengewirkt haben, um den britiſchen Sozialismus zu formen und groß zu machen: das eine ſteht feſt, daß calviniſtiſches Chriſtentum daran einen hervorragenden, ent-

ſcheidenden Anteil hat. Das weiß jeder, dem die Geſchichte und Geiſteswelt der Labourbewegung vertraut iſt. So wie die *Demokratie* in den angelſächſiſchen Ländern ihre ſtärkſte Wurzel in der Reformation Calvins und ſeiner Nachfolger hat, ſo iſt der beſte Gehalt der theokratiſchen Lehre und Tätigkeit Calvins nun auch in den britiſchen *Sozialismus* übergegangen. Und nicht bloß in den britiſchen Sozialismus; im freiheitlichen Sozialismus aller Länder, ja — ich ſcheue mich nicht es zu ſagen — auch im ruſſiſchen Kommunismus iſt die Wahrheit wieder aufgebrochen, die im mittelalterlichen Katholizismus und im frühen Proteſtantismus lebendig war und nachher ſo tragiſchſchuldhaft verloren ging, daß die Wirtſchaft nicht ſich ſelbſt, und das heißt dem menſchlichen Triebleben und den Dämonen der Welt, überlaſſen werden darf, ſondern der Herrſchaft des Sittengeſetzes, ja Gottes ſelbſt, unterworfen werden muß. „Ein Kompromiß", ſo ſagt Tawney in einem Schlußwort, „zwiſchen der Kirche Chriſti und der Geldverehrung, welche praktiſch die Religion einer kapitaliſtiſchen Geſellſchaft iſt, iſt ebenſo unmöglich wie ein Kompromiß zwiſchen der Kirche und dem vergötzten Staat im Römiſchen Reiche."

Hugo Kramer.

Kontroverſe über den Zionismus

Zwiſchen Pfr. Herbert Hug und Norbert Weldler.

Im erſten Teil meiner Darlegung über den „Zionismus als Weltproblem", der in Nr. 1 der „Neuen Wege" a. c. nachzuleſen iſt, ſteht der Satz: „Darum iſt es zu begreifen, daß *Norbert Weldler* bereits den ‚Sieg des zioniſtiſchen Gedankens' als *die* Löſung der Judenfrage verkündigt hat und dabei die ganze Komplexität des Problems unterſchlägt." (S. 26.) Gegen den Ausdruck „unterſchlägt" hat ſich inzwiſchen Norbert Weldler verwahrt und erklärt, er habe nichts unterſchlagen und in ſeinem Buche zur Genüge gezeigt, wie komplex das Problem ſei. Gewiß, das ſei unbeſtritten, er hat auf die Fülle der Schwierigkeiten hingewieſen, die ſich den *zioniſtiſchen* Beſtrebungen entgegenſtellen, aber Eines und gerade das, was zu beweiſen geweſen wäre, hat er mir und ſicher noch vielen anderen nicht glaubhaft machen können, daß nämlich der Zionismus *die* Löſung der ganzen Judenfrage ſei. In meiner früheren Beſprechung ſeines leſenswerten Buches (ſiehe „Theol. Zeitſchrift", Baſel, 1945, S. 295—298) hatte ich ſchon ſeinerzeit geſchrieben, daß Weldler die Judenfrage „in ihrer ganzen Komplexität auf das, den Zionismus vorläufig allein intereſſierende, Politicum konzentriere" und ſich auf „das unaufhebbare Theologicum" überhaupt nicht einlaſſe. Nun möchte ich fragen, ob es noch in unſerer

Zeit nach allem, was geſchehen iſt, erlaubt ſei, von *der* Löſung der Judenfrage zu reden, ohne ſich in eine Auseinanderſetzung einzulaſſen mit jüdiſchen und chriſtlichen Autoren, die dieſe Löſung in einer ganz anderen Richtung meinen ſuchen und ſehen zu müſſen? Kann man ſich denn zioniſtiſcherſeits geſtatten, ungefähr die geſamte chriſtliche Literatur, die ſich um dieſes Problem bemüht, mit der Bemerkung „ſehr, ſehr traurig" (S. 135) abzutun, nur weil ſie der Herzl'ſchen Ideologie gegenüber eine kritiſche Haltung bewahrt? Wenn man ſchon einen ſo hohen Anſpruch erhebt, *die* Löſung der Judenfrage gefunden zu haben, ſo wäre mindeſtens ein Seitenblick auf das, was ein *Paulus* in den Kapiteln 9—11 des Römerbriefes dartut, unerläßlich. Und wenn man ſchon ein aufgeſchloſſener Zeitgenoſſe iſt, der in dieſer Sache ernſthaft mitreden will, ſo wäre es auch nicht zu viel verlangt, nachzuleſen, was ein *Karl Barth* in dieſem Zuſammenhang ausführt (vgl. beſonders Kirchl. Dogmatik II, 2, S. 215—336, wo z. B. auf S. 289 der auch mir zu überſpitzte Satz ſteht: Das Judentum müſſe nun „das Daſein einer halb ehrwürdigen, halb grauſigen Reliquie, einer wunderlich konſervierenden Antiquität, der menſchlichen Schrulle perſonifizieren", ja, es müſſe „*das* gänzlich zukunftsloſe Leben leben unter den Völkern: ohne doch wie andere Völker ſeine Zeit zu haben und dann wieder abtreten und in anderen aufgehen zu dürfen"). Wie kann Weldler von der Kirche erwarten, daß ſie die Lösbarkeit der an ſie geſtellten Judenfrage „nicht anders als in zioniſtiſchem Sinne" (S. 137) vorbehaltlos anerkenne, wo er doch wiſſen dürfte, daß die Judenfrage in chriſtlicher Sicht ein Myſterium einſchließt, das durch keinen -ismus zum Verſchwinden gebracht wird. *Robert Brunner* in ſeinem ſoeben erſchienenen Aufſatz „Der Zionismus heute, Verſuch einer chriſtlichen Beurteilung" („Judaica", Bd. II, S. 284 ff.) empfindet das, was ich etwas ſcharf als „Unterſchlagung" bezeichnet habe, ebenfalls, indem er betont, daß der Zionismus „beträchtlichen Nutzen und Gewinn aus einem Tatbeſtand" ziehe, „von dem er als religiös indifferente Bewegung kaum Kenntnis zu nehmen bereit iſt" (S. 289). Denn es iſt in der Tat ſo: wenn nicht in den Völkern, von denen heute die Verwirklichung des zioniſtiſchen Programmes weitgehend abhängt, noch irgendwie die Erinnerung fortlebte, daß den Juden kraft der göttlichen, von der Bibel bezeugten, Verheißung Paläſtina zukomme, ſo wäre es ausſichtslos, daß die Juden noch ihre alte Stammheimat für ſich reklamieren könnten. „Wo iſt denn jemals ein Rechtsanſpruch nach einer Verjährung von 1900 Jahren geltend gemacht oder gar anerkannt worden?", fragt Brunner (ebenda). Mithin dürften die Zioniſten in Anſchlag bringen, daß gerade von der *theologiſchen* Frageſtellung aus eine günſtigere Beurteilung möglich iſt, und eben deshalb iſt es nicht ratſam, im Eifer einer verabſolutierenden Politik die eigentlich theologiſche Frage zu vernachläſſigen. *Herbert Hug.*

Auf dieſe Zeilen erwidert, von der Redaktion eingeladen, *Norbert Weldler*, umſo lieber, wie er ſchreibt, als ihm dadurch Gelegenheit gegeben iſt, ſeinen Standpunkt zu präziſieren:

Herr Pfarrer Hug verſucht, „das, was er etwas ſcharf als ‚Unterſchlagung' bezeichnet habe", einerſeits abzuſchwächen, andererſeits aufrecht zu erhalten. Schließt er doch ſeine Einſendung betont wieder mit dem Wort „unterſchlagen". Er iſt mit ſeiner Polemik in dem Artikel „Zionismus als Weltproblem" gegen dieſen noch weitergegangen, indem er auf S. 76, Heft 2 der „Neuen Wege" von „auf der ganzen Linie eskamotieren" ſpricht und auch in der „Theologiſchen Zeitſchrift", wo er meine Schrift „Sieg des zioniſtiſchen Gedankens" (Verlag der Jüdiſchen Buch-Gemeinde Zürich) rezenſiert hatte, auf die er oben Bezug nahm, den Satz ſchrieb: „So wird behufs der Spannung und Schärfe des verteidigten Gedankens das unaufhebbare Theologicum möglichſt eskamotiert; denn der Verfaſſer will ſich auf keine Auseinanderſetzung mit chriſtlichen Theologen, über deren bisherige Stellungnahme er ‚ſehr traurig' zu ſein erklärt, einlaſſen." Darf man tatſächlich nicht manchmal Trauer über die Art empfinden, wie chriſtliche Gottesdiener ſich rein formal über das jüdiſche Problem äußern? Escamotage heißt (ſ. Heyſes Fremdwörterbuch, das ich gerade zur Hand habe): „Taſchenſpielerei, Spitzbüberei, Gaunerei"; escamotieren: „liſtig entwenden, raſch verſchwinden laſſen", alſo unterſchlagen. Andere Referenten nannten meine Arbeit „geiſtig wie menſchlich ſauber" und „um Redlichkeit bemüht". Herausgefordert dazu, bin ich gezwungen, noch zwei andere Wendungen von Herrn Pfarrer Hug aus der genannten Beſprechung zu zitieren: „Setzen ſie uns doch das Meſſer auf die Bruſt ... in der Folgerichtigkeit ſeiner (damit bin ich gemeint) national-ſozialiſtiſchen (!) Gedankengänge." Das iſt ſtarker Tabak. So kann man nicht miteinander diskutieren. Ebenſo ſchwer mit Karl Barth, dem nur etwas „überſpitzten", über deſſen Ausdrucksweiſe man wahrlich alles weniger als erbaut ſein kann. Herr Pfarrer Hug würde ſeinerſeits mit Recht ungehalten ſein, wenn ich ihm dort, wo ich ihn auf einem frappanten Widerſpruch ertappe, „Fingerfertigkeit" vorhielte, deſſen kraſſeſten ich anführen muß. Im zweiten Teil ſeiner Betrachtungen zum „Zionismus als Weltproblem" im Februarheft der „Neuen Wege" ſchreibt er ſeinerſeits von „dem ja wirklich dringlichen Anliegen der Zioniſten", andererſeits empfiehlt er „den Chriſten zumindeſt Vorſicht in der Beurteilung der zioniſtiſchen Bewegung" — und jetzt kommt unmittelbar anſchließend etwas ganz Paradoxes —, „deren Beweger ſicher auch der iſt, der alles bewegt". Entweder iſt der Zionismus eine Wegweiſung Gottes oder nicht. Tertium non datur. Ich bin vom erſten durchdrungen.

In einer anderen Beziehung hat Herr Pfarrer Hug allerdings recht: daß ich ihm höchſt ungern auf das Gebiet der Theologie folge, auch wenn *er* mir „das Meſſer auf die Bruſt ſetzt". Ich will es begründen.

Unter den frommen Menſchen gibt es bekanntlich Eiferer, allzu gern Miſſionierende, Miſſionare, ſie berufen ſich auf einen bekannten Imperativ, aber auch andere, die als Folge ihrer Gottergeben- und Beſcheidenheit ſo weitherzig ſind, in religiöſen Dingen tolerant zu ſein und nicht auf einer geiſtigen Gleichſchaltung zu beſtehen. Was würde Herr Pfarrer Hug dazu ſagen, wenn ich ihm zumutete, ſein Chriſtentum über Bord zu werfen? Wer Reſpekt für ſeinen Glauben verlangt, darf ihn auch nicht einem anderen verweigern. So billige ich Herrn Pfarrer Hug ohne weiteres *ſein* „unaufhebbares Theologicum" zu, aber wer ſagt, daß es für mich ein Theologicum oder daß dieſes Theologicum für mich unaufhebbar ſein muß? Es iſt nun einmal eine unabänderliche Tatſache, daß ich nicht Chriſt, ſondern Jude bin und als ſolcher mein Judentum ebenſo ſchätze, wie Herr Pfarrer Hug ſein Chriſtentum über alles liebt.

Ich nehme an, daß nun Herr Pfarrer Hug verſteht, warum ich mich nicht gerne in Theologumena einlaſſe. Wenn er nun dafür hält, daß „ein Seitenblick auf das, was ein Paulus in den Kapiteln 9—11 des Römerbriefes dartut, unerläßlich ſei, ſo kann ich ihm verſichern, daß ich ihn getan habe, aber doch nicht zu den Schlüſſen eines katholiſchen Petermann oder der proteſtantiſchen Profeſſoren Schmidt und Schrenk kommen konnte — womit ſich zu beſchäftigen mir meine ausdrücklich als Einführung zum Zionismus gedachte Arbeit keinen Anlaß bot. Verlangt man aber von mir Rede und Antwort, dann bekenne ich offen, welchen Eindruck ich aus der Lektüre dieſer Exegeſen über Paulus gewonnen habe: Theologia — fidei inimica.

Die Theologie — eine Feindin des Glaubens! Warum? Eine Teilnehmerin an einem mehrere Tage lang währenden Kurs über Plato erklärte mir vor einiger Zeit, über ſeinen Verlauf geradezu konſterniert geweſen zu ſein, was ich auf die Gefahr hin wiedergebe, mich mit der Bekanntgabe einer Gemütsbewegung neuerdings lächerlich zu machen. Sie erzählte mir, die Philoſophen hätten dort Plato zuerſt nach allen Regeln der anatomiſchen Kunſt zerzauſt und ſeziert, um ihn dann wieder aus ſeinen Einzelteilen wie Chirurgen zuſammenzuflicken. Was ſie ſo ſchmerzlich vermißt habe, ſei die *innere Schau* geweſen, die den Referenten gefehlt habe.

Das iſt's, was mir bei theologiſchen Abhandlungen Beklemmung verurſacht: Faſt jeder Theologe ſtützt ſich gerade auf dasjenige Schriftwort oder auf diejenigen Stellen in den Heiligen Schriften, die *ihm* jeweils für ſeine Beweisführung paſſen. Nun iſt für mich das jüdiſche Volk und ſeine Schickſalstragödie genau wie für viele Chriſten ein Myſterium „mit einer heute nicht erſchaubaren Aufgabe", wie ich es formuliert habe, und aus dem gleichen Grunde, weil darüber ein großes Geheimnis waltet, rede ich davon nicht gerne in beſtimmten theologiſchen Termini. So viel zur Reinigung der Atmoſphäre. Außer-

dem bin ich kein Rabbiner, ſondern ein Laie. Gleichwohl möchte ich wünſchen, daß meine Ausführungen zum beſſeren Verſtändnis von Chriſten gegenüber der Seelenlage der Juden etwas beizutragen imſtande ſeien.

Warum, frage ich mich, läßt ſich Herr Pfarrer Hug nicht damit genügen, „daß den Juden kraft der göttlichen, von der Bibel bezeugten, Verheißung Paläſtina zukomme?" Mir genügt es — ohne Wenn und Aber. Auch ich nehme mir die Freiheit an einem deutlichen Bibelwort mit Inbrunſt feſtzuhalten, das im Gegenſatz zu der Auswahl, die andere treffen, für mich beſtimmend erſcheint: „Ein Reſt wird zurückkehren." Schon aus dieſer Prophezeiung geht hervor, man begegnet der Berufung darauf manchmal in der zioniſtiſchen Literatur, wie unrichtig es iſt, den Zionismus „eine religiös indifferente Bewegung" (Robert Brunner) zu heißen, um nicht zu ſagen, zu ſchelten. Man muß natürlich ein wenig genauer hinhorchen, um gewahr zu werden, daß es Erſcheinungen dieſes ironiſierten „-ismus" *im* Heiligen Lande, „deſſen Luſt (nach jüdiſcher Ueberlieferung) weiſe macht", gibt welche als unleugbare Hinwendungen zu Gott gedeutet werden müſſen. Gönne man doch dem jüdiſchen Volke Zeit zur Geſundung! Darüber jedoch ausführlicher zu werden, halte ich in einer bereits viel zu lange gewordenen Entgegnung, die ich gewiß noch hätte erweitern können, für unangebracht, um die gewährte Gaſtfreundſchaft nicht zu mißbrauchen.

Keinem Kritiker wird es ſchwer fallen, nachzuweiſen, dies und jenes ſei in meiner Schrift zu kurz gekommen oder fehle gar. Nichtsdeſtoweniger mußte ich bei einigen Rezenſenten beobachten, daß ſie nicht einmal das was wirklich dort ſchwarz auf weiß ſteht, mit der nötigen Aufmerkſamkeit geleſen haben. So — darf ich ſagen? — *über-*, nicht unterſchlug Herr Pfarrer Hug oder maß viel zu wenig Bedeutung dem Abſchnitt bei, der „Dienſt an der Menſchheit" überſchrieben iſt, wo ich mit dem Satz aus dem jüdiſchen Neujahrsgebet ſchloß: „daß alle (Menſchen) zuſammen eine *einzige* Geſellſchaft bilden (ſollen), aufrichtig deinen (Gottes) Willen zu vollführen". Das iſt der geographiſch nicht fixierte Zionismus, das iſt, glaube ich, auch nicht „religiös indifferent" und damit habe ich ihn alſo auch nicht ausſchließlich „auf das Politicum konzentriert" und als ſolches „im Eifer verabſolutiert".

Ich habe nämlich meine Schrift wohlweislich und überlegt „Sieg des zioniſtiſchen *Gedankens*" betitelt. Der Zionismus, will das beſagen, als politiſche Bewegung, kann zeitweilig Rückſchläge erleiden oder ſogar zeitweilig zur Erfolgloſigkeit verurteilt ſein, wenn „nach allem, was geſchehen iſt", die Völker, „von denen heute die Verwirklichung des zioniſtiſchen Programms weitgehend abhängt", ſich noch nicht genug am jüdiſchen Volk verſündigt haben — aufheben, vernichten können ſie die *Idee*, die ſo alt iſt wie oder noch älter als die Juden in der Zerſtreuung, nicht, gerade weil ſie religiöſen Urſprungs, moraliſch

gerechtfertigt ist und, weltlich gesprochen, die Vernunft und die politische Logik für sich hat — zum Segen der anderen genau so wie zu dem der Juden. Das ist meine, oder wenn man will, *der* Zionisten unerschütterliche Ueberzeugung, welche, Gott sei es gedankt, auch von vielen nicht-jüdischen Pro-Zionisten ohne Einschränkung geteilt wird[1]) wie, um ein einziges Beispiel zu geben, von einem katholischen Ordensbruder, also einem streng christlich lebenden Mann, der mir am 29. August v. J. schrieb: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Zionismus die einzig richtige Lösung der Judenfrage ist, und ich werde mich dafür einsetzen, wo ich kann." *Norbert Weldler.*

Weltrundschau

Frieden oder Krieg? Nun sind die Außenminister der vier alliierten Hauptmächte mit ihrem Troß von Beratern, Hilfskräften und Presseleuten schon mehr als eine Woche lang in *Moskau* versammelt, um zunächst über Deutschlands und Oesterreichs Zukunft, sodann aber auch über die anderen brennenden Weltfragen womöglich zu greifbaren Beschlüssen zu kommen. Aber noch ist keinerlei klarer, positiver Leitgedanke, kein großzügiger, aufbauender Gesamtplan für die Lösung dieser in sich zusammenhängenden Probleme in den meist unerquicklichen Debatten aufgetaucht, die bisher zwischen den „großen Vier" gepflogen wurden, und wenn auch im Laufe der Wochen ziemlich sicher wieder irgendeiner der ebenso beliebten wie trügerischen Kompromisse zwischen widerstreitenden Auffassungen und Interessen zurechtgezimmert werden wird, so wird das nur um so stärker den Eindruck befestigen, daß es sich auch in Moskau weniger um eine *Friedenskonferenz* als um eine *Vorkriegskonferenz* handle, die allerseits von dem Gedanken beherrscht sei, daß es früher oder später ja doch zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen Ost- und Westblock kommen müsse, und daß es darum für jede Macht vor allem gelte, die besten Bedingungen für den *Sieg* in dem „unausweichlichen" dritten Weltkrieg zu schaffen.

Alle guten Geister müssen zusammenwirken, um diesen fürchterlichen, selbstmörderischen Aberglauben zu brechen und Wege zu zeigen, auf denen sich die Völker vor einer neuen Katastrophe retten können. Solche Wege *gibt* es, auch wenn sie nicht von heute auf morgen zum Ziel führen, und wenn es insbesondere auch nur sehr allmählich gelingen wird, die tiefliegenden Gegensätze zu überwinden, die jetzt die westliche Welt von der östlichen trennen. *Einer* von diesen Wegen besteht darin, daß die reichen und durch den Krieg noch reicher gewordenen Länder den armen und namentlich den durch den Kampf

[1]) Siehe den Abschnitt „Die Stellung der Nichtjuden" (Schweizer Pro-Zionisten usw.) in meiner Schrift S. 79 ff.

gegen Hitler noch viel ärmer gewordenen Ländern im Rahmen der Vereinten Nationen durchgreifend *helfen*. Das heißt praktisch vor allem, daß die nordamerikanische Union, die sich rühmt, die Hälfte des ganzen Weltreichtums und sämtlicher Produktionskräfte der Erde zu besitzen, den überwiegend landwirtschaftlichen, maschinen- und ausrüstungshungrigen Staaten des europäischen Ostens weitherzig, ohne Ansehen des Regimes, Wiederaufbau- und Entwicklungskredite gewährte und gleichzeitig zusammen mit allen anderen „zivilisierten" Nationen die wirtschaftlich zurückgebliebenen Völker Asiens und Afrikas aus ihrer oft grauenhaften Armut heraushöbe und zu Wohlstand und sozialer Sicherheit emporführte. Solch tätige Anerkennung der internationalen Verbundenheit würde nicht allein der Sache des Völkerfriedens unermeßliche Dienste leisten; sie wäre für Amerika auch ein glänzendes Geschäft und könnte wesentlich dazu beitragen, die ihm drohende Wirtschaftskrise wenn nicht zu verhindern, so doch abzuschwächen.

Die Vereinigten Staaten begreifen denn auch immer klarer, wie unauflöslich eng sie bereits mit der übrigen Menschheit zusammengewachsen sind, und reden schon seit Jahr und Tag von der „one world", von der einen und unteilbaren Welt, mit deren Schicksal auch das ihrige endgültig und unentwirrbar verflochten sei. Aber sie verleugnen diese Schicksalsgemeinschaft sofort wieder, indem sie, auf dem Boden des kapitalistisch-imperialistischen Machtkampfes stehenbleibend, die Welt in zwei feindliche Lager gespalten sehen (so wie das ähnlich, von ihrem dogmatischen Marxismus aus, auch die Sowjetunion tut, freilich durch eine dreißigjährige Erfahrung in ihrem Glauben an die Feindseligkeit der kapitalistischen Welt sehr gestärkt) und ihre Solidarität nur denjenigen Völkern bekunden, die zur gleichen politisch-sozialen Gruppe gehören wie sie selber oder doch für sie gewonnen werden sollen. Das zeigte sich schon bei der letztjährigen Kredithilfe an das „rote" England, die schließlich in der amerikanischen Bundesversammlung nur durchging, weil man in England einen möglichen Verbündeten gegen Rußland sah. Das ist mehr und mehr der Leitgedanke der amerikanischen Lebensmittelhilfe an die europäischen und vorderasiatischen Völker geworden, und das ist insbesondere auch der Sinn der *Finanzhilfe für Griechenland und die Türkei*, zu der sich die Vereinigten Staaten jetzt entschlossen haben.

Ein gefährlicher Schritt

Präsident Truman hat diese Maßnahme, die so gewaltiges Aufsehen in der Welt erregt hat, vor allem damit begründet, daß es nötig sei, „freien Völkern zu helfen, ihre freiheitlichen Einrichtungen zu bewahren", und sie vor dem Zugriff eines alles selbständige Leben erwürgenden Despotismus zu retten. So etwas kann man ja einem naiven Galeriepublikum erzählen, das nicht weiß, daß Griechenland — ich erinnere

an den in der Februar-Rundſchau angeführten Aufſatz von Harold Nicholſon — ein reaktionär-monarchiſtiſcher Staat iſt, deſſen Regierung ſich nur geſtützt auf britiſche Bajonette halten kann, und deſſen Parlament dem wirklichen Volkswillen nicht beſſer entſpricht als das polniſche oder bulgariſche Parlament, einem Publikum, das auch gerne darüber hinwegſieht, daß die Türkei auch bei nachſichtigſter Beurteilung kaum anders denn als totalitäre Diktatur von ausgeprägt konſervativem Charakter bezeichnet werden kann, mit 80 Prozent Analphabeten und einem Militär- und Polizeiapparat, der 65 Prozent des Volkseinkommens verſchlingt (vgl. John Kimche in der Januar-Nummer der „Roten Revue"). Die Wahrheit iſt, daß die Vereinigten Staaten die Diktatur nur dort bekämpfen, wo ſie *revolutionären* Zielen dient, während ſie dieſelbe überall, von Argentinien und Spanien über die polniſche und bulgariſche Oppoſition hin nach Perſien und bis zum China Tſchiang Kai-Scheks, planmäßig unterſtützt, ſobald ſie *gegenrevolutionär-faſchiſtiſchen* Charakter trägt und ſich gegen die Sowjetunion gebrauchen läßt. Kein Ehrlicher läßt ſich deshalb über die Tatſache hinwegtäuſchen, daß es in erſter und letzter Linie kapitaliſtiſch-imperialiſtiſche Macht- und Beſitzintereſſen ſind, die Amerika zu ſeinem Engagement in Griechenland und der Türkei veranlaßt haben; die Vereinigten Staaten haben ſich eben wirtſchaftlich und militäriſch im Mittelmeerraum und im Vorderen Orient ſchon ſo tief in das Spiel um Geld und Einfluß, um Rohſtoffquellen und Abſatzmärkte, Verkehrswege und Stützpunkte eingelaſſen, daß ſie mit innerer Geſetzmäßigkeit von einem Schritt zum anderen getrieben werden und ihrer Entſchlüſſe immer weniger Herr ſind.

Und das iſt nun eben das Beunruhigende: Mit einem Eingreifen in Griechenland und der Türkei hat Amerika vielleicht tatſächlich den Rubikon überſchritten, der es bisher noch von einer offenen *Kriegspolitik* getrennt hatte. Noch zögert es, dort mit eigener Militärmacht aufzutreten und ſorgt nur dafür, daß die von ihm zu gewährenden Kredite — bei Griechenland bis zur Hälfte — auch für die militäriſche Aufrüſtung ſeiner neuen Vaſallenſtaaten verwendet werden; aber wie lange wird es gehen, bis es nach ſeiner „Demonſtrationsflotte" auch eigene *Armeen* ins Mittelmeer ſchickt, um die „freien Völker" gegen Rußland zu verteidigen? Denn das iſt ja jedem Kinde klar: die neue amerikaniſche Gebärde zielt auf *Rußland*. Die offenherzigeren unter den amerikaniſchen Politikern reden auch ſchon ganz unverholen von der „Kraftprobe" mit der Sowjetunion, zu der ſich jetzt die Vereinigten Staaten anſchickten, und man braucht bloß die Aeußerungen der bürgerlich-kapitaliſtiſchen, der katholiſch-konſervativen oder gar der eigentlich faſchiſtiſchen Preſſe zu leſen, um über den Sinn des jüngſten amerikaniſchen Vorſtoßes vollends im Bilde zu ſein[1]).

[1]) United Press meldet aus Madrid: „Die ſpaniſche Preſſe hat die Truman-Botſchaft über Griechenland und die Türkei mit *jubelnden Schlagzeilen* groß auf-

Was für Ueberlegungen die amerikaniſche Politik dazu beſtimmt haben, dieſen Vorſtoß gerade jetzt zu machen, und dazu noch in einer ſo herausfordernden Form, das iſt eine Frage für ſich; von einer verſtärkten „ruſſiſchen Gefahr" im Mittelmeerraum iſt nichts zu bemerken, und auch für den Fortgang der Konferenzverhandlungen in Moskau kann man ſich von den Waſhingtoner Fanfarenſtößen nicht viel Gutes verſprechen. Man muß faſt annehmen, daß es das Gefühl ſeiner ungeheuren, konkurrenzloſen Wirtſchafts- und Militärmacht iſt, das Amerika verführt, derart hemmungslos aufzutrumpfen. Man iſt ja ſozuſagen unangreifbar; man hat namentlich das *Atombomben-Monopol* und kann ſich auch die Aufwendung geradezu phantaſtiſcher Mittel für die Entwicklung weiterer Maſſenvernichtungswaffen leiſten, gab doch die Regierung der Vereinigten Staaten im vergangenen Jahr für wiſſenſchaftlich-techniſche Forſchungen nahezu 1000 Millionen Dollar aus, davon faſt 90 Prozent für militäriſche Zwecke, gegen kaum 50 Millionen vor dem Krieg.

Aber wäre das nicht eine erſchreckende Geiſtesverfaſſung? Wäre es nicht das, was die Alten *Hybris* nannten, frevelhafte, gottloſe Vermeſſenheit? Henry Wallace wird in der Tat nicht müde, in ſeiner „New Republic" vor der fortſchreitenden Militariſierung und Proſtituierung der amerikaniſchen Wiſſenſchaft und Technik zu warnen. „Wenn wir", ſo ſchrieb er letzthin „die gegenwärtige Lage fortdauern laſſen, dann werden wir ſchließlich in den Vereinigten Staaten einen halbmilitäriſchen Polizeiſtaat haben. Niemand wird das ſo beabſichtigt haben, aber die Kräfte die jetzt in Bewegung geſetzt ſind, werden unvermeidlich dazu führen, wenn nicht das Volk durch ſeine gewählten Vertreter ſeine Stimme erhebt." Und was das Atombomben-Monopol betrifft, ſo meint Wallace, daß es die längſte Zeit beſtanden habe. Kanada erzeuge bereits Plutonium und könne dann auch (was es freilich vorerſt nicht wolle) Atombomben herſtellen; in Frankreich ſei man der Atomzertrümmerung auch ſchon recht nahe (Profeſſor Joliot-Curie behauptet in der „United Nations World" ſogar, Frankreich *beſitze* das Geheimnis der Atombombe ſchon) — kurz, es ſei „vollkommen klar, daß innert kurzem jedes Land, das ſpaltbare Stoffe erzeugen kann, auch entſprechende Bomben machen kann." Und dann? Werden dann die Völker zu Abrüſtung und Frieden nicht einfach *gezwungen* ſein? Oder erliegt dann eine der rivaliſierenden, ſich vor einander fürchtenden Weltmächte nicht erſt recht der Verſuchung zum *Präventivkrieg?*

---

gemacht. Die ſpaniſche Theſe ſei es geweſen, daß bisher Spanien das einzige Bollwerk gegen den Kommunismus in Europa darſtelle. Informierte Stellen ſagen, man ſei in Regierungskreiſen äußerſt befriedigt, daß nun auch die Vereinigten Staaten Francos Stellungnahme gegen den Kommunismus teilen." — „Nun auch" iſt ungenau; ſie tun es ſchon lang.

«Niedergang» Englands Es ist unter diesen Umständen fast ein Glück zu nennen, daß wenigstens *Großbritannien* aus dem internationalen Machtkampf mehr und mehr ausscheidet. Die Aufrechterhaltung seiner alten, glorreichen Weltreichstellung geht allmählich einfach *über* seine Kraft. England hat mit seinen inneren Problemen gerade genug zu tun; denn wenn auch die akute Kohlen- und Elektrizitätskrise dank den drakonischen Regierungsmaßnahmen und der Brechung der Herrschaft des Winters als überwunden gelten darf, so bleiben der ungelösten Wirtschaftsfragen doch so viele und so lebensgefährlich schwere, daß die Labourregierung ihre Kraft vor allem den *inneren* Aufgaben widmen und außenpolitische Passivposten nach Möglichkeit abstoßen muß.

Zu einem solchen Passivposten ist vor allem *Indien* geworden, das nicht bloß aus Mangel an Machtmitteln, sondern auch infolge des immer rascheren Uebergangs der Wirtschaftskräfte dieses gewaltigen Halbkontinents an die aufsteigende indische Kapitalistenklasse nicht mehr lange zu halten gewesen wäre, auch wenn nicht grundsätzliche Erwägungen eine demokratisch-sozialistische Regierung hätten veranlassen müssen, Indien freizugeben. Der in die Berichtszeit fallende Beschluß der britischen Regierung, Indien bis spätestens Juni 1948 zu räumen, stellt trotzdem ein weltgeschichtliches Ereignis erster Ordnung dar. Ob der englische Rückzug auch den unmittelbaren Zweck erfüllt, dem er dienen soll, nämlich für Hindus und Mohammedaner einen Zwang zur Einigung zu schaffen, bleibe dahingestellt; die *mittelbaren* Wirkungen der Räumung Indiens können angesichts der ungeheuren Bedeutung, welche die Beherrschung und Ausbeutung dieses Landes für das ganze britische Volksleben hatte, gewiß schwerlich überschätzt werden.

Dazu kommt nun die voraussichtliche Loslösung auch *Burmas* vom Britischen Reich, kommt der auch durch verschärften Militärterror kaum mehr zu verschleiernde Zusammenbruch der englischen Stellung in *Palästina* (die freilich durch die Preisgabe Indiens an Bedeutung sehr verloren hat), der so gut wie abgeschlossene Rückzug Englands aus *Aegypten* und nun also die Anrufung amerikanischer Hilfe für die Behauptung der angelsächsischen Machtstellung in *Griechenland* und *Kleinasien* — kurz, das noch vor weniger als einem Jahrzehnt so stolze britische Weltreich scheint in vollem Zerfall begriffen. Kanada, Australien und Neuseeland, die drei großen Dominien, entwikkeln sich ja schon mindestens seit dem ersten Weltkrieg immer weiter vom Mutterland weg und geraten mehr und mehr in die amerikanische Anziehungszone hinein; am ehesten ist noch — o Ironie! — das halbfaschistische Südafrika mit England verbunden, dessen Königspaar gerade jetzt zu Besuch in der ehemaligen Kapkolonie weilt.

So lebhaft wir die Umwandlung des britischen Empire in einen Commonwealth, eine auf Freiwilligkeit beruhende Völkergemein-

ſchaft, und den Rückzug Englands aus dem imperialiſtiſchen Konkurrenzkampf begrüßen würden — *dieſe* Entwicklung, dieſe Auflöſung des Britiſchen Reiches in ſeine Beſtandteile bedauern wir tief und nehmen ſie auch noch nicht als endgültig an. Sie hat freilich zunächſt auch das Gute, daß ſich England, außer an Amerika, weit ſtärker an das kontinentale Europa anlehnt als jemals früher in ſeiner Geſchichte, neuerdings beſonders durch den Abſchluß eines 50jährigen Militär- und Wirtſchaftsbündniſſes mit *Frankreich*, dem ähnliche Vereinbarungen mit anderen Feſtlandſtaaten folgen ſollen; mit der Politik eiferſüchtiger Unabhängigkeit, die England geſtattete, in „glänzender Iſolierung" jeweilen das Gewicht ſeiner Kraft in die Waagſchale derjenigen Mächtegruppe zu werfen, die gegen eine Beherrſchung Europas durch einen einzelnen Militärſtaat kämpfte, mit dieſer fälſchlicherweiſe „Gleichgewichtspolitik" genannten Haltung iſt es jedenfalls ein für allemal vorbei. Ob England als Erſatz für ſeine verlorene Weltmacht mehr und mehr die Vormacht des *freiheitlichen Sozialismus* werden wird, das iſt allerdings noch nicht entſchieden; es hängt ganz von den moraliſchen Reſerven ab, die es in ſeinem gegenwärtigen, heroiſchen Ringen aufzubieten hat. Sollten dieſe Kräfte — denen wir immer noch das Höchſte zutrauen — für die Schwere der Aufgabe wirklich nicht mehr ausreichen, dann wird eben das gleiche eintreten, was in ſolchem Fall auch allen anderen, mehr oder weniger demokratiſch regierten Ländern droht: es wird zu einer von *autoritären* Mächten getragenen Umwälzung der bisherigen Ordnungen kommen, ſei dieſe nun faſchiſtiſcher oder kommuniſtiſcher Art.

Aufstieg Amerikas Während Englands Stern — dem äußeren Scheine nach wenigſtens — verbleicht und niedergeht, ſteigt derjenige Amerikas um ſo ſteiler und glänzender empor. Die Vereinigten Staaten ſind aus dem zweiten Weltkrieg als erſte, reichſte und ſtärkſte Macht der Erde hervorgegangen. Und ihrer Alleingeltung ſteht nur noch *ein* ernſtes Hindernis im Wege: die Sowjetunion. In jugendlichem Kraftbewußtſein dehnt Amerika ſeine wirtſchaftliche, militäriſche und politiſche Macht auf immer weitere Länder aus. In der Deutſchlandpolitik der Weſtalliierten iſt *es* unzweifelhaft führend, mit dem Ziele, Deutſchlands Induſtrieorganiſation zum Kernſtück eines kapitaliſtiſchen Weſtblocks mit Front gegen Rußland zu machen (um die Worte zu gebrauchen, mit denen der demokratiſche Senator Pepper im amerikaniſchen „Oberhaus" die ſo verhängnisvoll einflußreiche Politik der Herren Dulles, Vandenberg und Dewey gekennzeichnet hat). Italien iſt feſt in Amerikas Hand; Griechenland wird es bald auch ſein. Francos Herrſchaft über Spanien wäre ohne amerikaniſche Unterſtützung längſt unmöglich, ſo wie auch Oberſt Perón in Argentinien wohl überhaupt nicht aufgekommen wäre, ſähen die konſervativen Kräfte in den Vereinigten Staaten ſei-

nen Sozialfaſchismus nicht als „eine Art Bollwerk gegen die weitere Ausbreitung des Kommunismus“ an (Feſtſtellung der „Neuen Zürcher Zeitung“). Amerikas Einfluß iſt es, der auch im Nahen und Mittleren Oſten mehr und mehr vorherrſchend wird, der Oſt- und Südoſtaſiens unendliche Räume planmäßig durchdringt und aus dem Pazifik tatſächlich ein Binnenmeer der Vereinigten Staaten gemacht hat.

Daß Amerika, trotz Marſhalls „Nichtinterventions“-Erklärung, *China* keineswegs ſich ſelbſt zu überlaſſen gedenkt, zeigt neuerdings die der amerikaniſchen Preſſe zu entnehmende Tatſache, daß die Vereinigten Staaten ihre Militärmiſſion in Nanking, welche die Kuomintangtruppen zum Kriege gegen die Kommuniſten trainiert, unverändert aufrechterhalten, und daß auch die USA.-Marineſchule in Tſingtao, in der Tſchiang Kai-Sheks Seekadetten ihre Ausbildung bekommen, ſowie der amerikaniſche Flottenſtützpunkt in Tſingtao nach wie vor in Betrieb bleiben. Welche Macht aber General MacArthur über *Japan* ausübt, wurde jüngſt wieder klar, als auf ſeinen Befehl ein Streik unterbleiben mußte, der unter Führung der Sozialiſtiſchen Partei, der Gewerkſchaften und der Kommuniſten ſechs Millionen Arbeiter zum Kampf gegen Hungerlöhne und Inflation mobiliſieren wollte. „Capitalism first“, „die Geldintereſſen über alles“ — das iſt auch in Japan und China, genau wie in Argentinien und Deutſchland, das Leitmotiv derjenigen Kräfte, die jetzt Amerika beherrſchen. Und es iſt nur durch ſowjetfeindliche Voreingenommenheit zu erklären, wenn die bürgerliche Welt dieſe amerikaniſche Durchdringungs- und Ausdehnungspolitik mit einem ganz anderen Maßſtabe mißt als die *ruſſiſche* Machtpolitik, eine Erſcheinung, auf die neuerdings Profeſſor Laſki wieder ſehr nachdrücklich aufmerkſam macht, wenn er — bei aller Kritik an der Sowjetunion — in einem Aufſatze der „Roten Revue“ bemerkt:

„Amerikaniſche Anſprüche auf Stützpunkte im Pazifiſchen Ozean und auf Grönland werden als ſelbſtverſtändlich angenommen, ruſſiſche Forderungen auf einen Stützpunkt in Spitzbergen und freie Einfahrt ins Mittelmeer erregen ſchwerſten Verdacht; amerikaniſche Durchdringung des Mittleren Oſtens, im Beſtreben, ſich Oelquellen zu ſichern, rufen weder Panik noch Beſtürzung hervor; das entſprechende ruſſiſche Intereſſe am Petroleum des Mittleren Oſtens wird für eine Bedrohung der Selbſtändigkeit aller Völker dieſes Raumes ausgegeben. Wenn Großbritannien oder die Vereinigten Staaten den Paſchas des Mittleren Oſtens Subſidien ſpenden und ſie damit in die Lage verſetzen, ihre zweifelhaften und veralteten Regierungsmethoden aufrechtzuerhalten, ſo hören wir keine Klagen darüber; wenn Rußland in einer perſiſchen Provinz eine reformwillige Partei unterſtützt, ſo gilt das als Vorbereitung eines unentſchuldbaren Angriffs, obgleich jedermann weiß, daß Perſien in jedem Teil ſeines nationalen Lebens reformbedürftig iſt. Rußlands Begünſtigung des Tito-Regimes in Jugoſlawien wird mit Entrüſtung zur Kenntnis genommen; ebenſo Rußlands herzliche Beziehung zur Tſchechoſlowakei, die dieſes Land ſchon eine vorgeſehene amerikaniſche Anleihe gekoſtet hat. Aber niemand nimmt Anſtoß an der mächtigen Hilfe, die die Vereinigten Staaten dem Generaliſſimus Tſchiang Kai-Shek zukommen laſſen, obzwar der reaktionäre Charakter ſeines Regimes durch General Marſhall ſelbſt bloßgelegt worden iſt, noch hat irgend jemand gefordert, daß Englands Unterſtützung der faſchiſtiſchen Diktatur Salazars

in Portugal, die eine der Hauptſtützen der Macht dieſes Diktators iſt, oder die vollſtändige Beherrſchung des beſetzten Japans durch die Vereinigten Staaten, die die ruſſiſchen und auſtraliſchen Einwände gegen viele ihrer politiſchen Maßnahmen nicht berückſichtigen, näher unterſucht werden, um die Wurzel des Faſchismus in der ganzen Welt auszureißen." Dem ſei hinzugefügt, daß das Beſtreben der Sowjetunion, an ſeinen Grenzen Staaten zu haben, von denen es keine feindſeligen Umtriebe zu befürchten hat, gerade auch von der nordamerikaniſchen Union verſtanden werden ſollte, iſt doch ihre eigene Politik, insbeſondere gegenüber den mittelamerikaniſchen Staaten, ſchon längſt von der gleichen Abſicht inſpiriert. Und ob die Vereinigten Staaten in dieſem Sicherungsſtreben ſympathiſchere, weniger „imperialiſtiſche" Methoden angewandt haben und immer noch anwenden, als ſie ſolche der Sowjetunion vorwerfen, daran ſind alle Zweifel erlaubt.

Soviel über Amerikas Außenpolitik. In den *inneren* Kämpfen der Vereinigten Staaten herrſcht zur Zeit mehr oder weniger Waffenruhe; Stahlarbeiterverband und Stahltruſt haben ein Stillhalteabkommen mit Dauer bis 30. April getroffen, und andere Induſtrien ſind dieſem Beiſpiel gefolgt, ſo wie auch der Bergarbeiterverband vom Bundesgericht eine Herabſetzung der rieſigen, ihm wegen Ungehorſam auferlegten Buße auf den vierten Teil des urſprünglichen Betrages erlangt hat. Was *nach* dem 30. April geſchehen wird, bleibt abzuwarten; der Eindruck überwiegt, daß die beiden Gegner nur einmal die gegenſeitigen Stellungen abtaſten wollen, um dann mit neuer Wucht loszuſchlagen. Der Kampf zwiſchen Kapital und Arbeit ſtrebt ſowohl auf der gewerkſchaftlichen Front — wegen des Auseinanderklaffens von Löhnen und Preiſen — als auch im politiſch-parlamentariſchen Sektor — wo es ſich um die Reviſion des neuen Arbeitsrechtes handelt — neuen Höhepunkten zu und die neue kommuniſtenfeindliche Welle, die jetzt von der Außenpolitik her über Amerika hingeht, mag mithelfen, die ſozial-reaktionären Pläne des Big Business wenigſtens vorläufig durchzudrücken.

Auf die politiſche Lage in den Vereinigten Staaten wirft die doppelte Tatſache ein Streiflicht, daß im Staate Georgia der Sohn des verſtorbenen, als Raſſenhetzer und Vollblutreaktionär berüchtigten Eugen Talmadge, der junge Herman Talmadge, den Gouverneursposten mit Methoden erobert hat, die ſein Vorgänger, der liberale Ellis Arnall, als „faſchiſtiſch" bezeichnete, und daß die beiden parlamentariſchen Kammern des gleichen Staates die Neger von den ſogenannten Vorwahlen der Demokratiſchen Partei, der einzigen Partei in den Südſtaaten, und damit tatſächlich auch von den Hauptwahlen ausgeſchloſſen hat. Ich habe nie begriffen, warum die polniſche, die rumäniſche oder die bulgariſche Regierung dem amerikaniſchen Außenminiſter nie telegraphiert hat, die Vereinigten Staaten möchten gefälligſt zuerſt einmal für freie Wahlen im eigenen Land, beſonders in den Einparteienſtaaten des Südens, ſorgen, bevor ſie entrüſtete Proteſtnoten gegen die Verletzung der demokratiſchen Spielregeln nach Warſchau, Bukareſt oder Sofia ſchickten.

Deutschland zwischen Ost und West

Kehren wir nochmals nach Europa zurück, das ja allerdings den Völkern der anderen Kontinente nur noch als bösartiger Blinddarm erscheinen kann, dessen Daseinsberechtigung eine immer zweifelhaftere Sache wird. Wenn auch nur im Vorbeigehen, so verdient doch auch hier ein Ereignis festgehalten zu werden, das unter anderen Umständen geradezu Weltbedeutung gehabt hätte: die förmliche *Auflösung des preußischen Staates*. Was für eine heilsame Entwicklung könnte von der geschichtlich denkwürdigen Feststellung des alliierten Kontrollrates ausgehen: „Der preußische Staat hat mit seiner Zentralregierung und allen seinen Aemtern aufgehört zu existieren", wenn das Verschwinden des hohenzollernschen Raubgebildes, das schließlich ganz Deutschland und dazu noch Oesterreich annektiert hatte, zur Schaffung eines föderalistisch gegliederten, von unten her demokratisch arbeitenden, in einer sozialistischen Wirtschaft sicher verankerten neuen Deutschlands benützt würde! Statt dessen ist Deutschland zum bloßen Spielball der Machtinteressen der drei oder vier Reiche herabgesunken, die heute europäische Politik machen, zerschlagen, amputiert und übervölkert, ohne Eigenleben, ohne Wirtschaftsgrundlage, ohne Hoffnung, nur mit Erbitterung und Haß im Herzen, jeden Tag bereit, dem nächstbesten Hitler in die Arme zu fallen, wenn er ihm nur die endliche Erfüllung seines zweimal grausam zerstörten Wunschtraumes verheißen dürfte. Und diese deutsche Volksstimmung, deren radikalste Ausdrucksformen die Alliierten nur mit Mühe zurückdrängen können, erzeugt wiederum auf alliierter Seite neues Mißtrauen, neuen Druck, neue Verhärtung — ein ewiger Fehlerkreis. „Viele französische, holländische und belgische Sozialisten", so schreibt der Londoner „Socialist Commentary", „sind auf Grund ihrer internationalen Ueberzeugungen gegen eine Politik der Annexion und Beraubung. Aber sie ärgern sich, daß den Grenzfragen von den Deutschen eine so überragende Bedeutung beigemessen wird; sie ärgern sich über die Ausbrüche von Selbstmitleid und über die laute Anrufung der humanitären Gefühle der Welt durch viele, die keinerlei Gesinnungswandel an den Tag gelegt haben."

So müssen eben beide Teile mithelfen, daß Europa über diese *falsche* Behandlung der deutschen Frage hinauskommt: die Deutschen wenigstens durch den *Beginn* einer Umkehr von dem Katastrophenweg, den sie unter der Führung preußischen Geistes (auch wenn sich dieser Geist etwa in einem Oesterreicher verkörperte) ein paar Jahrhunderte lang gegangen sind; die Alliierten durch großzügige Wirtschaftshilfe und durch Eingliederung Deutschlands in ein demokratisch-sozialistisches Europa, als dessen Bestandteil es normalerweise nie wieder eine Gefahr für den Frieden und die Freiheit werden könnte. Aber ist es nicht Schwärmerei und Utopie, beim heutigen Zustande der Welt an so etwas auch nur zu denken? Meinetwegen; aber wenn es jetzt in

Moskau nicht ein paar unbelehrbare „Schwärmer" und „Utopiſten" gibt, die den hartgeſottenen „Wirklichkeitsmenſchen" wenigſtens eine Ahnung von ihrer Aufgabe beizubringen vermögen, dann ſollen die tauſend Damen und Herren, die ſich an und neben der Konferenz herumtreiben, nur gleich wieder ihre Koffer packen — je eher, je beſſer!

Zur Haltung Russlands

Nun iſt ja allerdings die land- und weltläufige Meinung die, daß all die ſo hoffnungslos verwickelten Probleme des internationalen Gemeinſchaftslebens ohne ſonderliche Mühe zu löſen wären, wenn nur die Sowjetunion nicht ſyſtematiſch Obſtruktion triebe und den guten Willen der anderen unwirkſam machte. Das iſt insbeſondere auch der Standpunkt der amerikaniſchen Regierung; Unterſtaatsſekretär Acheſon, von Außenminiſter Marſhall völlig gedeckt, wandte ſich erſt letzthin wieder gegen die „expanſioniſtiſche und aggreſſive" Außenpolitik Rußlands, die alle Friedensbemühungen der Weſtalliierten zunichte mache.

Ich brauche nicht mehr zu ſagen, daß ich dieſe Auffaſſung als den Tatſachen durchaus zuwiderlaufend anſehe, und ich freue mich darum, daß auch in der Schweiz, langſam zwar, eine gerechtere Beurteilung der Außenpolitik der Sowjetunion Platz zu greifen ſcheint. Ein Zeichen dafür iſt ein in den „Schweizer Annalen" (Februar 1947) veröffentlichter Aufſatz von Richard V. Burkes, dem der Herausgeber, Dr. E. von Schenck, in allem Weſentlichen zuſtimmen zu können erklärt. Der Aufſatz, deſſen Lektüre ich jedem nach *Sachlichkeit* ſtrebenden Leſer empfehlen möchte, kommt zu dem Schluß, daß „der Grundzug der ruſſiſchen Außenpolitik das Bewußtſein militäriſcher Verwundbarkeit, kombiniert mit Furcht vor einer feindlichen Welt, iſt"; „das Hauptziel der Sowjetpolitik iſt alſo nicht die Weltherrſchaft des Kommunismus, ſondern die Errichtung eines euraſiſchen kontinentalen Kräfteblocks, um der maritimen anglo-amerikaniſchen Kombination, die jedenfalls ein mehrfach größeres militäriſches Potential beſitzt als die USSR., nach Möglichkeit ein ausſichtsreiches Gegengewicht entgegenzuſtellen". Die Behauptung, Rußlands Außenpolitik ſei expanſioniſtiſch und aggreſſiv, müſſe darum „als ernſthafte Deutung der ruſſiſchen Außenpolitik abgelehnt werden". Sie ſei nichts als ein Manöver, deſſen Bedeutung vor allem innenpolitiſch ſei, das aber den Weg zu einer fruchtbaren und konſtruktiven Auseinanderſetzung verſperre. „Die Pax-sovietica-Theorie (alſo die Lehre, daß die Sowjetunion der Welt *ihren* Frieden, und damit meint man einen kommuniſtiſch-imperialiſtiſchen Gewaltfrieden aufzwingen wolle. H. K.) könnte auf lange Sicht ſehr wohl zum Entſtehen eines dritten Weltkonfliktes beitragen — eine überaus ſchwere Verantwortung für deren Verfechter."

Um ſo bedauerlicher iſt es, wenn auch in unſeren eigenen Reihen ein derart ſchiefes Urteil über Rußlands Außenpolitik gefällt wird,

wie dies in zwei Artikeln geſchieht, die Herr J. Tſcharner im „Aufbau" veröffentlicht. Ich würde dieſe Artikel hier überhaupt nicht erwähnen, hätte nicht ihr Verfaſſer den Verſuch gemacht, *Leonhard Ragaz* gegen mich auszuſpielen. Das muß entſchieden zurückgewieſen werden. Herr Tſcharner gräbt nämlich eine Aeußerung wieder aus, die Leonhard Ragaz im Jahre ... 1921 getan hat, und in der ſich der damalige Redaktor der „Neuen Wege" ſcharf gegen den „ſozialiſtiſchen Imperialismus" der Sowjetunion wendet. Er verſchweigt aber wohlweislich, daß Profeſſor Ragaz ſeine Anſicht in dieſem Punkte ſpäter völlig *geändert* hat. Das geht — um nur eine einzige Aeußerung dieſer Art, und zwar eine ſolche aus Leonhard Ragazens Todesjahr, anzuführen — mit abſoluter Klarheit beiſpielsweiſe aus der träfen Antwort hervor, die er im Aprilheft 1945 Herrn H. Köchlin auf deſſen Kritik an ſeiner Haltung gegenüber Rußland (und Deutſchland) erteilt hat. Leonhard Ragaz weiſt darin „alte und neue Lügen und Verleumdungen" zurück, die im Kampfe gegen Rußland aufgetiſcht würden, und ſtellt feſt, „daß das Weſen und Wirken der Sowjetunion auf die ungeheuerlichſte Weiſe verkannt und verleumdet worden iſt". Die *Wahrheit* öffne ſich „nur dem *Verſtehen*, nicht dem ſchnellfertigen Aburteilen der Voreingenommenheit und Selbſtgerechtigkeit". „Und das iſt", ſo fährt er fort, „meine Einſtellung zu Rußland. Auch ich ſelbſt habe darin gefehlt aber nicht im Sinne Ihrer Anklage, ſondern im genau entgegengeſetzten Sinn. Ich habe gelernt, und habe dabei ein gutes Gewiſſen vor Gott und den Menſchen — habe auch mit meiner Beurteilung des ruſſiſchen Verhaltens in den letzten Zeiten recht bekommen."

Profeſſor Ragaz lehnt insbeſondere die Behauptung vom ruſſiſchen Imperialismus und die zum eiſernen Beſtand aller Rußlandhetze gehörende Gleichſetzung des Kommunismus mit dem Nazismus ſcharf ab. „Es iſt", ſo ſagt er, „ein gewaltiger Unterſchied, ob ein Volk im Namen ſeiner Herren- und Herrſchaftsberufung die Welt für ſich beanſprucht, alſo grundſätzlich erobernd auftritt und angreift, oder ob ein Volk nach unſäglich ſchwerer Erfahrung mißtrauiſch geworden iſt, und die Idee, welche es verkörpert, vor neuen Angriffen zu ſchützen verſucht." Darum erklärt er auch die beliebte Rede, Rußlands Außenpolitik „könne kein Vertrauen erwecken, wenn man ſeine Innenpolitik bedenke", als „willkürliche Konſtruktion" und meint, man könne eher den Stiel umkehren und erklären, daß eine ſo treffliche Außenpolitik wie die ruſſiſche „nur auf eine völlig anders, als Sie annehmen, orientierte *Innenpolitik* ſchließen laſſe".

Das war die Auffaſſung Leonhard Ragazens, ſo wie er ſie in ſeinen ſpäteren Jahren vertrat. Man mag ſich dazu ſtellen, wie man will; aber *wenn* man ſchon die Autorität Ragazens anrufen will, ſo darf man nicht bloß frühere Aeußerungen von ihm über Rußland herausſuchen und ſie polemiſch verwenden, ſondern muß auch ſeine ſpäteren

Ueberzeugungen gelten laſſen, ja, man muß ſich, allgemeinem und ſehr berechtigtem Brauch entſprechend, vor allem an diejenigen Aeußerungen halten, die er ſelbſt als *endgültig* aufgefaßt wiſſen wollte.

Der Schreibende iſt, in aller Freiheit, mit Bezug auf die Beurteilung Rußlands ungefähr den gleichen Weg gegangen wie Leonhard Ragaz und hat im Geſpräch mit ihm ſtets wieder die grundſätzliche Uebereinſtimmung ſeiner Erkenntniſſe mit denjenigen des verehrten Meiſters feſtſtellen können — nicht bloß in der Rußlandfrage, ſondern auch in den übrigen Grundfragen des Weltgeſchehens und der ſchweizeriſchen Entwicklung. Solange er noch in den „Neuen Wegen" zu den Zeitereigniſſen Stellung zu nehmen hat, wird er es im gleichen Geiſte tun, aus dem er bisher geſchrieben hat — nicht in „leichtfertiger" Verkennung der Einwände, die etwa dagegen erhoben werden können (wie von beſtimmter Seite behauptet wird), ſondern nach gewiſſenhafter Prüfung des Tatbeſtandes, dann aber mit derjenigen Offenheit und Feſtigkeit, die er der Sache, um die es geht, ſchuldig iſt.

18. März 1947. *Hugo Kramer.*

Voranzeige

Die an der Jahresverſammlung der „Freunde der Neuen Wege" und der religiös-ſozialen Vereinigung beſchloſſene Ausſprache über das Rußlandproblem findet Sonntag, 11. Mai 1947, in Zürich, im Volkshaus, Helvetiaplatz, ſtatt mit einem Referat von Pfarrer Paul Trautvetter und einem Korreferat von Dr. Hugo Kramer. Nähere Angaben folgen in der Aprilnummer.

Erklärung

Dr. Hendrik de Man, der zufällig die Oktobernummer des letzten Jahrgangs der „Neuen Wege" in die Hand bekam, proteſtierte gegen eine Aeußerung in meinem Bericht über die Konferenz des Internationalen Bundes der religiöſen Sozialiſten im Schloß Hünigen, in welchem ich von den „wohl bewußt falſchen Verſicherungen" ſprach, mit denen Hendrik de Man einen Teil der belgiſchen Genoſſen dazu brachte, mit den Deutſchen zu kollaborieren. Unſer Angebot, in den „Neuen Wegen" eine Entgegnung von Dr. de Man zu bringen, konnte er nicht annehmen, da Aeußerungen dieſer Art gegen die ihm durch ſeine Lage als politiſcher Flüchtling auferlegte Zurückhaltung verſtießen. In einer perſönlichen Ausſprache bat er mich, dieſe Stelle meines Berichtes zurückzunehmen, da ich damit die Grenze zwiſchen politiſcher Auseinanderſetzung und ehrenrühriger perſönlicher Anſchuldigung überſchrit-

ten hätte. Ich hatte aus keinem anderen Motiv geſchrieben als dem Beſtreben, meine Eindrücke von der Konferenz und dem, was dort berichtet wurde, wiederzugeben, bin aber gerne bereit, zuzugeben, daß eine Berichterſtattung durch Vorurteile verfälſcht werden kann. Ich nehme daher die von Dr. de Man beanſtandete Stelle mit dem Ausdrucke meines Bedauerns zurück und überlaſſe es gerne der Zukunft, unſer Verhältnis zu einem Manne abzuklären, deſſen frühere Verdienſte wir voll anerkennen. *Chriſtine Ragaz.*

Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz

Durch das *Erſcheinen* des erſten Bandes von

Leonhard Ragaz: „Die Bibel, eine Deutung"

haben wir ein großes Oſtergeſchenk empfangen.

Um dem Leſer eine Ahnung von dem Reichtum und der Lebendigkeit des Inhalts zu geben, laſſen wir die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel folgen:

1. Teil: *Die Urgeſchichte.*

Die Sprache der Bibel, Symbol und Mythus.

Der Sinn der Schöpfung. Das Paradies und ſein Verluſt. Das Gegenreich.

Die Geſchichte. Der Urkampf.

Die Gottesſöhne. Die Natur. Der Menſch. Mann und Weib.

Die Kultur: Die Religion. Die Kunſt. Der Logos. Das Ethos.

Arbeit, Technik, Magie.

Volk, Staat, Weltreich.

Gericht und Kataſtrophe: Die Sintflut. Die Ziviliſation und der Turm von Babel.

Anhang: Literariſches und Methodiſches. Die Quellen.

2. Teil: *Die Erzvätergeſchichte.*

Die Welt unmittelbar unter Gott.

Abraham. Der Ruf. Der Durchbruch. Verheißung und Glauben. Der Bund mit Gott. Zwiſchen Paradies und Fall.

Iſaak. Jakob. Die Vorſehung. Iſrael geht in die Welt.

Das im Diana-Verlag erſchienene Buch kann in jeder Buchhandlung bezogen werden.

Vom Kommen des Reiches Gottes

Nachdem Johannes gefangengefetzt worden war, kam Jefus nach Galiläa, predigte das Evangelium vom Reiche Gottes und fprach: Die Zeit ift erfüllt und das Reich Gottes ift genaht; tut Buße und glaubet der Botfchaft. Mk. 1, 14—15.

Unter fehr gefährlichen und fchwierigen Umftänden hat Jefus die Botfchaft vom Kommen des Reiches Gottes aufgenommen. Gefährlich waren fie, wenn wir die äußeren Verhältniffe bedenken: Johannes war gefangengefetzt worden. Nicht nur das: er war enthauptet worden. Jefus aber, der fich von Johannes taufen ließ und fich damit deutlich zu feiner Sache bekannt hatte, hat fich nicht irgendwo verborgen, hat nicht in kluger Weife gefchwiegen und fich von Johannes diftanziert, fondern jetzt hat er die Fahne, die jener bis in den Tod feftgehalten hat, aus feiner Hand genommen und weiter getragen. «Tut Buße, das Himmelreich ift nahe herbeigekommen», hatte Johannes verkündet. Jefus aber hat diefe Botfchaft aufgenommen und weitergegeben: Die Zeit ift erfüllt und das Reich Gottes ift genaht; tut Buße und glaubet der Botfchaft.

Schwierig war die Verkündigung diefer Botfchaft aber vor allem darum, weil es jederzeit fchwer ift, dem an das Irdifche und Sichtbare, an das Gegenwärtige und Beftehende, an die Macht des Geldes und der Gewalt gebundenen und glaubenden Menfchen das Herz für das kommende Reich Gottes zu öffnen. Wir brauchen ja nur an uns felbft und an die heutige Zeit zu denken, dann erkennen und erfahren wir, wie es beinahe unmöglich ift, daß das Herz und die Gedanken der Menfchen fich wirklich auffchließen für Gottes Reich und feine Gerechtigkeit.

Prüfe dich felbft: haft du wirklich eine ftarke, lebendige Hoffnung? Bift du bereit, dein ganzes Leben nach innen und außen feiner Regierung und Herrfchaft zu öffnen und alles abzulegen, was feinem Geift widerfpricht? Glaubft du, daß das an dir gefchehen kann, jetzt gefchehen will? Haben wir eine lebendige, ftarke Hoffnung für die andern Menfchen: für unfere Nächften in Ehe und Familie, in Kirche und Volk und in der Völkerwelt, in der Schule, in der Wirtfchaft? Glauben wir, laffen wir uns aufrufen zum Glauben, daß die Zeit erfüllt ift, daß fein Reich komme, daß fein Wille gefchehe auf Erden wie im Himmel? Oder geben wir die reale Hoffnung auf? Schieben wir fie auf unbeftimmte Zeit oder für das Jenfeits auf, angefichts der

tatsächlichen Verhältnisse in uns selbst und in der Welt; angesichts von Sünde, Krankheit und Tod, angesichts der Unvollkommenheit, der Lauheit, der Trägheit, der Verständnislosigkeit, des Hasses, des Unrechtes?

Ich bin mir bewußt, daß ich die Schwierigkeiten gar nicht richtig schildern kann. Ich empfinde sie aber als eine übermäßige und erdrückende Last, die den Mund, der vom Reiche Gottes reden will, verschließt und die Hoffnung im Herzen erstickt.

Das alles hat Jesus noch ganz anders gesehen und viel tiefer empfunden. Wie kam er aber dazu, selbst nach der Hinrichtung des Johannes, dennoch zu verkünden: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe? Die Antwort auf diese Frage ist eigentlich ganz einfach: Er hat neben, nein über dieser dunklen Wirklichkeit und größer und stärker als sie die Wahrheit und Wirklichkeit des Reiches Gottes gesehen und an sein Kommen geglaubt. Nein noch mehr: Er kam selbst aus dieser Wahrheit und Wirklichkeit des Reiches seines Vaters. Er ist selbst die Realisierung und Etablierung des Reiches Gottes in der Welt. Und darum legt er dafür Zeugnis ab. Darum ist er das Licht mitten in der Finsternis dieser Welt und gegen die Finsternis der Welt. «Das ewige Licht leucht' da herein, gibt der Welt einen neuen Schein.»

In dem alten Weihnachtslied fährt Luther weiter: «Es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Herr erbarm dich». Und siehe, er erbarmt sich unser wirklich. Denn Christus ruft uns zu und zeigt uns an: Die Zeit ist erfüllt, das Reich ... Ach, liebe Zuhörer, glaubet der Botschaft. Glaubet nicht mir, aber glaubet Jesus: das Reich ist nahe. Wenn ihr Glauben hättet, so groß wie ein Senfkorn nur, so könntet ihr Berge versetzen. Aber wirklicher Glaube, rechter Glaube muß es sein, nicht bloß religiöse Schwärmerei, die bloß fromm von Buße redet, aber nicht nüchtern Buße tut.

Glaube an das Kommen des Reiches für dich: Gott hat ein Neues mit dir angefangen. Lege den alten Menschen ab. Tue Buße, kehre um, ändere deinen Sinn. Oeffne dich Gott und seinem Reich, seinen Gedanken, seinen Plänen. Lege deine Sünden und Fehler ab. Glaube, daß du frei werden kannst. Fange heute an. Mach einen Schritt. Du kannst es. Er will dir helfen. Geh deiner Frau, mit der du im Unfrieden lebst, zuerst einen Schritt entgegen und versöhne dich mit ihr. Tritt für das Recht und die Gerechtigkeit ein in deiner Fabrik, auf deinem Arbeitsplatz, in deiner politischen Partei und glaube daran, daß Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit den Sieg behalten werden. Glaube daran und vertraue darauf, daß Gott dir helfen kann und will aus aller Not des Leibes und der Seele.

Und lasset uns glauben an das Kommen des Reiches für die andern und zu den andern: in Ehen und Familien, in Volk und

Kirche, in Wirtſchaft und Politik. Gott verlangt nicht alles auf einmal. «Gott ſagt uns Stück für Stück den Weg: einſt wird er alles ſagen» (K. A. Laubſcher). Glaube daran und bete darum, daß dein Kind, das ſich auf böſen Wegen befindet, umkehren kann und umkehren wird. Hilf ihm dazu durch deinen Glauben, durch deine Haltung. Hoffe, warte darauf, daß im wirtſchaftlichen und politiſchen Leben Recht und Gerechtigkeit und nicht Geld und Gewalt den Sieg behalten, weil das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit nahe iſt. Aber hoffe nicht nur darauf, ſondern trete dafür ein mit ganzem Herzen. Laſſet uns auch hoffen und arbeiten für eine neue Ordnung unter den Völkern und die Ueberwindung des Krieges, weil die Botſchaft vom Frieden auf Erden verkündet iſt und Gottes Gerechtigkeit offenbar werden will. Und wenn die Schwierigkeiten noch ſo groß und die dunklen Realitäten noch ſo maſſiv ſind, laſſet euch nicht vom Glauben abbringen, daß ſie von Chriſtus überwunden ſind und daß ſein Sieg offenbar werden wird. Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, ſagt Jeſus, ſo möget ihr zu dieſem Berge ſagen: Hebe dich weg von hier dorthin! und er wird ſich hinwegheben, und nichts wird euch unmöglich ſein (Mt. 17.20).

Solcher Glaube iſt nicht nur ein paſſives Warten, ſondern zugleich Kampf und Einſatz. Das Reich Gottes iſt ganz Gottes Gabe und ganz unſere Aufgabe. Das ſehen wir am deutlichſten und unausweichlichſten an Jeſus. Er hat auf das Reich Gottes gewartet und zugleich dafür ſein Leben eingeſetzt, und ſo hat wirklich in ihm das Reich angefangen. Er will aber auch, daß es in ſeinen Jüngern einen Fortgang habe. Darum ruft er ſie, ruft er uns, in die Nachfolge. Nachfolge aber bedeutet, daß auch wir warten auf das Reich und zugleich dafür arbeiten und kämpfen, daß auch wir es erwarten als Gottes Gabe und um ſeine Verwirklichung ringen, weil es zugleich unſere Aufgabe iſt. Der Jünger iſt nicht über ſeinem Meiſter. Dann kann und wird die Verheißung des neuen Himmels und der neuen Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt, ſich erfüllen. Ja, darnach geht unſer Verlangen. Nach dem Reiche Gottes geht unſere Hoffnung. Daß es hereinbreche und ſich offenbare, daß Chriſtus anfange zu regieren in der kleinen Welt unſeres perſönlichen Lebens und in der großen Welt der Völker, der politiſchen und wirtſchaftlichen Zuſammenhänge, das iſt unſer Glaube, das iſt unſere Hoffnung. Das iſt keine Phantaſterei. Wir ſehen die Dunkelheit, die Schuld, die Sünde, den Tod, das Unmögliche dieſer Hoffnung, die Realität der Geſtalt dieſer Welt in uns ſelbſt und um uns. Aber eine noch ſtärkere und tiefere, eine ſelige Wirklichkeit iſt uns offenbar, weil wir im Glauben die Botſchaft hören: Die Zeit iſt erfüllt, das Reich Gottes iſt genaht, tut Buße und glaubet der Botſchaft. Amen. *F. Tobler.*

Das Kommen Chriſti

Auch für unſere Zeit

LEONHARD RAGAZ †

Vorbemerkung. Es gilt von dieſer Auslegung von Matthäus 24 (und der Parallelſtellen in den andern Evangelien) was in der „Vorbemerkung" zu der von Matthäus 10 und ebenfalls einiger entſprechender Stellen in den andern Evangelien ausgeführt worden iſt: ſie will nicht eine ſchriftgelehrte, hiſtoriſch-exegetiſche Erklärung, ſondern eine Aufſchließung des lebendigen und aktuellen Sinnes dieſer großen eſchatologiſchen, das heißt auf das Letzte gerichteten Rede Jeſu ſein. Die ſogenannten bibelkritiſchen Probleme, die ſich daran knüpfen, ſind dem Verfaſſer wohlbekannt. Er hat ſich darüber auch in einer beſonderen Abhandlung ausgeſprochen, welche in den „Neuen Wegen" (34. Jahrgang, Heft 2, Februar 1940) unter dem Titel „Matthäus 24" erſchienen iſt. Nach ſeiner Ueberzeugung ſteht nichts der Annahme im Wege, daß alles Weſentliche dieſer eſchatologiſchen Rede, die man beſſer eine *prophetiſche* nennte, aus Jeſu Geiſt und Munde ſtamme.

Was die Form der Frage und Antwort betrifft, ſo iſt ſie ebenfalls dadurch zu erklären, daß auch dieſe Auslegung zu dem *„Bibel-Katechismus"* gehört, deſſen Teile ſich zu einem Ganzen zuſammenfügen.

Frage. Was ſagt uns Jeſus über Sinn und Bedeutung der Zeit, worin wir leben?

Antwort. Er hat ſich darüber in der großen Rede ausgeſprochen, die wir im vierundzwanzigſten Kapitel des Matthäus-Evangeliums und, in etwas verkürzter und auch veränderter Form, im dreizehnten des Markus und einundzwanzigſten des Lukas finden. Ich rate, daß wir uns im Ganzen an Matthäus halten, mit einem Blick jedoch dann und wann auch auf die andern Berichte.

F. Hat Jeſus das auch für unſere Zeit geſagt oder nur für die ſeinige?

A. Er hat es für die Zukunft ſeines Reiches geſagt, über die Zeiten hinweg. Man muß aus der Rede ſelbſt merken, ob es für unſere Zeit iſt oder nicht. Jeſus gibt uns ſelbſt die Anweiſung dafür.

F. Wie geſchieht das?

A. Hören wir. *Der Sturz des Tempels.*

Es heißt:

«Und Jeſus verließ den Tempel und ging ſeines Weges. Und es kamen zu ihm die Jünger und zeigten ihm die Bauten des Tempels. Er aber erwiderte und ſprach zu ihnen: ‚Sehet ihr nicht das alles? Wahrlich, ich ſage euch: Es wird davon kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht weggeriſſen würde'.» (24, 1—2). [1])

F. Was ſoll das bedeuten?

A. Es iſt entſcheidungsvoll wichtig: Was Jeſus an den Anfang ſeines Ausblicks auf das Kommen des Reiches ſtellt, iſt *der Sturz des Tempels.*

[1]) Bei Markus heißt es: „Und wie er aus dem Tempel hinausgeht, ſpricht zu ihm einer der Jünger: ‚Meiſter ſchau was für Steine und was für Bauten!' Jeſus aber ſprach zu ihm: ‚Du ſiehſt dieſe mächtigen Bauten? Es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht weggeriſſen würde'." (Vers 1—2.)

Machen wir uns die Situation klar, worin dieſe Loſung ausgegeben wird. Jeſus hat in ſeiner großen Streitrede gegen die Phariſäer und Schriftgelehrten (worin die Sadduzäer und Herodianer von ſelbſt auch befaßt ſind), die im dreiundzwanzigſten Kapitel des Matthäus enthalten iſt [2]), mit der offiziellen Religion und ihren Trägern abgerechnet. Er hat mit dem «Aber ihr habt nicht gewollt» und der Weisſagung des Gerichtes geſchloſſen. Hocherregt verläßt er den Tempel, über dem das Gericht Gottes iſt und wandert einſam dem Oelberg zu. Seine Jünger aber holen ihn ein. Offenbar ſind ſie auch erregt über die Auseinanderſetzung und erſchreckt über die Weisſagung vom Untergang Jeruſalems und der Verheerung der Stätte, wo der Tempel ſteht. Sie zeigen, aus einiger Diſtanz, auf den Tempel, auf ſeine Pracht (Vergl. Lukas 21,5), auf die gewaltigen Mauern mit den rieſigen Steinen, aus denen ſie gefügt ſind und von denen einige Reſte die Jahrtauſende überlebt haben.

(Man denke an die Klagemauer, an der die Juden immer noch am Freitag beten.) Und ſolch ein Bau ſollte ſtürzen? Ueber eine ſolche Pracht ſollte die Verwüſtung kommen? Darauf antwortet Jeſus: «Es wird nicht ein Stein davon auf dem andern bleiben.»

F. Iſt das wörtlich gemeint?

A. Wörtlich und mehr als wörtlich. Jeſus ſchaut in prophetiſchem Geſicht, wie Jeruſalem untergeht und der Tempel in Flammen zuſammenſtürzt. Aber er meint freilich noch etwas anderes, wovon die Zerſtörung des Tempels nur ein Symbol iſt: den Zuſammenbruch des jüdiſchen Religions- und Kirchenweſens. Er ſieht, daß der bisherige Weg Israels zu Ende geht und die Kataſtrophe vor der Türe iſt. Er hat Israel gewarnt als der letzte und größte ſeiner Propheten — denn das iſt er, wenn auch mehr als ein Prophet —, er hat ihm einen andern Weg gezeigt — aber umſonſt. Das Volk hat, von ſeinen religiöſen und politiſchen Führern irregeführt, den Ruf Gottes nicht hören und die Stunde Gottes nicht verſtehen wollen. Nun kommt das Gericht. Er tut auch damit im höchſten Sinne und endgültig, was ſchon Micha und Jeremia getan, die beide auf der gleichen Linie wie Jeſus, ausdrücklich den Untergang des Tempels geweisſagt haben. (Vergl. Micha 4, 9—12 und Jeremia 7, 1—15.)

F. War das nicht furchtbar? War das nicht ungeheuer revolutionär?

A. Freilich war es das! Man bedenke, was das für einen frommen Juden bedeutete. Der Tempel war für ihn nicht bloß das, was ein ſolcher für die Heiden oder was etwa für die Chriſten eine Kathedral-Kirche iſt. Er war wirklich Gottes Wohnung inmitten des Volkes; er war das Sinnbild und die Bürgſchaft der Verbindung

---

[2]) Vgl. die Schrift: *„Die Gegner Jeſu“*.

zwiſchen Gott und dem Volke. Wir können gar nicht nachfühlen, was der Tempel für ein jüdiſches Gemüt bedeutete und wie darum die Jünger und erſt recht die Hüter des Tempels und die Träger der offiziellen jüdiſchen Religion überhaupt die Weisſagung Jeſu empfinden mußten. Es mußte ihnen als eine furchtbare *Läſterung* erſcheinen, noch viel furchtbarer, als wenn ein ſolches Wort etwa von der Peterskirche in Rom und vom Vatikan dazu geſagt würde und zwar in der Peterskirche ſelbſt zu den Prieſtern und Kardinälen. Jeſus iſt denn auch, neben ſeinem Chriſtusanſpruch, um dieſes, freilich dazu mißdeuteten Wortes willen vom Hohenrate zum Tode verurteilt worden.

F. Aber die Weisſagung hat ſich eben doch erfüllt?

A. Sie hat ſich erfüllt. Im Jahre ſiebzig nach Chriſti Geburt, dreißig oder fünfunddreißig Jahre nachdem ſie ausgeſprochen war, wurde im eroberten Jeruſalem von einem römiſchen Soldaten die Brandfackel in den Tempel geworfen und er ſank mit Jeruſalem in Trümmer. Mit ihm ſtürzte auch Israels bisheriges Volkstum zuſammen und mit ihm ſein Religionsweſen. Ein neuer Weg Gottes öffnet ſich: Es iſt, über die Kataſtrophe hinweg, der Weg der *Erfüllung*. Ueber dem Gericht glänzt die Verheißung; über dem Ende des Alten ſteigt der Neue Bund auf. Alles das auf der Linie der Propheten, ſie erfüllend und überbietend.

F. Und was kann das für uns bedeuten?

A. Es iſt der zentrale Aſpekt unſerer Tage; es bedeutet auch den Sturz des Tempels.

F. Was ſoll das heißen?

A. Das ſoll heißen: *Den Sturz des Chriſtentums* — das iſt das Weſentliche und Zentrale, das in unſeren Tagen, ich meine: in unſerer Zeit, im tieferen Sinne des Wortes, geſchieht.

F. Was iſt unter Chriſtentum zu verſtehen? Doch nicht *Chriſtus?*

A. Ich verſtehe unter Chriſtentum die beſondere Form, welche die Sache Chriſti in dem bisherigen Verlauf des durch den Eintritt Chriſti eröffneten Neuen Aeons angenommen hat. Sie ſtürzt vor *Chriſtus*. Sie vergeht vor dem *Reiche Gottes*.

Das iſt das Gewaltige an dem Geſchehen unſerer Tage. Das ſein tiefſter und oberſter Sinn, das die größte der Umwälzungen und im letzten Grunde die Umwälzung ſelbſt.[3])

---

[3]) In dieſem Sinne hat ſchon vor anderthalb Jahrhunderten ein Großer im Reiche Gottes, *Lavater*, geſagt:

„Die Revolution der politiſchen Welt iſt nur ein kleines Vorſpiel von einer großen Revolution der ſittlich-religiöſen Welt. Das Chriſtentum, wie es iſt, kann ſich ſchlechterdings nicht mehr halten. Es iſt dem Untergang nahe. Alles, was wir flicken, zu flicken verpflichtet ſind (ich bin auch nur ein Flicker), kann es auch nur noch ein paar Jahre ſcheinbar aufrecht halten ...

F. Woran erkennen wir dieſen Sinn des Geſchehens? Was für *Anzeichen* gibt es dafür?

A. Vor allem das *Verſagen des Chriſtentums.* Iſt das nicht die allgemeine Empfindung aller Ehrlichen? Wie wären die Dinge möglich, die heute geſchehen, wenn das Chriſtentum eine lebendige Macht wäre?

F. Woran liegt denn ſein Fehler?

A. Es iſt der alte, fundamentale Fehler, der ſich durch die Geſchichte der Sache Chriſti zieht und der ſchon eine Reihe von Kataſtrophen ſowohl dieſer Sache als der Welt bewirkt hat: die *Verweltlichung:* die Auflöſung dieſer Sache in das Weltweſen, die Verbindung mit dem Weltweſen und die Kapitulation vor ihm, die Angleichung an eine ſogenannte weltliche Kultur, der vielleicht noch ein chriſtlicher Schimmer blieb und die vielleicht in ihren ſchlimmſten Erſcheinungen noch die Sanktion der Kirche erhielt.

F. Sollte man nicht lieber vom Sturz der *Kirche* oder des *offiziellen* Chriſtentums reden? Das entſpräche ja dem Sturz des Tempels!

A. Kirche und offizielles Chriſtentum ſind bloß der Ausdruck des Chriſtentums. Die *ganze* Form, welche die Sache Chriſti angenommen hat, iſt ein Spiel; es iſt etwas an der Struktur dieſes Tempels, was ſeinen Sturz veranlaßt. Es müſſen darin breite *Riſſe* entſtanden ſein.

F. Welches mag im Einzelnen geſehen dieſer Fehler ſein?

A. Jeſus hat denſelben beſonders in ſeiner Rede gegen die Phariſäer und Schriftgelehrten (die Sadduzäer und Herodianer inbegriffen), das heißt aktuell ausgedrückt, gegen das offizielle Chriſtentum, beſonders gegen die Frommen und die Kirchenleute, aufgedeckt. Erinnern wir uns an die Hauptpunkte ſeiner Anklage. Sie ſtellt feſt: Vor allem den Grundfehler: Das Abkommen von Moſes und den Propheten zu den Phariſäern und Schriftgelehrten, das heißt, aktuell ausgedrückt: vom lebendigen Gott und ſeinem Reiche zur Kirche, und von Chriſtus zum Chriſtentum, und die Verwechslung des einen mit dem andern — dieſer ungeheure Trug — das Ausweichen vor Gott ſelbſt in die Theologie, in die Bibel, das Abgleiten auf der Linie des geringſten Widerſtandes vom Gottesdienſt der Gerechtigkeit des Reiches Gottes in den Kultus, von der Unmittelbarkeit der Gewiſſensſtimme in die Reflexion, von dem

---

Es eilt mit ſchnellen Schritten das Reich des Antichriſt und (das heißt offenbar: ‚aber auch') das Reich Chriſti, das der Kern der harten Schale iſt, die Satans Reich heißt. (Das heißt wohl: ‚Das als wahrer Kern in den ſataniſchen Irrtümern ſteckt'.) Was geſchieht, iſt nichts im Vergleich zu dem, was geſchehen wird — bald, bald, bald. Gott will alle Formen nach des Teufels Gewalt zerbrechen. (Das heißt wohl: ‚Der Teufel iſt dabei der Diener Gottes'.) Wir müſſen etwas *ſein,* der *Schein* muß verſchwinden."

Großen in das Kleine, von der Wahrheit in den Schein, von der Gegenwart in die Vergangenheit, vom Gottesgebot in die Menſchenſatzung; die Orientierung an weltlichen Motiven, ſtatt an der Sache Gottes, der Geiſt der Konkurrenz, die Orientierung am Erfolge, die Verbündung mit der Welt und ihren Faktoren, die Verkennung der Zeichen der Zeit. Wenn ein Bau ſolche Riſſe in der Grundſtruktur zeigt, muß er dann nicht ſtürzen?

F. Welches ſind gerade heute die Zeichen dieſes kommenden Sturzes?

A. Die allgemeine Antwort habe ich gegeben: Es iſt das Verſagen des Chriſtentums gegenüber den Faktoren der Weltlage, die zur heutigen Weltkataſtrophe geführt haben und die verurſacht ſind durch die Verweltlichung des Chriſtentums ſelbſt. Dieſes Verſagen aber wird nicht nur an der Ohnmacht des Chriſtentums gegenüber den Weltproblemen, beſonders den politiſchen, deutlich, ſondern auch im individuellen Leben der Chriſten. Wo ſind da die Kräfte, welche die Lebendigkeit der Sache Chriſti kennzeichneten: Die Freudigkeit des Glaubens, die Leidenſchaft der Liebe, die Freiheit von der Welt, die Macht über Schuld und Schickſal, die Ueberwindung des Todes, die Nachfolge Chriſti?

Es iſt überall ein *Ende* da. Die *katholiſche Kirche* ſucht ſich durch Machtfaktoren zu ſtützen und darf ſich im übrigen ſtark auf die Macht der Gewohnheit und einer traditionellen Autorität verlaſſen — aber wo ſind ihre Heiligen? Wo die Leidenſchaft des Glaubens und der Liebe? Und droht nicht gerade ihrem Paktieren mit der Welt, auch mit der ſchlimmſten, der Sturz?

Und der traditionelle *Proteſtantismus?*

Steht *er* nicht an einem Ende? Iſt ſeine Zeit nicht vorbei? Lebt er nicht mehr bloß von der Vergangenheit? Haben unſere proteſtantiſchen Gemeinden eigentlich eine *Sache*, für die ſie da wären? Kann man aber auf die Länge leben ohne eine Sache?

Es fehlt nicht an allerlei Wiederbelebungsverſuchen — aber kommt es wirklich zu ſtarkem, neuem Leben? Es fehlt nicht an Reſtaurationen — aber können dieſe auf die Länge helfen?

Aber faſt noch eindringlicher als dieſe inneren Verfallserſcheinungen am Tempel des Chriſtentums ſprechen die Erſcheinungen des *Anſturms von Außen.* Da iſt der *Faſchismus*, da iſt der *Nazismus*, da iſt der *Kommunismus* — iſt unſer Chriſtentum dieſen Mächten gewachſen? Muß da nicht ein Neues aufbrechen, das zu erwecken vielleicht gerade der letzte Sinn dieſer Bewegung iſt?

Und endlich das Allerwichtigſte: all der *Verrat*, den die Kirchen, die proteſtantiſche wie die katholiſche, an der Sache Chriſti geübt haben, all dieſes Nichthören auf ſeine Stimme, die in deutlichen Aufgaben an ſie kam — ſollte das nicht dem Gericht gerufen haben?

Kurz: Der Sturz des Tempels iſt für jedes Auge, das ſehen kann, offenkundig.

F. Was ſoll denn an Stelle des geſtürzten Tempels treten?

A. Der *neue* Tempel, nicht von Menſchenhänden gemacht.

F. Was iſt damit gemeint?

A. Wie Jeſus über dem Sturz des Tempels den Neuen Bund hat aufleuchten ſehen, wie alle Propheten jenſeits der Kataſtrophe die *Verheißung* geſchaut haben, ſo iſt es auch heute: *Der Sturz des Chriſtentums leitet eine neue Geſtalt der Sache Chriſti ein.* Wie ſchon geſagt worden iſt: Es ſtürzt vor Chriſtus. An die Stelle des Kirchentums ſoll das Reich Gottes treten, an die Stelle des Chriſtentums das Chriſtustum. (So hat Blumhardt geſagt.) Es ſoll eine neue Herrſchaft Chriſti kommen, ein neues Aufbrechen der urſprünglichen, weltüberwindenden Kräfte Chriſti geſchehen, daraus auch eine neue Geſtalt der *Welt* hervorgehen. Die Nachfolge Chriſti ſoll wieder Tatſache werden.

F. Gibt es auch dafür Zeichen?

A. Ja, poſitive und negative. Um mit den poſitiven zu beginnen: Auf dieſe Entwicklung hin haben *die Propheten unſerer Zeit* geweisſagt. Ich nenne zwei weltliche und zwei geiſtliche. Die weltlichen ſind Carlyle und Tolſtoi. *Carlyle* hat um die Mitte des letzten Jahrhunderts vor allem beim Blick auf die politiſch-ſozialen Zuſtände erklärt, wenn nicht im Laufe der nächſten hundert Jahre eine neue Verwirklichung Gottes auf Erden ſtattfinde, dann werde unſere Kultur dem Niagara entgegen ſtürzen und hinunter, er hat aber dieſe neue Verwirklichung Gottes verkündigt.

Nach ihm hat *Tolſtoi* die ganze furchtbare Verweltlichung unſeres Chriſtentums und kataſtrophale Verderbnis unſerer Kultur aufgezeigt und ihr Chriſtus und das Evangelium entgegengehalten. Solche Propheten behalten immer recht!

F. Und *Doſtojewſki?*

A. Man könnte auch ihn nennen. Sein Geſicht von Jeſus und dem Großinquiſitor gehört jedenfalls zu den tiefſten Erläuterungen des Geſchehens in unſerer Zeit. Es weiſt auf die kommende Auferſtehung Jeſu hin.

F. Und welches ſind die geiſtlichen Propheten?

A. Ich denke vor allem an *Kierkegaard* und *Blumhardt*, an Kierkegaards prophetiſche Kritik des «offiziellen Chriſtentums», das heißt, der Verweltlichung der Sache Chriſti, und an Blumhardts Entdeckung des Reiches Gottes, das Eine das große Nein, das Andere das große Ja. Das iſt beides wahrhaftig nicht umſonſt geweſen.

F. Und die negativen Zeichen?

A. Wir haben ſie ſchon genannt. Es ſind die großen *Gegenbewegungen* zum Chriſtentum: Faſchismus, Nazismus, Kommunis-

mus. Sie können, wie wir geſagt haben, nur überwunden werden durch eine neue Geſtalt der Sache Chriſti, und nicht etwa durch ſogenannte Kreuzzüge eines Chriſtentums, das «den Tod im Kopfe» hat. Das iſt ihre eine Seite. Die andere aber iſt, daß ſie auf vergeſſene Wahrheit dieſer Sache hinweiſen und damit nach ihrem Erwachen rufen — von Gott dazu gerufen und berufen. Denn das iſt, wiederholen wir es, ihr wahrer Sinn. Ganz beſonders gilt dieſe mehr poſitive Wirkung vom *Kommunismus*, der, bei all ſeinem Irrtum, als ein Verſuch, die Herrſchaft des Mammons und der Ausbeutung zu ſtürzen und Gerechtigkeit zu ſchaffen, Gott, Chriſtus, der Bibel ungleich näher ſteht als die faſchiſtiſche Vergottung des Staates und die naziſtiſche von Blut und Boden.

F. Und *Nietzſche?* Iſt er nicht auch ein ſolcher negativer Prophet?

A. Gewiß. Er iſt ein Zerſtörer im Dienſte des Aufbaues. Er iſt auch von Gott gerufen, berufen. Er ſchreit gegen das Chriſtentum kämpfend, nach Chriſtus.

F. Das alles ſtimmt gewiß. Aber iſt das Chriſtentum nicht doch auch mächtig? Iſt es nicht beſonders die *Kirche?* Erleben wir nicht gerade heute eine neue Erhebung des Kirchentums auch innerhalb des Proteſtantismus? Und iſt nicht die katholiſche Kirche noch eine gewaltige Macht? Müſſen wir nicht im Angeſicht ſolcher Tatſachen mit den Jüngern Jeſu beim Blick auf *unſern* Tempel ſprechen: «Meiſter, ſieh doch, welche mächtigen Steine! Welche großartigen Bauten! Welche Schönheit!?

A. Aber Jeſus hat eben geantwortet: «Und doch wird kein Stein davon auf dem andern bleiben.» Und hat nicht *er* recht behalten? Iſt nicht ſchon einige Jahrzehnte nachher der Sturz des Tempels erfolgt?

Laſſen wir uns durch Scheinmacht und Scheinpracht nicht täuſchen! Gerade ſolche Macht und Pracht kann dem Gericht unmittelbar vorausgehen. Dieſe Macht und Pracht hatte gerade die *Verweltlichung* Israels gebracht. Es war *Herodes*, einer der gottloſeſten und verdorbenſten aller Menſchen und Fürſten, welcher den Juden dieſen gewaltigen und prachtvollen Tempel gebaut hatte, wie einſt Salomo den früheren — dieſer verweltlichte Salomo! Darum wohl mußten beide Tempel ſtürzen.

Das hat ſich in der Geſchichte wiederholt. Welch eine Macht und Pracht beſaß der Tempel der Römiſchen Kirche, die um 1215 zeitweilig die ganze Chriſtenheit umfaßte! Wie haben dem äußerlich mächtigſten aller Päpſte, Innozenz dem Dritten, der nicht nur die Kirche, ſondern auch die Welt regierte, auf deſſen Befehl Könige und Kaiſer eingeſetzt und abgeſetzt wurden — die zum Lateran-

konzil verſammelten Würdenträger zugejubelt als einem Gott — und ein paar Jahrzehnte nachher war *dieſer* Tempel geſtürzt und wenn nicht vorher Franziskus die Sache Chriſti erneuert hätte, wäre es mit ihr — menſchlich geſprochen — zu Ende geweſen. Es *war* auch ein Ende — aber dieſes war die Einleitung einer neuen Geſtalt der Sache Chriſti. Aehnliches könnten wir heute erleben! Und wir *werden* es erleben!

F. Kann man auch ſonſt ſolche Zeichen des Sturzes und der Erneuerung gewahren?

A. Gewiß. Poſitive und negative.

F. Welches ſind dieſe andern Zeichen?

A. Um wieder mit den *poſitiven* zu beginnen: Es geht doch eine gewaltige *Sehnſucht* nach Erneuerung durch die Chriſtenheit, auch durch die Kirchen. Der Glaube an das Reich Gottes bricht in Gedanken und Taten auf. Er erwacht beſonders auch an der gewaltigen *politiſchen* Perſpektive, die ſozuſagen Chriſtus auf den Plan ruft. Oder iſt es nicht ein gewaltiges Zeichen dieſer Art, wenn in England rieſige Verſammlungen ſtattfinden, in denen zuerſt der oberſte Geiſtliche von der Landeskirche ein Programm radikaler politiſch-ſozialer Umgeſtaltung entwickelt und dann ein ſozialiſtiſcher Führer und kommender Mann die Umgeſtaltung des Chriſtentums aus einer vorwiegend individualiſtiſchen, ſtark auf das Jenſeits gerichteten Heilslehre zu der Botſchaft vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde?

Negative Zeichen aber: Der ganze Sturz der Welt, die ganze Weltkataſtrophe, was könnte ſie denn für einen andern Sinn haben, als ein neues Kommen Gottes, ein neues Kommen Chriſti?

F. Noch eine Frage: Wenn der Sturz des Tempels die Kirche einſchließt, was wird dann an ihre Stelle treten?

A. *Die Gemeinde des Reiches Gottes.*

F. Was bedeutet das?

A. Die Kirche iſt die Organiſation der Religion, die Gemeinde iſt die Trägerin des Reiches Gottes und ſeiner Gerechtigkeit. *Sie* iſt das, was zum Reiche Gottes gehört. Nicht von der Kirche redet die Bibel (das iſt eine falſche Ueberſetzung), ſondern von der Gemeinde. Ihr wird die Vollmacht des Reiches übergeben. Die Kirche aber muß ſtürzen.

F. Wie wird dieſe Gemeinde ſich bilden? Welche Form wird ſie haben?

A. Sie wird mitten in der Welt ſich bilden und die Welt umgeſtalten. Sie iſt ſchon vorhanden, unſichtbar und auch ein wenig ſichtbar. Sie wird wachſen.

F. Wird die Kirche gewaltſam ſtürzen? In einer großen Geſamtkataſtrophe?

A. Sie wird als Kirche ſtürzen, mit der Kataſtrophe der Welt. Sozuſagen grundſätzlich. Als Prinzip. Aber ihre *Form* mag wohl noch halten, bis auch ſie reif iſt zum Sturze.

F. Und wann wird ſie dazu reif ſein?

A. Wenn das *Neue* reif iſt! Aber ſicher iſt — in *dieſem* Sinne der Sturz des Tempels.[4])

(Fortſetzung folgt.)

Das Recht des englischen Sozialismus

(Vortrag, gehalten auf dem Religiös-ſozialen Ferienkurs in Malans.)

(Schluß.)

Die große Frage iſt aber, wieviel Oppoſition ſie wird überwinden müſſen, im Innern und im Ausland. Die Faſchiſtenbewegung unter Mosley iſt noch am Leben, obwohl ſie bis jetzt wenig Anklang gefunden hat. Die Konſervativen haben die Preſſe, und die Plutokratie kann immer noch die demokratiſchen Ziele einer Arbeiterregierung beeinträchtigen. Sogar das Organ der Regierung, der „Daily Herald", iſt zur Hälfte in den Händen von Odhams, das heißt Kapitaliſten.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und der Gründung der „Daily Mail" und „Daily Mirror" etc. durch Lord Northcliffe hat die herrſchende Klaſſe es unternommen, das Volk zu erziehen — in ihrem Intereſſe natürlich, und zur gleichen Zeit ihre Geſchäfte zu machen. Wie in allen anderen kapitaliſtiſchen Geſchäften war die Entwicklung zum Monopolismus gegeben, und nun ſieht ſich die Arbeiterregierung vor das Problem geſtellt, wie ſie das Volk zur Demokratie, zur wirtſchaftlichen Demokratie erziehen kann, während die Preſſe in den Händen ihrer Gegner iſt. Man kann natürlich ſagen, in Neuſeeland habe die Arbeiterregierung zehn Jahre lang ihre Pläne durchgeführt mit kaum einer Zeitung auf ihrer Seite, und Rooſevelt ſei viermal gewählt worden, obwohl die Preſſe faſt einſtimmig gegen ihn war. Aber man ſah letzten Monat, wie die konſervative Preſſe ſich gegen die Brotrationierung einſetzte, ſo daß die Rede Stracheys wenig Wirkung hatte. Trotzdem hat die Regierung ihre Ernährungspolitik durchgeführt. Es iſt, wie de Valera ſagt: „Die Briten ertragen den größten Teil der Schwierigkeiten aus freien Stücken, um für den Kontinent mehr Zufuhren verfügbar zu machen, als es ſonſt möglich wäre." Der neue internationale Geiſt der Arbeiterpartei macht ſich bemerkbar.

---

[4]) Ausführliches über Kirche und Gemeinde und die Art, wie die Gemeinde im Einzelnen zu denken iſt, findet ſich in meinem Buche: *„Die Botſchaft vom Reiche Gottes"*.

Die Gefahr eines Preſſemonopols beſteht doch, und es iſt erfreulich, daß die Journaliſten ſelbſt (und viele Abgeordnete) nun eine Kommiſſion verlangen, zur Unterſuchung des ganzen Problems.

Nicht nur von Gegnern in Großbritannien ſelbſt muß Attlee Oppoſition erwarten, ſondern vor allem von USA., wo der Glaube an die ſogenannte „freie Wirtſchaft", wie ſie den Monopolkapitalismus nennen, noch ſtark iſt. Deshalb kann man dieſe neue Anleihe von Amerika als ein zweifelhaftes Geſchenk betrachten. Der „Economist" ſagt: „Nun ſind wir unwiderruflich verpflichtet, mit der amerikaniſchen Wirtſchaft Schritt zu halten." Und wenn man an die Kriſe der dreißiger Jahre denkt, die in USA. ausbrach und die anderen Länder mit ſich riß, kann man die melancholiſche Bemerkung des „Economist" würdigen. „Nicht nur wir, ſondern ein großer Teil der Welt hängt nun von dem guten Benehmen Amerikas ab."

Aber Rußland hat ſeine ſozialiſtiſchen Ziele trotz der Oppoſition der übrigen Welt durchgeführt, und es iſt zu hoffen, daß Großbritannien mit anderen Mitteln den gleichen Erfolg haben wird.

Bedenklicher ſcheint mir die Außenpolitik der Arbeiterregierung. Man braucht nur den Spott der unterdrückten Völker zu hören: „Wieſo gleicht die britiſche Labour Party einer Guitarre? Weil ſie beide in der linken Hand gehalten und von der rechten geſpielt werden." Man weiß, daß ſolche Witze nicht von ungefähr entſtehen.

Das Problem, das uns vor allem beſchäftigt, iſt das Los Paläſtinas, und wir können es kaum faſſen, daß dieſe Unterdrückung der Juden das Werk einer ſozialiſtiſchen Regierung iſt. Man darf zwar nicht vergeſſen, was alles mitſpielt, die Macht der Oelintereſſen, die ſtrategiſche Lage Paläſtinas und vor allem die Angſt vor Rußland.

Nachdem die Araberrevolte von 1936 bis 1939 unterdrückt wurde, befriedete die engliſche konſervative Regierung die Araber durch das „Weißbuch", was eigentlich ungeſetzlich war unter dem Mandat, und die Juden natürlich empörte, weil es verſprach, der jüdiſchen Einwanderung Einhalt zu gebieten.

Nun — obwohl die Labour Party ſich vorher verpflichtet hatte, die Uebel des „Weißbuches" zu beſeitigen und die Juden zu unterſtützen, änderte ſie die Politik nicht, ſo daß ein paar Wochen nach den Wahlen der Umſchwung unter den Juden zu konſtatieren war. Sie hatten ihre Hoffnung in die Labour Party aufgegeben, und die gemäßigten Führer verloren die Herrſchaft und bereiteten ſich vor, für ihre Rechte, die das Mandat ihnen gegeben und die das „Weißbuch" geſtohlen hat, zu kämpfen.

Im Mai dieſes Jahres ſagte Attlee, er würde den anglo-amerikaniſchen Bericht nur annehmen unter der Bedingung, daß die illegalen Truppen in Paläſtina entwaffnet würden, was bedeutet hätte, daß die Araber durch ihre Nachbarn unterſtützt worden wären, und die Juden,

die den Engländern im Kriege ſo loyal beigeſtanden waren (27 000 gingen nach Ueberſee) und von den Engländern in Sabotage und Guerillakrieg trainiert wurden, hilflos geweſen wären.

Ich brauche nicht auf die Einzelheiten des Terrorregimes in Paläſtina einzugehen. Sie kennen ſie aus der Tagespreſſe, aber es iſt wichtig, daß man die Zuſammenhänge verſteht. Warum haben die USA., die ſoviel Sympathie für die 100 000 Einwanderer bekunden, nicht die Engländer unterſtützt, um ſie von dieſer verhängnisvollen Politik abzuhalten? Mit Rückſicht auf die Wahlen und die 6 Millionen Juden in Amerika kann das State Department die Juden nicht preisgeben, aber es ſind „pressure groups" (Druckgruppen) an der Arbeit, wie zum Beiſpiel die Flugzeug„pressure group", die ihre Flugbaſen im Mittleren Oſten haben wollen, es ſind Oel„pressure groups", die die Oelleitung von Saudi Arabien bis Haifa nicht gefährden wollen. Man ſagt, Ibn Saud habe gedroht, die Oelfelder zu zerſtören (was in drei Stunden möglich wäre) und die Konzeſſionen den Amerikanern wegzunehmen, falls die USA. die Juden unterſtützten. Deshalb ihre zweideutige Politik. Auch die engliſche Politik iſt zweideutig geweſen. Bevin hat oft von der Notwendigkeit geſprochen, den Lebensſtandard der Fellachen, der armen arabiſchen Bauern zu heben. Aber er unterſtützt die Effendi, die arabiſchen Herrſcher. Er bezahlt zum Beiſpiel 50 % des geſamten Einkommens Ibn Sauds; er hat Transjordanien zu einem unabhängigen Staat gemacht mit einem Marionettenkönig, in einem Land von größter Armut. Er finanziert und trainiert ſogar die transjordaniſche Armee. Er ſcheint die neue Gewerkſchaftsbewegung und die neue Mittelklaſſe zu unterſchätzen, die wirklich die Maſſen vertreten. (Auch in Paläſtina haben die Engländer viele Arbeiter- und Gewerkſchaftsführer verhaften laſſen. Wie ein engliſcher Beamter ſagte — die Juden wären nicht ſo ſchlimm, wenn ſie nicht ſozialiſtiſch wären.) Wenn die Labourpartei dieſes Erwachen Aſiens unterſchätzt, gibt es eine andere Macht, die gerne bereit iſt, es für ihre Zwecke auszunützen. Der „New Statesman" vom 27. Juli weiſt auf die Streiks in den iraniſchen Oelfeldern hin und ſieht darin eine praktiſche Demonſtration Stalins, daß, wenn Rußland an den Diskuſſionen über Paläſtina nicht teilnehmen darf, es andere Mittel hat, ſeinen Einfluß geltend zu machen.

Im Falle eines Krieges gegen Rußland würde das engliſche Oel aus Iran ſofort abgeſchnitten werden, und auch in Irak würde das bald geſchehen. Nicht nur wäre kein Oel vorhanden — und ſtellen Sie ſich einen modernen Krieg ohne Oel vor —, ſondern die Maſſen würden ſich gegen ihre korrupten Herrſcher erheben und Rußland unterſtützen. Sozialismus im Bündnis mit einem amerikaniſchen Block, auch unter der Führung der Labourpartei, wäre für dieſe Maſſen ein Betrug. „Die Ruſſen wiſſen, und wir ſollten es ſelbſt zugeben, daß wir uns nicht auf die Araberſtaaten und Iran verlaſſen können", ſagte der

„New Statesman" und verlangt, daß die britiſche Regierung die neuen Volkskräfte unterſtützt und ſie in friedliche, konſtruktive Wege leitet.

Paläſtina und der Mitteloſten iſt nur ein Beiſpiel der ſchwierigen Probleme, die die Labour Party vor ſich hat. Laſki und viele andere Arbeiterführer in England ſehen die Gefahr und warnen vor einer Befriedung der korrupten arabiſchen Oligarchie. Aber leider haben Attlee und Bevin ein verhängnisvolles Erbe übernommen. Die Beamten ſind nach den Wahlen nicht anders geworden. Ihre Sympathien ſind mehr auf der Seite der Oligarchie als bei dem Volk, und General Barker iſt nur ein Beiſpiel von Antiſemitismus in der britiſchen Verwaltung. Es gibt britiſche Beamte, die das Problem dadurch löſen wollen, daß ſie den Mufti — dieſen Freund Hitlers — zum mächtigſten Mann in einem Araber Staat machen wollen. (New Statesman).

Was Attlees Regierung in Indien unternommen hat, ſcheint uns erfreulicher und von revolutionärer Bedeutung. Nie zuvor hat ein Weltreich einem beherrſchten Volk gegenüber ſeine Macht aufgegeben. Wavell, der Vizekönig, iſt der richtige Mann für ſo eine Aufgabe. Erſtens iſt er ein General, der den Frieden will, und zweitens hat er ſeine Reiſe nach Indien unternommen mit der Wahrheit im Munde. Er hat die grauſame Wahrheit der Lage in Indien nach 150 Jahren britiſcher Herrſchaft zugegeben.

Die Miſſion, die Attlee nach Indien ſchickte (drei Kabinettsmitglieder, Cripps, Pethick-Lawrence und Alexander) war überdies ein Beweis, daß es ihm ernſt damit war. Ich brauche nicht die Detailfragen zu behandeln und die enormen Schwierigkeiten zu erwähnen, aber wir dürfen den Widerſtand gegen England nicht unterſchätzen, beſonders unter den Leuten, die etwas von der Unterdrückung der Inder geſpürt haben, die finden, was ihre Freiheitskämpfer gelitten haben, könne mit dem Lager von Belſen verglichen werden. Solche Leute wollen nicht ein Dominion des Britiſchen Weltreichs — ſie wollen unabhängig werden. Wenn die Engländer Indien verlaſſen können, ohne die guten Bindungen, die ſie dort geſchaffen haben, zu zerreißen, ſo iſt es Attlee und ſeiner Regierung zu verdanken.

Nun aber ſind die drei Kabinettsmitglieder nach Hauſe abgereiſt, und die Arbeit bleibt denjenigen Beamten überlaſſen, die 25 Jahre lang gegen den Kongreß gekämpft haben, die nach den Kriegsjahren übermüdet und wenig geeignet ſind, ein neues Syſtem einzuführen, eine Volksbewegung zu verſtehen. Die Wandlungen, die in Indien vor ſich gehen, ſind groß. Das Kaſtenſyſtem wird in einigen Jahren liquidiert ſein, die Moslemfrauen geben ihr Purdah auf, die Unberührbaren werden als Menſchen betrachtet, uſw. „Sozialiſtiſches Denken hat in dieſen Jahren einen ungeheuren Fortſchritt gemacht", ſagt Brailsford, „und der Kommunismus, obwohl immer noch unbeliebt, iſt heute eine Macht. Aber", fährt er fort, „Gandhis Betonung der Ethik und non-

violence hat die indiſche Denkweiſe durchdrungen und wird ihn überleben, wenn ſeine Stimme nicht mehr vernommen wird."

Wie wichtig eine friedliche Löſung des Indienproblems iſt für ganz Aſien, für die ganze Welt, wiſſen wir. Und wie viel könnten wir von ihnen lernen, wenn wir ſie als gleichberechtigt betrachten könnten.

Intereſſant in dieſem Zuſammenhang iſt die Entwicklung in Südafrika, wo die ¼ Million Inder ſich gegen die Abſonderungsgeſetze auflehnen. Sie beſitzen dort Land, was für Aſiaten verboten iſt, viele ſind im Gefängnis wegen paſſivem Widerſtand. In Durban ſind die Inder nun faſt ſo zahlreich wie die Europäer und in 50 Jahren wäre das Verhältnis wahrſcheinlich 3 : 8.

Aber noch gefährlicher als in Südafrika ſteigen die Wolken auf über China, und obwohl Großbritannien vorläufig nicht beteiligt iſt, würde ein Konflikt zwiſchen der Sowjetunion und USA. dort zu einem Weltbrand und einem Atombombenkrieg werden. Deshalb geht es vor allem darum, dieſe Differenzen auf friedlichem Weg zu löſen. So lange die Kuomintangtruppen von Amerika unterſtützt werden, wird die Gefahr eines Bürgerkrieges noch erhöht, wie Madame Sun-Yat-ſen betont. Vorläufig hat Großbritannien in dieſem Gebiet nicht viel zu ſagen, die Engländer verſtärken aber ſtändig ihre Poſition in Hongkong und hoffen ſicher, dort bleiben zu können.

Die Differenzen zwiſchen Großbritannien und der Sowjetunion kommen eher zur Geltung in der Adria und vor allem in Deutſchland. In wie weit handeln die Engländer als Sozialiſten? Ein Artikel in der letzten Nummer des „New Statesman" iſt lehrreich, indem er uns zeigt, wie die Arbeiteroppoſition in England darüber denkt.

Zunächſt zeigt der Leitartikel, was die Sowjetunion unter Ausrottung des Faſchismus verſteht, nämlich die Aenderung der Grundlage der Klaſſenherrſchaft durch gründliche Bodenreform und Expropriation der großen Kapitalintereſſen, was im großen und ganzen in der ruſſiſchen Zone geſchehen, und in den anderen drei Zonen nicht einmal angefangen iſt.

Was denkt Mr. Attlee darüber? Geht er einig mit Mr. Byrnes und Mr. Churchill oder mit Mr. Molotow? „Seine Regierung", ſagt der „New Statesman", „hat ſich bis jetzt zweifellos in Deutſchland ſo benommen, als ob er mit Mr. Byrnes und Mr. Churchill einverſtanden wäre". Und die Amerikaner, die den Kapitalismus wieder herſtellen wollen, unterſtützen natürlich die Nazifreunde. „Die Engländer ſollten", behauptet der „New Statesman", „eine Politik der gründlichen wirtſchaftlichen Reform betreiben und die Franzoſen dazu bringen, das gleiche zu tun. Eine ſolche Reform müßte man unter Zuſammenarbeit der Deutſchen, die helfen wollen, durchführen. Man müßte den anti-demokratiſchen politiſchen Kräften jede wirtſchaftliche Macht nehmen. Zweitens ſollte man einen Vier-Mächte-Plan für die Kontrolle der Ruhr ausarbeiten — auf ſozialiſtiſcher Grundlage — und die

Kooperation der Sowjetunion verlangen. Laßt uns klar sehen, was für einen Preis wir für eine Zusammenarbeit mit den Amerikanern gegen die Sowjetunion in Deutschland bezahlen müßten. Eine solche Partnerschaft würde uns zwingen, ein kapitalistisches Deutschland wieder herzustellen, was unvermeidlich ein gefährliches Deutschland wäre, wo Militarismus und nationaler Imperialismus wahrscheinlich wieder aufleben würden".

Was nötig ist, ist eine Bodenreform und eine Demokratisierung der Wirtschaft, wozu die Amerikaner gewiß keine Hand bieten werden.

Hier liegt klar die Gefahr, vor der die Arbeiterregierung steht. Kann sie wagen ohne USA. (trotz Anleihe), ein sozialistisches Deutschland zu unterstützen? Wir sehen die großen Schwierigkeiten, die Attlee und sein Team zu überwinden haben, aber wir hoffen, daß ihre traurige Politik in Griechenland und in Spanien nicht in Deutschland wiederholt wird: wir hoffen, daß die zielbewußten Sozialisten im Parlament ihren Einfluß zur Geltung bringen. Ein lauwarmer Sozialismus in der Außenpolitik Englands wird eine Stärkung der Reaktion zur Folge haben. In unserer Hoffnung auf den Frieden dürfen wir diese wachsende Reaktion nicht übersehen; in Spanien, in Argentinien (auch wenn es Mitglied der UNO ist und mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen hat). In Frankreich heben die Feuerkreuzler den Kopf wieder. In Italien werfen die Faschisten Bomben in republikanische Versammlungen, in Griechenland sind die Gefängnisse voll von Soldaten der Widerstandsbewegung. Bis vor kurzem war der Mann, der Hitlers Polizeichef im besetzten Holland war, Polizeichef in Hannover usw. So warnt unter anderen ein amerikanischer Kommentator, der eine Rede am B. B. C. hätte halten sollen. Obwohl Pressefreiheit in England besteht, kann man leider nicht das gleiche sagen vom Radio. Die Rede wurde nicht gehalten. Aber glücklicherweise konnte man sie in „Picture Post" lesen.

Dieser Reaktion dürfen wir in der Schweiz nicht Vorspann leisten, indem wir von den Sünden der Russen sprechen und die Sünden der anderen vergessen. Priestley, der englische Schriftsteller, behauptet, daß für jedes Pfund prorussischer Propaganda, die die Kritiker lesen, ein halber Zentner antirussischer Propaganda auf sie geschüttet werde. Ob die englische Arbeiterregierung mit der Sowjetunion die sozialistischen Kräfte gegen die wachsende Reaktion zusammenfassen kann, bleibt abzuwarten, aber sie wird auf alle Fälle die Unterstützung aller jener Kräfte brauchen in allen Ländern, die den Krieg aus der Welt schaffen wollen. Es ist ein Wettrennen zwischen Erziehung und Katastrophe.

Millicent Furrer-Proud

Gedanken zum Problem Rußland

Mit dem Problem Rußland ringen die Beſten unſerer Zeit, in Amerika ſowohl als in Europa. Man ahnt oder weiß, daß durch die Stellung der nicht-ruſſiſchen Welt zum Sowjet-Reich das Schickſal der Menſchheit entſcheidend beeinflußt wird. Daher die Leidenſchaft, mit der das Thema Rußland die Geiſter aufwühlt, engſte Geſinnungsgenoſſenſchaft ſpaltet, «den Sohn wider den Vater, die Schweſter wider den Bruder» aufbringt. Es iſt einer Atombombe zu vergleichen, die nicht nur das Erdreich, auf das ſie fällt, zum Himmel ſchleudert, ſondern durch Kettenexploſionen den Kreis der Zerſtörung ringsherum erweitert.

Um zur Klarheit zu kommen, müſſen wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was in Rußland geſchah, nachdem 1917 das gewaltige Zarenreich zuſammengebrochen war.

Wir wiſſen etwas davon, wie dieſes Zarenreich ausſah; die großen Ruſſen Tolſtoi, Doſtojewſki, Gorki und ihre Genoſſen haben uns anſchauliche Kenntnis vermittelt. In dieſem Reich hatte durch die Jahrhunderte eine Mehrheit des Volkes in Elend und Unwiſſenheit Fronarbeit zu leiſten, um dem Zaren, den Großfürſten, einer Feudal-Ariſtokratie und der vom Zaren, als ihrem Oberhaupt, kommandierten Geiſtlichkeit ein Luxus- und Drohnenleben zu ermöglichen. Formell war zwar die Leibeigenſchaft im Jahre 1861 durch den Zaren Alexander II. aufgehoben worden, aber nicht tatſächlich. Infolgedeſſen blieb die Entwicklung in Rußland weit hinter derjenigen anderer europäiſcher Länder zurück. Revolutionäres Aufbegehren des menſchlichen Freiheits- und Fortſchrittswillens hörte nicht auf, ſich Luft zu machen, vorerſt von ſeiten der bürgerlichen Intelligenz. Die im Jahre 1825 vom Zaren Nikolaus I. geſchaffene Geheimpolizei (Ochrana) konnte viele Revolutionäre feſtnehmen, foltern, verbannen, hinrichten, vermochte aber nicht, Nihiliſten, Anarchiſten an der Beantwortung des Terrors durch Terror zu verhindern. Für den Mittel- und Weſteuropäer bedeutete das Wort «Rußland» die Vorſtellung von einem degenerierten Ariſtokratentum, einer korrupten Beamtenſchaft, von dunklen Spelunken mit geheimen Verſchwörerverſammlungen, Bombenattentaten, Verbannungen in die hoffnungsloſe ſibiriſche Eiswüſte, von endloſem Schinden einer unwiſſend-abergläubiſchen Arbeiter- und Landbevölkerung.

Während des erſten Weltkrieges ſaßen zwei Mitglieder der ruſſiſchen revolutionären Intellektuellenſchicht, Lenin und Trotzki, im Ausland als Verbannte und warteten auf ihre Zeit. Ihre Pläne für den Umſturz und für ein neues Syſtem waren fertig. Als im Frühling 1917 die erſchöpften Soldaten und Waffenarbeiter ſtreikten und der Zar durch die ſogenannte erſte Revolution zur Abdankung gezwun-

gen war, packte der pfiffige deutſche General Ludendorff die beiden in einen verſchloſſenen Eiſenbahnzug und beförderte ſie von der Schweiz aus durch Deutſchland nach Rußland in der richtigen Vermutung, ſie würden dort, gleich Bakterien, die endgültige Zerſetzung des Zarenreiches und ſeine Uebergabe beſchleunigen.

Als ſie in Petrograd ankamen, ſetzten ſie die ſchwache proviſoriſche Regierung des ehemaligen Duma-Abgeordneten Kerenſky ab, riefen im November 1917 die Republik der Arbeiter, Soldaten und Bauern aus und beugten ſich vier Monate ſpäter notgedrungen dem deutſchen Friedensdiktat von Breſt-Litowſk.

Lenin begann ſeine Revolution mit dem Vorſatz, es beſſer zu machen als die Franzoſen mit der ihrigen von 1789: kein Blutvergießen, kein Nachlaſſen, keine Schwächung der Stoßkraft durch innere Uneinigkeit. Im Anfang ging alles nach Wunſch. Kerenſky ließ ſich ohne Widerſtand abſetzen. Lenins Bolſchewiken (= Mehrheitsparteiler) beſetzten ungehindert die Miniſterien, die Telephon- und Telegraphenzentralen, die Staatsbanken, den Winterpalaſt. Ein Rat der Volkskommiſſare mit Lenin an der Spitze übernahm die Regierung.

Einem amerikaniſchen Emiſſär, der nach Petrograd geſchickt worden war, um die neue Regierung von einem Sonderfrieden mit Deutſchland abzuhalten, erklärte Lenin: «Wir wollen etwas noch nicht Dageweſenes bauen: eine Republik der Schaffenden. Für uns wird es keine Ungleichheit der Völkerſchaften und Raſſen innerhalb unſerer Union geben, vor allem keinen Antiſemitismus. Jeder Volksſtamm in unſerm Lande wird die gleichen Rechte und Möglichkeiten haben und ſeine Sprache, ſein raſſiſches Eigenleben weiterführen können.»

Lenin und ſeine Mitarbeiter haben ſich an dieſe Vorſätze gehalten. Sie ſtießen die beſtehenden Beſitzverhältniſſe rückſichtslos um, erklärten die großen Ländereien (auch die kirchlichen), die kaufmänniſchen und induſtriellen Betriebe als Volkseigentum, wieſen allen arbeitsfähigen Männern und Frauen ihren Platz zu unter der Deviſe: wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, und begannen ein umfaſſendes Werk der Volksbildung bis ins kleinſte Dorf, dabei jedem Stamme Rechnung tragend.

Was Lenin nicht durchführen konnte, war eine Revolution ohne Blut und Zwietracht.

Denn die entſetzte Umwelt, deren Furcht durch den beſonders von Trotzki betonten Ruf nach der Weltrevolution und durch die Sorge um ihre finanziellen Inveſtierungen in Rußland auf die Spitze getrieben war, verband ſich mit den Zariſten und ihren Leibkoſaken, mit der enteigneten oder mit ihrem Geld geflohenen Ariſtokratie (Weißruſſen), um dieſe Revolution zu zertrümmern, ehe ſie benachbarte Völker anſtecken konnte.

Heere von vierzehn europäiſchen Ländern, vereint mit amerikaniſchen und japaniſchen Truppen und denen der ruſſiſchen Oppoſition, beſetzten weite Strecken des europäiſchen und aſiatiſchen Rußlands. Nach einem faſt zweijährigen Intervèntionskrieg mußten ſie ohne Erfolg abziehen. Die durch einen vierjährigen Krieg geſchwächten ruſſiſchen Volksſoldaten, in einem verwüſteten Lande ſchlecht genährt und elend gekleidet, brachten es fertig (was 1905 Rußlands Krieg gegen das damals noch kleine Japan nicht vollbracht hatte, ebenſo wenig, wie im Weltkrieg), die Uebermacht zurückzuſchlagen, weil ſie glaubend und hoffend hinter ihren neuen Führern ſtanden. Außerdem machten ſich bei den Interventionsarmeen bedenkliche Zeichen von Infektion bemerkbar.

Doch mit dem Interventionskrieg hörte der Krieg für die Sowjetunion nicht auf. Es iſt ihr bis heute noch nicht ein Tag vollen Friedens beſchieden worden. Ihre Machthaber hatten zu kämpfen mit der Unwiſſenheit und dem Unverſtändnis der Bauern, die durch ihre Popen in mittelalterlichem Aberglauben gehalten waren, mit dem Heer der verwahrloſten Kriegswaiſen, die das Land unſicher machten, mit der Sabotage unbelehrbarer Widerſacher und der Saboteure von außerhalb.

Dazu kam Uneinigkeit im eigenen Lager. Lenin hatte die Fähigkeit, Maßnahmen, die ſich bei dieſem noch nicht erprobten Experiment als fehlerhaft und unzweckmäßig erwieſen, abzuſtellen. Der Dogmatiker Trotzki aber ſchrie «Verrat», ſobald undurchführbare Anordnungen rückgängig gemacht wurden.

Wir wiſſen, daß es im Beginn zwiſchen ruhigeren Zeiten Perioden gab, wo die ruſſiſche Erde rot von Blut war, daß eine Geheimpolizei jeden im Lande kontrollierte und unbelehrbare Saboteure erbarmungslos «liquidierte», dabei auch manchen Unſchädlichen zermahlend, daß man der Zarenkirche allen Einfluß nahm, ſie und ihre Theologie dem Volk verhaßt machte, daß die Regierung die Erziehung, die Preſſe, das Radio unter ſtrenger Zenſur hielt.

Alles dies gefällt uns nicht. So ſehr wir mit dem ſozialen Programm der Sowjetregierung ſympathiſieren mögen, ſo revoltiert ſich doch alles in uns gegen ihr grauſames Regiment und gegen die Tatſache, daß menſchliche Perſönlichkeit, menſchliche Würde nicht mehr durch die Sicherungen, die die «Erklärung der Menſchenrechte» von 1791 den Kulturvölkern verſchaffte, geſchützt ſein ſollen.

Unſere Zweifel, unſere Verurteilung des Syſtems wurde durch jene myſteriöſen Prozeſſe geſtärkt, die ab 1935 der Ermordung Kirows, eines der tüchtigſten Mitarbeiter Stalins, folgten. Wie faul muß eine Regierung ſein, in der ſo viele geprieſene Mitarbeiter der erſten Zeit ſich vor dem Richter wegen Hochverrat verantworten mußten!

Und ſie bekannten alle in ſeltſamer Gleichförmigkeit ihr Verbrechen: daß ſie durch ausländiſche Einflüſterungen das Vertrauen in ihre Regierung verloren hätten, daß ſie ihrem Lande zu dienen vermeinten, wenn ſie ſich mit dieſen Ausländern zum Sturze der Regierung verbänden. Sie geſtanden alle, daß ſie Verführern zum Opfer gefallen ſeien und Strafe verdienten. So wie die Zeitungen uns dieſe Prozeſſe darſtellten, mußten wir Vergleiche anſtellen mit dem Reichstagsbrandprozeß, mit van der Lubbe und ſeinem unheimlichen Verhalten. Uns graute vor Stalin, wie uns vor Hitler graute. Und dazu kam dann noch 1939 der unglaubliche Hitler-Stalin-Pakt, dem der zweite Weltkrieg folgte.

Und dennoch — zwei Jahre ſpäter befand ſich die ganze Antinaziwelt im Bunde mit Stalin und ſeinem Volk zur gemeinſamen Erlegung des deutſchen Monſters.

Es war in Rußland, wo die triumphierenden Hitlerſoldaten zum erſtenmal auf einen Widerſtand ſtießen, der ſie toll machte. «Die bolſchewiſtiſchen Untermenſchen haben keine Seele, deshalb ergeben ſie ſich uns nicht wie die andern Völker», ſchrieben die deutſchen Kriegsberichterſtatter aus Rußland.

Wir erlebten, daß das Ruſſenvolk auf den Befehl ſeiner Führer mit eigenen Händen die Werke ſeiner zwanzigjährigen, mühſeligen und entbehrungsreichen Arbeit zerſtörte, daß es den faſt wie einen Gott verehrten Dnieper-Staudamm in die Luft ſprengte, daß es Unerhörtes an Leiden und Leiſtungen im regulären und im Guerilla-Krieg vollbrachte, daß Hitlers Spekulation auf einen Volksaufſtand gegen die Regierung ein Irrtum war, daß immer neue Soldaten, immer mehr und immer beſſere Waffen aus den unbekannten Fluren hinter dem Ural ſtrömten, daß dort eine neue Welt erſtanden war, die Hitlers Spione nicht entdeckt hatten, die die ganze Welt in Erſtaunen ſetzte.

Woher kam dem Ruſſenvolk dieſe Widerſtandskraft?

Wir finden Antwort auf dieſe Frage in den zahlreichen Berichten und Büchern objektiver Beobachter, die das ruſſiſche «Rätſel» an der Quelle ſtudierten während manchmal vieljährigen Aufenthaltes im Sowjetland bei unbeſchränkter Freiheit zur Orientierung. Beſonders zu empfehlen iſt dem ehrlichen Forſcher das kürzlich im Steinberg-Verlag in Zürich in Ueberſetzung erſchienene Buch von Joſeph E. Davies: Als USA-Geſandter in Moskau. Hier gibt ein gewiſſenhafter, ehrlicher Menſch, ein «Kapitaliſt», wie er immer wieder betont, ſein Urteil ab über das erſte ſozialiſtiſche, durchaus nicht kommuniſtiſche (wie er ſagt) Experiment, das er — in techniſcher Hinſicht — durchaus nicht immer poſitiv bewertet, ja, wie ſpätere Erfahrungen erwieſen haben, öfters unterſchätzt hat. Doch den ruſſiſchen Machthabern ſpendet er faſt uneingeſchränktes Lob, was ihre Intelligenz und

Tüchtigkeit, ihre ſchlichte, arbeitsvolle Lebensführung, ihr Wollen und Ziel nicht zur Weltbeherrſchung, ſondern zum Weltfrieden hin betrifft. Schon im Jahre 1937 prophezeite er in Geheimberichten an ſeine Regierung das, was uns, als es 1939 eintraf, unbegreiflich erſchien, nämlich: einen Pakt Stalins mit Hitler für den Fall, daß England und Frankreich ſich endgültig einem Pakt mit Stalin gegen Hitler entziehen ſollten.

Auch über die Hochverratsprozeſſe in Moskau finden wir in ſeinem Buch überraſchende Aufklärung. Er wohnte ihnen Tag für Tag bei. Sie deckten eine ungeheuerliche Verſchwörung auf, die von dem 1927 von Stalin ins Ausland verbannten Trotzki zuſammen mit den deutſchen Militärs und Nazis angeſtellt worden war, um das Stalin-Regime zu unterwühlen und durch Krieg zu ſtürzen. Das war eine andere Verſion, als die, welche uns von der Weltpreſſe beigebracht worden war. Die Zuverläſſigkeit von Davies, der in ſeinem Bericht der ruſſiſchen Prozeßführung Vertrauen und Lob ſpendet, iſt bisher nicht angezweifelt worden. Spätere Geſchehniſſe haben ſeine Klarſicht beſtätigt. Wir müſſen erkennen, daß die Preſſe jene Prozeſſe zwecks Beeinfluſſung der Weltmeinung gegen das Sowjetreich entſtellt hatte.

Aber kann das Poſitive und Gute in Rußland, wovon im gemeinſamen Krieg gegen Hitler die ganze Welt profitiert hat, uns mit dem Syſtem des Terrors, der Freiheitsberaubung verſöhnen? Können wir das, was wir bei Hitler in den Grund verdammten, den Ruſſen nachſehen, wenn es uns in den Kram paßt? Iſt das nicht verwerflicher Opportunismus?

Wenn wir Stalin-Rußland mit Hitler-Deutſchland gleichſetzen, dann können wir uns nicht mit Rußland verſtändigen. Aber — ſind ſie gleichzuſetzen? Sind ſie beide gleich verdammenswert? Haben ſie an Qualität und Quantität das gleiche getan?

1. Haben die Ruſſenführer gemordet aus Luſt am Morden, wie Hitler; oder aus verzweifeltem Zwang, um ihr Werk zu erhalten? (Wie es der Geſandte Davies und andere Berichterſtatter feſtſtellten.)

2. Haben ſie Millionen Männer, Frauen und Kinder planmäßig und nach techniſch ausgearbeiteten Methoden «ausgerottet», weil ſie, oder ihre Väter, oder ihre Großmütter einer unerwünſchten Raſſe angehörten?

3. Haben ſie in wiſſenſchaftlichen Inſtituten Methoden des körperlichen und ſeeliſchen Folterns erſonnen, die kein Menſchenhirn für denkbar gehalten hätte?

4. Haben ſie einen Himmler, einen Streicher? Haben ſie einen Göring, der ſich die Schätze des Kontinents zuſammenſtahl, um damit ſeine zahlreichen Schlöſſer auszuſtatten? Kann man den Sowjet-Machthabern nachſagen, daß ſie auf Koſten des Volkes praſſen und

huren? Haben ſie ihr Volk belogen und betrogen, wie es ein Goebbels tat?

5. Haben ſie aus der Enteignung der Beſitzenden ihre eigenen Taſchen gefüllt?

6. Sind Lenin oder Stalin Geſchöpfe einer Kriegs- und Ausbeuterklique, wie Hitler, die dieſen benötigte, um ihrem mißglückten erſten Krieg einen zweiten ſiegreichen folgen zu laſſen?

7. Haben die Ruſſen, wie die Teutonen, ſich je gebrüſtet, eine Ueber-Herrenraſſe zu ſein, die ſich die Welt mit dem Schwerte erobern müſſe?

8. War nicht die ganze Sowjet-Arbeit auf friedlichen Auf- und Ausbau gerichtet und ihre Rote Armee nur zur Verteidigung geſchaffen?

9. Hat nicht der Sowjetgeſandte Litwinow in Genf ſich das Herz aus dem Leibe geſchrien, um den engliſchen und franzöſiſchen Vertretern im Völkerbund von 1935 bis 1939 klarzumachen, daß der Friede, den ſie wünſchten, unteilbar ſei, daß daher die Ueberfälle Japans auf China, Muſſolinis auf Abeſſinien, Francos auf Spanien nicht geduldet werden können, da ſie den Völkerbund zum Hohn und die ganze Welt zum Schlachtfeld machen werden? Hat er nicht im Auftrage ſeiner Regierung ihnen aufgezeigt, wie ſie Hitler zu Beginn ſeiner Gewalttaten hätten unblutig erledigen können, ſtatt durch fortgeſetzte Konzeſſionen ſeine Angriffe geradezu herauszufordern? (Siehe die Reden Litwinows: Gegen Aggreſſion).

Wenn dieſe Fragen mit Ja beantwortet werden müſſen, dann frage ich jeden gerecht Denkenden, wie man Stalin mit Hitler gleichſetzen kann.

Wenn man ihn aber nicht gleichſetzen kann, wenn man feſtſtellen muß, daß Hitlers Werk und Ziel teufliſch waren, Stalins Ziel aber auf friedlichen Fortſchritt gerichtet iſt, dann taucht die Frage auf, ob man Stalin und ſein Werk verdammen muß wegen der Mittel, die er anwandte, weil ſie zum Teil Hitlers Mitteln ähnlich waren.

Es iſt gewiß wahr, daß ein guter Zweck niemals ein unheiliges Mittel heiligen kann, und daß es böſe iſt, Opportuniſt zu ſein. In dieſer Zeit des feigen, ſchäbigen Opportunismus überall, haben wir Furcht, dieſer Sünde zu verfallen.

Aber könnte es nicht ſein, daß in Zeiten, ſo ungeheuerlich wie die unſere, wo die Sünden von Jahrhunderten ſich auswirken in Greueln der Verwüſtung, wo für offene Ohren der Aether noch bebt von dem Schreien und Stöhnen der Gemarterten, wo der Peſthauch körperlicher und geiſtiger Verweſung uns zu erſticken droht, daß in ſolcher Zeit der Vorwärtsſchreitende gezwungen ſein könnte, zu Mitteln zu greifen, die für normale Zeiten untragbar wären?

«Selig ſind die Sanftmütigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen», ſprach der Lehrer der Menſchheit. Trotzdem verſchmähte er nicht, in ſeiner beſonderen Lage unſanftmütig zu ſein, «die Tiſche der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer» brutal umzuſtoßen und am andern Tag den vornehm-frommen Ausbeutern ſeiner Zeit die Herausforderung ins Geſicht zu ſchleudern: «Weh euch, Schriftgelehrte und Phariſäer, ihr Heuchler! ... ihr Otterngezücht! Wie wollt ihr der ewigen Verdammnis entgehen?» Dies ſagte *er*, der zu gleicher Zeit lehrte: «Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!» War er ein Opportuniſt oder ein Geiſt, deſſen Lehren vielfältig und paradox ſind, wie das Leben ſelbſt?

Könnte es nicht der Sinn unſerer außerordentlichen Zeit ſein, uns zu lehren, daß es Lagen gibt und Zuſtände, da eine Menſchheit ſo geiſtverlaſſen, ſo vom Böſen überwältigt iſt, daß ſie auf Kräfte der Liebe, der Sanftmut, des Rechten nicht mehr reagiert und dadurch Gewalt herausfordert? Daß nicht in allen Fällen die Gewalttäter zu tadeln ſind, ſondern die, welche durch Unrechttun oder Unrechtdulden die Gewalt heraufbeſchwören? Daß nicht jeder Zeitpunkt in der Entwicklung der geeignete iſt, um die Kette der Gewalttaten abzubrechen durch einen Akt gewaltloſen Widerſtandes oder gar durch eine Guttat? Haben wir, Gewaltgegner, in den letzten zehn Jahren konſequent *alle* Gewalt verdammen können? Haben wir nicht erlebt, daß das Herz von ſogar integralen Gewaltgegnern höher ſchlug, als ſie vom Aufmarſch des ſpaniſchen Volkes mit Küchenmeſſern und Holzbeilen zur Abwehr ſeiner Unterdrücker hörten? Gibt es in Europa noch Pazifiſten, die — ſo ihr Herz nicht dogmatiſch verſchrumpft iſt — den Krieg der Engländer, der Amerikaner, der Guerillaſtreiter moraliſch verdammen und fordern, daß man Hitler 1940 durch Liebe hätte beſiegen ſollen, ſtatt durch das Schwert?

Stellen wir uns einmal vor, was geſchehen wäre, wenn Stalin und ſeine Leute in einem Augenblick, der nach ſozialer Aenderung ſchrie, nur mit humanen Mitteln gearbeitet hätten.

Sie hatten ohne Blut zu vergießen, «die Tiſche der Geldwechsler» umgeſtoßen und dadurch die Beſitzverhältniſſe ihres Landes durcheinander gebracht. Das war eine Handlung, die die ganze mit dem ſtatus quo verhaftete Umwelt nicht dulden konnte, ſondern mit allen Mitteln wieder rückgängig machen mußte. Hätten Lenin und Stalin human regiert, wie etwa Friedrich Ebert in Deutſchland oder ſpäter Léon Blum in Frankreich, ſie und ihr Werk wären ſchon in wenigen Monaten eine Sage geweſen. Sie hatten die Erfahrungen der franzöſiſchen Revolution vor Augen, die nach einigen Jahren aus Mangel an konſequenter Durchführung einen größenwahnſinnigen Welteroberer erzeugte. Ihnen diente die deutſche «Revolution» von 1918

zur Warnung, deren Leiter Ebert den Ausſpruch getan hatte: «Ich haſſe die Revolution wie die Peſt». Der friedliche Mann hatte nicht gewagt, einem General oder einem Junker ein Haar zu krümmen, und doch war die Frucht ſeines Regierens ein Ozean von Blut. Denn es führte über die Noske-Metzeleien, die Fememorde zu Hitler und dem zweiten Weltkrieg.

Wer kann verkennen, daß die Männer der ruſſiſchen Revolution nur zwei Wege zur Wahl hatten: entweder ſich den antagoniſtiſchen Mächten mit allem Scharfſinn und mit allen Mitteln entgegenzuſtemmen, oder ihr Volk der Reaktion, endloſem Kampf und Siechtum und den Fängen fremder Eroberer zu überlaſſen? Wer kann ſie tadeln, daß ſie den erſten Weg wählten?

Stellen wir uns weiter vor, was geſchehen wäre, wenn die ruſſiſchen Leiter auf das Gewaltmittel der GPU (ihrer Geheimpolizei) verzichtet hätten. Würden ſie dann die Verſchwörungen der 30er Jahre überhaupt und rechtzeitig genug entdeckt haben? Wurden ganz gleichartige Verſchwörungen in Frankreich, Belgien, Norwegen rechtzeitig entdeckt? Wie dort ſollten auch in Rußland «Quislinge» zerſetzende Vorarbeit leiſten, damit das Land beim erſten Anſtoß wie ein Kartenhaus zuſammenſtürze. Das bereits erwähnte Buch von Davies enthüllt, wie weit ſchon das Werk der Trotzki-Hitler-Fünften-Kolonne in Rußland gediehen war, ehe man es entdeckte und dann gründlich zunichte machte. Durch dieſe Gründlichkeit allein blieb das Land intakt und zu dem Widerſtand befähigt, der zuſammen mit Englands Ausdauer und Amerikas Hilfsmitteln die Welt von Hitler errettet hat.

Großen Anſtoß nehmen wir an der Tatſache, daß keine individuelle Freiheit in politiſcher Beziehung in Rußland herrſcht, daß das ruſſiſche Volk am Gängelbande gehalten wird, daß es zwar gutwillige Kritik an den Maßnahmen ſeiner Regierung, den Arbeitsmethoden, den Einrichtungen ausüben darf, ja, dazu ſogar ermuntert wird, daß es aber keine den Regierungsgrundſätzen widerſprechende Gedanken äußern darf.

Dazu möchte ich ſagen: die ruſſiſchen Diktatoren hatten unter dauernder, tödlicher Bedrohung es unternommen, ein im Kindheitszuſtand befindliches Volk zu leiten und zu organiſieren, es zu Kulturmenſchen und Staatsbürgern zu bilden. Kein verantwortlicher Erzieher wird einem Kinde die gleichen Freiheiten geben, wie einem Erwachſenen. Ein Kind verlangt nicht die gleiche Freiheit. Es ſcheint mir, daß die meiſten, die Rußland mit Leidenſchaft ablehnen den Fehler machen, das Geſchehen dort von ihrem eigenen Kulturzuſtand und dem ihres Landes aus zu beurteilen und es verſäumen, die ganz anderen ethniſchen, geographiſchen, hiſtoriſchen Bedingungen in Rechnung zu ſtellen. So machte zum Beiſpiel der franzöſiſche

Schriftſteller André Gide in den 30er Jahren mit großen Erwartungen einen Beſuch in Rußland, wo er begeiſtert aufgenommen wurde, um ſchwer enttäuſcht zurückzukehren, weil er den ruſſiſchen Menſchen mit ſeinem Typus des ſenſiblen Intellektuellen identifizierte. Sein abfälliger Bericht, wie alle abfälligen Berichte auf ähnlicher Art Enttäuſchter, hat viel dazu beigetragen, das Bild Rußlands in den Augen der Welt zu verzerren und Rußlands Schwierigkeiten zu vergrößern.

Sehr wahrſcheinlich würde ein Schweizer mit dem hohen Lebensſtandard ſeiner freien Eidgenoſſenſchaft ſich in Rußland nicht behaglich fühlen. Wird er aber nicht ehrlicherweiſe zugeben müſſen, daß zum Beiſpiel in Rußland die Frau in gewiſſer Weiſe freier iſt und ihre Menſchenwürde höher geachtet wird als in ſeinem Lande? Sie iſt dort niemals das Arbeitstier ihres Mannes, hat auf allen Gebieten dieſelben Rechte wie er, auch auf dem politiſchen. Sollte nicht dieſe größere Gleichberechtigung und Würdigung jene erſtaunlichen Kräfte in ihr erweckt haben, die ſie zu ſo vielen außergewöhnlichen Leiſtungen befähigt? — Aus den Geſichtern ruſſiſcher Frauen leuchtet oft ein Lebensgefühl und eine Würde, die ergreifen.

Das engliſche Volk iſt ein intelligentes Volk, ein politiſch intereſſiertes Volk, ein durch Jahrhunderte an politiſche Freiheit gewöhntes Volk. Es hat das Glück, das unſchätzbare Gut der Freiheit in weit höherem Maße zu genießen als das ruſſiſche. Ihm ſteht zum Beiſpiel die Preſſe der ganzen Welt zu ſeiner Orientierung zur Verfügung. Das hat aber nicht davor bewahrt, Staatsleitern zu verfallen, die es ins Verderben führten. Es iſt keine Regierung geweſen, die mit die Hauptverantwortung für die jüngſte Weltkataſtrophe, für Hitlers Millionenmorde trägt. Es war nach Chamberlains «Frieden von München», daß Goebbels in einer öffentlichen Verſammlung triumphierend ausrief: «Nun wiſſen wir, daß wir uns *alles* erlauben können!» Sofort wurden dann das große November-Pogrom von 1938 und bald darauf die «Vernichtungslager» in Betrieb geſetzt.

Dem oberflächlichen Blick muß es als groteſker Widerſinn erſcheinen, daß nicht die Staatsmänner freier Demokratien es waren, die die Scheuklappen — freie Weisheit beſaßen, das von Deutſchland heraufziehende, die ganze Welt bedrohende Unheil zu erkennen, ſondern daß es die «blutigen Tyrannen des gottloſen Rußlands» waren, die ſchon 1927 die tödliche deutſche Gefahr ſahen. Ihre 1928 in Kraft geſetzten «Fünfjahrespläne» waren nichts anderes, als die Mobilmachung im höchſten Eiltempo der Verteidigung gegen das beſonders von England geförderte militariſtiſche Deutſchland. Der par force Aufbau von Induſtrie, Heer und Landwirtſchaft brachte unſägliche Härten für das ruſſiſche Volk und jene vielen «Liquidierungen» von am Alten hängenden Bauern, die ſich der nicht ver-

ſtandenen Rationaliſierung ihrer Landwirtſchaft widerſetzten. Aber wäre ohne dieſe rückſichtsloſe Hebung aller Kräfte und Reichtümer des Landes bis zum äußerſten ein wirkſamer Widerſtand gegen den deutſchen Koloß möglich geweſen, dem die humanitären Demokratien ſtändig in die Hände arbeiteten?

Sollte nicht vielleicht ein großer Teil der blutigen Tyrannei in Rußland auf das Schuldkonto von Männern wie Samuel Hoare, Stanley Baldwin, John Simon, Lord Halifax, Anthony Eden, Neville Chamberlain zu ſetzen ſein und auf das Konto des Volkes, das ſie duldete, ſowie der andern Völker, die Rußlands Mißtrauen durch ihr Unverſtändnis und ihre Nichtanerkennung nährten?

Stalin und ſeine Mitarbeiter ſind erklärte Marxiſten. Gemäß der Marx'ſchen Lehre betrachten ſie eine Diktatur, auch die ihre, nur als Notmaßnahme für einen Uebergangszuſtand, die aufzuheben iſt, ſobald die ſie bedingende Not behoben iſt. Im Jahre 1936 verkündete Stalin den Text einer Verfaſſung, die dem ruſſiſchen Volk Selbſtändigkeit, Freiheit und Schutz der Perſönlichkeit, wie ſie die weſtlichen Völker genießen, zuſpricht. Stalin verhieß ihre Inkraftſetzung, ſobald internationale Sicherheit erreicht ſei.

Als vor einem Jahr in San Francisco die Charta der Vereinigten Nationen unterzeichnet wurde, fanden in ganz Rußland bis hinein ins kleinſte Dorf Jubelfeiern ſtatt. Das erſehnte Ziel ſchien erreicht zu ſein. Leider war es nur Schein!

Für diejenigen, die mit Rußland nicht fertig werden können, noch ein Hinweis:

Die großen amerikaniſchen Friedenspolitiker und Humaniſten Woodrow Wilſon, Franklin Rooſevelt, Henry Wallace haben Rußland von Beginn an bejaht und ihre Meinung nicht geändert. Sie waren ſicher gründlich und zuverläſſig unterrichtet über die Sowjet-Union, ihre Licht- und Schattenſeiten, ihre großen und kleinen Irrtümer und Fehler. Das Urteil dieſer Männer kann uns eine Gewähr ſein dafür, daß das Wollen der Sowjet-Herrſcher rein und ihr Ziel nicht Weltbeherrſchung, ſondern Weltfrieden iſt.

Auch der große Schweizer Leonhard Ragaz hat Rußland verſtanden und bejaht.

In Amerika ſtellt ſich heute die folgende Alternative: Mit Rooſevelt und Wallace für freundſchaftliche Zuſammenarbeit mit Sowjet-Rußand auf der Grundlage gegenſeitigen Verſtehens und Vertrauens oder

mit Hearſt und ſeinen Hintermännern!

Dies aber bedeutet:

Atombomben über Rußland! und nicht morgen, ſondern heute.

Alice Herz.

Rußland

Sozialiſtiſches Ideal oder ſozialiſtiſche Illuſion?

IV.

Antwort an Frau Dr. Alice Herz, Detroit.

Verehrteſte Frau Herz,

Ich habe mit der Veröffentlichung Ihres Artikels lange gezögert, und zwar nicht aus äußeren Gründen, ſondern aus redaktioneller Verantwortung. Es ſchien mir nötig, daß in unſerer Zeitſchrift zuerſt einmal der andere Standpunkt in möglichſter Schärfe und Gründlichkeit zum Ausdruck komme. Das iſt nun zwar noch keineswegs in genügender Weiſe geſchehen, aber doch ſo, daß einige Fragen geſtellt ſind. Es ſind die Fragen, mit denen auch Sie ringen. Ich bin immer noch der Meinung, daß Menſchen, denen es um die Wahrheit zu tun iſt, auch in dieſer Sache miteinander ein fruchtbares Geſpräch führen können und nicht dazu verdammt ſind, aneinander vorbeizureden. Auch Leidenſchaftliche können mit einander reden, nur Fanatiker und Sektierer können es nicht.

Darum möchte ich nun auch meinerſeits auf Ihren Artikel eingehen und wieder und wieder meine Fragen ſtellen —, die ja, wie geſagt, auch Ihre Fragen ſind.

Verehrte Frau Herz, Sie reden von den finſteren Zeiten des Zarismus mit jener Empörung, die damals die ganze demokratiſche und ſozialiſtiſche Welt erfüllte. Alle haben damals mit Entſetzen die Schilderungen des ruſſiſchen Strafvollzuges an den politiſchen «Verbrechern» in Sibirien geleſen. Wir alle waren durch Doſtojewskis «Memoiren aus einem Totenhaus», durch Vera Figners «Nacht über Rußland», durch das «Echo aus der Katorga» erſchüttert. Wir blickten bewundernd auf zu den Märtyrern der Freiheit, die nach Jahren und Jahrzehnten der Gefangenſchaft und Zwangsarbeit mit ungebrochenem Wollen daſtanden und nicht aufhörten, daran zu glauben, daß auch für Rußland einmal der Tag der Freiheit erſcheinen werde. Wie haben dieſe Menſchen um das freie Wort, um freie Wahlen, um die Abſchaffung mittelalterlicher Strafen gekämpft! Einmal mußte der politiſche Deſpotismus und die wirtſchaftliche Sklaverei aufhören. Einmal ſollten keine Nagaiken mehr auf die Rücken geplagter Menſchen niederſauſen, einmal ſollten die Salven der Koſaken in Menſchenhaufen hinein ein Ende haben. Im Glauben an dieſen Tag der Freiheit haben ſie gelitten und ſich geopfert. Im Glauben an dieſe Freiheit ſind feinfühlige und idealiſtiſche Jünglinge zu todesmutigen Märtyrern und zarte Frauen zu Heldinnen geworden. Und die Sympathien der

ganzen freiheitlich geſinnten Welt waren mit ihnen. Niemand dachte daran, es den Zaren zugute zu halten, daß ſie ein kompliziertes Staatsgebilde, in dem eine große Zahl ungleichartigſter, zum Teil aſiatiſcher Völker vereint waren, zuſammen zu halten hatten, Völker, die ſo etwas wie «Menſchenrechte» noch nie gekannt hatten und zum Gebrauch der Freiheit noch unfähig ſeien. Niemand dachte daran, zur Rechtfertigung der zariſtiſchen Deſpotie auf «die ganz anderen ethniſchen, geographiſchen, hiſtoriſchen Bedingungen» hinzuweiſen, wie Sie es nun zugunſten des Stalinismus tun. Ich kann mir nicht denken, das Sie damals zugunſten des Zarismus geſagt hätten, was Sie heute zu Stalins Gunſten ſagen: «kein verantwortlicher Erzieher wird einem Kind die gleichen Freiheiten geben wie einem Erwachſenen». Sondern damals haben wir alle noch an die Freiheit geglaubt und unſer tiefes Mißtrauen hat der Macht und ihrer Zentraliſierung gegolten. Wir waren eher geneigt, im Machtſtaat eine ewige Quelle der Barbarei zu ſehen, dagegen an die ſozial und politiſch ſchöpferiſchen Kräfte auch im einfachſten Volkstum zu glauben. Dafür hatte uns bezeichnenderweiſe gerade ein Ruſſe, Peter Kropotkin, die Augen geöffnet. Bei ihm ſind ergreifende Züge von gegenſeitiger Hilfe und einer weiſen und menſchlichen Rechtspflege gerade unter den primitiven ruſſiſchen Stämmen erwähnt, unter kaukaſiſchen Clanen, unter Halbnomaden im Süden Rußlands, unter Tataren, Georgiern, Khevſuren und Lezghinen.

Wir ſind damals der Meinung nahe geſtanden, daß das plumpe und doktrinäre Hineinregieren irgendeiner zentralen Gewalt die Gefahr in ſich trage, Lebendiges zu töten und Urſprüngliches zu nivellieren. Wir haben immer mehr an das Volk als an den Staat geglaubt, und jetzt ſollten wir dieſen Glauben völlig verloren haben und uns jenen elenden Vorwand der Deſpoten aller Zeiten zu eigen machen, daß die Völker noch unmündig ſeien? Und wir ſollten vergeſſen, daß dieſe Deſpoten nur in den ſeltenſten Fällen aus der behaupteten Kindlichkeit der Völker die Konſequenz gezogen haben, daß ſie nun Väter dieſer Kinder zu ſein hätten, ſondern daß ſie meiſt doch nichts anderes geweſen ſind, als Deſpoten und Ausbeuter. Die Barbarei war in den weitaus zahlreicheren Fällen oben und nicht unten, und gerade im Oſten, in Rußland, war das Problem nie das, daß die Menſchen «ſtaatlicher», ſondern daß der Staat endlich menſchlicher werde.

Wir ſind dem Anarchismus näher geſtanden als dem Glauben an den Staat und an die Stärkung und Zentraliſierung ſeiner Macht, wir waren näher bei Landauer als bei Marx oder gar Lenin. Nicht daß wir der Utopie verfallen wären und den Staat überhaupt verneint hätten. Er kann auch nach unſerer Meinung etwas anderes ſein als «das Tier aus dem Abgrund», er kann der Beſchützer der Schwachen gegenüber den Starken ſein, der Garant des heiligen

Rechtes, und damit der Hort der Freiheit. Damit aber wären wir wieder auf das A und O dieſer Auseinanderſetzungen gekommen, auf die unveräußerlichen Menſchenrechte. In ihrer Proklamierung und Verwirklichung liegt die Aufhebung des Machtſtaates. Es gibt aber nichts im Himmel und auf Erden, was je die Aufhebung der Menſchenrechte rechtfertigen könnte. Es mag ſein, daß gewiſſe Formen der Demokratie, wie ſie für den Weſten oder für uns geeignet ſein mögen, in Kaukaſien und Georgien ungeeignet wären, aber glauben Sie nicht, daß auch der ärmſte und primitivſte Georgier oder Kaukaſier vor Willkür und Gewalt geſchützt zu werden verdiene, daß es nicht in der Ordnung ſei, daß er nachts um 2 Uhr aus ſeiner Hütte geholt wird (zu der bei der Geheimpolizei beliebten Stunde), von ſeiner vor Schrecken zitternden Frau und ſeinen weinenden Kindern weggeführt wird, geheim verhört oder auch nicht verhört, geheim abgeurteilt wird und für immer verſchwindet. Auch wenn er ſchuldig wäre, müßten ſeine Menſchenrechte bis zum äußerſten, bis in die Gefängniszelle hinein gewahrt ſein. Oder iſt er zu primitiv, um unter dem Rechtsſchutz zu ſtehen, den man bei uns ſogar den Tieren gewährt?

Der Labourführer, Prof. Laſki, hat dieſer Tage in Zürich erzählt, daß er im vergangenen Auguſt in Moskau die Frau eines alten Freundes beſucht habe. Die Frau habe ſeinen Beſuch mit allen Zeichen des Schreckens (terrified) empfangen, weil Laſki nicht im Beſitz einer Bewilligung des Außenminiſters für dieſen Beſuch geweſen ſei. Gehört dieſe ſchreckensbleiche Frau, die ſich des in Rußland höchſt gefährlichen «Kontaktes mit Ausländern» ſchuldig gemacht hat, auch zu den Kindern, die zur Freiheit noch nicht reif ſind? Und ſind das menſchenwürdige Zuſtände? Iſt das ein Fortſchritt über den Zarismus hinaus? Verdient ein ſolch deſpotiſches, menſchenfeindliches Staatsgebilde Ihre warme Fürſprache? Sollen wir weiter die Fiktion aufrecht erhalten, daß in Rußland Sozialismus verwirklicht ſei? Sollen wir über diese Bilder von ſchreckensbleichen Frauen, von Gemarterten, von ſpurlos in Gefängniſſen und in Sibirien Verſchwundenen einfach hinweggehen? Soll unſere Liebe zum ruſſiſchen Volk darin beſtehen, daß wir die Sache ihrer Deſpoten verfechten, daß wir ihm vorhalten: du biſt noch zu primitiv, als daß du eine menſchenwürdige Behandlung verdienſt?

Ich denke, verehrteſte Frau Herz, daß es, wenn wir nach einer für ein Volk geeigneten Staatsform fragen, doch beſſer iſt, wenn wir das Recht nicht aus dem Auge verlieren und uns nicht auf das fragwürdige Gebiet ethniſcher und pſychologiſcher Konſtatierungen begeben. Nach meiner Meinung würde es uns Sozialiſten immer eher anſtehen, die Pſychologie der Deſpoten als die des Volkes zu ſtudieren, das heißt, darüber nachzudenken, wie die Macht auf die Seele des Menſchen wirkt, der ſie beſitzt und gebraucht. Für dieſes Studium

liefert die Weltgeſchichte aller Epochen, nicht zuletzt die jüngſte, Anſchauungsmaterial genug, — aber auch die Beobachtung der gewöhnlichen Alltäglichkeit in Kaſernen, Schulſtuben, Anſtalten und Betrieben. Das Zeugnis aller dieſer Erfahrungen iſt einſtimmig: die menſchliche Seele verträgt das Machtbewußtſein ſchlecht. Sie wird dadurch unweigerlich verderbt. Der Mächtige wird aus einem Beſitzer der Macht immer mehr zu einem von ihr Beſeſſenen. Die pſychologiſche Ahnungsloſigkeit in bezug auf dieſe Dinge iſt erſchreckend. Aus dieſer Ahnungsloſigkeit ſtammt das unbeſchwerte und leichtfertige Spielen mit dem Gedanken der Diktatur.

Aber das Machtproblem iſt letzten Endes nicht nur ein pſychologiſches, ſondern ein religiöſes Problem. Einem Menſchen unbeſchränkte Macht einräumen heißt, ihn an eine Stelle hinſetzen, wohin kein Menſch gehört. Es geht da um etwas ganz anderes als um ſtaatsrechtliche Auffaſſungen und politiſche Formen. Es gibt menſchliche Höhen, über denen um ihrer Höhe willen Gottes Zorn ſteht. Der Deſpotismus iſt von Gott verflucht. Die Realität dieſes Fluches erlebt niemand deutlicher als jene menſchlichen Kreaturen ſelbſt, die von ihren blinden, geiſtesträgen und götzendieneriſchen Mitgeſchöpfen auf jene Höhen erhoben worden ſind. Sie ſind dort oben von einer Angſt gepeitſcht, von der diejenigen, die aus der Tiefe den Weihrauch zu ihnen emporſteigen laſſen, keine Ahnung haben. Die Mächtigſten ſind es, die am meiſten zittern. Und darum werden ſie immer wieder der Raſerei verfallen, und ihr Raſen iſt eine unbewußte Rache an denen, die ihnen das große Unrecht antaten, ſie auf jene Höhe zu ſtellen, auf denen kein Menſch leben kann.

Die ruſſiſche Revolution von 1917 iſt ein gewaltiges, weltgeſchichtliches Ereignis geweſen. Sie war getragen von einem nach Freiheit, Frieden und Völkerverbrüderung dürſtenden Volk. Von allem, was damals erreicht wurde, hat ſich eines in nicht zu bezweifelnder Tatſächlichkeit erhalten: die Macht eines Mannes. Ob ſich etwas von Sozialismus erhalten hat, iſt mehr als zweifelhaft, daß die «Internationale» (und zwar nicht nur die Hymne) nicht mehr exiſtiert, iſt Tatſache, daß die Sowjets, d. h. die Räte der Arbeiter und Bauern keinerlei Macht und Bedeutung mehr beſitzen iſt ſicher. Aber die unbeſchränkte Macht Stalins iſt geblieben. Darin beſteht die dämoniſche Ueberlegenheit Stalins gegenüber dem (ihm an Intelligenz und Bildung ſonſt weit überlegenen) Trotzki, daß er ſich völlig und ungebrochen dem Machtgedanken hingegeben hat. Trotzki hat — das war ſeine Ahnungsloſigkeit — immer noch gemeint, man könne und müſſe die Macht in den Dienſt einer Idee, der Idee des Sozialismus oder der Weltrevolution, ſtellen, man könne die Macht ſkrupellos und blutig aufbauen, dann aber ſie zähmen und auf ihren dienenden Platz verweiſen, und nun das «Reich der Gerechtigkeit» etablieren. Stalin iſt konſequent den Weg der Macht gegangen, hat ihr und

nur ihr gedient mit ungeteiltem Herzen. Das ist seine dämonische Größe, Ganzheit im Dienste des Dämons. Es ist das, was seine Biographen und alle Aestheten in Ekstase versetzt. Aber es ist nichts anderes als die völlige Besessenheit durch die Macht. Um ihretwillen brachte er es fertig, alles wegzuwerfen, was der Macht im Wege stand, vor allem auch den ganzen Sozialismus.

Schon bei Lenin hat diese Machtdämonie zu wirken begonnen. Seine «neue ökonomische Politik» war doch wohl nichts anderes als Kompromiß mit kapitalistischem Denken, Preisgabe sozialistischer Ideale um der Macht willen. «Vorübergehende Preisgabe» sagte man, und dann folgten die tausend Konzessionen an die Kapitalisten, die Preisgabe der ökonomischen Gleichheit. Schon damals war die russische Bevölkerung in 36 Kategorien geteilt, je nach der Ration(!) und dem Lohn, die jeder erhält. (Vgl. die Schrift des anarchistischen Märtyrers Alexander Berkmann «Die russische Tragödie» 1923). Und diese Entfernung und Abkehr vom sozialistischen Ideal ist heute weiter gediehen. Sie wissen doch wohl, verehrte Frau Herz, daß heute Ingenieure, Fabrikdirektoren, Beamte der Geheimpolizei, hohe Militärs das 10-, 20-, 30- und mehrfache Einkommen eines gewöhnlichen Arbeiters beziehen. Daß das aber nichts anderes bedeutet als daß es in der Sowjetunion Reiche und Arme gibt, Leute, die im Ueberfluß leben und schwelgen können, während andere in Not und Mühsal dahinvegetieren, das ist wohl klar, wenn man weiß, daß der Staat neben den Läden mit den rationierten Waren noch Kaufläden betreibt, in denen für hohe Preise alles zu haben ist. Ob man trotzdem immer noch, oder wie lange noch, die Behauptung aufrecht erhalten darf, daß in Rußland der Grundsatz gelte: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, — das ist immerhin fraglich, denn wenn auch alle jene Geistesarbeiter, Filmgrößen, Militärs — von der Arbeit der gut bezahlten Geheimpolizei, der NKVD, wollen wir lieber schweigen — irgendwelche bedeutende Leistungen aufzuweisen haben, so kann man doch von einer gewissen Lohnhöhe an sagen, daß dort der verdiente Lohn aufhört und das arbeitslose Einkommen beginnt. Sie wissen doch auch, daß in Rußland das Erbrecht wieder eingeführt ist, daß man also dort, so gut wie bei uns, als reiches oder als armes Kind zur Welt kommen kann, und Sie wissen wohl auch, daß die Staatspapiere nicht schlecht verzinst werden, daß also auch dort, trotzdem alle Betriebe Staatsbetriebe sind und es somit keine Aktionäre mehr gibt, Zinscoupons abgeschnitten werden können. Der USA-Botschafter Davies, dessen Buch Sie so viel Vertrauen schenken, konstatiert es ja auch immer wieder mit großer Genugtuung, daß auch die Russen nun begriffen hätten, daß man «nicht gegen die menschliche Natur», die nun einmal des Profit-Antriebes bedürfe, angehen könne.

Das alles heißt doch nichts anderes, als daß der Sozialismus weit-

hin aufgegeben ist. Aber die *Macht* ist nicht aufgegeben und darauf allein kommt es an. Alle alten Bolschewisten sind den Weg der Macht gegangen, aber nur einer ist ihn konsequent gegangen. Darum mußten sie fallen. Sie sind als Saboteure und Verräter angeklagt worden, und sie waren es auch, nämlich Saboteure und Verräter des Machtgedankens. Ihnen ist der Atem ausgegangen, während ihr ehemaliger Mitkämpfer Stalin unbeirrt den Weg der Macht weiterschritt. Und vielleicht haben wirklich einige von ihnen — das ist wohl möglich — irgend etwas Verzweifeltes unternommen, um diesen unheimlichen Nachtwandler der Macht zu stürzen. Die Logik der Macht ist eine andere Logik und die Ethik der Macht ist eine andere Ethik. Das Bündnis Stalin-Hitler war für *unsere* Logik und *unsere* Ethik ungeheuerlich, zynisch, verbrecherisch. Der Anblick der zu Ehren des Hitlergesandten auf dem Moskauer Flugplatz wehenden Hakenkreuzflaggen war unerträglich. Aber das lag alles in der Logik der Macht.

Wer nach Rußland geht, um dort den Sozialismus zu finden, der wird, wenn er wirklich Einblick in die Dinge bekommt, traurig gestimmt heimkehren. Mehr erhoben wird er sein, wenn er die Leistungen des russischen Volkes auf dem Gebiet des Aufbaues der Industrie sieht. Auch wenn er wohl weiß, daß es alles auch in den kapitalistischen Ländern geleistet wird, und wenn er auch Staudämme und Traktoren nicht wie erlösungspendende Götzen anbetet, so wird er doch Ehrfurcht haben vor der Arbeit, die da ein armes Volk unter größten Opfern, in Hingabe und oft sogar mit Begeisterung getan hat.

Aber etwas gibt es, das in Rußland über alle Maßen grandios ausgebaut ist: das ist der Apparat der Macht. Es gibt nichts Aehnliches in der ganzen Geschichte. Hitler und Mussolini sind nur kleinere Nachahmer gewesen. Das große und unerreichte Vorbild ist Stalin. Die Zaren sind im Vergleich zu ihm vollends Stümper und bloße Dilettanten der Macht gewesen. So hat noch nie ein Mensch Menschen in den Händen gehabt mit Leib und Seele. Hundertundachtzig Millionen Menschen! Die Frage nach den Mitteln zu stellen ist sinnlos. Denn vor der Macht gibt es nicht gut und böse. Es ist selbstverständlich, daß sie sich der Furcht, der Lüge, des Mordes und der Massenvernichtung bedient so gut wie der monopolisierten Propaganda. Denken Sie daran, verehrte Frau Herz, daß man Massenvernichtung auch ohne Vergasungen durchführen kann, wenn man Sibirien und die arktischen Zonen zur Verfügung hat, in denen sich die unerwünschten Elemente in ein paar Jahren oder Monaten zu Tode arbeiten, zu Tode frieren, zu Tode hungern können. Hitler hätte vielleicht auch nicht vergast, wenn er in dieser glücklichen Lage gewesen wäre.

All das ist entsetzlich, aber es ist nicht erstaunlich. Es ist die Konsequenz der Macht. «Von diesen entsetzlichen Vorkommnissen ab-

geſehen, gebietet er (ſc. Joſef Stalin) hohe Achtung.»[1]) Dieſen hilfloſen Satz hat der USA-Botſchafter Davies niedergeſchrieben, im Hinblick auf die Erſchießung der Generäle der Roten Armee im Jahre 1937. Dieſer Mann ſteht hilflos vor dem Rätſel jenes Menſchen. «Er gilt durchwegs als ein ſauber lebender Menſch, beſcheiden, zurückhaltend, zielbewußt, ein Mann von eingleiſigem Denken, deſſen Sinnen und Trachten auf den Kommunismus und die Hebung des Proletariates gerichtet iſt», ſagt Davies weiter, aber zugleich weiß er etwas von den «entſetzlichen Vorkommniſſen» und er macht ſich ſeine Gedanken darüber. Es iſt richtig, daß Davies die Möglichkeit, daß die berühmten Säuberungsprozeſſe eine bloße Farce geweſen ſeien, nicht einfach bejaht, ſondern es für denkbar hält, daß wirklich ein Komplott gegen das Regime beſtanden habe. Aber immerhin ſchließt er ſeinen offiziellen Bericht mit den Worten: «Zuſammenfaſſend möchte ich ſagen, daß dieſer ganze Prozeß und ſeine Begleitumſtände für unſere Denkart einen Schock bedeutet. Es iſt jedoch auch die denkbar gewaltigſte Demonſtration dafür, welche Segnungen in einem wirklichen, verfaſſungsmäßigen Schutz der perſönlichen Freiheit liegen. Das Recht des Angeklagten, ſich vor dem Prozeß mit ſeinem Rechtsbeiſtand zu beraten; das Recht, die Ausſage gegen ſich ſelbſt zu verweigern, und vor allem die Annahme der möglichen Unſchuld und die Anwendung des alten gewohnheitsrechtlichen Prinzips, daß es beſſer ſei, tauſend Schuldige davonkommen zu laſſen als einen Unſchuldigen ungerecht zu verurteilen — all dies bekommt eine ſehr reale Bedeutung, wenn man einen ſolchen Prozeß miterlebt,» a. a. O. Seite 36, und auf Seite 38 ſchließt er einen andern Bericht über dieſe Prozeſſe mit den Worten: «Gott ſtehe der individuellen Freiheit und den perſönlichen Freiheitsrechten bei, wenn derartige Prozeſſe zu einer regelrechten Inſtitution werden.»

Der Schlüſſel für das Rätſel, das Stalin heißt, für den rätſelhaften Widerſpruch zwiſchen einer «achtunggebietenden» Perſönlichkeit und den «entſetzlichen Vorkommniſſen», die auf ihn zurückgehen, liegt in der Erkenntnis des Weſens der Macht. Dem Machtgedanken wird ohne weiteres auch «die Hebung des Proletariates» geopfert. Das haben die Trotzkiſten und vielleicht auch einige der erſchoſſenen Generäle nicht begriffen. Davies ſelbſt berichtet (Seite 146), daß bei Anlaß der Erſchießung der Generäle, in Moskau die Verſion herumgeboten wurde, dieſe hätten die Abſicht gehabt, mit Hilfe der Roten Armee «den echten Kommunismus zu retten». Aber dazu war es nun wirklich zu ſpät, und dieſe Männer waren auch dazu nicht geeignet, weil ſie dem Machtgedanken innerlich ſelbſt zu ſehr verfallen waren. Darum ſind dann auch ihre gleichförmigen Schuldbekenntniſſe und zerknirſchten Selbſtbezichtigungen gar nicht erſtaunlich. Selbſtver-

[1]) I. E. Davies „Als USA.-Botſchafter in Moskau", Seite 147.

ſtändlich iſt es durchaus möglich, daß ein faules Spiel mit ihnen getrieben wurde (vielleicht durch ein Verſprechen, ihnen, wenn ſie die Rolle vor Gericht gut ſpielten, das Leben zu ſchenken), oder daß ſie mit den bekannten unheimlichen und grauſamen Mitteln, mit denen man faſt bei jedem Menſchen Geſtändniſſe zu erpreſſen vermag, präpariert wurden. Aber es kann auch ſein, daß dieſe Menſchen ehrlich zuſammenbrachen vor ihrem Gott, dem Gott der Macht, an den ſie glaubten und dem ſie lange genug ſelbſt gedient hatten. Es war die reuige Heimkehr des Sünders zu der Erkenntnis, daß es «vorerſt einmal» auf die Macht ankommt.

Verehrteſte Frau Herz, ich breche hier für diesmal ab. Aber es ſoll nicht mein letztes Wort in dieſer Sache ſein. Ich habe noch ſehr viel zu ſagen, und das Beweismaterial häuft ſich mir unter den Händen. Ich habe erſt ſehr wenige meiner Quellen zitiert, weil es mir vorerſt daran lag, das Grundſätzliche nach Möglichkeit klar zu ſtellen. Ein Freund hat mir beſorgt geſchrieben und mich gefragt, ob nicht irgendein Reſſentiment mir die Feder führe. Ich müßte ihm antworten, daß mit dem Wort Reſſentiment viel zu wenig geſagt iſt. Es iſt nicht Reſſentiment, ſondern tiefſter Abſcheu, jener Abſcheu und jenes Leid, in dem wir alle während ſchwerer Jahre einig waren, der Abſcheu vor der Vergewaltigung des Menſchen und die Leidenſchaft für das Recht. Ich glaube beſtimmt, daß wir uns in dieſen Gefühlen und Geſinnungen wiederfinden, wie ich hoffe, bevor die weiteren Enthüllungen, die der Gang der Geſchichte bringen wird, uns wieder zuſammenführen.

In dieſer Hoffnung grüße ich Sie in Verbundenheit.

Paul Trautvetter.

Weltrundſchau

Spiel mit der Katastrophe

In einem Vortrag, den er in Zürich gehalten hat, hat letzthin Profeſſor Zwicky von der Techniſchen Hochſchule des Staates Kalifornien (in Paſadena) von den «Supernovae» erzählt, jenen ungeheuren Sternexploſionen, die den betroffenen Himmelskörper plötzlich zu einer phantaſtiſchen Helligkeit aufblitzen laſſen. Solche Weltkataſtrophen, ſo ſagte der amerikaniſch-ſchweizeriſche Gelehrte, ſeien zwar ſehr ſelten, aber das ſei eigentlich erſtaunlich, da jeder große Himmelskörper weit vom thermo-dynamiſchen Gleichgewicht entfernt ſei. «Die Erde ſelbſt iſt in dieſem Sinne ein äußerſt gefährliches Pulverfaß. Sie iſt zwar zu klein, um, auch wenn ſie reſtlos zerſtrahlt, eine Supernova zu werden. Trotzdem würde ſie bei ihrem Abplatzen zu einer ganz anſehnlichen gewöhnlichen Nova Anlaß geben. Der Erde mag ſehr wohl auf dieſe Weiſe die letzte Stunde ſchlagen, falls jene, welche lernen, die dafür

hinreichenden Kernreaktionen zu zünden, ihre Verſuche ſchlecht handhaben, oder wenn ſie darauf aus ſind, dem Genius des Menſchen zum Verräter zu werden.»

Profeſſor Zwicky hat natürlich auf die jetzt grundſätzlich gelungene *Atomzertrümmerung* und die dadurch möglich gewordene Herſtellung von *Atombomben* anſpielen wollen, welche die Gefahr einer Weltkataſtrophe im eigentlichen Sinne heraufbeſchworen hat. *Wie* verheerend die Atombombe wirken kann, auch wenn ſie «fachmänniſch» erzeugt und abgeworfen wird, das geht aus der Zuſchrift eines Waſſerverſorgungs-Ingenieurs an eine amerikaniſche Zeitſchrift hervor, in der auseinandergeſetzt wird, daß fünf Atombomben, richtig placiert — der Verfaſſer gibt ein paar ſolcher «Schlüſſelſtellungen» genau an —, vollkommen genügen würden, um die Trinkwaſſerleitungen der wichtigſten Teile der Vereinigten Staaten zu zerſtören und ſo alles Leben in dieſen Gebieten zu vernichten. Von den übrigen Anwendungsformen und Wirkungen der Atombomben gar nicht zu reden.

Dieſe Ausſichten muß man ſich immer vor Augen halten, wenn man die ganze Gewiſſenloſigkeit des Spieles mit einer wirklichen Menſchheitskataſtrophe ermeſſen will, zu dem jetzt alles Kriegsdenken und alle Kriegsrüſtung geworden iſt. Daß die *Vereinigten Staaten* ſich gegenwärtig dieſem Spiel vor allen anderen Ländern hingeben, liegt in der Natur der Sache; der Beſitz des Atombombenmonopols würde auch ein anderes Volk aus dem Gleichgewicht bringen, denke man nur etwa an die Wirkungen, die der bloß *vermeintliche* Beſitz einer «Wunderwaffe» gegen Ende des zweiten Weltkrieges auf das deutſche Volk ausgeübt hat. Aber darum iſt die «Atombombenpolitik», die jetzt in Amerika immer mehr Anhänger findet, trotzdem nicht weniger lebensgefährlich. Iſt es ſchon an und für ſich erſchreckend zu ſehen, wie ungehemmt drüben vom «dritten Weltkrieg» als von einer Wahrſcheinlichkeit, ja Unvermeidlichkeit geredet wird, ſo iſt es noch bedenklicher, wenn das amerikaniſche Kriegsminiſterium in einem unlängſt veröffentlichten Bericht über die Kriegführung der Zukunft feſtſtellt, daß die Vereinigten Staaten die Erhaltung des Friedens mit ihrem Vorrat von Atombomben nur noch auf etwa ſechs Jahre ſichern könnten, da bis zu dieſem Zeitpunkt auch andere Länder das Geheimnis der Herſtellung der Atombombe entdeckt haben würden. Der Schluß: «Alſo nützen wir unſeren Vorſprung aus, ſolange es noch Zeit iſt!», wird ja dadurch dem amerikaniſchen Volke geradezu zwangsmäßig aufgedrängt, und daß die Zahl derjenigen, die ihn tatſächlich ziehen, immer größer wird, iſt denn auch jedem klar, der die öffentliche Meinung in Amerika etwas genauer beobachtet. Erſt kürzlich hat beiſpielsweiſe der frühere Gouverneur von Pennſylvanien, *Earle*, der auch einmal amerikaniſcher Geſandter in Wien

und in Sofia war, vor einem Parlamentsausſchuß ſagen können: «Weil wir nicht *zuerſt* angreifen wollen, ſo werden, wie ich glaube, in fünf Jahren nicht mehr als zehn Prozent von uns noch am Leben ſein», ohne einen Entrüſtungsſturm aller anſtändig geſinnten Amerikaner heraufzubeſchwören. Herr Earle brauchte nicht erſt zu erzählen, daß die *Ruſſen* demnächſt Atombomben in amerikaniſche Häfen einſchmuggeln würden, die dann alle gleichzeitig losgehen würden, um deutlich zu machen, was er mit ſeiner «Warnung» meinte: Auslöſung des *Präventivkrieges* gegen die Sowjetunion *vor* Ablauf der «Gnadenfriſt».

Griechenland und die Folgen

Die *«Hilfe für Griechenland und die Türkei»*, die nach Präſident Trumans Antrag die amerikaniſche Bundesverſammlung in den nächſten Tagen beſchließen wird (wenn auch mit etlichen Vorbehalten, deren wichtigſter eine höfliche Verbeugung vor den Vereinten Nationen iſt), iſt nur dem Grad, aber nicht dem Grundſatz nach von dieſer Präventivkriegspolitik verſchieden. Sie iſt zunächſt erſt auf die *Einſchüchterung* [1]) der Ruſſen gerichtet, deren Vordringen in den Mittelmeerraum und von dort nach Weſteuropa und weiter man (aufrichtig oder nicht) fürchtet, ſagte doch Senator Vandenberg, eine der Hauptſtützen der amerikaniſchen Außenpolitik, bei der Einbringung der «Truman-Bill» im Senat, wenn die Ruſſen ihre «Angriffs- und Ausdehnungspolitik» fortſetzten, ſo wäre «der Nahe Oſten nicht weit genug entfernt, um unſere eigenen Städte, New York oder Detroit, Chicago oder San Francisco, in Sicherheit zu laſſen». Aber es liegt auf der Hand, daß von *dieſer* Art Vorbeugung gegen die behaupteten Eroberungsabſichten der Sowjetunion bis zu einem eigentlichen Vorbeugungs*krieg* kein allzu großer Schritt mehr iſt, eine Erwägung, die nicht wenige verantwortungsbewußte Amerikaner, ſelbſt in den führenden kapitaliſtiſchen Kreiſen, der Aktion Trumans und Marſhalls nur mit einigem Zögern und Bangen zuſtimmen läßt.

Erfreulich iſt auch, daß die Maskierung des amerikaniſchen Eingreifens in Griechenland und der Türkei als einer Unternehmung zum *Schutze freier Völker* vor Deſpotie und Vergewaltigung die ernſteren Amerikaner nicht mehr zu täuſchen vermag. Sogar in einem ſo konſervativen Blatt, wie es die «New York Herald Tribune» iſt, wird feſtgeſtellt, daß die gegenwärtige griechiſche Regierung «die bürgerlichen Freiheiten beinahe im ſelben Maß unterdrückt wie die von den Sowjets eingeſetzten totalitären Regimes um Griechen-

[1]) Wie weit dieſer Geiſt der Einſchüchterung und Bedrohung bereits um ſich gegriffen hat, zeigt auch der Vorſchlag Bertrand *Ruſſells*, des berühmten engliſchen Gelehrten und Pazifiſten, die Vereinigten Staaten ſollten der Sowjetunion ein Ultimatum für die Annahme ihres Abrüſtungsprogramms ſtellen und bei Ablehnung ohne weiteres den Atombombenkrieg gegen Rußland eröffnen.

land». Und auch in der hochbürgerlichen «New York Times» wird gegen die «griechiſche Finanzoligarchie» polemiſiert, die ihre Gegner «nach dem Muſter der Geſtapo oder der ruſſiſchen Geheimpolizei» behandle; nach Präſident Trumans Rede über Amerikas Pflicht zum Eingreifen im öſtlichen Mittelmeer ſeien in Athen 600 Oppoſitionelle, meiſt Aerzte und Rechtsanwälte, verhaftet und deportiert worden, und die lauteſten Befürworter der amerikaniſchen Politik ſeien die «dreitauſend reichſten Athener», die von der Regierung vor jeder direkten Beſteuerung geſchützt würden. Mir bisher unbekannt war die ebenfalls intereſſante Tatſache, die das kleine, tapfere amerikaniſche Wochenblatt «In Fact» mitteilt, daß die Londoner Banken und andere engliſche Geldgeber griechiſche Obligationen in der Höhe von 400 Millionen Dollar in Händen haben, die zwiſchen 1898 und 1942 einen Jahreszins von 8,19 Prozent abgeworfen haben, was in dieſen 44 Jahren eine Zinſenſumme von faſt anderthalb Milliarden Dollar ausmachte, das Vierfache des urſprünglich geliehenen Kapitals. «Dieſe ſchwebende Schuld und der wucheriſche Zinsſatz», ſo bemerkt das erwähnte Blatt, «iſt zum großen Teil an der Verarmung Griechenlands ſchuld und erklärt auch bis zu einem gewiſſen Grade Großbritanniens Intereſſe an Griechenland». Ein republikaniſches, linksgerichtetes Griechenland könnte in der Tat die Schuld irgendwie konvertieren und den Zinsſatz auf die «normale» Höhe herabſetzen wollen, und das wäre doch wirklich Bolſchewismus im ſchlimmſten Sinn!

Die gegenwärtige griechiſche Regierung iſt auf jeden Fall ſchon rein perſonell von der Diktaturregierung Metaxas unſeligen Angedenkens nicht ſehr verſchieden, und ſie hat denn auch, ermutigt durch die neue amerikaniſche Politik, einen förmlichen Ausrottungsfeldzug gegen die EAM, die Kampforganiſation der Oppoſitionsgruppen, begonnen, hinter der immerhin 35 Prozent des griechiſchen Volkes ſtehen und die höchſtens zu einem Viertel aus Kommuniſten und ſonſtigen Linksradikalen beſteht. Der neue König Paul, der an die Stelle ſeines plötzlich verſtorbenen Bruders Georg II. getreten iſt, ſcheint ebenfalls ein guter Faſchiſt zu ſein, war er doch unter Metaxas Führer der ungefähr der Hitlerjugend entſprechenden offiziellen griechiſchen Jugendorganiſationen.

Nein, die Legende von dem «freien Griechenland», dem die Weltdemokratie zu Hilfe eilen müſſe, kann nur noch von Liebhabern politiſcher Zweckmärchen geglaubt werden. Und von der *Türkei* gilt dasſelbe. Es iſt nicht ein Organ der Linken, ſondern der als Sprachrohr rechtsbürgerlich-kapitaliſtiſcher Kreiſe geltende Pariſer «Monde», der — durch ſeinen Mitarbeiter Sallebert — feſtſtellen läßt, wie es in dieſem «republikaniſchen Freiſtaat» tatſächlich ausſieht, zum Beiſpiel in der Hauptſtadt Ankara:

„Die Türken lieben es gar nicht, wenn man ihnen von diesen Elendsquartieren einer Stadt spricht, die gerne die modernste Stadt der Welt sein möchte; sie lieben es nicht, wenn man ihnen diesen dunklen Punkt ihrer Sozialpolitik vorhält ..., Wer von Sozialpolitik und Volksbefreiung spricht, fördert zugleich die Entwicklung linker Ideen', sagen sie. Diese Angst vor einer Linksentwicklung erklärt zugleich die außenpolitische Linie und den Polizeicharakter des modernen türkischen Staates ... Die Türkei hat den Ruf, die meisten Polizisten der Welt zu besitzen; sie bleibt damit in den Ueberlieferungen des alten ottomanischen Reiches. Das Budget der Polizei ist höher als das der Landwirtschaft, obwohl die Türkei ein Land ist, in dem 80 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft arbeiten."

Ein Aufbauprogramm Das griechische Volk hätte freilich eine umfassende Hilfeleistung an seine hungernden Unterschichten und an seine so rückständige Wirtschaft aufs dringendste nötig; aber das ist es wirklich nicht in erster Linie, was die amerikanische Außenpolitik bezweckt. «Die Wahrheit ist», so sagte Henry *Wallace* unlängst in einer Rede, «daß es dem Präsidenten (Truman) und seinen republikanischen Stützen weniger um das Bedürfnis des griechischen Volkes nach Lebensmitteln als um das Bedürfnis der amerikanischen Flotte nach Oel zu tun ist. In zweiter Linie steht die Absicht, den Kommunismus einzudämmen». Wallace wird natürlich, besonders seit er auch in Europa die Wahrheit sagt, von den Propagandisten des amerikanischen Imperialismus aufs wütendste angegriffen und verleumdet, ähnlich wie seiner Zeit von den gleichen Leuten auch Franklin Roosevelt angegriffen und verleumdet wurde, ja noch heute leidenschaftlich gehaßt und beschimpft wird.

Allein darauf kommt es ja so wenig an wie auf den Entlastungsfeldzug, den jetzt Winston Churchill, u. a. auch in der «Neuen Zürcher Zeitung», für die amerikanische Mittelmeerpolitik führt [2]); die Hauptsache wird doch bleiben, daß es in den Vereinigten Staaten wie sonst in der Welt Menschen gibt, die sich von der antikommunistischen Leidenschaft, der jetzt aufs neue die westlichen Länder zu verfallen drohen, nicht anstecken lassen und zur Vernunft und zur sachlichen Beurteilung der Sowjetunion und ihrer Politik mahnen. Solcher Menschen gibt es auch in Amerika mehr, als es scheinen möchte (Presse und Radio sind eben fast ganz in den Händen der herrschenden Parteien und Wirtschaftsmächte). Ein Zeugnis dafür ist der Offene Brief, den 23 Vertreter und Vertreterinnen amerikanischer Religionsgemeinschaften und Friedensvereinigungen,

[2]) Bedenklich ist es zwar schon, daß sich Churchill jetzt rühmen kann, die gleiche Politik, die heute Amerika gegenüber Griechenland betreibe, habe er und die von ihm geleitete britische Regierung schon im Jahr 1944/45 verfolgt. Die Kritik, die diese dann von der Labourregierung unbesehen übernommene Politik auf der britischen Linken seither gefunden hat, erfährt dadurch eine verspätete, aber deswegen nicht weniger solide Rechtfertigung.

darunter auch ſolche verſchiedener Gruppen der Quäker, des Verſöhnungsbundes und der Frauenliga für Frieden und Freiheit, jüngſt an Präſident Truman gerichtet haben, und in dem es heißt:

«Durch ihr Unvermögen, den Nöten des ruſſiſchen Volkes abzuhelfen, und indem ſie die ruſſiſche Furcht vor einer Einkreiſung durch feindſelige Militärkräfte noch ſteigert, wird dieſe (Trumans) Politik tatſächlich mithelfen, Stalins Diktatur in Rußland nur zu ſtärken. Und da der Kommunismus am beſten auf dem Boden von Krieg, inneren Unruhen und Armut gedeiht, ſo werden die amerikaniſchen Dollars, die für die Stützung der Militärmacht zweifelhafter Regierungsſyſteme in Europa und Aſien angelegt werden, nur dazu dienen, die Uebelſtände zu vervielfachen, welche die Menſchen auch außerhalb Rußlands zur Beute des Kommunismus machen.»

Als poſitives Programm für die amerikaniſche Außenpolitik empfehlen die Unterzeichner der Kundgebung:

1. Ablehnung der Politik militäriſcher Intervention;

2. Verzicht auf den Rüſtungswettlauf mit Atomwaffen und Einſtehen für die Internationaliſierung der Dardanellen, des Suez- und des Panamakanals ſowie ähnlicher Verkehrswege;

3. Verwendung der gottgegebenen Wirtſchaftskräfte Amerikas für die ſofortige Linderung der Not der Heimatloſen und Hungernden und für ein umfaſſendes, weltweites Programm friedlichen Aufbaus, bevor es zu ſpät iſt.

«Bevor es zu ſpät iſt!» Darauf kommt es wirklich entſcheidend an. Wird die Umkehr in Amerika noch *rechtzeitig* erfolgen? Wird man endlich anfangen, die «kommuniſtiſche Gefahr» nicht durch Dollars und Atombomben, durch Lügenpropaganda [3]) und Scharfmachertum zu bekämpfen, ſondern dadurch, daß man dem Kommunismus in den Weſtländern eine auf deren Ueberlieferungen und Verhältniſſe zugeſchnittene *überlegene* Wirtſchaftsordnung entgegenſetzt, eine Ordnung, die freilich ohne eine radikale Umgeſtaltung des herrſchenden Geſellſchaftsſyſtems nicht möglich iſt? Das iſt immer wieder die große Frage, die an die weſteuropäiſch-amerikaniſche Welt geſtellt iſt.

[3]) Wie von einer gewiſſen amerikaniſchen Propaganda gearbeitet wird, geht auch aus der Erklärung des bisherigen, nun aber zum Proteſt gegen dieſe Methoden zurückgetretenen Preſſechefs der USA.-Botſchaft in Moskau, Willis, hervor, daß die diplomatiſche Vertretung der Vereinigten Staaten in der Sowjetunion von ‚berufsmäßigen Rußlandhaſſern' beherrſcht ſei. Er ſei von dieſen Leuten planmäßig an der Erfüllung ſeiner Verſtändigungsaufgabe gehindert worden. Was irgendwie für Rußland günſtig gelautet habe, ſei in ſeinen Berichten ausgemerzt worden; denn ‚dieſe Leute wollen nichts herauslaſſen, was in Amerika jemand auf den Gedanken bringen könnte, daß es doch möglich wäre, mit dem ruſſiſchen Volk auszukommen. Sie haben ihren Ruf und ihre Karriere dem Rußlandhaß zu verdanken."

Deutschland und Europa

Es iſt auch die Frage, von deren Beantwortung die Zukunft *Deutſchlands* und ſeine Stellung in Europa in höchſtem Maße abhängt. Die *Moskauer Außenminiſterkonferenz* dauert ja immer noch fort, aber ſie hat noch wenig Greifbares erreicht, vielleicht abgeſehen von dem wenigſtens im Entwurf fertiggeſtellten Staatsvertrag mit *Oeſterreich*, und auch der weiſt noch erhebliche Lücken auf. Was Deutſchland betrifft, ſo ſtehen ſich Rußland und die Weſtmächte (unter denen Frankreich manchmal eine Sonderpolitik verfolgt) immer noch grundſätzlich verſtändnislos, um nicht zu ſagen feindſelig, gegenüber. Schon über die *ſtaatsrechtliche* Geſtaltung Deutſchlands gehen, obwohl das die am wenigſten ſchwer zu löſende Frage iſt, und trotz einer gewiſſen Annäherung der Standpunkte, die Auffaſſungen der «großen Vier» noch weit auseinander. Frankreich und Amerika wollen einen bloßen Staatenbund oder nur einen ganz lockeren, ſchwachen Bundesſtaat, England neigt einem Föderalismus und Zentralismus vorſichtig ausgleichenden Bundesſtaat zu und Rußland erſtrebt, als Vorausſetzung für eine durchgreifende Sozialiſierung und Demokratiſierung, einen *ſtarken*, weitgehend zentraliſierten Bundesſtaat. Erſt recht droht die *Grenzfrage* zu einem Zankapfel erſter Ordnung zu werden. Frankreich fordert nun doch die Loslöſung des Rheinlands und der Ruhr von Deutſchland, dieſer Gebiete, welche nicht nur die große Waffenſchmiede des deutſchen Militarismus geweſen ſind, ſondern immer auch ſein Aufmarſchfeld in den Kriegen mit Frankreich, während England und Amerika Mittel ſuchen, um Deutſchland ohne Amputation weiterer Gebietsteile militäriſch unſchädlich zu machen. Anderſeits geht Amerika, Rußlands gegenwärtige Schwäche, ja Aktionsunfähigkeit ausnützend, darauf aus, die deutſchen Grenzen möglichſt weit nach *Oſten* auszudehnen, auf Koſten Polens, das ſich in den ihm von der Potsdamer Konferenz «vorläufig» zugeſprochenen Gebietsteilen öſtlich der Oder und Neiße längſt häuslich eingerichtet hat. Wenn dieſe Abſicht gelingen ſollte (es iſt zwar ſchwer einzuſehen, wie ſie gegen einen feſten ruſſiſch-polniſchen Widerſtand durchgeſetzt werden könnte), ſo hieße das, wie Mary Saran im «Socialiſt Commentary» zutreffend bemerkt, nicht nur zum alten Unrecht neues fügen — durch abermalige Entwurzelung von Millionen Menſchen — und den deutſchen Nationalismus ſtärken, der ſich damit für ſeine Reviſionspolitik belohnt ſähe[4]); es würde auch Rußland und den europäiſchen Oſten noch mehr in die Iſolierung drängen und die Sowjetunion zu einer Verſtärkung ihrer Stellung in

[4]) In Deutſchland noch ſtark behindert, entfaltet ſich die Reviſionspropaganda in der deutſchgeſchriebenen Preſſe *Amerikas* faſt hemmungslos. Ein einziges Beiſpiel: Der in Cleveland (Ohio) erſcheinende „Einwanderersfreund" ſchrieb vor einiger Zeit: „Das Deutſchland der Zukunft wird ſich niemals in ſein Schickſal ergeben, bis die deutſchen Gebiete, die jetzt von den Ruſſen und Polen beſetzt ſind,

ihrer Beſetzungszone veranlaſſen. «Eine durch Deutſchland hindurchgehende Linie würde einen verarmten Oſten und einen durch amerikaniſches Kapital wieder hochgebrachten Weſten von einander trennen», ein Zuſtand freilich, der für die Anhänger der kapitaliſtiſchen «Ordnung» nichts Schreckhaftes an ſich hat, ſie vielmehr mit den ſtärkſten Hoffnungen auf eine «Erlöſung» auch des öſtlichen Deutſchlands erfüllt.

Denn die Frage: Kapitalismus oder Sozialismus? ſteht tatſächlich hinter allen Entſcheidungen, die über die künftige Lebensform Deutſchlands nicht nur, ſondern ganz Europas, ja der Welt zu treffen ſind. Sie ſteht vor allem hinter der Frage der *wirtſchaftlichen Einheit* Deutſchlands, der die Ruſſen nur zuſtimmen wollen, wenn ihnen ſofort *Reparationen* aus der laufenden Produktion Deutſchlands zugeſprochen würden und die rheiniſch-weſtfäliſche *Großinduſtrie* der Aufſicht aller vier Großmächte unterſtellt werde. Von deutſchen Reparationslieferungen an Rußland aber — die Sowjetunion verlangt 10 Milliarden Dollar Erſatz für die zirka 130 Milliarden materielle Kriegsſchäden, die ſie durch den Kampf gegen Hitler erlitten hat — wollen die Amerikaner und Engländer ſchon deshalb nichts wiſſen, weil Weſt- und Süddeutſchland nur mit angelſächſiſcher Hilfe leben können und es alſo in Wirklichkeit die Amerikaner und Engländer wären, die den Ruſſen Reparationen zu bezahlen hätten — ein offenkundig widerſinniger Zuſtand. So bliebe alſo nur eine direkte Wiederaufbauhilfe der Weſtalliierten, d. h. vor allem Amerikas, an die Sowjetunion übrig, um die Ruſſen davon abzubringen, ſich durch Reparationen ſelbſt bezahlt zu machen, und das widerſpricht nun eben vollſtändig der zurzeit maßgebenden amerikaniſchen Auffaſſung. Was aber die Internationaliſierung und Sozialiſierung der weſtdeutſchen Schwerinduſtrie betrifft, ſo kennt man die Haltung Waſhingtons gegenüber dieſem ruſſiſchen Begehren ebenfalls. Ich habe ſchon in der letzten Weltrundſchau die gegen die Haltung der amerikaniſchen Regierung gerichtete, von der amerikaniſchen und internationalen Preſſe faſt ganz totgeſchwiegene Senatsrede des Demokraten *Pepper* erwähnt; es verlohnt ſich aber, aus dem inzwiſchen eingetroffenen Text der Rede auch nachträglich noch ein paar Sätze anzuführen, beleuchten ſie doch die ganze Lage ausgezeichnet. Pepper ſagte unter anderem:

„Mr. Dulles (es handelt ſich um den einflußreichen Hauptberater der amerikaniſchen Konferenzdelegation in Moskau, der übrigens auch Paſtor Niemöllers Propagandareiſe durch die Vereinigten Staaten begönnert hat. H. K.) ſchlägt vor, das

---

wieder dem Reiche gehören, auch wenn das einen neuen blutigen Krieg bedeutet. Die ſogenannte ‚Demokratiſierung' der deutſchen Jugend wird in dieſer Beziehung gar nichts helfen, denn eines hat Hitler immerhin erreicht, nämlich die Einheit des Reiches." (Ich zitiere nach der Zeitſchrift der amerikaniſchen „Geſellſchaft zur Verhinderung des Dritten Weltkriegs".)

Rheinland und die Ruhr mit ihren mächtigen Induſtrieanlagen nicht wirtſchaftlich zu entwaffnen, ſondern vielmehr ihre Kraft neu zu beleben, eine Kraft, die in der Vergangenheit einzig der Kriegführung, der militäriſchen wie der wirtſchaftlichen, diente ... Nun iſt aber dieſer Vorſchlag von Mr. Dulles im Grunde keineswegs neu, mag er auch in neuer Geſtalt auftreten. Er nimmt einfach die gefährliche Lehre derjenigen Leute wieder auf, die faſt 30 Jahre lang den Weſten gegen den Oſten auszuſpielen geſucht haben, um Deutſchland als induſtriellen und militäriſchen Keil zu benützen, der die Welt in zwei Teile aufſpalten ſollte. Es war die Lehre, die dazu führte, daß Deutſchland Milliarden von Dollars für ſeinen Wiederaufbau nach dem erſten Weltkriege geliehen bekam. Es iſt die Lehre, die unter Baldwin und Chamberlain die konſervative Beſchwichtigungspolitik gegenüber Deutſchland beſeelte. Es war die Lehre, welche die britiſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Monopoliſten zur engſten Zuſammenarbeit mit ihren deutſchen Kollegen veranlaßte. Es war die Lehre, die Churchill in ſeiner Rede von Fulton vertrat, und die vom amerikaniſchen Volk allgemein abgelehnt wurde. Es iſt nicht die Lehre, der die Millionen amerikaniſcher Wähler anhangen, welche die Republikaniſche Partei unterſtützten, ſondern nur diejenige einer Handvoll amerikaniſcher Monopoliſten, Bankiers und Bankiers-Generäle, die deren Politik ſeit dem Bürgerkrieg beherrſcht haben ...

Mr. Dulles weiß, daß ihn zur Ausarbeitung ſeines Planes nur ſein Haß gegen die Sowjetunion getrieben hat, und daß er in der Hoffnung, Deutſchland werde ſich damit wieder gegen Oſteuropa und beſonders gegen die Sowjetunion wenden, bereit war vorzuſchlagen, Deutſchland ein neues Schwert in die Hand zu drücken gleich dem, mit dem es erſt vor ein paar Jahren von kurzſichtigen Leuten bewehrt worden iſt ... Ich erkläre, daß Mr. Dulles mit ſeinem Vorſchlag, Deutſchland aus dieſem oder jenem Grunde wieder zu bewaffnen, ſein eigenes Land und ſeine eigene Raſſe mit Krieg bedroht. Schamlos macht er die Tür zu einem neuen München auf, das zum ärgſten aller Kriege auf unſerer Welt führen müßte."

Ich habe dieſer Feſtſtellung der Verantwortlichkeiten für einen allfälligen dritten Weltkrieg nichts beizufügen als die Bemerkung, daß der hier gekennzeichnete Plan längſt nicht mehr ein bloßer Plan Dulles, ſondern bereits ein Stück jener «Truman-Doktrin» iſt, die auch hinter der «Hilfe für Griechenland und die Türkei» ſteht.

Wirrnis überall Der Wahnwitz dieſer ganzen Doktrin ſollte einem denkenden Lebeweſen eigentlich ſchon durch die faſt verzweifelte Notlage zum Bewußtſein gebracht werden, in der ſich der größte Teil Europas infolge des kaum hinter uns liegenden zweiten Weltkrieges befindet.

Rußland hat — ſo ſchätzt der amerikaniſche Publiziſt Edgar Snow, der die Sowjetunion gut kennt, in einer aufſehenerregenden Artikelreihe der «Saturday Evening Poſt» — rund 7 Millionen Soldaten im Kriege gegen Deutſchland verloren; dazu kommen vielleicht ebenſo viele Krüppel und einige weitere Millionen getötete Zivilperſonen. Gleichzeitig ſind 6 Millionen ruſſiſche Häuſer zerſtört worden, während Induſtrie, Verkehr und Landwirtſchaft derart zerrüttet wurden, daß ihre Wiederingangſetzung lange Jahre geduldiger Arbeit beanſpruchen wird.

Womöglich noch ſchlimmer iſt die Lage *Polens;* wir haben darüber früher einmal berichtet. Wie es um *Deutſchland* ſteht, weiß man

zur Genüge; die jüngſten Hungerdemonſtrationen waren mehr als bloß politiſche Zweckveranſtaltungen. Daß die gegenwärtige leibliche und ſeeliſche Verfaſſung der Deutſchen nicht der Boden iſt, auf dem gute Frucht wachſen kann, iſt faſt ſelbſtverſtändlich, und Edmond Privat hat nur zu ſehr recht, wenn er im «Eſſor» ſchreibt:

„Es iſt eine Täuſchung, wenn man meint, Galgen und Gefängniſſe genügten, um die Nazi am Wiederaufkommen zu verhindern. Wenn ſie in den Herzen wiederaufkommen, iſt das Unglück ſchon geſchehen ... ‚Buße' geht nicht bloß wider den preußiſchen Stolz, ſondern iſt unmöglich auf dem Boden von Not und Hunger. Darauf kann nur das Dornengeſtrüpp der Rache wachſen."

Frankreich windet ſich andauernd in wirtſchaftlichen und ſozialen Krämpfen und ſtinkt wieder einmal von öffentlichen Skandalen widerlichſter Art. Was wunder, wenn General *de Gaulle* die Rolle des im einſamen Zelte grollenden Achilleus weggeworfen hat und ſich nun auf allen Marktplätzen in der Poſe des Möchtegern-Retters ſeines (wie er glaubt) durch unfruchtbaren Parteihader zerriſſenen Vaterlandes beklatſchen läßt: «Der Tag wird kommen, da ...» — und ſo fort, nach bekannten Muſtern! Die franzöſiſche Regierung wird es noch ſchwerer haben als bisher, dem von Herrn de Gaulle neu angeblaſenen Nationalismus eine halbwegs vernünftige europäiſche Außenpolitik entgegenzuſetzen. Und daß die neue Volksbewegung, die de Gaulle antreiben will, nicht zu einer wirklichen Sammlung des franzöſiſchen Volkes führen wird, ſondern höchſtens zu einer unheilvollen Koalition der Rechten gegen die Kommuniſten, wobei die Sozialiſten zwiſchen Stühle und Bänke zu fallen drohen, das ſteht ohnehin feſt. Frankreichs Leiden ſitzt zu tief, als daß es mit autoritären oder diktatoriſchen Mitteln geheilt werden könnte.

Inzwiſchen droht auch *Italien* mehr und mehr in Not, Inflation und Schulden zu verſinken. Aber Herr de Gaſperi, moraliſch geſtärkt aus Amerika zurückgekehrt, glaubt unentwegt an die Demokratie, ſo wie *er* ſie eben verſteht, und die Kommuniſten haben ihm in törichtem Opportunismus noch den Gefallen getan, zuſammen mit Klerikalen, Qualunquiſten und Monarchiſten für die Verankerung von Muſſolinis Lateranverträgen in der neuen Verfaſſung zu ſtimmen, alſo die junge italieniſche Republik an den altböſen Feind, den die vatikaniſche Machtpolitik darſtellt, auszuliefern. Die Evangeliſche Kirche Italiens hat mit Recht, würdig, aber beſtimmt, gegen dieſen ſchändlichen Akt proteſtiert.

Was eigentlich in *Spanien* vorgeht, weiß diesſeits des «eiſernen Vorhangs» kein Menſch ſo recht. Feſt ſcheint nur zu ſtehen, daß General Francos grotesker Entſchluß, die Monarchie theoretiſch wieder herzuſtellen, ſie praktiſch aber für die Dauer ſeines Lebens auszuſchalten, ein Ausdruck der Verlegenheit iſt, in der er ſich augenblicklich befindet. Er dürfte dazu beitragen, daß ſich Monarchiſten

und Republikaner, Sozialiſten, Anarchiſten und Kommuniſten zu einer neuen, auf den Sturz der Diktatur abzielenden Volksfront zuſammenſchließen, der «nur» mehr Großgrundbeſitz und Kapitalmächte, Kirche und Armee, die alten Widerſacher des Fortſchritts und der Freiheit, gegenüberſtehen werden.

Angelsächsische Sorgen

England iſt für einmal, und mit einer bewundernswerten Tapferkeit, über die Häufung von Kriſen, die über es hereingebrochen ſind, ſoweit glücklich hinweggekommen. Aber niemand täuſcht ſich darüber, daß die tieferen Urſachen, welche die Kohlen- und Elektrizitätsnot erſt ſo ausnehmend gefährlich gemacht haben, nur durch die zäheſte, zuchtvollſte Anſtrengung der ganzen Nation und beſonders ihrer neuen Führungsſchicht aus der Welt zu ſchaffen ſind. Die Schwierigkeiten, unter denen Großbritannien jetzt leidet, ſind zu verwickelt und vielgeſtaltig, als daß ſie mit einer einzigen großherzigen Kraftleiſtung zu meiſtern wären; ſie liegen ja ebenſo ſehr, wenn nicht mehr, im fortſchreitenden Verſagen der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft und im Zerfall des alten Weltreiches mit den ſich daraus ergebenden gewaltigen wirtſchaftlichen Verlagerungen, insbeſondere in der induſtriellen Selbſtändigmachung der Kolonien, Kronländer und Dominien, als in den Nachwirkungen des letzten Krieges und erheiſchen darum eine wirtſchaftlich-politiſche Neuplanung größten Stiles und von klarſter Inſpiration. Daß eine konſervativ-imperialiſtiſche Regierung, gar noch unter Churchills Führung, dieſer Aufgabe irgendwie gewachſen wäre, davon kann überhaupt keine Rede ſein. Es muß ſchon gut gehen, wenn auch nur der keineswegs zaghafte oder zu radikalen Neuerungen unfähige Sozialismus der gegenwärtigen Labourführung ſeinen Weg durch das Trümmerfeld hindurch findet, das der Einſturz einer ganzen alten Welt hinterlaſſen hat.

Die *Wehrpflichtfrage*, die in den letzten Wochen das politiſche Leben Großbritanniens ſo ſtark beherrſcht hat, iſt nur eines, und nicht einmal eines der zentralen Probleme, vor denen die Labourregierung ſteht. Die Lage des Kabinetts iſt ja allerdings ungemütlich genug; auf der einen Seite kann und will es auf die Reichsverteidigung aus eigener Kraft nicht einfach verzichten, auch wenn dem Empire für abſehbare Zeit von keiner Seite her ernſtliche Gefahr droht; auf der anderen Seite geht die Aufrechterhaltung einer Wehrmacht erſten Ranges ſo ſehr über die wirtſchaftlichen Kräfte Großbritanniens, daß ſchmerzliche Verzichte — ſchmerzlich für die Erben einer großen imperialen Ueberlieferung — unmöglich zu vermeiden ſind. Die Regierung glaubt einen Ausweg aus dieſem Dilemma darin gefunden zu haben, daß ſie für die dritte Leſung des Geſetzes eine Herabſetzung des obligatoriſchen Militärdienſtes (deſſen Prinzip ſie nicht

preisgeben will) von 18 auf 12 Monate mit entsprechender Verminderung der Armeebestände — es handelt sich schätzungsweise um 100 000 Mann — vorschlägt. Das versöhnt einen Teil der Opposition, welche gegen die Vorlage in der Labourpartei selbst aufgetreten ist, und verdirbt anderseits den Konservativen das Geschäft, die in zweiter Lesung *mit* der Labourmehrheit gestimmt und dadurch die Regierung in eine schiefe Lage gebracht hatten, jetzt aber über den «Umfall» des Kabinetts sehr zornig sind.

Daß die Stellung Attlees und seiner Mannschaft trotz all den unendlichen Schwierigkeiten der jüngsten Zeit im ganzen unerschüttert ist, zeigen die Ergebnisse der letzten Serie von Gemeinde- und Bezirkswahlen, welche die Labourpartei als durchaus im Besitze des Vertrauens ihrer bisherigen Wähler befindlich erwiesen haben.

In den *Vereinigten Staaten* sind die wiederaufflackernden *Streikbewegungen*, die diesmal vor allem die Telephon- und Telegraphenangestellten sowie schon wieder die Bergarbeiter erfaßt haben, neue Symptome der sozialen Unrast, in welche ein sich hemmungslos austobender Freibeuter-Kapitalismus das Land geworfen hat. Ein weiteres Symptom ist die völlig kopflose *Kommunistenjagd*, die drüben wieder einmal im Gang ist und bedenklich an die Hysterie der Jahre 1917 ff. erinnert; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ihr auch David Lilienthal zum Opfer gefallen, der hochverdiente frühere Leiter des Tennesseetal-Werkes und nunmehrige Präsident der Atomkraftkommission, der erst nach wochenlangen, peinlichen Auseinandersetzungen vom Senat in seinem neuen, so ungeheuer verantwortungsvollen Amte bestätigt worden ist. Präsident Truman selbst ist übrigens in einem Brief an den oben genannten Mr. Earle, der bisher auch an der Spitze der antikommunistischen Vereinigung Amerikas stand, von der Stimmungsmache gegen die «Roten» deutlich abgerückt und hat seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich in den Vereinigten Staaten noch genügend viele gesund denkende Leute finden würden, die sich von dem bolschewistischen Popanz nicht schrecken ließen. Herr Earle hat darauf freilich prompt erwidert, Truman beweise damit nur wieder, wie inkonsequent er sei, habe er doch selber, im Zuge der Kommunistenjagd, die Bundesverwaltung von allen irgendwie umstürzlerischer Gedanken verdächtigen Personen säubern lassen und eröffne jetzt, mit seinem Eingreifen in Griechenland und der Türkei, sogar eine antikommunistische Offensive im Weltmaßstab. Womit Mr. Earle *auch* recht hat. Truman ist wirklich nur ein schwankendes Rohr, das von jedem Windstoß bewegt wird, kein politischer Führer, der auch im Aufruhr der Elemente fest steht und seinen Weg findet. — In *Kanada* ist übrigens das längst diskutierte Kommunistenverbot vom Unterhaus in erster Lesung bereits angenommen worden; die leidige Spionagegeschichte hat ihm ausgezeichnet vorgearbeitet.

Der Kampf Indochinas

Und nun zum Schluß nur noch ein raſcher Blick auf die farbige Welt und die gewaltige Gärung, in der ſie ſich befindet. In der franzöſiſchen Kammer iſt es ob den Krediten für den Krieg in *Indochina* zu leidenſchaftlichen Auseinanderſetzungen gekommen, die wiederholt ſogar in Tätlichkeiten ausarteten. Ein paar Tage lang ſchien die Exiſtenz der Regierung ſelbſt bedroht, bis das Theater das in dieſem Fall zu erwartende happy end dadurch nahm, daß die Kommuniſten, die ſich zuerſt als die unverſöhnlichen Gegner des Kolonialimperialismus aufgeſpielt hatten, originellerweiſe Stimmenthaltung übten, aber ihre Miniſter ermächtigten, *für* die Regierung zu ſtimmen. Frankreich ſcheint eben von ſeinem Weltmachtstraum einfach nicht loskommen zu wollen; die Linke fürchtet außerdem die Ausbeutung jeder vermeintlichen Schwäche auf ihrer Seite gegenüber den «nationalen Belangen» durch de Gaulle und ſeine Mitläufer, die immer noch von den alten Illuſionen leben, obwohl die tatſächliche Stellung Frankreichs in der Welt Nüchternheit und Selbſtbeſcheidung geböte. [5]) Die Indochineſen aber ſehen ihre längſt gewonnene Ueberzeugung beſtätigt, daß ſie ſich einzig auf ihre gerechte Sache verlaſſen können und auf ihren Willen, ſie zu verteidigen, nicht auf Unterſtützung von außen her, möge ſie verſprochen werden woher ſie wolle. Wie der Amerikaner Harold R. Iſaacs in ſeinem Buch «Kein Frieden für Aſien» — das wir aus einem in der «New Republic» erſchienenen Auszug kennen —, ſchreibt: Die Annamiten haben den Glauben an die «fortſchrittlichen», «antiimperialiſtiſchen» Kräfte in der Welt gründlich verloren. Sie bekommen von allen Seiten ſchöne Worte, aber nichts, was einer ſolidariſchen Tat gleichkäme. «Die Amerikaner ſind Demokraten in Worten, aber keine Helfer mit der Tat, genau ſo wie die Ruſſen Kommuniſten in Worten ſind, aber keine Helfer mit der Tat. ‚Wir ſtehen anſcheinend ganz allein', meinte Ho Chi-minh (der bedeutendſte Führer des annamitiſchen Volkes) einfach. ‚Wir werden auf uns ſelber angewieſen ſein.'»

Die Franzoſen haben damit gegen die «kommuniſtiſchen Rebellen» leichtes Spiel — vorerſt wenigſtens. Sie können ihr «Kulturwerk» fortſetzen, ſo wie ſie es über ein Menſchenalter lang betrieben haben. Noch eines der letzten Budgets für Indochina enthielt zum

[5]) Erfreulich iſt immerhin, daß der ſozialiſtiſche Abgeordnete Eugène Thomas, der Indochina bereiſt hat, im „Populaire" die Mordbrennerſtrategie der Kolonialgeneräle ſcharf verurteilt: „Nicht mit Plünderungen, Morden, Vergewaltigungen, nicht mit dem Niederbrennen von Dörfern und der Maſſenhinrichtung Unſchuldiger wird man in den Herzen der Annamiten die Liebe zu Frankreich erwecken können. Auf die Gefahr hin, von gewiſſer Seite angegriffen zu werden, muß ich ſagen, daß die Anweſenheit der Diviſion Leclerc und der Fremdenlegion in Indochina dem franzöſiſchen Intereſſe nicht gedient hat." — Die jüngſten Unruhen in *Madagaskar* und *Algerien* werden hoffentlich dazu beitragen, den Franzoſen die Augen für ihre wirkliche Lage doch noch zu öffnen.

Beiſpiel einen Poſten von 15 Millionen Piaſtern für 30 000 annamitiſche Beamte und Angeſtellte, während für die 5000 franzöſiſchen Beamten und Angeſtellten 40 Millionen Piaſter ausgeſetzt waren. 1943 gab die Kolonialregierung ganze 30 000 Piaſter für Bibliotheken aus, 71 000 Piaſter für Krankenhäuſer und 748 000 Piaſter für Schulen — aber rund 4½ Millionen Piaſter für den Ankauf von Opium, das durch das amtliche Monopol im Land verteilt wurde. 40 Jahre nach der Eroberung des Landes durch Frankreich genoſſen erſt 2 Prozent der Bevölkerung einen primitiven Elementarunterricht und ½ Prozent einen gewiſſen Sekundarſchulunterricht. Gleichzeitig gab es 31 Spitäler, aber auch 81 Gefängniſſe, außer den Konzentrationslagern. Die Annamiten, welche dieſe Segnungen nicht gebührend zu ſchätzen wußten, erfuhren die in ſolchen Fällen übliche Spezialbehandlung. Im Jahr 1930, über ein Jahrzehnt vor Lidice, ſchoſſen beiſpielsweiſe fünf franzöſiſche Bomber das Dorf Co-am in der Provinz Haiduong, zuſammen, in das ſich annamitiſche Aufſtändiſche geflüchtet hatten, und der Provinzſtatthalter machte bekannt, «daß jedem Dorf, das ſich in eine ähnliche Lage bringt, erbarmungslos das nämliche Schickſal bereitet wird».

Aber auch dieſes Regiment iſt ſchon gerichtet. Gottes Mühlen mahlen langſam, aber ſchrecklich fein — ein Troſt für uns alle, die wir nicht allein den Sturz der weißen Kolonialherrſchaft und des neuen wie des alten Imperialismus erwarten, ſondern den Zuſammenbruch *aller* Unterdrückungsſyſteme in der ganzen Welt.

15. April 1947.[6]) *Hugo Kramer.*

Schweizeriſche Rundſchau

Ordnung der Wirtſchaft

Es iſt merkwürdig: Alles profitiert bei uns von der ungeſchwächt anhaltenden Nachkriegskonjunktur oder möchte doch davon profitieren; alles ſchwimmt im Geld, die öffentlichen Körperſchaften mit ihren meiſt überraſchend günſtigen Jahresabſchlüſſen nicht weniger als eine ziemlich breite Schicht von Privatleuten und Großverdienern; Gewinne und Löhne ſteigen noch immer; der Lebensaufwand wird in weiten Kreiſen zuſehends üppiger (vom heurigen Oſterverkehr zum Beiſpiel erzählt man ſich außerordentliche Dinge) — und doch ſcheint niemand dieſes Segens ſo recht froh zu werden, ſcheint jedermann in Sorge darüber zu ſein, was wohl hinter dem Segen laure. Von allen

[6]) Die Aktualität der Weltrundſchau — und in geringerem Maße der Schweizeriſchen Rundſchau — leidet diesmal in beſonders empfindlicher Weiſe darunter, daß zwiſchen ihrer Niederſchrift und dem Erſcheinen des Heftes ein allzugroßer Abſtand liegt. Das Manuſkript iſt rechtzeitig abgeliefert worden, aber ohne mein Verſchulden faſt eine Woche lang in der Druckerei liegen geblieben.

Seiten vernehmen wir Warnungen vor der «überbordenden Hochkonjunktur»; wir werden aufgefordert, dem «gegenseitigen unfruchtbaren Preis- und Lohnauftrieb» Einhalt zu gebieten und die drohende Inflation oder doch eine gefährliche Ueberhöhung des schweizerischen Preisniveaus gegenüber dem allmählich wieder als Konkurrent auftretenden Auslande zu verhindern — kurz, es verbreitet sich mehr und mehr eine Stimmung, deren Grundton ist: Lasset uns essen, trinken und verdienen, denn morgen kommt die Krise!

Als ob es Schicksal wäre, daß die Krise kommt! Ja gewiß, solange sich die Völker, um gut zu leben, dem Profit- und Mammonsgeist ausliefern, der ein Anarchist im schlimmsten Sinne des Wortes ist, müssen sie sich eben den «Gesetzen» dieses Geistes auch dann unterwerfen, wenn das Stockung, Mangel, Verlust, Zusammenbruch und Arbeitslosigkeit bedeutet. Aber *muß* der berühmte Erwerbs- und Bereicherungsgeist die Menschen und Völker regieren? Kann an Stelle des wirtschaftlichen Kampfes aller gegen alle nicht endlich, nach so vielen leidvollen Erfahrungen, eine Ordnung gegenseitiger Hilfe und planmäßiger Zusammenarbeit treten, die mit der gemeinsamen Nutzbarmachung der Güter und Kräfte der Erde jedem Einzelnen die Sicherung seiner materiellen Existenz und damit auch eine wichtige Hilfe für die Entfaltung seiner höheren, geistigen Natur böte?

Das Schicksal der Initiative für *Wirtschaftsreform und Rechte der Arbeit,* über die nun am 18. Mai das (männliche) Volk zu entscheiden haben wird, wird zeigen, wie viele — oder wie wenige! — Menschen es in der Schweiz gibt, die auf diese Fragen die rechte Antwort zu erteilen wissen. Das von der Sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften eingereichte Volksbegehren verdient unsere Unterstützung umso mehr, als der Kampf dafür von einem Teil seiner Urheber bedenklich matt geführt wird und es schon allerhand brauchte, damit die Initiative, als es ernst galt, nicht überhaupt fallen gelassen wurde. Wie immer die Ansichten dieses Kampfes beurteilt werden mögen: der Einsatz, um den es geht, ist hoch genug, um all unsere Kräfte herauszulocken. Die «nächste Krise» ist so wenig ein Fatum, dem wir uns zu ergeben hätten, wie der «nächste Krieg», der uns als Folge weiterer Krisen prophezeit wird!

«Die wichtigste Lehre»? Wenn man die Verhandlungen der Frühjahrstagung der Bundesversammlung etwas genauer verfolgt hat, so muß man allerdings schon sagen, daß da von einer wirklichen Auflehnung gegen eine «Ordnung», die uns alle sieben Jahre eine Wirtschaftskrise und alle 25 Jahre einen Weltkrieg beschert, nicht gerade viel zu spüren war. An Gelegenheit dazu hätte es wahrlich nicht gefehlt. Insbesondere die rückschauenden Berichte über die *Presse- und Buchzensur* sowie über die *militärischen Ver-*

teidigungsmaßnahmen boten ſicherlich Anlaß genug, um mit einem Regime abzurechnen, das eine Unehre und eine Lebensgefahr für die Schweiz iſt, und das ſie vollends zu verderben droht, wenn wir es weiter dulden. Die Zenſurdebatte förderte aber nicht viel mehr als ein paar nachträgliche kritiſche Randbemerkungen zutage, weil offenbar allerſeits die fröhliche Zuverſicht herrſchte, der Bundesrat werde es «das nächſtemal» ſchon beſſer machen und die das letztemal begangenen «bedauerlichen Fehler» vermeiden. Und am Ende der im ganzen höchſt zahm geführten nationalrätlichen Ausſprache über die Aktivdienſtzeit — im Ständerat gab es nicht einmal das; man nahm von den vorliegenden Berichten einfach ſtillſchweigend Kenntnis — durfte der Vorſteher des Militärdepartements, Bundesrat Kobelt, ſogar ſagen: «Die wichtigſte Lehre, die wir aus zwei Weltkriegen ziehen können, iſt die, daß unſere Neutralitätspolitik, die Einigkeit und die Wehrhaftigkeit des Schweizervolkes weſentliche Garantien dafür bieten, daß unſerem Lande auch in Zukunft nicht nur die Unabhängigkeit, ſondern auch der Frieden erhalten bleibt», ohne daß auch nur einer der 194 Volksboten empört aufgejuckt wäre und die *Wahrheit* über Neutralitätspolitik und militäriſche Landesverteidigung geſagt hätte. Karl *Dellberg* hatte im Laufe der Debatte immerhin deutlich feſtgeſtellt, «daß uns nicht unſere militäriſche Bereitſchaft vor dem Kriege gerettet hat, ſondern die Siege der Alliierten», und daß auch in einem neuen Weltkrieg weder Neutralität noch Militärrüſtung uns zu retten vermöchte. Und der Bericht des Generals ſelber, der das Fehlen von Operationsplänen, die Kampfuntüchtigkeit der Fliegertruppe, die Unfähigkeit der meiſten höheren Armeeführer und ähnliche ſchwere Mängel ziemlich ungeſchminkt kritiſiert hatte, ſowie die ergänzenden Bemerkungen einiger ſeiner Mitarbeiter über den Stand unſerer Landesverteidigung um 1939 herum [1]) gaben ihm nur zu gute Gründe für ſeine Feſtſtellungen in die Hand.

Eine historische Kundgebung?

Womöglich noch bemühender war das Schauſpiel, das der Nationalrat bei der Behandlung der Motion des neuenburgiſchen Sozialdemokraten Henri *Perret* zu Gunſten des Eintrittes der Schweiz in die Organiſation der

[1]) Oberſtkorpskommandant Huber z. B., der nachmalige Chef des Generalſtabs, äußerte ſich dahin, „daß es auf Grund dieſer Verhältniſſe, wie der General ſie ſchildert, *unter Umſtänden zu einer eigentlichen Kataſtrophe hätte kommen können*, wenn wir in den erſten Jahren des Aktivdienſtes in den Krieg verwickelt worden wären". Genau das Gleiche hat ja ſchon General Wille für die erſte Zeit des Krieges von 1914/1918 feſtgeſtellt. Wie ſtünden wir mit unſerer Rüſtung erſt im Fall eines dritten Weltkrieges da, der mit Atom- und Raketenwaffen, Bakterien und dergleichen Teufeleien geführt würde!

Vereinten Nationen bot. Perret hatte im Text ſeiner Motion — wahrſcheinlich mit voller Abſicht — keinerlei Vorbehalt in bezug auf die *Neutralität* gemacht; er hatte einfach gefordert, daß die Schweiz «unter für ihre Sicherheit vorteilhaften Bedingungen» der UNO beitrete und mit ihr zuſammen «gemäß ihrer Satzung» (die bekanntlich die Neutralität nicht kennt) daran arbeite, künftige Kriege zu verhindern und eine ſichere Friedensordnung aufzubauen. Wie zu erwarten war, rückte Bundesrat Petitpierre in ſeiner Antwort von vornherein die «immerwährende Neutralität» in den Mittelpunkt unſerer Beziehungen zu den Vereinten Nationen und lehnte es namens des Geſamtbundesrates kategoriſch ab, der Frage eines Anſchluſſes an die UNO näherzutreten, ſolange die ſchweizeriſche Neutralität nicht neuerdings in aller Form völkerrechtlich beſtätigt ſei, wobei er natürlich die internationale Bedeutung dieſer Neutralität in den ſchönſten Farben malte und es ſogar fertig brachte, die im Waſhingtoner Abkommen vom Mai 1946 ſo widerwillig verſprochene Bezahlung von 250 Millionen Franken an die Alliierten aus dem deutſchen Sündengold als «poſitiven Beitrag an den europäiſchen Wiederaufbau» hinzuſtellen ...

Nun, das alles iſt ſchließlich, wie geſagt, nicht weiter verwunderlich. Verwunderlich war es nur, wie ſchnell und bereitwillig der Motionär und mit ihm der ganze Nationalrat auf das Verlangen des Bundesrats einſtieg, durch eine entſprechende Ergänzung des Wortlautes der Motion eine Kundgebung des Willens der Volksvertretung zu veranſtalten, daß die Schweiz den Vereinigten Nationen nur dann beitreten werde, wenn ſie ihre Neutralität nicht aufzugeben brauche. Kein Hauch von Oppoſition gegen dieſe Zumutung; nicht einmal eine Diskuſſion; keine einzige Gegenſtimme bei der Abſtimmung — einhellig ſchloß ſich der Nationalrat dieſer «Demonſtration des unbedingten Neutralitätswillens des Schweizervolkes» an, die natürlich der UNO gewaltig imponieren wird, und hochbefriedigt darf die «Neue Zürcher Zeitung» feſtſtellen: «Damit ſind wir glücklich für einmal aus einer Lage befreit, in der die Geiſteshaltung des Volkes in einen Gegenſatz zum Politiſchen Departement gedrängt war, das gegenüber dem angriffsbereiten mächtigen Nachbarn im Norden zur Haltung gezwungen war: ‚Wir müſſen tun, als ob wir Freunde wären ...'.» Die Anpaſſungsrede Etter-Pilet-Celio vom Juni 1940, die Zenſurbefehle, die ganze unneutrale Politik des Bundesrates bis zum Zuſammenbruch des Dritten Reiches — das alles war alſo gar nicht ernſt gemeint, war nur Philoſophie des Als-ob, war Sand in die Augen Hitlers ... und des Schweizervolkes? Und jetzt ſind Volk und Bundesrat wieder glücklich ein Herz und eine Seele und wollen vergeſſen, was dahinten iſt, freilich ohne ſich zu ſtrecken nach dem, das da vorne iſt, nämlich die Vereinten Nationen? Welche Verlogen-

heit! Welches zynifche Spiel mit dem guten Glauben des Volkes und auch mit dem Vertrauen des Auslands!

Die «hiftorifche Kundgebung» des Nationalrats ift wirklich eine arge Sache. Sie bleibt es auch dann, wenn man überzeugt ift, daß es fich dabei um eine von den Regiffeuren des Stückes wohlvorbereitete Ueberrumpelung der Volksvertretung gehandelt hat, und daß bei Berückfichtigung das Bild des einmütig und integral neutralen Rates nicht mehr ganz fo leuchtend gewefen wäre, wie es die Veranftalter des großen Ereigniffes gewünfcht hatten. Wir werden auf jeden Fall dafür forgen müffen, daß der Eindruck der Gleichfchaltung von Volk und Bundesrat in der Neutralitäts- und Militärfrage (denn beides gehört ja eng zufammen) unzweideutig befeitigt und eine wirkliche *Oppofition* im Volke gegen die offizielle Ifolierungs- und Kriegsrüftungspolitik gefchaffen wird, diefe Politik, die für die Schweiz allmählich zur Lebensgefahr geworden ift.

Verschiedenes Streifen wir zuletzt nur noch im Flug ein paar andere erwähnenswerte Vorkommniffe der Berichtszeit. Die Motion Oltramare über die Einführung einer *Zivildienftpflicht* ift nicht, wie der Vorfteher des Militärdepartements gewollt hatte, vom Nationalrat einfach zurückgewiefen worden, als tückifcher Anfchlag auf die Grundlagen der Landesverteidigung; fie wurde vielmehr in der Form eines Poftulats mehrheitlich angenommen, was die Möglichkeit einer Neuprüfung der Frage wenigftens nicht ausfchließt. Vielleicht wird man eine Löfung in der Richtung des Votums Picot fuchen, fo nämlich, daß man, um ja auch nur den Schein einer Durchbrechung des geheiligten Grundfatzes des allgemeinen Militärzwanges zu vermeiden, die Leiftung von Zivildienft als *Strafe* für Verweigerer des Militärdienftes zuläßt, vorausgefetzt, daß der Verweigerer diefer Strafe auch würdig fei. — Die wachfende Gefahr einer *Militarifierung* der Schweiz wird durch die beiden Eingaben der Zentralftelle für Friedensarbeit gegen die neuen Luftfchutzpläne und gegen die Inkraftfetzung der verfaffungs- und gefetzwidrigen Verordnung über die «Förderung von Turnen und Sport» trefflich beleuchtet. — Der fich nun fchon feit Wochen und Wochen hinfchleppende *Prozeß Meyerhofer*, der beffer Prozeß der Militärkorruption genannt würde, enthüllt einen folchen Sumpf von Willkürwirtfchaft, Verdorbenheit und Betrügerei, daß es gänzlich vergebene Liebesmüh ift, diefe Erfcheinungen von dem Geifte des Militarismus — als Entartung des bloßen Militärwefens verftanden — trennen zu wollen, wie er fich mehr und mehr in unferem öffentlichen Leben breit macht. — Der Prozeß *Brentano — Gaffer* anderfeits zeigte nicht nur die famofe «Weltwoche», deren Anfänge eindeutig frontiftifch und naziftifch waren, in einem peinlichen Licht; er gab auch, trotz

der höchſt merkwürdigen formal-juriſtiſchen Rechtfertigung Brentanos, wieder einmal ein erbauliches Bild vom «Charakter» jener als Maſſentypus aufgetretenen Deutſchen, die zwar keineswegs Vollblutnazi waren, aber doch als «gute Patrioten» die Sache Hitlers als nationale Angelegenheit empfanden und zu ihrer eigenen Sache machten, und die ſich vor allem höchſt perſönlich das Geſchäft mit dem möglichen Sieger nicht verderben laſſen wollten, ſich vielmehr den «Weg zurück» ſtets offenzuhalten trachteten. Herr Schmid-Blos, der geweſene Direktor des Zürcher Stadttheaters, und Wilhelm Furtwängler, der «große» Dirigent, gehören auch zu dieſen Helden. —

Der Vollmachtenbeſchluß des Bundesrats über das *«Daueraſyl für Flüchtlinge»* kann nicht befriedigen. Daß die Opfer des Naziſchreckens, ſoweit man ſie nicht überhaupt weiterjagte, in der Schweiz künftighin nur gnadenhalber *geduldet* werden ſollen, während jeder deutſche Nationaliſt, der ſich nicht abſolut unmöglich gemacht hat, ein verbrieftes *Recht* auf Niederlaſſung und Berufstätigkeit hat, iſt unerträglich und ruft dringend der Korrektur. — In *Franz Schmidt*, dem in der Blüte ſeiner Jahre dahingerafften Redaktor der «Volksſtimme», meinem langjährigen Kollegen in St. Gallen, haben wir einen unſerer Beſten verloren. Sein Wollen war rein, ſeine Hingabe grenzenlos, ſein Sozialismus von ſchöner Menſchlichkeit und beſter Radikalität erfüllt. Es iſt ein Jammer, einen ſolchen Mann in den kommenden Kämpfen nicht mehr bei uns zu wiſſen. Sein Name und Werk aber bleibt geſegnet!

17. April 1947. *Hugo Kramer.*

Max Gerber zum 60. Geburtstag am 21. April

Wir können dieſen Tag nicht vorübergehen laſſen, ohne unſerm Freund zu danken. Nicht für das haben wir ihm an dieſer Stelle zu danken, was er uns perſönlich an Freundſchaft und Treue, an geiſtigem Reichtum und Güte während vier Jahrzehnten gegeben hat, ſondern für das, was er für die religiös-ſoziale Sache getan, wie er ſie verkörpert hat.

Er iſt früh zu ihr geſtoßen, wohl vor gut vierzig Jahren, in ſeinen erſten Studienſemeſtern. Das mag an ſich nicht als etwas Beſonderes erſcheinen, hat es doch ſehr viele gegeben, die in ihren jungen Jahren einmal «eine ſoziale Phaſe» durchgemacht haben. Aber bei Max Gerber iſt es nicht eine Entwicklungsphaſe geweſen, ſondern es iſt ein Lebenskampf daraus geworden. Und dieſes Bei-der-Sache-bleiben ſtammte bei ihm warhhaftig nicht aus einem frühen Sichfeſtlegen und Erſtarren. Bei einem ſo urlebendigen und weiten Geiſt von Erſtarrung zu reden würde von völliger Ahnungsloſigkeit zeugen. Nein, der Grund dieſes Dabeibleibens lag in einem großen ſachlichen Ernſt und

in einer immer tieferen Erkenntnis der Wahrheit. Es ging ihm eben nicht um «Erlebniſſe», um das Erlebnis der Oppoſition, oder des Radikalismus oder irgend eine Revolutionsromantik, ſondern es ging ihm um die Wahrheit, um die Gerechtigkeit, um den Frieden, um das Volk, um die Völker und — damit wir alles in allem ſagen —, um die Verwirklichung des Gottesreiches. Dieſem Kampf mußte er die Treue halten und die Moden an ſich vorüberziehen laſſen. Wohl hat er ſich ſtets um eine immer neue und lebendige Begründung ſeiner Sache gemüht und ſich auch je und je mit den Zeitſtrömungen auseinandergeſetzt. Oft genug iſt er aber auch mit einer kühnen Unbeirrbarkeit an allerlei geiſtigen «Bewegungen» vorübergegangen, ſelbſt an ſolchen, die gewaltig von ſich reden machten. Mehr als einmal hat es ſich dann nachträglich gezeigt, daß ſeine Haltung eigentlich das Richtige war, daß ſich ſein ausgeprägter Sinn für das Echte und Ernſtzunehmende bewährt hatte.

Wo Max Gerber war, da war immer Leben. Aber wir meinen damit nicht etwa bloß die Wirkung eines ſtarken Temperamentes. Es war die Anregung und die Erregung, die von einem Menſchen ausgingen, der mit ganzer Seele am Leben teilnahm, mit tiefer Liebe und leidenſchaftlichem Zorn, mit großer Sehnſucht und großem Hoffen, mit ſtarkem Willen zum Helfen und Geſtalten.

Es iſt klar, daß ein ſo ausgeprägter, unabhängiger und männlicher Charakter keine lauen, ſondern ſtarke Gefühle auslöſt, daß um ihn je und je Kampf entſtehen mußte. Wir denken — um nur dies zu nennen — an die ſtarke Bewegung, die damals, als Gerber Student war, durch den Schweizeriſchen Zofingerverein ging, und die weſentlich von ihm ausgelöſt und geführt war. Wir denken an ſeine Wirkſamkeit in der bündneriſchen Kirche. Ueberall, wo er hinkam, war es ihm gegeben, den Menſchen zu einem wirklichen Begreifen der Stunde zu helfen, weil er eben ſelbſt davon ergriffen war. Es kommt nicht auf jene einzeln ausgelöſten Bewegungen an; dieſe haben ihre Zeit gehabt und haben dann wieder zurücktreten müſſen. Aber ſie ſind niemals umſonſt geweſen. Wer kann ſagen, wo und wie ſie weiter wirken und wann ſie wieder auferſtehen werden!

Wir haben in den letzten zwanzig Jahren manchmal bedauert, daß ſich Gerber nicht neben dem «Aufbau» und der Arbeit in den religiös-ſozialen Gruppen noch eine ſichtbarere Plattform für ſein Wirken geſucht hat. Wir hätten ihn gern noch ſtärker im politiſchen Kampf drin geſehen, nicht nur um ſeiner hervorragenden Begabungen willen, ſondern weil es gerade dort ſo ſehr an Männern fehlt, vor allem an ſolchen, die nichts für ſich wollen, unbeſtechlich ſind und noch etwas Größeres kennen als die Partei. Aber da, wo Gerber war, da war ſeine Haltung immer aufrecht, unzweideutig, mutig und von tiefem Ernſt und Glauben getragen.

In der Zeit der großen Unmenſchlichkeit, als viele ſchwankend wurden, als ſo viele Prieſter und Schriftgelehrte ihre ſakralen und dogmatiſchen Anliegen für wichtiger hielten, da hat Gerber die Humanität und das Recht als die heiligen Anliegen Gottes erkannt und verfochten.

Es hat etwa Leute gegeben, die ſeinen Kampf «negativ» nannten und ſeinen Sarkasmus nicht ertrugen. Dieſer Eindruck des Negativen mag manchmal durch die Form verſchuldet geweſen ſein, durch die oft nur kurzen Betrachtungen und Bemerkungen ſeiner «Streiflichter», wer aber tiefer hinhörte, der mußte immer wieder ſpüren, daß auch aller Sarkasmus und alles Negative aus einer tiefen Quelle ſtammten, aus leidenſchaftlicher Liebe zur Gerechtigkeit. Man konnte im Einzelnen anders ſehen als er. Der Schreibende zum Beiſpiel iſt während des Krieges manchmal nicht wenig erregt geweſen über die Skepſis, mit der Gerber die Politik der Angelſachſen beurteilte, während dieſe für unſere Freiheit und die der Welt bluteten. Aber daran habe ich nie gezweifelt, daß Gerber nicht aus dunklen Motiven und aus Reſſentiment kritiſch oder gar überkritiſch war, ſondern aus der einen Sorge um das heilige Recht. Auf alle Fälle aber verſchwinden und verblaſſen jene Differenzen, wenn wir an die unzähligen Fälle denken, in denen uns Max Gerber aufgerüttelt, befreit, erhoben, geſtärkt und mit Hoffnung und Glauben beſchenkt hat. Dafür und für ſeine große und warme Liebe, die ſo viele Menſchen in ſeiner Nähe auftauen und aufblühen ließ, ſage ich ihm im Namen Vieler Dank und grüße ihn in gemeinſamer Hoffnung und mit herzlichen Wünſchen zu ſeinem 60. Geburtstage. *Paul Trautvetter.*

Emmy Hürlimann †

Wer unter den Leſern der «Neuen Wege» ſchon an religiös-ſozialen Ferienkurſen und Verſammlungen teilnahm, hat wohl die Geſtalten der beiden Schweſtern Hürlimann vor Augen, da ſie faſt immer dabei waren und es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie ſich hier zu Hauſe fühlten. Nun erreicht uns die Nachricht vom Tode der einen von ihnen, die ſchon ſeit längerer Zeit leidend war. Sie bewegt uns im Gedanken an ihre treue, mit ihr ſo ſehr verbundene Schweſter, und wir wiſſen, daß die Verſtorbene auch uns fehlen wird.

Bei einigen von uns war das erſte, was uns an ihr Eindruck machte, daß ſie als Kindergärtnerin ſo viel in ihren Beruf hineinlegte. Wenn wir jetzt der Hochachtung und Zuneigung gedenken, die wir ihr gegenüber empfanden, ſteht im Vordergrund nicht mehr ihre feine berufliche Leiſtung, ſondern die Art, wie ſie uns in unſerer Bewegung begegnete. Nicht alle von uns konnten in gleichem Maße Einblick haben in ihre und ihrer Schweſter hingebende Arbeit für die

Opfer von Diktatur und Krieg und ihre uns oft faſt beunruhigende Gebefreudigkeit. Aber daß ſie zu den Menſchen gehörte, deren Gegenwart einem wohl tut, erlebten gewiß auch ſolche, die ſie nur durch die Ferienkurſe und andere Veranſtaltungen kannten. Sie tat uns wohl, weil wir nie etwas anderes als Güte und Lauterkeit und Ruhe bei ihr trafen. In dieſem Sinne wird ſie uns immer in Erinnerung bleiben. *Chriſtine Ragaz.*

Einladung

zur gemeinſamen Tagung der Vereinigung „Freunde der ‚Neuen Wege'" und der Religiös-ſozialen Vereinigung und zur Jahresverſammlung der Vereinigung „Freunde der ‚Neuen Wege'" in Zürich, im Gelben Saal des Volkshauſes, Helvetiaplatz.

Samstag, den 10. Mai 1947, 16 Uhr: Eröffnung der gemeinſamen Tagung über

Unſere Stellung zum Problem Rußland.

Referat von Pfarrer *Paul Trautvetter.*

18.30 Uhr: Gemeinſames Nachteſſen.

20.00 Uhr: Referat von *Dr. Hugo Kramer.*

Sonntag, 11. Mai 1947, 9 Uhr:

Ausſprache über die Referate vom Samstag,
mit einem erſten Votum von Pfarrer *Otto Hürlimann.*

13.00 Uhr: Gemeinſames Mittageſſen.

14.30 Uhr: *Jahresverſammlung der Vereinigung „Freunde der ‚Neuen Wege'"*

Traktanden: 1. Jahresgeſchäfte.
2. Ausſprache über die ‚Neuen Wege'.
3. Verſchiedenes.

Da gewünſcht wurde, die an der letzten Jahresverſammlung beſchloſſene Ausſprache über unſere Stellung zum Problem Rußland möge der Jahresverſammlung vorausgehen, war es unvermeidlich, die Referate auf den Samstag zu verlegen. Wir bitten daher die Mitglieder und Leſer der „Neuen Wege" dringend, ſich wenn irgend möglich ſchon für Samstagnachmittag und -abend freizumachen. Für ſolche, die ſich darauf nicht einrichten können, werden am Sonntag ſchriftliche Theſen zu den beiden Referaten ausgeteilt werden.

Anmeldungen zum gemeinſamen Abendeſſen am Samstag, 10. Mai (à la carte) und zum gemeinſamen Mittageſſen am Sonntag, 11. Mai (zu Fr. 2.50) bitten wir bis *ſpäteſtens* Donnerstag, den 8. Mai, zu richten an das *Sekretariat der Religiös-ſozialen Vereinigung, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4.* Dieſes vermittelt auch gern Gaſtquartier oder beſtellt Hotelzimmer, doch müſſen, wegen der Knappheit an Unterkunftsmöglichkeiten in Hotels, Anfragen bis *ſpäteſtens* Samstag, 3. Mai, erfolgen.

Mitgliedern und Leſern der „Neuen Wege", die in Zürich wohnen, wären wir für Anmeldung von Gaſtquartier ſehr dankbar.

In der Hoffnung auf eine rege Beteiligung grüßt herzlich

namens der beiden Vereinigungen:
Der Präſident: R. Lejeune.

Das Kommen Chriſti

Auch für unſere Zeit

LEONHARD RAGAZ †

(Fortſetzung)

DIE GROSSE VERWIRRUNG UND VERFÜHRUNG

1. DIE ERFÜLLUNG UND ANKUNFT

Frage. Wie geſtaltet ſich, den Sturz des Tempels vorausgeſetzt, das übrige Bild des Kommenden?

Antwort. Es heißt: *„Als er nun auf dem Oelberg ſaß, da kamen die Jünger für ſich (‚privatim') zu ihm und ſprachen: ‚Sag' uns: wann wird das alles ſein und welches wird das Zeichen der Erſcheinung (Paruſie) und der Vollendung des Aeons ſein?'"* (Matthäus 24, 3.)

F. Was heißt das: „Erſcheinung" und „Vollendung des Aeons"?

A. „Erſcheinung" iſt die Ueberſetzung des griechiſchen Wortes „Paruſie". Man ſagt dafür gewöhnlich *„Wiederkunft"* (Chriſti), aber das iſt eine falſche Ueberſetzung. Es muß wörtlich „Erſcheinung" heißen oder noch beſſer dem Sinne gemäß „Ankunft", „Anweſenheit". Denn es handelt ſich nicht um Wiederkommen, ſondern um *volles Kommen.* Bekanntlich iſt es die Meinung des Neuen Teſtamentes, daß der Sinn der Erſcheinung Chriſti mit dem Erdenleben Jeſu und auch mit ſeiner Auferſtehung und Rückkehr zum Vater nicht erfüllt ſei, ſondern daß dieſe Erfüllung noch ausſtehe und das Kommen Chriſti alſo fortgehen und ſich vollenden müſſe. Darauf wartet die Gemeinde. Sie blickt vorwärts und bittet in dieſem Sinne, als Ergänzung zu und Fortſetzung von „Dein Reich komme", „komm, Herr Jeſus!" In dieſe Richtung weiſt auch die Erwartung des *Parakleten* („Tröſters"), von der im Evangelium Johannis, vom 14. bis zum 17. Kapitel die Rede iſt und der Glaube an den *Heiligen Geiſt.* Das Neue Teſtament denkt, wie man in der Theologie ſagt: *eſchatologiſch.*

F. Und was heißt „Aeon"?

A. Man überſetzt gewöhnlich „Welt" und ſagt ſtatt „Vollendung des Aeons" „Ende der Welt". Das iſt nicht falſch, wenn man unter „Welt" das verſteht, was ſonſt etwa auch „dieſe Welt" heißt und bedeutet „dieſer Weltzuſtand", „dieſe Phaſe der Geſchichte". Denn „Aeon" bedeutet eine der großen Phaſen, in denen die Geſchichte, beſonders die Geſchichte des Reiches Gottes verläuft. Eine ſolche Phaſe reicht bis zur Geburt Chriſti. Mit Chriſtus beginnt eine neue. Aber auch nachher geht es, auf *ſeiner* Linie, von Phaſe zu

Phaſe. Und wir treten jetzt wohl in einen neuen Aeon ein. Es wäre beſſer, man brauchte dieſes griechiſche Wort, ſtatt einer ungenügenden Ueberſetzung.

F. Sagt man nicht auch „ewig" und „Ewigkeit" dafür?

A. Freilich. Und gerade hier niſtet ſich ſo leicht der Irrtum ein. Dieſes „ewig" und „Ewigkeit" erinnert zu ſtark an die griechiſche Art, die Zeit gering zu ſchätzen und an ihre Stelle ein ruhendes Jenſeits zu ſetzen. Ganz anders denkt die Bibel. Der lebendige Gott wirkt in der *Zeit*. Die Zeit iſt eine Form ſeines ſchöpferiſchen Tuns. Tag und Stunde ſind entſcheidend wichtig. Eitel iſt bloß die Menſchenzeit. Es heißt darum im Urtext nicht „von Ewigkeit zu Ewigkeit", was eigentlich wie Unſinn iſt (denn es kann doch ihrem Begriffe nach nur *eine* Ewigkeit geben!), ſondern „von Aeon zu Aeon" und überall da, wo man mit „ewiges Leben" überſetzt „Leben des Aeon", nämlich des neuen „Aeon", oder dem Sinne nach, des Reiches Gottes. Das alles iſt für ein wirkliches Verſtändnis der Bibel und der Botſchaft Chriſti wichtig [1]).

F. Hat alſo Jeſus von dieſen Dingen der Zukunft ausführlich geredet?

A. Er hat es, wie wir ſehen, getan. Aber es iſt ſehr zu beachten: nur „privatim", nur zu den Jüngern, ſogar, nach der Darſtellung des Markus (13, 3) nur zu vieren von ihnen, Paulus, Jakobus, Johannes und Andreas, während er für die andern nur in Gleichniſſen, vor allem in denen von den Weingärtnern und der königlichen Hochzeit darüber ſpricht.

F. Warum ſpricht er zu den Jüngern darüber?

A. Es iſt natürlich und gegeben, daß er es tut. Er tut es zur Wegweiſung und vor allem zur Warnung für die Zeiten, die kommen

---

[1]) Man hat im allgemeinen bis heute dieſe Art, den Ablauf der Geſchichte aufzufaſſen, zu wenig beachtet. Es iſt aber das der ganzen Bibel eigene Denken und entſpricht dem Glauben an den *lebendig ſchaffenden Gott*. In dieſem Sinne heißt es auch „Aeon der Aeonen", um die *Unendlichkeit* und *Grenzenloſigkeit* des göttlichen Schaffens auszudrücken. Die Ueberſetzung *„Ewigkeit"* iſt darum verführend. Sie ſtammt, wie geſagt, aus dem *griechiſchen* Denken, welches Zeit und Nicht-Zeit („Ewigkeit") einander als zwei getrennte Reiche gegenüberſtellt und der Nicht-Zeit den Vorzug vor der Zeit gibt. Die Bibel kennt keinen Unterſchied von dieſer Art. Der lebendige Gott ſchafft in der *Zeit*, das heißt: in einer *Geſchichte*, freilich nicht in der Uhrenzeit der Menſchen, ſondern in *ſeiner* Zeit, der *wahren* Zeit, oder, wie der große iſraelitiſche Denker (Bergſon) ſich ausdrückt, der „wirklichen Dauer" (durée réelle).

Die Wörter „Ewigkeit" und „ewig" ſtammen aus dem Griechiſchen und hängen freilich mit „Aeon" und „äonis" zuſammen, aber die Art, wie daraus eine Bezeichnung für das Jenſeits im Gegenſatz zum Diesſeits und für die Zeitloſigkeit im Gegenſatz zur Zeit geworden iſt, charakteriſiert an einem zentralen Beiſpiel den Uebergang des bibliſch-geſchichtlichen Denkens in das griechiſch-dogmatiſche oder ſtatiſche, der in gewiſſem Sinne das tragiſche Hauptereignis der Geſchichte der Sache Chriſti geworden iſt.

werden und zur Belehrung über die weitere Entwicklung ſeiner und und ihrer Sache.

Hören wir, wie er es tut.

„Und Jeſus antwortete und ſprach zu ihnen: ‚Gebet acht, daß keiner euch verführe (‚irreführe')! Denn es werden viele kommen und in meinem Namen ſprechen: ‚Ich bin Chriſtus!' und ſie werden viele verführen (‚irreführen')'»

Wenn dann Einer euch ſagen wird: „Siehe, hier iſt Chriſtus!", oder: „Hier!" — ſo glaubet es nicht. Denn es werden Lügen-Chriſtuſſe und Lügenpropheten aufſtehen, und ſie werden ſo gewaltige Zeichen und Wunder verrichten, daß ſie, wenn das möglich wäre, ſogar die Auserwählten verführten. Denket daran. Ich habe es euch vorausgeſagt. Wenn ſie nun zu euch ſagen: „Sehet, er iſt in der Wüſte!", ſo gehet nicht hin, oder: „Sehet, er iſt in den Steinbrüchen!", ſo glaubet es nicht. Denn wie der Blitz vom Aufgang bis zum Niedergang leuchtet, ſo wird das Erſcheinen (die Paruſie) des Menſchenſohnes ſein." (Matthäus 24, 4—5 und 23—27.)

F. Was bedeuten dieſe Worte?

A. Erinnern wir uns daran, daß die Jünger nach dem „Zeichen" fragen, das den Sturz des Tempels und damit — ſo dürfen wir wohl hinzufügen — den Eintritt des neuen Aeons überhaupt, verkündet. Das Zeichen iſt, allgemein geſagt, eine grenzenloſe allgemeine *Verwirrung* der menſchlichen Dinge, — und nicht nur der menſchlichen! — eine Verwirrung, die ſtark zu einer Verführung wird.

An der Spitze ſteht

Die religiöſe Verwirrung und Verführung.

Jeſus denkt zunächſt an das, was nach ſeinem irdiſchen Scheiden eintreten wird. Es werden einzelne Menſchen oder auch Bewegungen und Gemeinſchaften kommen und ſprechen: „Ich bin Chriſtus!" oder auch „Hier iſt Chriſtus!" oder „dort iſt er!" Er ſpielt dabei auf einzelne Orte an. Es kam vor, daß ſolche Lügen-Chriſtuſſe in der Wüſte auftraten (die ja nahe an das Heilige Land grenzte), andere in den Steinbrüchen — beides nicht weit von Jeruſalem zu denken. Dieſe Pſeudo-Chriſtuſſe und Pſeudo-Propheten (wie wir, das griechiſche Wort aufnehmend, zu ſagen pflegen) werden mächtige Zeichen und Wunder verrichten und werden damit eine Verführungskraft entfalten, die beinahe im Stande wäre, auch wirkliche Jünger Chriſti („Auserwählte") zu gewinnen.

F. Iſt das geſchehen?

A. Ja, es iſt geſchehen. Reichlich. Auf jede Art. Und die Warnung erwies ſich als ſehr nötig. Es war ein furchtbarer *Religionsſchwindel*, durch den die junge Sache Chriſti ihren Weg ſuchen mußte.

F. Und iſt das nun heute auch ſo?

A. Und wie! Oder ſagen wir zunächſt allgemeiner: Es iſt die Zeit der religiöſen Verwirrung, des religiöſen Chaos.

Drei Normen ſind darin zu unterſcheiden.

Da iſt einmal der direkte *Schwindel,* der Religionsſchwindel. Er iſt heute wieder in unerhörtem Maße da. Wie ein Nebel ſteigt er von allen Seiten auf und will die Sonne der Wahrheit Gottes verdecken.

Es ſind darin etwa folgende Elemente wirkſam:

Da iſt einmal die Macht des *Geheimniſſes* oder deſſen, was man dafür hält. Das hat ſich ſchon in der urchriſtlichen Zeit in der Erſcheinung der *Gnoſis* [2]) kundgetan. Dieſe, vom Heidentum herkommend, beanſpruchte nicht nur den einfachen Glauben, ſondern eine tiefere *Erkenntnis* zu vermitteln und dieſe mit Chriſtus zu verbinden. Die Gemeinde Chriſti hatte damit einen ſchweren, durch die Jahrhunderte gehenden Kampf zu führen. Heute iſt die gleiche Erſcheinung wieder da: als *Anthropoſophie,* als indiſche, perſiſche, chineſiſche *Myſtik,* in hundert Formen. Es muß nur recht fremd ſein, recht weit her, recht unverſtändlich, dann laufen Scharen hinzu und die bibliſche Botſchaft vom Reiche Gottes iſt ihnen zu einfach. Sie wollen nicht „Brot und Wein", ſondern Opium, Morphium, Haſchiſch.

In dieſe Kategorie gehören wohl auch die *Aſtrologie* und die *Magie.* Sie verbinden ſich mit jenem Element des Geheimniſſes — mit dem *Okkultismus,* wie man auch ſagt. Auch der Spiritismus iſt hierher zu ſetzen.

Mit der Magie ſind wir freilich zu dem zweiten Element dieſes Religionsnebels gelangt: den *„Zeichen und Wundern"* von denen Jeſus redet. Freilich zunächſt in ihrer würdigeren Geſtalt.

Wir erfahren in der Apoſtelzeit von dieſem Weſen aus der Geſchichte von Simon Magus in Samaria und Elymas auf Cypern und ſehen auch, wie reſolut die Apoſtel dagegen auftreten. Es iſt aber heute auch wieder in großem Maßſtabe da. Alles iſt auf Zeichen und Wunder aus und am Angebot von ſolchen fehlt es nicht. Da iſt vor allem *Möttlingen* mit dem nun dahingegangenen Bruder Stanger und iſt die *Pfingſtgemeinde,* die nicht nur wunderbare Heilung von Krankheit aufweiſen will (und gelegentlich auch aufweiſt, wie auch Stangers Möttlingen tat), ſondern auch andere Gnadengaben (Charismen) und Kräfte der apoſtoliſchen Zeit, vor allem das Zungenreden.

Ein anderes Element dieſes Religionsnebels oder beſſer Religionsſchwindels knüpft ſich an die *Bibel:* Man treibt mit ihr einen Fetiſchdienſt, braucht ſie zu allerlei Weisſagung, allerlei Sektenbildung

---

[2]) Das griechiſche Wort „Gnoſis" heißt auf deutſch „Erkenntnis".

(man muß in dieſem Zuſammenhang das allerdings viel mißbrauchte Wort „Sekte" anwenden) und allerlei Phantaſtik.

Damit iſt wieder ein weiteres derartiges Element des Religionsſchwindels berührt: Die falſche *Weisſagung*, nämlich von der „*Wiederkunft Chriſti*". Das „Hier iſt er!" und „Dort iſt er!" ſpielt auch im heutigen Religionstreiben eine große Rolle. Das heißt: „An dieſem Orte, in dieſer Bewegung iſt er da". Es kann auch heißen: „Jetzt iſt er da", „Dann wird er da ſein!" — 1925, oder, wenn das nicht zutrifft, 1935, am 13. April, oder wenn das nicht ſtimmt, ein andermal. Und wieder fallen Scharen hinein.

Oder endlich kann es ſogar heißen: „Ich bin es". Es treten ſolche Pſeudo-Propheten und ſogar Pſeudo-Chriſtuſſe auf, welche manchmal den Anſpruch machen, „etwas Großes zu ſein", wie das Simon Magus tat, manchmal auch durch wirkliche Begabungen die Menſchen, beſonders die Frauen, aber nicht nur ſie, anlocken. Wie von Simon Magus heißt es dann „er iſt die große Kraft Gottes". Ja es geſchieht ſogar, daß ein ſolcher ſich für Gottvater ſelbſt ausgibt und Glauben findet.

Dieſer Religionsſchwindel iſt nicht ſo harmlos, wie man meinen möchte. Es ſind ihm giftige Stoffe beigemiſcht. Einmal tut der Schwindel den Menſchen überhaupt nicht gut. Auch in den harmloſeren Formen nicht. Er hält ſie von der Wahrheit ab und das bedeutet nicht wenig. Aber er kann ſich zu arger Lüge ſteigern und iſt dann in der Nähe des „Vaters der Lüge". Wieviele Seelen gehen dann zugrunde! Es kommt in dieſem Treiben beſonders ſtark der *Machtdrang* zum Ausdruck, der ſich in der Beherrſchung der Seelen gefällt und ſich bis zum wildeſten Sadismus ſteigern kann. Aber auch das *Geld* und namentlich die *Sinnlichkeit* ſpielen in dieſem Element keine kleine Rolle. Es iſt ein Elend!

F. Was bedeutet: „Wo ein Aas iſt, da verſammeln ſich die Geier?"

A. Das bedeutet: All dieſe Irrung und Verwirrung, all dieſe Geiſter des Truges, all dieſer Zerfall der bisherigen ſittlichen Welt, all dieſes Götzen- und Dämonenweſen ſteigt aus einer verfaulenden und vergehenden Welt auf. Es iſt ein „Zeichen" dieſes Verfaulens und Vergehens, das eine Vorbereitung des Neuen iſt — des neuen Kommens Chriſti.

F. Wie ſollen wir alſo die ganze Erſcheinung beurteilen?

A. Unter einem doppelten Geſichtspunkt, ſcheint mir. Wir haben ihn ſchon angedeutet. Einmal: Es iſt ein pſychologiſches Problem, wie ſolche Dinge einen ſolchen Glauben finden können und zwar auch bei trefflichen Menſchen. Es iſt ohne Zweifel nur infolge einer *geiſtigen Verblödung* möglich. Dieſe geiſtige Verblödung bedeutet vor allem die Entleerung von aller Wahrheit Gottes. Damit wird eine *götzendieneriſche* Stimmung geſchaffen. In einer ſeeliſchen

Schwäche und Leere iſt der Menſch geneigt, allem zu verfallen, was ihm irgendwie Rat und Hilfe in ſeiner Not gewähren, was irgendwie ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen verſpricht, und da er nicht Gott findet (ihn freilich auch nicht einmal ernſthaft ſucht), ſo greift er nach dem erſten beſten Götzen.

Aber es wäre doch nicht richtig, wenn wir in der Erklärung dieſer Erſcheinung dabei ſtehen blieben. Wir müſſen doch noch tiefer dringen und höher greifen.

Es iſt zu bedenken, daß in all den Formen dieſer Geſamterſcheinung, auch den ſeltſamſten und lächerlichſten, etwas von *Wahrheit* iſt, auch Wahrheit des *Reiches Gottes*. Darf uns darum dieſe ganze Bewegung nicht ein Zeichen ſein, daß dieſe Wahrheit neu aufbrechen will, aber dann ganz und allgewaltig? Dürfen wir dieſe Gärung, dieſe ganze Not nicht auch als einen unbewußten Schrei nach *Chriſtus* auffaſſen? Ich glaube, daß dies ihr Sinn iſt. Erſt wenn Chriſtus als Sonne neu aufſtrahlt, wird dieſer Nebel verſchwinden. Er weisſagt aber die Sonne.

Es gibt aber auch eine andere ernſthaftere Form dieſer religiöſen Verwirrung der Zeit. Es können gewiſſe Elemente der Wahrheit Chriſti und des Reiches Gottes in einer Geſtalt auftauchen, die als Schwindel zu bezeichnen ein Unrecht wäre. Solche Bewegungen mögen auch den Anſpruch machen, „*Hier* iſt Chriſtus!" oder „*Dort* iſt er!" Auch mögen ſie ſich ſtark an gewiſſe *Perſönlicheiten* heften, die dann, wenn nicht als Chriſtuſſe, ſo doch als echte und berufene Träger ſeiner Sache oder als „Propheten" erſcheinen. Solche Erhebungen mögen in Form von *Theologien* oder auch von *Laienbewegungen* auftreten. Sie mögen ſich als *Bibelbewegung* geſtalten oder als Trachten nach einer neuen praktiſchen Erfüllung des *Gebotes Chriſti* oder als neue Betonung des *Kultus* und anderswie.

F. Was iſt davon zu halten?

A. Es iſt, wie geſagt, in ſolchen Erſcheinungen ein ernſt zu nehmendes Element der Wahrheit. Aber es kann darin doch auch ein Element der Verführung oder der Irreführung ſein.

Einmal: Es kann doch ſehr Menſchenwerk ſein — Menſchenmache. Das kann gerade auch von der glänzendſten Theologie gelten. Aber auch von gewiſſen praktiſchen Bewegungen. Um von der kultiſchen nicht zu reden. Dieſe Entartung iſt umſo wahrſcheinlicher, je größer in einer ſolchen Sache die Rolle der *Agitation* iſt und je mehr ſie einer geiſtigen *Mode* entſpricht. Es kann daraus eine geiſtige *Berauſchung* entſpringen, die mit dem Rauſch des heiligen Geiſtes nichts zu tun hat.

Damit aber können dieſe Dinge eine *Ablenkung von Gott* werden, wie das ja die Gefahr alles Menſchenwerkes iſt, vor allem aber des religiöſen. Es kann ein *Ausweichen vor Gott* ſein. Man ſpürt etwas von Gottes Anpochen und flüchtet davor in die Theologie,

in den Kultus, aber auch in die Bibel oder irgend eine Pseudo-Nachfolge Christi. Man kommt auf diesen Wegen neben Gott vorbei ins Leere. Man ist irregeführt.

F. Wie soll man sich denn stellen, wenn man es wirklich mit Gott zu tun haben will, wenn man seinen wirklichen Willen und Weg wissen möchte?

A. Die Antwort darauf: Dann muß man nicht zu Bewegungen und Persönlichkeiten gehen, sondern *zu ihm selbst!* Er aber tritt uns in *Wirklichkeiten* entgegen und in den Aufgaben und Nöten unserer Zeit. Hier stellt *er* seine Fragen und hier sollen wir antworten; hier sollen *wir* fragen und hier will er uns antworten [3]).

F. Sollte in diesen verschiedenen religiösen und theologischen, theoretischen und praktischen Bewegungen nicht auch ein positives Recht sein?

A. Gewiß. Auch sie dürfen wir als eine Bewegung auf Christus hin verstehen. Auch sie sind ein „Zeichen". Sie sind ein Anfang. Sie gehören zu den „Geburtswehen" Christi.

F. Dürfen wir uns also einer solchen Bewegung nicht auch anschließen? Aber wie sollen wir erkennen, wo Wahrheit ist und wo Irrtum? Wie sollen wir in dem Wirrsal der ernsthaften religiösen Bewegungen und Richtungen uns zurechtfinden und welches ist dafür die rechte Orientierung? Welches ist der Faden für dieses Labyrinth?

A. Es gibt dafür einen solchen Faden; es gibt dafür eine Orientierung. Jesus selbst, die ganze Bibel gibt sie uns in die Hand: *Gott ist, wo seine Gerechtigkeit ist.* Frage also diese Bewegungen und Richtungen, ob sie wirklich der Gerechtigkeit des Reiches Gottes dienen wollen, und zwar nicht nur im privaten Leben — das allein genügt nicht, widerspricht dem Sinn und Geist der Bibel — sondern auch im sozialen und politischen. Das ist ein ganz sicherer Prüfstein. Wo das *ist*, da kann alles Uebrige sich anschließen, wo das *nicht* ist, da ist alles Uebrige falsch, da ist alles Uebrige nur religiöser Sport.

Was aber den Anschluß betrifft, so ist er unter diesem Vorbehalt gewiß möglich. Nur mußt du deine *Selbständigkeit* wahren. Und du kannst im übrigen auch allein deinen Weg finden.

Er will dir ganz persönlich begegnen. Und er tut dies auf die einfachste Weise: Durch die *Gerechtigkeit*, durch die sittliche Wahrheit, in der sein heiliger Wille lebt, durch seine Führung, durch sein Gericht und seine Gnade. Wie heißt es im Alten Testament vom lebendigen Worte Gottes? „Nicht im Himmel ist er, daß du sagen könntest: „Wer steigt uns in den Himmel hinauf, um es uns zu holen

---

[3]) Ich verweise auf die Schrift von *Paul Trautvetter:* „Die Frage Gottes an unsere Zeit und unsere Antworten", welche diesen Gesichtspunkt auf ausgezeichnete Weise ins Licht stellt.

und es uns zu verkünden, daß wir darnach tun?" Auch nicht jenseits des Meeres ist er, daß du sagen könntest: „Wer fährt uns über das Meer, um es uns zu holen und zu verkünden, daß wir darnach tun?" Sondern ganz nahe ist dir das Wort: es ist in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du darnach tuest" (5. Mosis 30, 12—14). Jesus aber spricht: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" (Matthäus 5, 8).

Jedenfalls ist sicher: Gott ist mir nur Gott, wenn er *mein* Gott ist; du sollst ihn als solchen suchen und kannst ihn als solchen finden.

(Fortsetzung folgt)

Nicht ein Judenstaat, sondern ein bi-nationales jüdisch-arabisches Staatsgebilde *)

Im Mittelpunkt der Motive, aus denen einst ein Kreis jüdischer Menschen aus Jerusalem und anderen Orten Palästinas zur Gründung der Vereinigung „Ichud" zusammentrat und später ihr Organ, die Zeitschrift „Ba'ayot" ins Leben rief, stand, was man hierzulande „die arabische Frage" zu nennen pflegt. Was gemeint ist, ist die Frage der *intranationalen* Basierung der jüdischen Siedlung in Palästina.

Es gehört zu den wichtigsten Chrakteristika der umstürzenden Zeit, in der wir leben, daß der *intranationale* Gesichtspunkt, d. h. Betrachtung der wirtschaftlichen und politischen Tatsachen und Erwägung der in ihrem Bereich zu treffenden Entscheidungen von den konkreten Beziehungen benachbarter, lebensmäßig aufeinander angewiesener Völker zueinander aus, immer stärker wird gegenüber dem *internationalen* Gesichtspunkt, d. h. Betrachtung und Erwägung von den, notwendigerweise viel abstrakteren, Gesamtbeziehungen der zivilisierten Nationen zueinander aus. Der naturgegebene Primat des Intranationalen war so lange zurückgedrängt, als die traditionelle Kolonialpolitik, die „legitime" Verwaltung der Schicksale fernster Völker, unangefochten herrschte. Mit dem wachsenden Selbstbewußtsein und Selbstbestimmungsdrang jener Völker mußte die geographische Konkretheit an absolutem und relativem Gewicht zunehmen, zumal wo sie an geschichtliche Zusammenhänge, ja an lebendige Möglichkeiten neuem, gemeinsamen Geistesbaus und neuer, gemeinsamer Gesellschaftsformung rührt. Daraus wieder ergab sich, daß die internationale Sphäre zunächst immer mehr zum Schauplatz der Auseinandersetzung zwischen dem kolonialen und dem nachbarlichen Gesichtspunkt geworden ist. Das wird sich vermutlich erst in einem künftigen Stadium der planetarischen Entwicklung grundlegend ändern,

*) Siehe redaktionelle Bemerkung.

wenn namentlich eine ungeheure, nur noch durch eine faktiſche und umfaſſende Zuſammenarbeit der Völker zu bewältigende Not der internationalen Tätigkeit einen gewaltigen konkreten Inhalt geben wird.

Die zur Rettung der jüdiſchen Volksindividualität als ſolcher unternommene jüdiſche Siedlungsarbeit in Paläſtina — in wirtſchaftlicher, ſozialer, kultureller Hinſicht ein Werk von Weltbedeutung — hatte einen Grundfehler, der ihre Vorzüge an der ihnen angemeſſenen Entfaltung verhindert hat: die politiſche Führung ſtand im Bann der traditionellen Kolonialpolitik, die in Paläſtina ſo wenig am Platze war wie vielleicht an keinem anderen Punkte der Erde, und ganz gewiß dem jüdiſchen Volke weniger als irgendeinem anderen anſtand, und ließ ſich daher im weſentlichen vom internationalen ſtatt vom intranationalen Geſichtspunkt beſtimmen. Sie konfrontierte die eigene Tendenz mit der internationalen Lage und ihrer wechſelnden Problematik, nicht aber mit der geographiſchen Realität, in der dieſe Tendenz verwirklicht werden ſollte. Sie iſolierte Paläſtina vor einem Hintergrund internationaler Verwicklungen und Entwirrungsverſuche, ſtatt es in den organiſchen Zuſammenhang eines aufſtrebenden Vorderaſien unter großen geiſtig-ſtrukturellen und geſellſchaftsformenden Perſpektiven einzufügen. Wer auf dieſes als auf einen maßgebenden politiſchen Faktor der Zukunft hinwies, ſtieß bei der zioniſtiſchen Oeffentlichkeit und ihrer Führung auf eine Wirklichkeitsblindheit, die ſich verhängnisvoll auswirken mußte. Daß das Selbſtbewußtſein, und der Selbſtbeſtimmungsdrang bei der arabiſchen Bevölkerung Paläſtinas die militante Form angenommen haben, die ſie angenommen haben, iſt zu einem erheblichen Teil auf den Einfluß dieſer Wirklichkeitsblindheit und ihrer praktiſchen Konſequenzen zurückzuführen.

Auch ein Volk, das einen Weltmachtsrückhalt beſitzt, könnte in dieſer Epoche, in der die Kolonialpolitik, in die Defenſive gedrängt, Poſition um Poſition aufgeben muß, es nur dann wagen, in einem Land mit aufſtrebender Bevölkerung zu ſiedeln, wenn es in allem Ernſt auf die Schaffung einer realen Intereſſengemeinſchaft mit dieſer ausginge, das heißt, bereit wäre, unter Bringung der unvermeidlichen Opfer die Erſchließung des Landes als gemeinſame Sache zu betreiben, den Partner zur aktiven Teilnahme daran zu befähigen und am Genuß der erzielten Vorteile zu beteiligen. Wie erſt ein Volk, das keinerlei Weltmachtrückhalt ſein eigen nennen kann und ſich wohl hüten muß, die jeweiligen Intereſſenkonſtellationen dieſer oder jener Weltmacht damit zu verwechſeln. Hier hätte am Anfang des Siedlungsunternehmens — jedenfalls des modernen, unter weltpolitiſchen Auſpizien begonnenen — ein klares ausgebautes Programm des *do ut des* ſtehen müſſen, ein Programm, in dem die kollektive Einbeziehung der wirtſchaftlich rückſtändigen arabiſchen Bevölkerung in die

eigene ſtarke Wirtſchaftsaktion geboten und dafür die für unſere Rettung der jüdiſchen Volksindividualität als ſolcher unerläßlichen Anſprüche — Einwanderung, Bodenerwerb, Selbſtbeſtimmung — geſichert werden ſollten. Was geſchah, mußte, mochte es, wie z. B. das Prinzip der „jüdiſchen Arbeit", noch ſo ſehr von wirklichen Bedürfniſſen eingegeben ſein, ſich faſt wie das Gegenteil eines ſolchen Programms auswirken. Unter ſolchen Umſtänden hatten jene im arabiſchen Lager, denen daran liegen mußte, der erwachenden nationalen Bewegung einen negativen, abwehrenden, ſtatt eines ihre Intereſſen nicht bedrohenden, poſitiv-ſozialen Inhalts zu geben, gewonnenes Spiel.

In dieſer Fehlentwicklung der arabiſchen Bewegung macht ſich, wie in der unſerer eigenen, ein zweites Charakteriſtikum unſerer Zeit in erſchreckender Weiſe geltend: die Hypertrophie der politiſchen Belange im Verhältnis zu den wirtſchaftlichen und kulturellen. In Wahrheit ſollte in der modernen Welt, die von den maßlos gewachſenen Lebensproblemen aus auf eine Aktualiſierung der Realitäten den Phraſeologien gegenüber zugedrängt wird, das Politiſche nur eine Faſſade ſein, die die Wirklichkeit des Baues, die Wirklichkeiten der Wirtſchaft und der Kultur, nur repäſentieren, nicht beeinträchtigen darf. Statt deſſen maßt es ſich an, das allein entſcheidende, allein entſcheidend tätige Prinzip zu ſein. Das bedeutet praktiſch, daß bei realen, d. h. im weſentlichen in der wirtſchaftlichen Sphäre begründeten Intereſſenkonflikten zwiſchen zwei Völkern, der Kampf nicht von dem tatſächlichen Maß der Intereſſengegenſätze, ſondern von einem überſpannten, übertriebenen, eben politiſierten Aſpekt aus geführt wird. Dieſes durch die politiſchen Fiktionen erzeugte Plus iſt in der öffentlichen Arena mächtiger geworden als die wirtſchaftlichen Realitäten ſelber, die ja gerade im Konfliktsfall keine andere aktive Vertretung haben als eine politiſche oder politiſierte und daher für deren Uebergriffe aufzukommen haben.

Es iſt ein fataler Zirkel: die politiſchen Fiktionen treiben die Kriſe, die in den realen Konflikten nur latent und daher unſchwer zu überwinden iſt, durch die Wirkung des Plus mehr und mehr empor, und die wachſende Kriſe ſteigert die Macht der Berufspolitiker. Man hört oft ſagen, die Wirtſchaftsführer hätten die Macht; aber das kann nur für das normale Leben gelten, und dieſes iſt ganz zugedeckt im allgemeinen vom kollektiven Fiktionsrauſch, ohne den die meiſten Menſchen in der unheimlich kompliziert gewordenen Welt nicht mehr zu leben verſtehen, und dazwiſchen von den Kataſtrophen, in denen die Fiktionen furchtbare Wirklichkeit werden, weil man ihnen freies Spiel gelaſſen hat. Ueber die Berauſchten herrſchen die Berufspolitiker faſt unbehindert; in den Kataſtrophen müſſen ſie freilich ein gut Teil ihrer Macht an Militärs oder Legionen führende Bandenführer abgeben, ſofern ſie nicht

beide Aemter in ihrer Hand zu vereinigen vermögen, etwa indem ſie das eine offiziell, das andere nur faktiſch innehaben. Für all dies iſt die Geſchichte der „jüdiſch-arabiſchen Frage" ein Schulbeiſpiel geworden.

* * *

Wie ſoll man die Kaſſandra unſerer Zeit nennen? Es kommt aufs gleiche hinaus, ob man den ſtolzen Namen „Männer des Geiſtes" oder den halb-verächtlichen „gewiſſe Intellektuelle" vorzieht. Ich meine die Menſchen und die Menſchenkreiſe, die, von der Machtbeſeſſenheit der „Führer" und dem Fiktionsrauſch der „Geführten" frei, die Kataſtrophe kommen ſehen. Sie warnen nicht bloß, ſie verſuchen auch einen Weg zu zeigen, auf dem ſie vermieden, immer noch vermieden werden kann. Der Weg iſt nicht unwandelbar vorgezeichnet; wenn das Verderben weiter vorgeſchritten iſt, muß man den Wegplan ändern, ihn den noch übrig gebliebenen Möglichkeiten anpaſſen. Es ſind die Menſchen, die das Ziel nicht demonſtrieren, ſondern erreichen wollen; ſo müſſen ſie die wechſelnde, die durch das Suggeſtionsſpiel der Fiktionen und ſeine Auswirkung heftig wechſelnde Wirklichkeit immer wieder erforſchen, um eben von ihr aus doch noch zum Ziel gelangen zu können. Weil ſie auf die tatſächliche Erreichung des Zieles erpicht ſind, weil ſie ſich weigern, ausſichtsloſe heroiſche Gebärden als Erſatz für den wirklichen Sieg der nationalen Rettungsaktion über die ungeheuren Hinderniſſe zu akzeptieren, werden ſie als Defaitiſten denunziert. Weil ſie der Idee treu bleiben und nicht dulden wollen, daß der Asmodaeus eines politiſchen Wahngebildes ſich auf ihren Thron ſetze, gelten ſie als Quislinge. Und weil ſie Tag um Tag und Nacht um Nacht alle Kräfte ihrer Seele aufbieten, um der Verzweiflung nicht zu verfallen und erneut die Vernunft anrufen, heißt es von ihnen, die Not ihres Volkes rühre nicht an die Tiefe ihrer Herzen.

Ich habe die Geſinnung und das Los des Menſchenkreiſes geſchildert, die aus dem „Ichud" und „Ba'ayot" hervorgegangen ſind.

Handelt dieſe Kaſſandra? Auch ſie redet ja nur. Sie „handelt" nicht, weil ſie keine Vollmacht hat und an dieſem Punkte ein Handeln ohne Vollmacht wahnwitzig wäre. Aber ihre Rede iſt eine Tat, weil ſie einen Weg zeigt. Die Geſchichte unſeres und des kommenden Geſchlechts wird uns beſtätigen, daß dieſe Rede eine Tat und dieſer Weg der einzige war, der zum Ziel der Regeneration des jüdiſchen Volkes in Paläſtina führen konnte.

Wir pflegen unſer Programm als das eines bi-nationalen Staates zu bezeichnen. Damit ſoll geſagt ſein, daß ein Gemeinweſen angeſtrebt wird, das auf der Realität des Zuſammenlebens zweier Völker errichtet iſt und deſſen konſtruktive Grundlagen daher andere ſein müſſen, als die gewohnten und verbrauchten von Majorität und

Minorität. Wir meinen aber damit nicht einen beliebigen binationalen Staat, sondern eben diesen besonderen, unter diesen besonderen Voraussetzungen entstandenen, einen also, in dessen konstruktive Grundlage die unerläßlichen Postulate der Rettungsaktion des jüdischen Volkes als Magna Charta Reservationum einzubauen sind. Wir meinen, daß dies uns not tut, und nicht ein „Judenstaat", weil ein winziger Nationalstaat mitten in einer großen feindlichen Umwelt den organisierten nationalen Selbstmord bedeuten würde und eine lose internationale Basis die fehlende intranationale unter keinen Umständen ersetzen könnte. Aber dieses unser Programm ist nur die Anpassung des Weges zu einer bestimmten, geschichtlichen Situation, nicht aber notwendigerweise der Weg selbst. Der Weg ist ein (natürlich auch auf die produktive Teilnahme der kleineren nationalen Gruppen bedachtes) Zweivölker-Einvernehmen, das unseres Erachtens zu einer jüdisch-arabischen — jüdischerseits in einer starken palästinensischen Siedlung zentrierten — Zusammenarbeit an der Entwicklung eines aufstrebenden Vorderasien führen wird, einer Zusammenarbeit, die zwar auf den Tatsachen des Wirtschaftslebens basiert sein muß, aber unter der großen Perspektive einer geistig umfassenden und gesellschaftsbildenden Verbundenheit sich wird entfalten dürfen.

* * *

Die Prinzipien, die für ein solches Einvernehmen maßgebend sein müssen, sind die zwei, auf die ich als maßgebend für die nächste Zukunft hingewiesen habe: Der Primat der Wirtschaft vor der Politik, und der Primat des Intranationalen vor dem Internationalen.

Die Entgiftung des Verhältnisses zwischen Juden und Arabern in Palästina ist heute sehr viel schwerer als sie (nachweisbar) noch vor einigen Jahren gewesen ist. Das ist vor allem eine Folge des völlig fiktiven, keine Möglichkeit eines politischen Erfolgs in sich tragenden, Biltmore-Programms, das den Boden eines realistischen Zionismus der Arbeit und des Aufbaus zugunsten einer Haltung preisgab, die schon vor 35 Jahren mit einem drastischen, aber treffenden Ausdrucke [1]) als Problemationismus bezeichnet worden ist. Dieses Programm hat die Araber nicht nur zutiefst gegen die offizielle zionistische Politik aufgereizt, als gegen die nunmehr eingestandene Bemühung einer Minderheit, das Land durch internationale Machinationen zu „erobern", es hat auch die Bestrebungen zur Herbeiführung eines jüdisch-arabischen Einvernehmens dem Verdacht ausgesetzt, daß da die Absichten verschwiegen werden, die man sonst offiziell eingestand.

Dennoch ist auch heute noch eine solche Entgiftung, die eine un-

[1]) Von meinem verstorbenen Schüler und Freund Oskar Epstein.

erläßliche Vorausſetzung für die Anbahnung eines Einvernehmens iſt, nicht ausſichtslos. Sie kann aber nur auf dem Boden des Primats der Wirtſchaft verſucht werden. Es kommt darauf an, daß Bedingungen geſchaffen werden, unter denen die beiderſeits von den politiſchen Parolen übertäubte Intereſſengemeinſchaft ſich als realer, als vitaler, als mächtiger erweiſen kann denn die bisher von den Berufspolitikern ſo erfolgreich verkündete Intereſſenverſchiedenheit. Das iſt was J. L. Magnes in ſeiner Ausſage vor der engliſch-amerikaniſchen Unterſuchungskommiſſion genannt hat: ein Einvernehmen „nicht durch Diskuſſion, ſondern durch das Leben ſelbſt" (through life and not through discuſſion) zu erzielen. Man ſoll den Realitäten des Lebens die Chance geben, die Kruſte der politiſchen Fiktionen zu durchbrechen. Magnes ging mit Recht ſo weit, auf dieſem Wege ſogar ein „Einverſtändnis der politiſchen Führer" (agreement among the political leaders) ſelbſt zu erhoffen: das Leben wird, wenn man ihm ſeine Chance gibt, ſich ſtark genug erweiſen, um ſogar den Politikern eine neue Linie des Handelns vorzuſchreiben. Nicht die Politik als ſolche iſt vom Uebel, ſondern ihre Hypertrophie.

Ebenſo maßgebend für das erſtrebte Einvernehmen muß der Primat des Intranationalen ſein. Die herrſchende zioniſtiſche Politik iſt bisher von dem Axiom ausgegangen, ein internationales Abkommen müßte dem intranationalen, dem mit den Arabern, vorausgehen, vielmehr: es bereits determinieren. Die umgekehrte Reihenfolge iſt die Gebotene: es geht darum, ein intranationales Einvernehmen herbeizuführen, das ſodann internationale Sanktion erlangen ſoll. Dieſe Reihenfolge wird ſich aber auch den Arabern als die gebotene erweiſen, ſo wenig dies auch heute ihre politiſchen Führer wahr haben wollen; denn der von ihnen angeſtrebte paläſtinenſiſche Staat wird in der gegenwärtigen weltpolitiſchen Konſtellation nicht anders entſtehen können, als von einer gemeinſamen Forderung der Juden und Araber, ſomit von einem vollzogenen jüdiſch-arabiſchen Abkommen aus.

Die Verteilung der Funktionen zwiſchen dem intranationalen und dem internationalen Prinzip in der weltpolitiſchen Realität wird ſich notwendigerweiſe immer mehr in der Richtung entwickeln, daß dem erſten die konſtruierende, dem zweiten die ſanktionierende Funktion zufällt; mit andern Worten: es werden notwendigerweiſe durch Vereinbarungen zwiſchen Völkern übervölkiſche Gebilde entſtehen, äußerlich gebunden durch gemeinſame Wirtſchaftsintereſſen, innerlich durch gemeinſame geiſtige Strukturtendenzen und gemeinſame Grundprinzipien neuer Geſellſchaftsbildung. In dieſen Gebilden werden gemeinſame Wirtſchaft, geſonderte Kultur und teils gemeinſame, teils geſonderte Politik nebeneinander, über alledem aber große gemeinſchaftliche ſchöpferiſche Zielſetzungen, walten; und dieſe Gebilde werden in einen größeren, überſtaatlichen, überterri-

torialen, dem heutigen „internationalen" Prinzip entſprechenden, aber lebensfähigeren und aktionsfähigeren Zuſammenhang eingeführt werden.

In Vorderaſien wird kein ſolches umfaſſendes Gebiet ohne echtes Einvernehmen zwiſchen Juden und Arabern und ſeine internationale Sanktionierung entſtehen. Aber ebenſo können die vitalen jüdiſchen Poſtulate nur durch ein ſolches Einvernehmen realiſiert werden: Nur wenn ſie der Welt den Frieden Vorderaſiens bieten, ſoweit er von ihnen abhängt, wird ſie ihnen jene gewähren. Denn was immer man ſagen mag: nicht bloß die oder jene Großmacht, ſondern die Völkerwelt braucht den Frieden Vorderaſiens.

* * *

Seit wir unſeren Kampf gegen den politiſchen Fiktivismus begonnen haben, iſt ſeine Macht im Jiſchuw dem Anſchein nach immer mehr gewachſen. Erſt ſtellte man ein Programm auf, das mit politiſchen Mitteln nicht zu erreichen war; als dies offenkundig wurde, wandte ſich ein verzweifelnder und waghalſiger Teil der Jugend dem Mittel der Gewalt zu — mit dem noch weniger zu erreichen iſt. Die ganze Geſchichte der nationalen Bewegungen, in der naturgemäß aufſtändiſche Gewaltmaßnahmen keine geringe Rolle ſpielen, mußte herhalten, um eine Lehre zu liefern, die keine war; denn man kann naturgemäß für eine gegebene Situation erſt dann von der Geſchichte lernen, wenn man zuvor die Situation in allem Spezifiſchen erkannt hat. Macht- und Intereſſenverhältniſſe, das ganze Syſtem der an dieſem Punkte wirkſamen Dynamik, der zwiſchen den Staaten, aber auch innerhalb der einzelnen zuſtändigen Staaten; eben dieſe Vorausſetzung aber iſt unerfüllt geblieben — ſie hätte, erfüllt, die Abſurdität einer Gewaltpolitik in unſerer Situation bloßgelegt. Man darf freilich nie außer acht laſſen, daß hier echte Verzweiflung waltete, erregt durch Vernichtungsvorgänge, wie ſie nie zuvor einem Volke widerfahren waren, und durch die Stumpfheit der Völkerwelt ihnen gegenüber; und Verzweiflung pflegt nicht zur Situationserkenntnis, ſondern zum Fiktionsrauſch ihre Zuflucht zu nehmen. Gewiß haben Berufspolitiker, wie kämpfende Berufspolitiker es überall tun, all dies, Volksnot, Rettungsverlangen, Verzweiflung, in ihre Rechnung eingeſtellt; aber nicht die Rechnung iſt das Wichtige, ſondern die Wirklichkeit, und die Berufspolitiker der zuſtändigen Weltmächte haben auf die Rechnung ſtatt auf die Wirklichkeit geſchaut und von da aus gehandelt, wodurch die Verzweiflung naturgemäß immer noch geſteigert wurde, zumal nach ſolchen Vernichtungsvorgängen die arme Menſchenſeele getrieben iſt, überall lauernde Vernichter zu ſehen.

Dennoch mehrt ſich im Jiſchuw die Einſicht, daß etwas in der

herrſchenden zioniſtiſchen Politik nicht in Ordnung iſt, ja, daß Möglichkeiten zerſchlagen worden ſind, die kaum wiederherzuſtellen ſind. Die Zahl der ſich Beſinnenden, die Zahl der Beſonnenen, mehrt ſich. Unſere mühſelige Arbeit iſt doch nicht ohne Einfluß geblieben. Worauf es jetzt ankommt iſt, darauf hinzuwirken, daß die Beſinnung entſchloſſen-konſtruktiv und nicht hoffnungslos und zerſetzend werde. Deshalb muß jetzt nachdrücklicher als je gezeigt werden, daß es auch heute noch eine Löſung gibt. Sie iſt ſchwerer zu erlangen als vordem, ſie iſt weniger befriedigend als vordem, aber es gibt ſie noch, die Löſung, die uns wieder auf unſeren Weg, den der Arbeit und des Aufbaus führt. Die Aufgabe, dieſe Löſung unter den ſo erſchwerten Umſtänden zu zeigen und anzuſtreben, iſt nur durch eine höchſt intenſivierte Arbeit zu erfüllen. Dazu ſuchen wir Bundesgenoſſen in aller Welt und rufen ſie auf. *Martin Buber.*

Zionismus und Theologie

Ein Laienwort

Die ſehr leſenswerten Ausführungen von Pfarrer Herbert Hug über den Zionismus als Weltproblem (Januar- und Februarheft 1947 der «Neuen Wege») geben dem mit der ſogenannten jüdiſchen Frage weniger Vertrauten eine vortreffliche Ueberſicht über deren Weſentliches. Dem damit einigermaßen Vertrauten aber beſtätigen ſie, daß man bei gutem Willen auch von theologiſcher Seite aus ſehr aufgeſchloſſen an dieſe Frage herantreten kann.

Es ſei einem die Geſchicke des Judentums aufmerkſam verfolgenden, freireligiöſen Leſer der «Neuen Wege» verſtattet, zu den im ganzen ſehr begrüßenswerten Darlegungen und Erwägungen von Pfarrer Hug einige Bemerkungen anzubringen. Sie mögen nicht als Kritik aufgefaßt werden, ſondern einfach als Ausdruck, wie man die Angelegenheit des chriſtlich-jüdiſchen Geſprächs (wie man ſo das Feſthalten an den beidſeitigen Standpunkten etwas euphemiſtiſch bezeichnet) auch ſehen kann, und wäre es auch nur aus dem Geſichtsfelde eines frei überlegenden, ſich dogmatiſch nicht gebunden fühlenden Laien aus.

Und da hat uns nun die «chriſtliche Definition des Juden», wie ſie Pfarrer Hug aufſtellt (Neue Wege 1947, Heft 2, Seite 75), einiges zu denken gegeben. Nach dem Maß des vom Verfaſſer bekundeten außergewöhnlichen Verſtändniſſes für das jüdiſche Volk, für ſein Leid, ſeine inneren Spaltungen und äußeren Schickſale, erſtaunt es, da auf einmal leſen zu müſſen, wie «ſo treffend» der leider nur zu bekannte «traumwandleriſche» Herr den Juden als ein «übernatürliches Weſen» erkannt habe, das «in die Hände Gottes gefallen

ſei, und das heiße nun einmal, in ein verzehrendes Feuer fallen, darin der Jude iſt». Ein Weſen, das nicht außer Gott und alſo nicht wie irgendein natürliches Weſen zu begreifen ſei!

Wir ſind zwar auch der Auffaſſung, daß jedes Volk — doch eben: *jedes* Volk, ob chriſtlich oder jüdiſch oder buddhiſtiſch etc. — ſeine beſondere geiſtige Beſtimmung habe, die ſich aber letzten Endes in einer gemeinſamen Menſchheitsreligion und Menſchheitsaufgabe mit den Beſtimmungen aller andern Völker treffen wird und anderſeits aus dem gemeinſamen Boden natürlicher Gleichheit erwächſt. Für ſolche Verübernatürlichung *eines* Volkes, das ſchließlich auch nur natürlich leben will und eine eigene Heimat, einen eigenen Staat von Gottes und Rechts wegen haben möchte — ſoweit es das überhaupt anſtrebt und ſich nicht bereits mit der Diaſpora-Heimat ganz gut abgefunden hat —, für eine ſolche Heraushebung aus dem natürlichen irdiſchen Völkerverband iſt das Judentum, mindeſtens das nichtkabbaliſtiſche, dem Verfaſſer kaum ſehr dankbar. Solche Erhöhung, eine ſehr leidvolle Erhöhung, mag ja bibeltheoretiſch ungefährlich ſein; ſie iſt es aber dann nicht mehr, wenn ſich engſtirniger Konfeſſionalismus oder Fanatismus ſolcher Argumente bemächtigt und ſie nach ſeinen Gelüſten auswertet.

Sicher zielt der Verfaſſer mit ſeiner Umſchreibung des jüdiſchen Weſens nicht nach dieſer Richtung. Dem widerſprächen ja alle ſeine nicht ſpezifiſch kirchenchriſtlichen Erwägungen. In dieſen rein konfeſſionellen Erwägungen ſehen wir ihn dann allerdings einige Zeilen weiter unten, wo er feſtſtellt, daß «die Kirche nicht anders kann, als den Juden hinzuweiſen auf den bewährten Stein, den köſtlichen Eckſtein, den der Herr in Zion gelegt hat», wie es in Jeſaias 28,16 ſteht, und wie Paulus im Römerbrief 9,33 nicht ſelber ſagt, ſondern nach jener Prophetenſtelle zitiert. Der Verfaſſer hält es denn auch für unerläßlich, daß «die Kirche auch und gerade das Politiſche des Zionismus *theologiſch* ernſt nehme». Das bedeutet, anders ausgedrückt: Die Kirche kann nicht anders, als die paläſtinenſiſche Frage vom Standpunkt des bibliſch bedingten Glaubenslebens, aber ſelbſtverſtändlich nur aus ihrer *chriſtologiſchen* Schau der Dinge heraus zu betrachten und zu beurteilen. Und das heißt wiederum: ſie kann nicht anders, als fortzufahren, das jüdiſche Volk zwar als das «Volk Gottes», zugleich aber als das *gegen* Gott, weil gegen die chriſtologiſche Lehre (nicht identiſch mit der Lehre *Jeſu!)* renitente Volk zu betrachten, mit andern Worten, vor allem vom Standpunkt der chriſtlichen Kirchenlehre und erſt fakultativ auch vom menſchlichen Standpunkt aus. Das aber iſt, zumindeſt ideell, wenn auch noch nicht praktiſch, theologiſcher Antijudaismus.

Gerade das aber erſcheint uns als die Urſache, daß jene Frage, die nur vom geſunden Menſchenverſtand, gepaart mit Vernunft und brüderlicher Liebe, gelöſt werden kann, ſo ausweglos ge-

worden ist. Ganz abgesehen davon, daß ihre bisherige Unlösbarkeit äußerst «reale» Ursachen hat (der Verfasser selber deutet deren eine, die Oelleitung einer christlichen Macht durch das «heilige Land», so sarkastisch wie treffend an), haben ja auch die arabischen Herren Effendis mit ihren sehr unreligiösen Interessen bei passender Gelegenheit immer das Argument des «heiligen Krieges» zur Hand, um ihre palästinensischen Ansprüche zu stützen. Die christliche Kirche befindet sich also in eigenartiger Gesellschaft. Sie selber aber sollte mit dem Hinweis auf den «köstlichen Eckstein» etwas vorsichtig sein. Einmal deshalb, weil der gleiche Ausdruck in Jesaias 8,14 auch im Sinne eines «Steins des Anstoßes», und zwar von Gott, dem «Herrn der Heerscharen» selbst redend, gebraucht wird. Zum zweiten, weil von jenem Eckstein nicht zum *Volke* der Juden geredet wird (Jes. 28,14), sondern zu den «Spöttern, *die ihr über dieses Volk herrscht*», d. h. zu den «vom Rauschtrank schwankenden Priestern und Propheten Israels» jener Zeit. Und zum dritten wäre den Kirchen Vorsicht geboten, weil sie nun schon eine schöne Reihe von Jahrhunderten lang den Juden weder im Wort noch in der Tat das Bekenntnis zu diesem «Eckstein», der «den einzigen Grund der Kirche bildet» (und die Inquisition, die Bekehrungswut, der theologische Antisemitismus «im Namen Christi»?) verlockend gemacht haben. Besonders wenn man den geistigen Reichtum und die sittliche Größe echt religiösen Judentums (wie z. B. im ursprünglichen Chassidismus, in der Lebensauffassung eines Moses Mendelssohn, eines Spinoza, eines Maimonides u. a.) daneben hält. Das alles entgeht ja sicher auch dem Blick des Verfassers nicht; aber leider hält er sich an die Feststellung gebunden, daß «die Kirche nicht anders kann». Wirklich nicht? Auch um Gottes und um der echten, eigenen Lehre Jesu willen nicht?

Zu einem letzten Punkt: Der Verfasser stellt die Frage auf, «ob nicht Gott doch noch etwas mit dem Lande und mit der Stadt vorhabe, die er einst zur Stätte seiner Offenbarung erwählte». Wir sehen beim heutigen Stand der Religionsgeschichte die biblischen Erzählungen von den ersten Gottesoffenbarungen und vom «Volk Gottes» in etwas anderm Lichte als frühere Generationen. Babylonien und Aegypten haben uns aus dem Schutt ihrer Städte und Tempel Schätze geschenkt, die einerseits die Schöpfungsgeschichte und die Sintflutsage, die Herkunft Abrahams und das erste Erwachen des Monotheismus, anderseits die Bildungsmöglichkeiten Mosis, die Quelle seiner Sittengebote und seines Eingottesgedankens in neuer Beleuchtung zeigen. Wir führen dies hier nur an zur Stützung unserer Ansicht, daß der lebendige Gott zu seiner fortwährenden Offenbarung nicht Palästinas, nicht Jerusalems, nicht der Bibel bedarf, sondern sich dem offenen Auge und Herzen lange, lange vor Abraham offenbaren konnte und das in Jahrmillionen noch wird

tun können. Doch ſteht nicht dieſe Frage zur Diskuſſion. Man könnte aber jene Frageſtellung des Verfaſſers noch etwas erweitern und ſie von Land und Stadt auf das jüdiſche Volk ausdehnen, das unbeſtritten einzigartige in der Menſchenwelt. Damit gelangen wir faſt unwillkürlich zur Frage: Iſt das wirklich das «Volk Gottes»? Wie, wenn es ſich dieſen Namen ſelbſt zugelegt hätte, inſofern zu Unrecht, als es, das zeitweilige Baalsvolk und Mammonsvolk und heutige, allerdings nur ganz kleinteilweiſe, Terroriſtenvolk, nie das «Volk Gottes» im eigentlichen Sinne des Wortes geweſen iſt? Wie, wenn es aber dieſen Namen von ſeinen großen Propheten inſofern zu Recht bekommen hätte, als es wirklich eine geheime Aufgabe, die Aufgabe der erſten vollen Menſchwerdung, vor allen Völkern der Erde empfangen hätte und noch immer die Aufgabe unbewußt in ſich trüge, der Menſchheit das Vorbild individueller und ſozialer Gerechtigkeit zu liefern? Es liefert dieſes Vorbild *noch* nicht, aber wird es nicht vielleicht *dann* heimkehren dürfen in *ſein* Land, wenn es zu dieſer Beiſpielgabe reif ſein wird, die dem Chriſtentum bzw. der Chriſtenheit nicht geglückt iſt? Zwiſchen den Geldjuden Amerikas und den Terroriſten Jeruſalems, den beiden im Materialismus und im Nihilismus verſinkenden extremen Flügeln Israels, ſchweben jüdiſche Geiſter, die von jener Aufgabe wiſſen und ſie erkennend anerkennen.

Aus jüdiſchem reinem Gottesglauben heraus redete Jeſus zu ſeinem Volke, um es auf jenen Weg der hohen Aufgabe zurückzuführen. Aus jüdiſchem Gottesglauben, griechiſcher Weisheit und griechiſcher Gnoſis erbaute das Chriſtentum *ſeine* Lehre, als Lehre, leider nicht als Tat der das Judentum in ſich bergenden, nie aber ſich einverleibenden Völker des Abendlandes. Wir ſind uns bewußt, daß wir hier an geſchichtliche Tatſachen rühren, die ſich mit der dogmenchriſtlichen Glaubenslehre nicht ſo recht vertragen. Aber iſt denn dieſe das Letztwichtige und geht es — wovon gerade die paläſtinenſiſche Frage in ihren realen und religioniſtiſchen Hintergründen ſehr beredt ſpricht — nicht um viel Höheres als um die Glaubenslehre dieſes oder jenes Religionsſyſtems? Geht es da nicht vielmehr um *Gottes* Sache, um das Hereindringenlaſſen Gottes in die Welt in ſeiner allerrealſten, praktiſchſten und umfaſſendſten Bedeutung? Wo iſt, um dieſer Sache, um dieſes Wegbereitens willen, Ausſicht auf ein menſchheitliches Erwachen zu wahrer Religion, wenn jedes Religionsſyſtem «nicht anders kann», als auf dem Seinen zu beharren und nicht das alle Syſteme und Theologien Ueberragende ins Auge zu faſſen, damit auch den Bindepunkt für alle Religionen?

«Und Gottes Volk bedarf der Gnade, daß es einkomme zu ſeiner Ruhe.» So ſchließt Pfarrer Hug ſeine wertvollen Ausführungen. Möchte die Chriſtenheit einſehen, daß ſie dieſer Gnade nicht minder bedarf und ſicher dazu auf gutem Wege iſt, wenn ſie ſich dem

Judentum als wahre Schweſter vor des gleichen Vaters Angeſicht naht und damit auch einen Teil ihrer eigenen Chriſtenfrage löſt, nicht als Bekehrerin, ſondern als Sichſelbſtbekehrende. Das heißt: als zur Einſicht kommende, daß nicht ſie allein die Verwalterin des «köſtlichen Eckſteins» *der wahren Menſchwerdung* iſt, ſondern ſelber ihn erſt zu empfangen hat als Gleichberechtigte, aber nicht als Uebergeordnete. Dann werden ganze, heute unentwirrbar erſcheinende Fragenkomplexe ſich löſen und Jeſu Wort wird ſich erfüllen: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, die *göttliche* Wahrheit — der *allein* er dienen wollte —, auf natürliche, nicht bibliſch verkrampfte Weiſe, wie es immer der Fall iſt, wenn Gott geben *kann*, nicht vorenthalten *muß*. Und dann wird auch die neureformierte chriſtliche Kirche dem Judentum die Freundeshand geben *können*, ohne Auflagen, ohne Bekehrungsvorbehalte, im Namen des *einen* Gottes, zu dem allein Jeſus auffah und zu dem auch der echtreligiöſe Jude, der dogmenfreie Chriſt aufſehen. *Er* iſt *aller* einziger Grund.

Hch. Germann.

Zum Problem Rußland

*Theſen zum Referat von Paul Trautvetter.**

1. Die tiefſte Verlorenheit und Gottloſigkeit unſerer Zeit iſt in der totalen Verachtung und Zertretung der menſchlichen Perſönlichkeit zum Ausdruck gekommen.
2. Wahrer Sozialismus ſtammt aus vertiefter, lebendiger und realer Ehrfurcht vor der Unantaſtbarkeit des Menſchen nach Leib und Seele.
3. Die Aufgabe des Sozialismus wird darum niemals in der Aufhebung, ſondern immer nur in der Erfüllung der Menſchenrechte beſtehen.

*) Wir ſind nicht in der Lage, den Leſern einen Bericht über die Jahresverſammlung der „Religiös-ſozialen Vereinigung“ und der Freunde der „Neuen Wege“ vom 10./11. Mai zu geben. Möglicherweiſe werden wir nächſtens die gehaltenen Referate und das Votum von Otto Hürlimann zum Abdruck bringen. Vorläufig veröffentlichen wir die Theſen, die der Verſammlung vorlagen, damit diejenigen, die nicht ſelber teilnehmen konnten, doch etwas von dem vernehmen, worum es ging. Daß unſere Mitglieder im Gefühl für die Wichtigkeit dieſer Tagung ſehr zahlreich, zum Teil aus entfernten Landesteilen, erſchienen, das war das Erfreuliche dieſer Jahresverſammlung. Natürlich mußte man es auch in Kauf nehmen, daß Menſchen kamen, die ſich nur gerade in irgendeiner Weiſe für das Rußlandproblem intereſſieren, ſonſt aber dem, was uns bewegt, ferne ſtehen. Das kann ja nicht ſchaden, ſolange wir ſelbſt feſten Boden unter den Füßen haben.

4. Der Sozialismus hat den Gedanken, daß eine — wenn auch nur vorübergehende — Aufhebung der Freiheit die Erreichung seiner Ziele sichern könnte, als eine satanische Versuchung aus tiefster Ueberzeugungskraft abzulehnen.
5. Der Bolschewismus hat dadurch, daß er den Boden der Menschenrechte verließ, das Heiligste des Sozialismus verraten und ist zum geistigen Vorläufer des Faschismus geworden.
6. Der das Wesen des Bolschewismus ausmachende Glaube an die Einführung des Sozialismus durch *Gewalt,* hat sich als furchtbarer Irrtum erwiesen. Der Gewaltdämon hat die ursprünglich wirksamen sozialen Impulse völlig aufgefressen.
7. Das beherrschende Anliegen der Sowjetregierung ist die Aufrechterhaltung ihrer Macht. Diesem Anliegen ist der Sozialismus geopfert worden.
8. Der Aufbau einer klassenlosen Gesellschaft, der die Ausrottung von Millionen Menschen rechtfertigen sollte, hat in Rußland ein völliges Fiasko erlitten. Die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der Macht führte zur Schaffung einer neuen, durch gewaltige materielle Vorteile gekauften privilegierten Klasse.
9. Durch die Methoden, welche der Machtapparat, in seiner beständigen Angst vor dem Volk, zur Unterdrückung der Freiheit anwendet, ist der Bolschewismus vollends auf die tiefste Stufe der Barbarei gesunken und hat sich dem Hitler-Faschismus moralisch gleich gemacht.
10. Durch möglichst lückenlose Absperrung von der Außenwelt und durch verlogene Propaganda versucht das Stalin-Regime in seinem Volk die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß in Rußland gerechtere und sozialere Zustände herrschten als in den „kapitalistischen" Ländern.
Eine solche Absperrung bedeutet aber in der gegenwärtigen Stunde, für die es keine brennendere Aufgabe als die Schaffung einer einigen Völkergemeinschaft gibt, ein weltgeschichtliches Verbrechen.
11. Die größte Kriegsgefahr liegt in den Despotien. Völker, die der Freiheit beraubt sind, deren Presse völlig in den Händen der Machthaber ist, können jederzeit auf die Schlachtfelder geführt werden. Darum ist es nicht wahr, daß die inneren Verhältnisse eines Volkes die andern Nationen nichts angehen und daß eine Zusammenarbeit zwischen Demokratien und Diktaturen möglich ist.
12. Für den Sozialismus bedeutet jede geistige Verbindung mit dem gegenwärtigen russischen System eine schwere Kompromittierung. Er verlöre dadurch für freiheitsliebende und die Humanität hochhaltende Menschen jede begeisternde Kraft.

13. Die tiefe Sympathie und Solidarität der Sozialiſten und Freiheitlichgeſinnten aller Länder gehört dem ruſſiſchen *Volk*, deſſen Jahrhunderte alte Sehnſucht nach dem Tag der Freiheit in Erfüllung gehen muß.

Theſen zum Referat von Dr. Hugo Kramer

1. Jede Diktatur, alſo auch die ſowjetruſſiſche, widerſpricht demokratiſchem Grundſatz und chriſtlichem Bewußtſein.
2. Eine gerechte Würdigung des ruſſiſchen Diktaturregimes verlangt die Berückſichtigung der geſchichtlichen Bedingungen, unter denen ſich die ruſſiſche Revolution vollzogen hat, ſowie der Lebensgefahr, der die Sowjetunion von Seiten der kapitaliſtiſchen und faſchiſtiſchen Mächte ausgeſetzt war und noch heute iſt.
3. Sie verlangt ferner die Berückſichtigung der gewaltigen Leiſtungen, welche die Sowjetunion auf wirtſchaftlichem, ſozialem und kulturellem Gebiete vollbracht hat.
4. Die entſcheidende geſellſchaftliche Aufgabe unſerer Generation iſt die ſoziale Revolution auch in den weſtlich-kapitaliſtiſchen Ländern. Die Sowjetunion iſt uns ein unentbehrlicher, wertvollſter Bundesgenoſſe, den wir nicht an die jetzt neuerdings ſo bedrohlich vorſtoßende kapitaliſtiſch-imperialiſtiſche Reaktion preisgeben dürfen.

Nur keine Vernebelung [1]

Damit komme ich auf den entſcheidenden Punkt zu ſprechen. Die Kriſis, die die Rußlandfrage in der religiös-ſozialen Bewegung heraufbeſchworen hat, iſt von prinzipieller Art. Man gibt ſich keiner größeren Täuſchung hin, als wenn man mit Freund Herrmann meint, daß wir im Grundſätzlichen einig und nur in der Frage der Umſetzung unſerer Grundſätze in praktiſche Politik verſchiedener Meinung ſeien. Gerade das Gegenteil iſt wahr! Ich habe z. B. volles Verſtändnis für die Theſe Kramers, daß alle politiſche Verwirklichung relativen Charakter habe und daß wir darum die Mittel der Politik nicht einfach in kategoriſcher Weiſe brandmarken dürfen, ſo ſie den ethiſchen Wertmaßſtäben in ihrer Abſolutheit nicht ent-

[1]) Wir geben hier — unter Weglaſſung des Perſönlichen — den prinzipiellen Teil eines Votums wieder, das Arthur Rich am 11. Mai nicht mehr hat halten können; nicht nur deshalb, weil es uns billig ſcheint, unſern Freund zu Worte kommen zu laſſen, ſondern weil er Grundſätzliches zu der Frage vorbringt. Selbſtverſtändlich werden wir auch weiteren Zuſchriften in dieſer Sache — mögen ſie von der einen oder der andern Seite kommen — Raum geben, ſofern ſie Weſentliches zu ſagen haben. *Die Redaktion.*

ſprechen. Auch bemühe ich mich, der ruſſiſchen Politik in ihrer Auseinanderſetzung mit der gar nicht engelhaften Politik der weſtlichen Demokratien möglichſt gerecht zu werden. Und was meine rein politiſch-wirtſchaftliche Beurteilung der ſowjetruſſiſchen Wirklichkeit anbetrifft, ſo iſt ſie durchaus poſitiver als diejenige Trautvetters. Wenn ich aber trotzdem in aller Entſchiedenheit zu unſerem angegriffenen Freunde ſtehe, dann weil es ja gar nicht um die quantitative Frage geht, wie weit am ruſſiſchen Kommunismus Kritik zu üben ſei — da könnte man ſich ſchon einigen, denn auch Kramers Stellung gegenüber der praktiſchen Politik Rußlands iſt nicht unkritiſch —, ſondern um die qualitative Frage, ob hinter dem Rußland Stalins, Molotows, Wyſchinſkys und Konſorten der Wille des lebendigen Gottes ſtehe. Kramer hat in ſeinem geſtrigen Vortrag dieſe Frage in unüberhörbarer Deutlichkeit bejaht. Er ſieht in der ruſſiſchen Revolution nicht nur eine, ſondern die Revolution unſerer Zeit, eine Revolution, die noch nicht abgeſchloſſen iſt, ſondern weitergeht und nach der Verwirklichung der ſozialen Freiheit auch die politiſche Freiheit ſamt den perſönlichen Menſchenrechten bringen wird. Kurzum, das ruſſiſche Phänomen iſt für ihn als ſozialiſtiſcher Verwirklichungsverſuch ein Aufbruch zum Reiche Gottes hin. Das deckt ſich nun in formaler Hinſicht gewiß mit vielem, was auch Leonhard Ragaz vertreten hat. Aber bei Kramer iſt alles, wenn ich mich nicht gewaltig täuſche, eingebettet in eine Geſchichtsmetaphyſik, die die Ereigniſſe und Vorgänge in einem evolutioniſtiſchen Zuſammenhange ſieht und die Dinge insgeſamt nur unter dem Geſetz der hiſtoriſchen Bedingtheit zu betrachten unternimmt. Darum beurteilt er die deſpotiſche Entwicklung der ruſſiſchen Revolution weſentlich als ein die perſönliche Schuld ihrer direkten Urheber zumindeſt ſehr abſchwächendes Produkt aus der zariſtiſchen Vergangenheit einerſeits und der bürgerlich-kapitaliſtiſchen Interventionskriege anderſeits, obwohl Lenin ein zyniſcher Antidemokrat geweſen iſt, der 1917 in ſeinem bedeutendſten Buche „Staat und Revolution" die demokratiſchen Freiheiten für die Zwecke des Proletariates als unnötig und ſchädlich gebrandmarkt hat, was eben zeigt, daß die ruſſiſche Diktatur auch eine durch moraliſche Prinzipien verſchuldete und damit jenſeits der bloß äußeren hiſtoriſchen Bedingtheiten liegende Wurzel hat. Weil nun in Kramers evolutioniſtiſcher Geſchichtsmetaphyſik, die ſich unſchwer in Ragaz'ſche Formeln kleiden läßt, die Sowjetunion an der Spitze der menſchlichen Kulturentwicklung ſteht —er hält ja ausdrücklich die kommuniſtiſche Geſellſchaftsordnung als den weſtlichen Demokratien überlegen —, darum manifeſtiert ſich in ihrer Erſcheinung der „Tritt Gottes in der Geſchichte", wobei es freilich auch in den Lebensäußerungen des ſowjetruſſiſchen Staates hitlerähnliche Auswüchſe geben kann, die Kramer zwar gewiß bedauert, die er aber

doch wieder anders beurteilen kann und muß, weil ſie eben, wie er geſtern ſagte, einem höheren Staats- und Geſchichtszweck dienen als die Greueltaten des nur auf Konſervierung der kapitaliſtiſchen Machtverhältniſſe bedacht geweſenen dritten Reiches. So iſt für Kramer die Sowjetunion die vorzügliche Trägerin der ſozialiſtiſchen Idee, Schrittmacherin des Reiches Gottes. Und darin liegt der Grund, warum er und ſeine Freunde die Trautvetter'ſche Kritik an der ruſſiſchen Diktatur als Verrat an der Sache des religiöſen Sozialismus ſelbſt brandmarken.

Nun hat Trautvetters Artikelſerie über Rußland keineswegs einen primär politiſchen Sinn gehabt. Es ging ihm auf keinen Fall darum, die „Neuen Wege" in den Chorus der antiruſſiſch-antikommuniſtiſchen Propaganda einzugliedern. Es ging und geht ihm um die Gewiſſensfrage: Kann der lebendige Gott, im Sinne Kramers, hinter dem heutigen Rußland ſtehen, angeſichts der nicht wegzudiskutierenden Unmenſchlichkeiten, die dort geſchehen ſind und immer noch geſchehen? Dürfen wir in der bei aller relativen Kritik letzthinigen Unbedingtheit des „Umſchau"-Redaktors für die ſowjetruſſiſche Politik und gegen diejenige der Angelſachſen Partei ergreifen, als Menſchen, die nicht an irgend ein Programm, auch an kein ſozialiſtiſches Programm, ſondern an die Wahrheit Gottes ſich gebunden wiſſen möchten? Daß dieſe Frage, wie es ſcheint, von der Mehrheit unſerer Freunde überhaupt nicht mehr verſtanden wird, iſt das eigentlich Erſchütternde an der gegenwärtigen Kriſe. Es gab eine Zeit, da wir noch wußten, daß der Glaube an das Reich Gottes keiner irgendwie gearteten, beſtimmten politiſchen Ideologien dienenden Geſchichtsmetaphyſik gleichzuſetzen ſei, da wir noch wußten, daß es auch eine Verwirklichung des Sozialismus im Zeichen des Großinquiſitors, des Doſtojewſkiſchen Antichriſten gibt, und da wir aus dieſem Grund noch wußten, daß die ſoziale Befriedigung des Volkes um den Preis der Freiheit, was immer zur Auflöſung der ſittlichen Perſon des Menſchen führen muß, vom Teufel iſt. Wir wußten es noch anno 1933, als z. B. Wünſch in Marburg und andere Genoſſen im Nationalſozialismus wegen gewiſſen ſozialen Leiſtungen, die ihm billigerweiſe nicht abzuſprechen ſind, anfing, den „Tritt Gottes in der Geſchichte" zu erblicken. Heute aber wiſſen es ſehr viele nicht mehr, weil ſie das Zentrum der religiös-ſozialen Botſchaft aus dem Auge verloren und das „Religiöſe" dem „Politiſchen" untergeordnet, wenn nicht gar aufgeopfert haben.

Der lebendige Gott, der in Kreuz und Auferſtehung und nicht in Gewaltdiktaturen durch die Geſchichte ſchreitet, der es nie und nimmer mit menſchlichen Syſtemen und Programmen hält, aber immer mit dem armen, geringen und geſchändeten Volk, auch mit dem ruſſiſchen Volk und ſeinen vielen Seufzern, und der ſchon in dieſer Weltzeit aller geängſtigten Kreatur, nicht zuletzt der jetzt im Baltikum

und anderwärts vom kommuniſtiſchen Terror unterdrückten, zu ihrem Recht verhelfen will, dadurch, daß er unſere mattgewordenen Gewiſſen durch ſeines Wortes Kraft erſchreckt und durch ſeine gewiſſe Verheißung uns den Mut zum Tun des Rechten ſchenkt, er läßt ſich auf keinen Fall verſöhnen mit einer religiös verbrämten Geſchichtsmetaphyſik, die das abgründig Böſe „Liſt der Geſchichte" nennen kann und damit das ſittliche Gewiſſen lähmt. Wir haben zwar alles Verſtändnis für das radikale ruſſiſche Experiment zur Löſung der ſozialen Frage, wir haben desgleichen Verſtändnis für das politiſche Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion, wenn uns auch der ruſſiſche Bär gar nicht ſo harmlos vorkommen will. Aber wir möchten keine Baalspfaffen ſein, die, ſei es auch nur durch ihr Schweigen, mithelfen, ein offenkundiges, die Menſchenrechte mißachtendes Diktaturſyſtem mit einem, allen Amoralismus verklärenden Nymbus zu umgeben. Dieſen Vorwurf haben wir geſtern gegen die deutſchen Baalspfaffen erhoben. Und wir wünſchen nicht, daß uns morgen derſelbe Vorwurf trifft. *Arthur Rich.*

Zur „Kontroverſe über den Zionismus"

Es iſt mir überaus kummervoll, gegen Herrn *Norbert Weldler* nochmals zu Felde ziehen zu müſſen. Herr Weldler hat ſich in Heft 3 der „Neuen Wege" a. c. nicht geſcheut, meine Rezenſion ſeines Buches, die in der „Theologiſchen Zeitſchrift" (Baſel, Dezember 1945) erſchienen war, gründlich zu entſtellen und in offenbar böswilliger Abſicht *falſch* zu zitieren. In jener Rezenſion rede ich u. a. von den „nationalzioniſtiſchen Gedankengängen" des Verfaſſers. Herr Weldler aber verfälſcht in ſeinem Zitat den Ausdruck „nationalzioniſtiſch" in *„national-ſozialiſtiſch"* und verſieht dieſen Ausdruck erſt noch mit einem eingeklammerten Ausrufungszeichen, mehr noch, er ſtellt das Zitat in einen ganz anderen Zuſammenhang hinein und verunſtaltet das von mir Geſagte dergeſtalt, daß ich zumindeſt auf eine Richtigſtellung dringen muß. „So kann man nicht miteinander diskutieren", wagt hierauf noch Herr Weldler recht kühn zu behaupten. Ich kann ihm nur verſichern, daß ich ganz ſeiner Meinung bin und ihm ſeinen mit ſolchen Mitteln erfochtenen „Sieg des zioniſtiſchen Gedankens" gern diskuſſionslos überlaſſe. *Herbert Hug.*

*

ANTWORT:

Auf die Ihrer Redaktion von Herrn Pfr. *Herbert Hug* zugegangene Richtigſtellung, daß er in ſeiner Beſprechung meiner Schrift in der „Theologiſchen Zeitſchrift" von meinen „nationalzioniſtiſchen" und nicht nationalſozialiſtiſchen Gedankengängen geſchrieben hat, habe ich zu erwidern, daß ich meinen *lapsus legendi* aufs tiefſte bedauere. Es fallen alſo allerdings nur in *dieſem* Fall die Folgerungen hinweg, die ich gezogen habe. Mein *Verſehen*, das mir außerordentlich peinlich iſt, läßt ſich bloß dadurch erklären, daß das Schriftbild der beiden Wörter bis auf wenige verſchwindende Buchſtaben in der Mitte ganz gleich iſt. Neben dem Optiſchen aber gab pſychologiſch zur Verwechſlung ſicher der Umſtand Anlaß, daß die Zuſammenſetzung nationalzioniſtiſch als ungewöhnlicher Pleonasmus für mich eine Wortneuſchöpfung iſt, während uns allen ſeit über zwei Jahrzehnten das Wort nationalſozialiſtiſch bis zum Ueberdruß in den Ohren klingt und es nicht das erſte

Mal gewesen wäre, daß man ganz zu Unrecht dem Zionismus solche Methoden vorgeworfen hätte, entsprechend der ganz üblen Mode, Gegner der eigenen Anschauung, „schnell fertig", wie die Jugend, je nachdem als Faschisten oder Kommunisten zu bezeichnen. *Norbert Weldler.*

Wir sind froh, daß diese Sache als Lese-Irrtum ihre Aufklärung gefunden hat. Wir haben die Entrüstung von Herrn Pfr. Hug begriffen, waren aber von vornherein überzeugt, daß eine absichtliche und böswillige Entstellung von seiten Herrn Weldlers nicht vorliegen könne; eine solche wäre ja auch zu sinnlos gewesen und hätte ihrem Urheber nichts als eine sofortige Bloßstellung eintragen können. *Die Redaktion.*

Sieg des zionistischen Gedankens —

Norbert Weldler: „Sieg des zionistischen Gedankens" — Die Lösung der Judenfrage. Mit einem Geleitwort von Prof. *J. R. von Salis,* einem Titelbild Theodor Herzls und einem Faksimile. Verlag der Jüdischen Buch-Gemeinde Zürich. 160 S. Broschiert Fr. 5.15.

Dies ist Titel und Parole zugleich von *Norbert Weldlers* Buch über die Frage nach der Zukunft des jüdischen Volkes und nach Sein und Verwirklichung des Zionismus.

Ideologisch lehnt sich der Verfasser an Theodor Herzl, den Begründer des politischen Zionismus, an. Wenn auch religiöse und kulturelle Probleme berührt werden, so beruht die Stärke der Formulierung Weldlers im Politischen. Und dies birgt eine Gefahr in sich. Mit programmatischen Wendungen kann die Erörterung religiöser Fragen nicht zu einem befriedigenden Ergebnis führen. Daher liegt hier der Ansatz für Diskussionen, wie sie gerade auch in diesen Blättern wieder im Gange sind.

Religiöse Christen und Juden stellen die notwendige und berechtigte Frage, ob es Gottes Ratschluß ist, der einen Rest des jüdischen Volkes ins Land zurückruft. Vielleicht vermögen wir heute, durch die unmittelbare Nähe der Geschehnisse, die Antwort auf diese Frage noch nicht genügend zu erkennen. Jedenfalls gibt es zu denken, daß nach zwei Jahrtausenden ein in der ganzen Welt zerstreutes Volk — das sich z. T. gar nicht mehr als solches fühlte — gleichzeitig vor den Tatsachen größter Vernichtung einerseits und dem erstaunlichsten Aufbau im alt-neuen Lande anderseits steht.

Das Judentum wäre heute wohl in aller Welt moralisch degradiert und vernichtet und völlig dem internationalen Antisemitismus ausgeliefert, hätte es nicht den Rückhalt in der Konzeption des Zionismus, die unzähligen Juden, gleich welcher Herkunft und Anschauung, die Aussicht auf eine sinnvolle Lebensgestaltung gibt, auch wenn sie selber fern der neuen jüdischen Heimat leben. Im Zusammenhang mit der Frage der Gleichberechtigung der Juden in den verschiedenen

Ländern zitiert Weldler die Worte Theodor Herzls, die vor mehr als 50 Jahren geſchrieben wurden und gerade auf die jüngſte Paläſtina-Politik Englands ein Licht werfen dürften:

„An den Siegesfeiern dürfen ſie (die Juden) nicht als Vollberechtigte teilnehmen, und die Niederlagen läßt man an ihnen aus, ſo hüben wie drüben. Sie ſind, wie es auch ausgehe, die Geſchlagenen."

Wie unhaltbar die Lage des jüdiſchen Volkes in der Zerſtreuung iſt, wie alle bisherigen Verſuche einer Löſung der Judenfrage fehlſchlugen, was dagegen der Zionismus will und vollbracht hat und wie er von Nichtjuden beurteilt wird, all dies iſt lebensnah, klar und feſſelnd in der handlichen Schrift dargeſtellt, die mit ihrer reichen Dokumentierung und mit einem Literatur-Verzeichnis eine große Lücke der neueren zioniſtiſchen Literatur ausfüllt. Prof. J. R. v. Salis ſagt in ſeinem Geleitwort zur Herausgabe des Buches im Jahre 1945: „Es iſt zu begrüßen, daß in dieſem Zeitpunkt ein Buch über den Zionismus erſcheint", wieviel mehr benötigen wir eine Einführung, wie ſie Weldler gibt, heute, wo Paläſtina ins Rampenlicht der Weltgeſchichte gerückt iſt.

So iſt dem Buch eine weite Verbreitung beſonders unter Nichtjuden zu wünſchen, damit der gerechten Sache des zioniſtiſchen Gedankens wirklich zum Sieg verholfen wird. *Lotte Roſenfeld.*

Aus Deutſchland

Hans Asmuſſen, Zur inneren Lage der evangeliſchen Kirche in Deutſchland

Der aus dem Kirchenkampf und den konſtituierenden Beratungen der deutſchen evangeliſchen Kirchen bekannt gewordene Theologe öffnet in dieſer Broſchüre ſein Viſier zu einem Wort von überzeugender Offenheit. Er zeichnet die geiſtliche Situation der deutſchen Kirchen, ſo wie er ſie ſieht, überaus deutlich und in Erwartung der Stellungnahme auch von ſeiten der Schweſterkirchen jenſeits der Grenzen. Die offene Ausſprache iſt ihm ein Anliegen. Dafür gebührt ihm Dank. Asmuſſen bezeichnet die jetzige Lage als die Folge des Kampfes gegen die Anſprüche des Nationalſozialismus, der die einzelnen Territorialkirchen mit verſchiedener Härte getroffen hat. Er entwickelt, wie in dieſem Ringen das „Bekenntnis" wieder zu einem mit neuem Inhalt gefüllten Begriff, „Irrlehre" zu einem ſo bedrohenden Ereignis geworden ſei, daß ihm gegenüber die konfeſſionellen Schranken an Bedeutung viel verloren haben. Das kann man nur ſchweigend aufnehmen, wie auch ſeine Darlegungen, daß die Gemeinde in dieſem Kampf wieder zu einer Einheit des Gebetes, die Sache Chriſti in Zeiten größter Bedrängnis zu einem Ruf geworden ſei, der die konfeſſionellen Trennungen übertönte und die Gläubigen

zum Opfer befähigte, das ſie im Bewußtſein ihrer Schwäche darbringen mußten. Asmuſſen wird nicht müde, dieſes Opfer von jeder Art des Heroismus abzugrenzen und als Inbegriff des wahren Prieſtertums zu faſſen, deſſen jeder Bekennende teilhaftig ſei.

Aus dieſer Darſtellung des allgemeinen Prieſtertums zieht nun Asmuſſen ſeine eigenartigen Konſequenzen. In ſeinem Anliegen einer Neuordnung des geiſtlichen Amts kommt er zu der Frage: Warum ſoll nun gerade dem zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ordinierten Pfarrer dieſes Prieſtertum abgeſprochen werden, das doch gerade im Mittelpunkt ſeines Waltens im Dienſt der Gemeinde ſteht? Iſt es nicht das Geheimnis des Opfers Chriſti, das er zu verwalten hat? Dieſe Wendung iſt bedeutſam und muß uns aufhorchen laſſen. Asmuſſen verbindet nämlich dieſe Frage mit der deutlichen Forderung nach einer Verfeſtigung des Amtscharakters und im Zuſammenhang damit nach einer Kirchenverfaſſung und einer Gottesdienſtordnung, die an feſte Formulierungen gebunden iſt. Er tut dies in dem Beſtreben, die Gemeinden für jederzeit mögliche bevorſtehende Kämpfe immun zu machen und die ſonſt ſchweigende Gemeinde unter liturgiſchen Formeln und Reſpenſorien aktiv zum Mitreden zu bringen. Das frei formulierte Gebet des Pfarrers findet bei ihm keine Stätte mehr. Er wittert überall die Gefahr eines ungeiſtlichen Subjektivismus und ängſtigt ſich vor einem flachen Demokratismus in der gottesdienſtlichen Handlung. Allen Ernſtes weiſt er befürwortend auf die ſtrengen Formulierungen der Berneuchener Michaelsbruderſchaft hin. Um die Herausſtellung dieſer neuen Form ſoll nun in der kommenden Etappe gerungen werden: „weil man tatſächlich aus der Bibel nicht eine Ordnung ableſen könne, die für die Kirchen aller Zeiten und Länder verbindlich iſt". Wenn man dieſe Wendung lieſt, fragt man ſich: Wohin verirrt ſich hier Asmuſſen? Sehen die Früchte des Kirchenkampfes ſo aus und darf man das teuer erworbene Gut geiſtlicher Erfahrung an ſolche formalen Ziele vergeuden? Anſchauungsmaterial für ſolche Exerzitien iſt uns bereits hinlänglich zuteil geworden. Man leſe die im Schweizeriſchen kirchlichen Preſſedienſt erſchienenen Entwürfe liturgiſcher Handlung, die aus dieſer Quelle ſtammen! Man fragt ſich da, was die Verfaſſer ſich eigentlich für Begriffe vom Kirchenvolk machen. Was hat das noch mit evangeliſchem Geiſt oder gar reformierter Tradition zu tun? Welcher wirklich fragende und der Wortverkündigung offenſtehende Sinn ſoll dieſe liturgiſchen Konvulſionen ertragen! Quod non! Asmuſſen muß uns ſchon geſtatten, ihn bei einem Wort zu behaften, das er 1939, alſo mitten im Kirchenkampf, in ſeinem Buch „Die Kirche und das Amt" Seite 3 ſchrieb: „Die junge Chriſtenheit in Jeruſalem iſt ein unwiederholbares, eigenſtändiges Gebilde *ohne Programm* (diesſeits geſperrt). Sie wächſt aus dem innewohnenden Leben Chriſti". Dazu Seite 53: „Die Anfänge der chriſtlichen Kirche

ſind für ihre ganze Geſchichte entſcheidend. An ihnen muß ſich die chriſtliche Kirche immer von neuem orientieren." Dieſe wichtige Erkenntnis wird dann allerdings wieder eliminiert, wenn Asmuſſen, getrieben von der traditionellen Angſt des Lutherismus vor der Schwarmgeiſterei, fortfährt: „Aber wie ſchwer iſt dieſe Orientierung! Wie leicht iſt es geſchehen, daß man der Schwärmerei verfällt, die Anfänge rekonſtruieren zu wollen!" Nun, wer Geiſter zitiert, der verfällt ihnen ſelbſt am ſicherſten. Ja, es gibt eine Gefahr des Fanatismus, doch wer ihn ausrotten will, prophylaktiſch, noch bevor er ſich zeigt, iſt ſelbſt ein Fanatiker. Iſt die Schwärmerei jetzt, in unſerem hic et nunc, wirklich *die* große Gefahr? Hätte die Kirche der Reformation ihr ſoziales Gewiſſen nach der Weiſung der Prophetie und der Evangelien entwickelt, es erweitert, ſtatt es zu verengen, die Schwärmerei wäre wohl beſſer abſorbiert — ſie wäre kaum ſo gefährlich geworden. Gehen wir denn fehl, wenn wir bei Asmuſſens ganzer Konzeption einer organiſierten Kirche der geiſtlichen Ordnung, die ſcharfe Augen auch ſchon in den noch ruhigen Zeiten vor dem akuten Kirchenkampf bei ihm durchblitzen ſehen (die alſo nicht nur eine Erkenntnis des Kirchenkampfes iſt), wieder jenes altbekannte Zuſchließen des Herzens, jene Sklerokardie wahrnehmen, welche für die lutheriſche Kirche Deutſchlands ſo charakteriſtiſch iſt? Die Kirche iſt ein geiſtlicher Körper! Wer wollte dem widerſprechen? Aber der Geiſt bindet ſich freiwillig an das Organiſche, nicht an erklügelte Formen. „Er durchdringt alle Dinge", wie Paulus in Fortführung der Salomoniſchen Weisheit beſtätigt. Sollten die ſozialen Nöte des Bruders da ausgeſchloſſen ſein? Asmuſſen würde es ſelbſt nicht behaupten wollen, warum aber ſtellt er ſich dann ſo ſpröde gegenüber den drängenden Forderungen dieſer Welt? Warum immer wieder die Hälfte der dritten Bitte des Unſervaters eliminieren: „Alſo auch auf Erden"?

Auch darin wollen wir ihm willig beipflichten, daß unſere Epoche endzeitliche Züge trägt. Lehrt uns aber etwa die Offenbarung Johannes innert eines ſakralen Raums Diſtanz wahren gegenüber dem, was ſich auf Erden ereignet? Mahnt uns nicht die Schrift fortwährend, greifbare Urſachen und Wirkungen zu beachten? Sollte das nach den Zeichen der Zeit nicht geradezu die Frage verſchlingen, ob wir der Kirche einen mehr ſynodalen oder vorwiegend epiſkopalen Aufbau geben ſollen? Asmuſſen ſcheint das im Ernſt zu bezweifeln; wie könnte er ſonſt ſchreiben: „Wer ſich jetzt dem widerſetzt, daß die Kirchen zu guten Ordnungen ihrer Gottesdienſte und ihrer Andachten kommen, der ſpielt kommenden Verfolgern in die Hände." Sollen wir im Ernſt mit Liturgien und Andachtsbüchern abwehren, was uns bedroht? Traut er jener Ordnung ſo wenig, die ſich aus der Verkündigung des Wortes ſelbſt formiert? Iſt der Geiſt Gottes ein Geiſt der Unordnung? Müſſen wir mit Konſtitutionen

nachhelfen; wenn wir um den Geiſt bitten? Das allerdings ſollten wir bei jeder geiſtlichen Verſammlung tun.

Dieſe Fragen wären nicht ſo brennend, wüßten wir nicht, daß die Deutſchen — und das nun auch auf kirchlichem Gebiet — ſo fanatiſche Organiſatoren ſind, immer in Gefahr, ein Prinzip zu Tode zu reiten, wie ein grimmer Hengſt im Streit, gerade das für ihre Stärke zu halten, was ihre Schwäche iſt. Hier ſcheint die eigentliche Gefahr des Fanatismus zu liegen als ein Erbgut: die „Fanatici" aber ſind eben die „Schwärmer", nach der Interpretation der Bekenntnisſchriften. Asmuſſens Probleme ſind nicht ſo geiſtlich, wie es ausſieht — oder irren wir ſehr? Vielleicht läßt er doch mit ſich reden, wie er verſprochen hat es zu tun und wie auch wir es tun wollen bei dem, was ihm am Herzen liegt und er uns zu ſagen hat. Es könnte ſich herausſtellen, daß dies nicht wenig iſt, denken wir allein an den Verweis auf einen gewiſſen durch Mißbrauch entleerten demokratiſchen Dünkel der obſervanten Demokratien, der auch bis in das kirchliche Leben hineinſpielt. Gratias! *Burckard Michaëlis.*

Weltrundſchau

Von Teheran nach Moskau Das Weltbild der Berichtsperiode wird deutlich durch den Mißerfolg der *Moskauer Außenminiſterkonferenz* und die ſich daraus ergebende erneute Zuſpitzung der Beziehungen zwiſchen der Sowjetunion und den Weſtmächten beſtimmt. *Daß* die Moskauer Konferenz ein Mißerfolg war, iſt ja trotz allen Verwedelungsverſuchen eine offen daliegende Tatſache; trotz einer gewiſſen Verſtändigung über eine Reihe zweit- und drittrangiger Streitpunkte iſt zuletzt weder über die deutſche Frage noch über Oeſterreich noch über einen Viermächtepakt zum Schutz gegen einen neuen deutſchen Angriff, dieſe drei Hauptgegenſtände der Beratungen, eine Einigung erzielt worden, ſo wenig wie die Neufaſſung des britiſch-ruſſiſchen Bündnisvertrages gelungen iſt oder eine Vereinbarung über die künftige Ordnung in Oſtaſien getroffen werden konnte. Man hat ſich in Moskau ſogar eher noch weiter auseinandergeredet als zuſammengefunden, und wo man nicht einen beſonderen Grund hat, die wahre Sachlage zu beſchönigen, gibt man denn auch das Scheitern der Konferenz ruhig zu. Strittig kann allein die Frage ſein, wo der *Grund* für dieſen Ausgang der Verhandlungen liege; denn die in Weſteuropa und Amerika ſo beliebte Erklärung, mit den Ruſſen ſei nun eben einmal wegen ihres totalitären Kollektivismus und ihrer expanſiv-aggreſſiven Machtpolitik grundſätzlich keine Verſtändigung möglich, ſtellt die Dinge allzu tendenziös-vereinfachend dar, als daß ſie als ernſtzunehmende Deutung der gegen-

wärtigen Lage angenommen werden könnte. Zu einem *wirklichen* Verſtändnis dieſer Lage werden wir nur kommen, wenn wir die Moskauer Konferenz in den ganzen Zuſammenhang der Beziehungen zwiſchen Rußland und den Weſtalliierten hineinſtellen, wie ſie ſich ſeit den geheimen Kriegskonferenzen von Caſablanca, Kairo, Jalta, Moskau und insbeſondere Teheran (28. November bis 1. Dezember 1943) entwickelt haben.

Die ſeither verfloſſene Zeitſpanne zerfällt — wie kürzlich Walter Lippmann, der bekannte amerikaniſche Journaliſt, in einem Vortrag vor der Amerikaniſchen Handelskammer zutreffend bemerkt hat — deutlich in drei Hauptabſchnitte. Der erſte Abſchnitt, den man als *Rooſevelt-Churchill-Stalin-Periode* bezeichnen könnte, ſchloß mit der Feſtlegung der militäriſchen Grenzlinie ab, vor der am Ende der Feindſeligkeiten die britiſch-amerikaniſchen und die ruſſiſchen Streitkräfte Halt zu machen hätten. Dieſe Linie geht, wie man weiß, quer durch Europa von Stettin bis Trieſt, führt dann nördlich von Griechenland um die Türkei und Perſien herum nach Aſien hinein und verläuft auf dem 38. Breitengrad mitten durch Korea hindurch, während ſie in China tatſächlich je nach den Erfolgen der „nationalen" oder der „roten" Armee hin und her ſchwankt.

Zäher Machtkampf Aus der ſo zunächſt vorläufig gezogenen Militärgrenze wurde nun aber mehr und mehr eine dauernde *politiſche* Grenze zwiſchen der Sowjetzone und dem Herrſchaftsgebiete der Weſtalliierten. Keines der beiden Lager ſuchte ſeinen Einflußbereich durch Waffengewalt zu erweitern; aber beide befeſtigten ſich nach Kräften *innerhalb* ihrer Zonen und ſtrebten darüber hinaus in die Machtſphäre der anderen Gruppe einzudringen. Das bildet den Inhalt der zweiten Periode, die man etwa, wiederum nach den Hauptperſonen des Dramas, *Byrnes-Bevin-Molotow-Periode* heißen könnte. Im Weſten ſehen die meiſten Leute, unter dem Einfluß einer allgegenwärtigen Propaganda, dieſen Zeitabſchnitt im weſentlichen ausgefüllt durch eine planmäßige Macht- und Ausdehnungspolitik der Sowjetunion: Uebergreifen auf Nordperſien, Druck auf die Türkei (Meerengen!), Durchdringung des Balkans, Begehren nach einem Stützpunkt in Italieniſch-Afrika, Unterſtützung der chineſiſchen Kommuniſten uſw. Was man viel weniger bereitwillig ſehen will, das iſt der mindeſtens ebenſo planmäßige Vorſtoß der Weſtmächte in entgegengeſetzter Richtung, jene Politik, die mit Hilfe ſogenannter freier Wahlen die rußlandfreundlichen Regierungen in Polen, Rumänien, Ungarn und Bulgarien zu erſchüttern ſuchte, die neuen Grenzen Polens wieder ſtark nach Oſten zurückſchieben will, die Italien, Griechenland und die Türkei gegen die Sowjetunion und ihre Satelliten ſtärkt und ſcharfmacht, die den Krieg Tſchiang Kai-Scheks gegen das „rote China" großzügig finanzierte und militäriſch

förderte, die ein Netz von Stützpunkten rings um die Sowjetunion herum anlegte und überhaupt alles tat und tut, um Rußlands weltpolitiſche Stellung zu unterhöhlen. Und wie die Ruſſen die Länder der Oſtzone, namentlich das öſtliche Deutſchland, von dem aus ſie auch den Weſten zu gewinnen hoffen, ihrem politiſch-wirtſchaftlichen Syſtem einzugliedern ſtreben, genau ſo ſuchen die Weſtmächte auf allerlei Arten, nötigenfalls durch ein Vereinigtes Weſteuropa, mehr und mehr *ihre* Zone feſt zu organiſieren und dauernd ihrem Einfluß zu unterwerfen.

Wenn man aber bei den Weſtmächten vorausſetzt, daß ſie ſich bei ihrer Ausdehnungs- und Durchdringungspolitik weſentlich von *Verteidigungs- und Sicherungsabſichten* leiten ließen und laſſen, ſo muß man loyalerweiſe die gleichen Beweggründe auch den Ruſſen zubilligen. Dies umſomehr, als die ganze innere Lage der Sowjetunion alle Angriffsabſichten auf unabſehbare Zeit hin völlig ausſchließt und als ſeit der Preisgabe der Weltrevolutionsbeſtrebungen und der Wendung zur Politik des „Sozialismus in *einem* Lande" hin die auswärtige Politik der Sowjetunion, mit wechſelnden Methoden zwar, immer auf bloße Selbſtbehauptung und Sicherung gegenüber dem weſteuropäiſchen Kapitalismus und Imperialismus, nicht aber auf Angriff und Eroberung gerichtet war. Man mag die ruſſiſche Machtpolitik als noch ſo falſch, die durch ſie erſtrebte Sicherheit als noch ſo trügeriſch anſehen: daß dieſe Politik defenſiv gemeint iſt und nicht aggreſſiv, ſollte eigentlich jedem unbefangenen Beobachter einleuchten, und im übrigen iſt eben die Schutzgürtelſtrategie, die Rußland betreibt, im Grunde den gleichen Erwägungen entſprungen, welche die Vereinigten Staaten zur Verkündigung der Monroe-Doktrin („Keine europäiſche Einmiſchung in die Angelegenheiten des amerikaniſchen Kontinents!") veranlaßten, die England in Belgien und Holland durch Jahrhunderte hindurch Vorwerke ſeiner eigenen Verteidigungsorganiſation ſehen ließen und in Frankreich bis auf den heutigen Tag die Forderung nach der Rheingrenze wachhielten.

Beide Teile, die Weſtmächte wie die Sowjetunion, ſuchten auf die angedeutete Weiſe ihre Einflußzonen durch Propaganda und Durchdringung, durch wirtſchaftlichen Druck und politiſche Intervention zu erweitern. Aber das Schlußergebnis der ganzen Periode war trotzdem, daß die militäriſch-politiſche Grenzlinie, die am Kriegsende beſtand, unverändert weitergalt, zum mindeſten in Europa und im Nahen Oſten, im weſentlichen indeſſen auch in dem ewig aufgewühlten China, wo ſich die Vereinigten Staaten ſchließlich genötigt ſahen, ihr Eingreifen auf ein Maß zu beſchränken, das zwar ausreichte, um Tſchiang Kai-Schek die Behauptung ſeines Beſitzſtandes zu ermöglichen, aber nicht groß genug war, um ihn den Krieg gegen die „Roten" gewinnen zu laſſen.

Die Scharfmacher obenauf

Dieſer ganze Zuſtand machte freilich die Weſtalliierten und vor allem die Amerikaner in wachſendem Maße ungeduldig und gereizt. Das Gleichgewicht der Kräfte, das ſich zwiſchen der Sowjetunion und dem Weſtblock herausgebildet hatte, verhinderte ja die Neugeſtaltung der Welt auf *den* Grundlagen, die Amerika, England und Frankreich ſchaffen wollten, und immer lauter und beweglicher ertönte deshalb die Klage, daß die Ruſſen jeden Verſuch zum Aufbau einer internationalen Friedensordnung böswillig ſabotierten, wobei teils naiv, teils berechnend immer als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wurde, daß nur diejenige Geſtalt der Dinge eine wahrhafte Friedensordnung ſein könne, die den Wünſchen und Intereſſen der Weſtmächte entſpreche: die pax angloſaxonica, der angelſächſiſche Frieden, der auf dem Boden der kapitaliſtiſch-imperialiſtiſchen Ordnung erbaut werden ſollte. So gewann in der *dritten Periode* der Beziehungen zwiſchen den beiden Mächtegruppen beſonders in Amerika diejenige Strömung Oberwaſſer, die auf ein ſcharfes, von allen Rückſichten freies Draufgehen gegen Rußland hindrängte und den Bruch des Mächtegleichgewichts zugunſten der Weſtalliierten erſtrebte. Durch einſeitiges, jede Zimperlichkeit fahrenlaſſendes Vorgehen ſollte wenigſtens in den Einflußzonen der Weſtalliierten die Neuordnung der Nachkriegswelt an die Hand genommen und mit allen zweckmäßigen Mitteln ein derartiger Druck auf Rußland ausgeübt werden, daß es dagegen keinen Widerſtand wagen und womöglich ſogar in ſeinem eigenen Machtbereich zurückgedrängt und geſchwächt werden könne.

Dieſe Strömung erfuhr eine entſcheidende Stärkung durch ein Ereignis, das man mit Recht als das wichtigſte der ganzen bisherigen Nachkriegszeit bezeichnet hat: den Entſchluß Englands, das durch den Krieg außerordentlich geſchwächt und in ſeinem ganzen Reichsbeſtand erſchüttert worden war, ſeine Stellungen auf dem Balkan und in Vorderaſien zu räumen. Das hieß, daß zum erſten Mal ein Einbruch in die gegen Kriegsende feſtgelegte und ſeitdem mühſam aufrechterhaltene Weltfrontlinie drohte, ſofern Amerika nicht ſofort in die Breſche ſprang. Und Amerika *ſprang* in die Breſche. Statt zu riskieren, daß die Sowjetunion durch die Meerengen in den Mittelmeerraum eindringe oder gar an die gewaltigen Oelfelder des Mittleren Oſtens herankomme, welche die Vereinigten Staaten als *ihr* Reſervat anſahen [1]), übernahm es ſeinerſeits die Aufgabe, Griechenland und

[1]) Der Sachverſtändige für Petrolfragen im amerikaniſchen Außenminiſterium, Charles Rayer, ſagte letzthin in einer Rede in Mt. Vernon (Illinois): „Mit ſeinen Oelvorkommen, welche diejenigen der Vereinigten Staaten, ſoviel man weiß, übertreffen, und mit ſeiner raſch zunehmenden Petrolerzeugung kann der Mittlere Oſten ſchließlich ſehr wohl das Schwergewichtszentrum der Weltölproduktion werden. Es iſt darum nicht ſchwer, abzuſchätzen, wie wichtig unſere Beziehungen mit den verſchiedenen Ländern und kleinen Fürſtentümern werden können, aus denen jener Teil der Welt beſteht."

die Türkei wirtſchaftlich ebenſo wie militäriſch zu ſtützen und gegen Rußland auszurichten. Der Sowjetunion war damit die Piſtole auf die Bruſt geſetzt, im Sinn einer *Präventivaktion*, wie ſie der Präſident der außenpolitiſchen Kommiſſion des amerikaniſchen Abgeordnetenhauſes, Charles *Eaton*, kürzlich ſo unzweideutig forderte:

„Die Vereinigten Staaten haben mit allen ihren Machtmitteln den Zuſammenbruch der Türkei und Griechenlands zu verhindern. Tun ſie das nicht, ſo werden wir Amerikaner früher oder ſpäter zwei Milliarden Menſchen gegenüberſtehen, die, durch die Philoſophie des Kommunismus getrieben, die Vernichtung Amerikas anſtreben werden ... Wir ſtehen in Korea genau der gleichen Lage gegenüber wie in Griechenland und der Türkei. Korea iſt durch die Ruſſen und die Amerikaner nicht nur in zwei Teile geteilt. In Wahrheit haben die Kommuniſten in Korea während der ganzen Zeit die höchſten Anſtrengungen unternommen, ihre Ziele in der amerikaniſchen Zone zu verwirklichen. Bewußt der ſchweren Verantwortung meines Amtes und meiner öffentlichen Anſprache werfe ich die Frage auf: Wie können wir einen über kurz oder lang eintretenden ernſthaften Zuſammenſtoß mit der Sowjetunion vermeiden? Ich ſelbſt weiß nicht, ob ſich ein ſolcher Zuſammenſtoß überhaupt vermeiden läßt."

Daß die Zahl derer, die einen ruſſiſch-amerikaniſchen Krieg tatſächlich für unvermeidbar halten, in den Vereinigten Staaten raſch wächſt, dafür habe ich hier ſchon manchen Beleg angeführt. Neuerdings macht drüben viel von ſich reden das Buch „Der Kampf um die Welt" von Profeſſor James *Burnham*, der einen bewaffneten Entſcheidungskampf zwiſchen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten für wahrſcheinlich erklärt und im Blick darauf die umfaſſende Mobiliſierung und konſequente Militariſierung nicht nur Amerikas, ſondern auch aller übrigen nichtruſſiſchen Länder (unter amerikaniſcher Führung) verlangt. Der Krieg gegen die Achſe, ſo meint Burnham, ſei ein Fehler geweſen, da er den Alliierten nur eine *noch* größere Gefahr, die bolſchewiſtiſche, auf den Hals geladen habe; um ihr zu entgehen, müſſe ſich die ganze außerſowjetiſche Welt, nötigenfalls unter vorläufiger Opferung der bürgerlichen Freiheiten und mit ſchonungsloſer Unterdrückung aller kommuniſtiſchen oder kommuniſtenfreundlichen Elemente, für einen letzten Entſcheidungskampf vorbereiten, ſelbſt wenn dieſer Kampf die Zerſtörung der weſtlichen Kultur bedeuten würde. Lieber tot als kommuniſtiſch! — Daß man Burnhams Buch nicht leicht nehmen kann, geht ſchon daraus hervor, daß ein großer Auszug daraus in der Wochenſchrift „Life" erſchienen iſt, die 22 Millionen Leſer hat. Und wenn auch die Gegenaktion der Liberalen und Antiimperialiſten in den Vereinigten Staaten nicht zu unterſchätzen iſt, ſo haben dieſe Gegner der «Truman-Doktrin» eben doch ſchwer bergauf zu kämpfen. Gerade während ich dies ſchreibe, bekomme ich den Brief einer jetzt in Amerika lebenden deutſchen Emigrantin, die von dem neuen Feldzug Henry Wallace's gegen Krieg und Kriegsgeſchrei erzählt und etwas reſigniert bemerkt:

„Aber was wird dieſer Prediger und ſein Gefolge gegen die ſchon ‚feſt und treu' etablierte Militärregierung mit ihrem Machtapparat machen können? Es iſt ſchon alles ‚tout comme chez nous' im Deutſchland der Generäle, der Leutnants und Reſerveoffiziere. Krieg iſt das Loſungswort. Trotzdem — es iſt nicht ganz dasſelbe. Und daher dürfen wir nicht erlahmen."

Die Folgen Es braucht auf alle Fälle nicht viel Phantaſie, um ſich die Wirkung vorzuſtellen, welche die aktiviſtiſche Strömung in den Vereinigten Staaten auf *Rußland* haben muß. Die kommuniſtiſche Theſe, daß ein endgültiger kriegeriſcher Zuſammenſtoß zwiſchen der kapitaliſtiſch-imperialiſtiſchen und der ſozialiſtiſch-ſowjetiſchen Welt wahrſcheinlicher ſei als eine Verhinderung, erfährt dadurch in den Augen der Ruſſen eine neue Bekräftigung, trotz den beſchwichtigenden Aeußerungen, die insbeſondere Stalin über die Möglichkeit eines friedlichen Nebeneinanderlebens von Kommunismus und Kapitalismus immer wieder von ſich gibt, unlängſt auch in einem Geſpräch mit dem ehrgeizigen amerikaniſchen Politiker und möglichen Präſidentſchaftskandidaten Staſſen. Unter einem „Verſuch der Weſtmächte, faſt zwei Jahre lang unermüdlich die Hand der Ruſſen zur Zuſammenarbeit zu erfaſſen", wie ihn Profeſſor W. Röpke in der „Neuen Zürcher Zeitung" behauptet, ſtellen wir uns jedenfalls etwas ziemlich anderes vor, als was ſeit Kriegsende von jener Seite aus *tatſächlich* erſtrebt wurde, etwas anderes auch, als was jetzt Churchill und ſeine Mitarbeiter, teilweiſe in beſten Treuen, mit ihrem Feldzug für die „Vereinigten Staaten Europas" erſtreben. Und darum beſteht auch wenig Anlaß, den Ruſſen beſondere Vorwürfe zu machen, daß ſie an der Moskauer Konferenz keine Eile gehabt hätten, auf die „Friedenspläne" der Weſtmächte einzutreten. Sogar die „Neue Zürcher Zeitung" muß zugeben:

„Es iſt an ſich erklärlich, daß dem Kreml im gegenwärtigen Augenblick nichts an einer endgültigen Geſtaltung der Zukunft Europas und Oſtaſiens gelegen iſt. Er befindet ſich einer vor jeder Gefahr ſich enger ſchließenden Front der Vereinigten Staaten und Großbritanniens gegenüber, in die ſich auch Frankreich immer entſchiedener einreiht. Als ſtärkſter Partner dieſer Gruppe ſtehen die Vereinigten Staaten in einer Periode größten Aufſtieges ihrer wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit und ihrer politiſchen Schlagkraft. Rußland ſelbſt iſt, nach ſeinem gewaltigen militäriſchen Erfolg, völlig erſchöpft, und unfähig, den Wiederaufbau der durch die Deutſchen verwüſteten Gebiete mit der gewünſchten Raſchheit durchzuführen. Es macht eine der ſchwerſten induſtriellen Kriſen und größten Hungersnöte ſeit dem Beſtehen der kommuniſtiſchen Herrſchaft durch. Durch ſeine Beſetzungsmethoden iſt das kommuniſtiſche Syſtem, ſelbſt bei ſeinen potentiellen Anhängern, diskreditiert. In dieſer ungünſtigen Konſtellation die Geſtalt Europas und Oſtaſiens für die kommenden Jahre oder Jahrzehnte feſtlegen zu laſſen, würde bedeuten, daß Moskau auf manche Frucht des Sieges über Deutſchland, auf die es rechnet, verzichten müßte. So iſt es an ſich verſtändlich, daß es eine *Verſchiebung* jeglicher Verſtändigung erſtrebt."

Hier, in Rußlands Widerſtreben, ſich in eine „Friedensordnung" eingliedern zu laſſen, wie ſie die Weſtalliierten gemäß *ihren* Macht-

intereſſen und unter Ausnützung der Schwäche der Sowjetunion durchdrücken wollen, hier liegt der wahre Grund für das Scheitern der Moskauer Konferenz wie der übrigen „Verſtändigungsbemühungen" der Weſtmächte. Es hilft darum nichts, die böſen Folgen zu beklagen, die ſich aus der neuen Entfremdung von Oſt und Weſt ergeben müſſen: die Vermehrung des Weltchaos, die Schwächung der Vereinten Nationen, den Aufſchub der Verträge mit Oeſterreich und mit den ehemaligen Verbündeten Deutſchlands. Die entſcheidende Frage iſt: Will man endlich den *Urſachen* auf den Leib rücken, die zu dem Auseinanderklaffen der öſtlichen und der weſtlichen Welt geführt haben, oder will man dieſe Urſachen weiterbeſtehen laſſen und damit Gefahr laufen, daß es wirklich zu der neuen Kataſtrophe kommt, die man uns jetzt mit einer faſt pervers anmutenden Luſt am Unheilprophezeien täglich vor Augen ſtellt?

Auf gefährlichem Weg Bis zur Stunde iſt kein ernſtliches, eindeutig überzeugendes Zeichen dafür zu erkennen, daß die ehemals alliierten Mächte in ihren Nachkriegsbeziehungen neue Wege zu gehen bereit ſeien; hingegen liegen zahlreiche Anzeichen dafür vor, daß ſie den falſchen Weg, den ſie ſeit Jahr und Tag verfolgen, und den namentlich die Weſtſtaaten in der vorhin ſkizzierten dritten Periode ihrer Beziehungen zu Rußland eingeſchlagen haben, mit verſchärfter Folgerichtigkeit fortzuſetzen entſchloſſen ſind.

Was zunächſt die *Ruſſen* betrifft, ſo haben ſie nicht gezögert, die Enttäuſchung der Deutſchen über die abermalige Verzögerung einer Löſung ihrer Lebensfragen für ihre Zwecke auszunützen. Die beſſere Ernährungslage in der ſtark landwirtſchaftlichen Oſtzone, die von den Sowjetbehörden geförderte Wiederingangſetzung des kulturellen Lebens ſowie die einheitlichere und planmäßigere Wirtſchaftspolitik in den öſtlichen Gebieten Deutſchlands erleichtern dieſe Tragik offenkundig, ſo daß Profeſſor Röpke in ſeinem früher erwähnten Aufſatz klagt, die Entwicklung in den Weſtzonen habe „die Waage der deutſchen Sympathien bereits bedenklich zu ihren (der Weſtalliierten) Ungunſten verſchoben und zu einem Ergebnis geführt, das noch vor einem Jahr kaum denkbar erſchienen wäre". „Die jüngſten Wahlen in der Britiſchen Zone zeigen die Kommuniſten in beachtlichem Vordringen. Der wachſende Verdruß der Deutſchen mit allen Siegern macht ſich in einem Drängen nach geſamtdeutſcher Einheit um jeden Preis geltend und erleichtert damit das Spiel der Ruſſen. Der noch vor zwei Jahren ſo ſtarke Föderalismus iſt heute in hohem Maße diskreditiert, und wie es in Wahrheit ſteht, zeigt die eine Tatſache, daß in Niederſachſen nunmehr die Kommuniſten allein über mehr Sitze verfügen als die Niederſächſiſche Landespartei, d. h. die einzige Partei Norddeutſchlands, die den Föderalismus auf ihre Fahne geſchrieben hat."

Kein Wunder, daß Herr Röpke die *Angelſachſen* und *Franzoſen* beſchwört, unverzüglich und ohne jede Rückſicht auf den früheren Verbündeten eine Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe in *ihren* Beſetzungszonen vorzunehmen, „damit in Weſtdeutſchland endlich ein Kern der politiſchen und wirtſchaftlichen Ordnung, der Proſperität, Rechtsſicherheit und Freiheit entſtehe, um den ſich ſchließlich ganz Deutſchland ſammeln wird, ſobald die Ruſſen dem Drängen der Oſtdeutſchen, mit dieſem weſtlichen Kerngebiet wiedervereinigt zu werden, nachgeben". Mit andern Worten: Organiſierung Weſt- und Süddeutſchlands *auf dem Boden des Kapitalismus und der bürgerlichen Demokratie* — das ſoll die Parole werden, welche die Weſtmächte auszugeben hätten und um die ſich die Deutſchen ſelbſt ſcharen könnten, ſobald ſie von den Ruſſen endgültig genug hätten. Daß ſich die Deutſchlandpolitik der Vereinigten Staaten tatſächlich weithin mit dieſer Forderung deckt, iſt an dieſer Stelle ſchon wiederholt dargelegt worden. Noch mehr: die amerikaniſche Außenpolitik, als deren Hauptinſpirator in dieſen Dingen John Foſter Dulles gilt, erſtrebt darüber hinaus die Organiſierung eines kapitaliſtiſchen *Weſteuropa*, mit dem weſtdeutſch-belgiſch-lothringiſchen Induſtriedreieck als Zentrum und mit offener Spitze gegen die Sowjetunion, der ein wirtſchaftlich, militäriſch und politiſch ſtraff zuſammengefaßter, von Amerika geleiteter weſtlicher Staatenbund entgegengeſtellt werden ſolle.

Ein kühner, in ſeiner Art großer, zahlloſe Menſchen jedenfalls beſtechender Gedanke, von dem es bis zu Burnham's rußlandfeindlichem Weltbund kein allzu großer Schritt mehr wäre! Aber eben auch ein gefährlicher, ja abenteuerlicher Gedanke! Ob er endgültig Geſtalt gewinnen wird, ob ſich ihm namentlich auch England und Frankreich anſchließen werden, ſteht noch dahin. Die *ſozialiſtiſchen* Kräfte Englands widerſtreben ihm vorläufig noch ziemlich heftig; bei der engen militäriſchen und wirtſchaftlichen Bindung Großbritanniens an das gegenwärtige amerikaniſche Regime iſt aber durchaus damit zu rechnen, daß die konſervativ-ſowjetfeindlichen Kräfte, deren Fahnenträger Winſton Churchill iſt [2]), früher oder ſpäter eben

[2]) Wie ſehr Churchill immer mehr zum bloßen konſervativen Parteiagitator herabſinkt, zeigt faſt jede ſeiner Aeußerungen über die Politik der Labourregierung. In einer jüngſten Rede in Schottland zum Beiſpiel ſcheute er ſich nicht, zu behaupten: „Es iſt ein Unglück ſondergleichen, daß wir gleich nach unſerem Siege, den wir uns durch Anſtrengungen erkämpft haben, für die uns die ganze Welt Dank ſchuldet, nun geſchwächt und geſchlagen daſtehen müſſen — und dies nur, weil eine engſtirnige und verknöcherte Regierung die Macht ergriffen hat, und, ſtatt dem Lande zu helfen, ſich nur um die Verwirklichung ihrer abſtrakten Dogmen und ſturen Theorien kümmert und ſich nichts daraus macht, das Land in einen Zwieſpalt zu ſtürzen, wie ich ihn noch nie geſehen habe ... Alles, was Miniſterpräſident Attlee und all die ſektiereriſchen Parteileute, die ſich ſeiner bedienen, fertiggebracht haben, das iſt geweſen, Großbritannien herunterzubringen, und das — ich gebe es zu — haben ſie erfolgreich fertigzubringen verſtanden."

doch die Oberhand gewinnen. Und dann muß ſich zeigen, ob die waghalſige Spekulation mit der „Weſtlöſung", die durch einen großzügigen *Finanzierungsplan* für Weſteuropa, eine neue Art von Pacht- und Leihlieferungen für die Kunden und Lieferanten der Vereinigten Staaten, die nötige materielle Grundlage bekommen ſoll, gelingen wird oder nicht.

Vorerſt hat man Grund zu *bezweifeln*, daß ſie gelingt. Vorausſetzung des ganzen Planes iſt ja, daß er *ſchnell* und *energiſch* ins Werk geſetzt wird. Iſt das zu erwarten? Iſt es bei den Widerſtänden gegen die immer weitergehende Engagierung der Vereinigten Staaten in Europa und Aſien, die ſich in der amerikaniſchen Bundesverſammlung geltend machen (auch die nächſtjährigen Präſidentſchafts- und Parlamentswahlen ſpielen da hinein), überhaupt möglich? Profeſſor Röpke ſelbſt ſcheint deſſen nicht ſicher zu ſein; er befürchtet, daß, wenn die alliierten Außenminiſter im Herbſt wieder zuſammentreten,

„die wirtſchaftliche, politiſche und geiſtige Lage in Deutſchland noch ſchlimmer als im vergangenen Winter ſein wird, daß die Deutſchen die klare Beſinnung verlieren und durch Betonung des Zentralismus und Sozialismus die Weſtmächte in ihrem Reformwillen lähmen werden; daß in dem Ringen um die Seele der Deutſchen — an dem teilzunehmen die Weſtmächte, willig oder nicht, gezwungen werden — Kühnheit und Geſchick den Ruſſen reſerviert bleiben, die an die Deutſchen im doppelten Namen der nationalen Einheit und der ſogenannten ‚ſozialen Revolution' appellieren; daß die Kommuniſten in Weſtdeutſchland auf geraden und auf krummen Wegen ſtändig an Boden gewinnen, bis das, was heute den Weſtmächten noch möglich iſt, ſchon in einigen Monaten unmöglich ſein könnte."

Einer Krise entgegen?

Aber auch abgeſehen von der Ungewißheit darüber, wie die Deutſchen auf eine „Weſtlöſung" reagieren würden, enthält die ganze Rechnung vor allem *eine* große Unbekannte: das *Schickſal des weſteuropäiſch-amerikaniſchen Kapitalismus*. Gedeiht er noch ein paar weitere Jahre ſo wie ſeit Kriegsausbruch, dann hat er eine wirkliche Chance gegenüber der oſteuropäiſchen Sowjetwirtſchaft, die ſeit dem Krieg auf ſchwachen Füßen ſteht; wenn nicht, dann iſt die Wahrſcheinlichkeit groß, daß mindeſtens Mittel- und Weſteuropa, eingeſchloſſen England, Frankreich und Italien, wenn nicht Amerika ſelbſt wirtſchaftlich zuſammenbricht und von einer Mobiliſierung der weſtlichen Welt gegen die Sowjetunion keine Rede mehr ſein kann.

Dieſe Gefahr iſt umſo ernſter, als die amerikaniſch-ruſſiſchen Beziehungen mehr und mehr einer *Kriſe* entgegentreiben, ſofern die Dinge nicht bald eine gründlich andere Wendung nehmen. Und darauf beſteht eben zurzeit nur geringe Ausſicht; im Gegenteil, der verhängnisvolle Kurs der interalliierten Politik wird ja mit verſtärkter Konſequenz weitergeſteuert.

Vor allen Dingen hat nunmehr, nach längerem Zögern, die amerikaniſche Bundesverſammlung dem Programm Truman-Marſhall

für die ſogenannte Hilfe an *Griechenland und die Türkei* mit großer Mehrheit doch zugeſtimmt, wenn ſchon es dabei niemandem recht wohl war. Begreiflich, denn die Vereinigten Staaten haben damit eine Bahn beſchritten, von der man wohl ſieht, wo ſie anfängt, aber nicht, wo und wie ſie enden wird. Nur ein einziges Zeugnis für die Tragweite der jüngſten Waſhingtoner Beſchlüſſe: ein paar Sätze aus einer neueren Ausgabe des „Reſearch Inſtitute Report", eines 14tägig erſcheinenden Informationsblattes für die amerikaniſche Großinduſtrie, das allem nach aus erſten Quellen ſchöpft. Es heißt darin in knappem, fachlichem Geſchäftsſtil u. a.:

„Die Vereinigten Staaten ſind entſchloſſen, eine feſte Haltung einzunehmen; wir werden der gegenwärtigen ruſſiſchen Politik frontal entgegentreten. Entweder wird die Sowjetpolitik anders, oder die Vereinigten Staaten werden mit politiſchen und wirtſchaftlichen Waffen zurückſchlagen ... Kein blutiger Krieg, aber kraftvolle Unterſtützung nichtkommuniſtiſcher Elemente; wirtſchaftliche Hilfe, politiſche Hilfe, einfach ſo ziemlich alles außer blutigem Krieg. *Wir ſpekulieren bewußt darauf, daß Rußland zu ſchwach für einen wirklichen Krieg iſt, daß es keinen Krieg will, keinen führen könnte.* Die Stimmung iſt, daß eine feſte Politik, jetzt betrieben, nicht zu einem bewaffneten Zuſammenſtoß führen, ſondern blutige Konflikte in Zukunft verhindern werde. — Sofortmaßnahmen: Amerikaniſche Flotteneinheiten werden ins Mittelmeer geſchickt. Militär- und Induſtrietechniker nach Griechenland. Truppen vielleicht ſpäter. Inzwiſchen werden wir Griechenlands Armee und Wirtſchaft ausbauen, vielleicht ſelbſt übernehmen. Armeematerial wird ſofort verſchifft werden. Ruſſiſcher Druck und engliſche Schwäche werden zu weiteren amerikaniſchen Aktionen im Mittleren Oſten, in China, Korea, Frankreich, Italien und Deutſchland führen. Das wird den Vereinigten Staaten Milliardenlaſten aufladen. Es wird mehr begabte Techniker, Verwaltungsleute und Diplomaten erfordern, als Amerika jemals in Friedenszeiten ins Ausland entſandt hat."

Amerikaniſche Aktion

Das hier von einem Organ des Großkapitals umriſſene Programm iſt, wie man ſieht, bereits in voller Ausführung begriffen. Schon zeichnen ſich die Spuren der amerikaniſchen Aktion in der franzöſiſchen und italieniſchen Politik deutlich ab. *Frankreich* hat, zu der amerikaniſchen Geld- und Getreidehilfe hinzu, von den Vereinigten Staaten beträchtlich erhöhte Kohlenlieferungen bewilligt erhalten. Die Verſchmelzung ſeiner Beſetzungszone in Deutſchland mit der angelſächſiſchen Zone wird kaum mehr lange auf ſich warten laſſen. Die unkluge Selbſtausbootung der franzöſiſchen Kommuniſten aus der Regierung, im Zuſammenhang mit dem Streik in den verſtaatlichten Automobilwerken Renault, iſt von den übrigen Koalitionsparteien ſofort als endgültig, als fait accompli, angenommen worden, und wenn auch die Meldung der amerikaniſchen Nachrichtenagentur Aſſociated Preß, die Regierung in Waſhington bereite eine zuſätzliche Hilfe für Frankreich vor, unter der Bedingung, daß es Ramadier gelinge, ein „kommuniſtenfreies" Kabinett zu halten, und daß die Sozialiſten des rechten Flügels bereit ſeien, die Anwendung der „Truman-Doktrin" auf Frankreich zu unterſtützen, in *dieſer* Form

dementiert worden ist, so wird doch zugegeben, daß die Aussicht auf eine Anleihe von Seiten der Weltbank, die von den Vereinigten Staaten beherrscht wird, „Ramadier den Entschluß erleichterte, sich in einer wirtschaftspolitischen Frage von den Kommunisten als Regierungspartner zu trennen". Henry Wallace aber schreibt in der „New Republic", er habe in Paris den Eindruck bekommen, daß die Vereinigten Staaten Pläne für die Gewährung einer politischen Anleihe an Frankreich hätten, jedoch die Bedingung stellten, daß „dieses Land den Geist des Fortschritts aufgebe". „Jeder Versuch, Amerikas gewaltige Wirtschaftsmacht dazu zu benützen, um Frankreich nach rechts abzudrängen und in einen sowjetfeindlichen Block hineinzumanövrieren, wird aber zu Blutvergießen führen".

Man wird kaum sehr fehlraten, wenn man ähnliche Hintergründe wie in Frankreich auch bei der gegenwärtigen *italienischen* Kabinettskrise vermutet. Der klerikale Herr de Gasperi, dem unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Amerika die versuchte Wendung nach rechts nur unvollkommen gelungen war, schätzte diesmal die Aussichten auf eine Abstoßung der Kommunisten (und womöglich auch der Linkssozialisten) als besser ein. Und wenn ihm sein Plan auch zum zweiten Mal mißraten zu wollen scheint — an seiner Stelle soll nun irgend ein weniger bloßgestellter Politiker ungefähr mit den gleichen Parteien wie bisher weiterregieren —, so war doch die Bemerkung in seiner Radioansprache vom 13. Mai, es sei zu hoffen, „daß Italien Darlehen von der Internationalen Wiederaufbaubank erhalte, die aber nur gewährt würden, wenn die Finanz- und Wiederaufbaupläne *den ausländischen Gläubigern Vertrauen einflößten*", deutlich genug, um erkennen zu lassen, wohin die Reise gehen soll und vielleicht bald auch tatsächlich gehen wird [3]).

Wie rasch und wie umfassend sich der amerikanische Aktivismus *im Nahen und Mittleren Osten*, seinem vorläufigen Hauptbetätigungsfeld, auswirken wird, bleibt abzuwarten; eine gewisse Hemmung erwächst ihm dabei immerhin aus der judenfreundlichen Haltung Präsident Trumans, die sicher nicht *bloß* aus Wahlrücksichten zu erklären ist, und die auch in die zunächst unterbrochenen Beratungen der Generalversammlung der Vereinten Nationen über die *Palästinafragen* hineinspielt.

Ein Problem für sich bleibt *Indien*. Die plötzlich aufgetauchte Hoffnung, Hindus und Mohammedaner würden sich nun doch über die Schaffung eines mohammedanischen Eigenstaates („Pakistan") einigen, ist rasch enttäuscht worden. Außer der Entschlossenheit Großbritanniens, Indien auf alle Fälle zu räumen, auch wenn dessen

[3]) Nach den neuesten Meldungen soll nun Herr de Gasperi selber die neue Regierung bilden, nachdem die Versuche mit Nitti und Orlando gescheitert sind. Das gäbe natürlich den „ausländischen Gläubigern" die besten Garantien. (27. Mai.)

künftiges Schickſal noch völlig im Dunkeln liege, ſteht in Indien überhaupt noch nichts feſt, ſo daß man ſich auf alles gefaßt machen muß. Inzwiſchen kommt die bedeutſame Kunde aus Neu Delhi, daß die verfaſſunggebende Nationalverſammlung beſchloſſen habe, die Kaſte der *„Unberührbaren"*, 50 Millionen völlig ausgeſtoßene, ſozial zutiefſt ſtehende Menſchen umfaſſend, abzuſchaffen. Auch das wieder eine gewaltiges, revolutionäres Ereignis! Wann werden wohl die *amerikaniſchen* „Unberührbaren", die 13 Millionen Neger in den Vereinigten Staaten, die Menſchenrechte bekommen?

In *China* hat die Einſchränkung der amerikaniſchen Unterſtützung an Tſchiang Kai-Schek raſch die erwartete Wirkung gehabt: mit dem Krieg gegen die „Kommuniſten" — das heißt gegen die verelendeten, rebellierenden Volksmaſſen der Nordprovinzen — geht es dem Ende zu. Die wirtſchaftliche Not iſt ſo grauenhaft und die finanzielle Zerrüttung ſo hoffnungslos, daß ſich ein Waffenſtillſtand zwiſchen „Nationalen" und „Roten" förmlich aufdrängt. Aber geht das nicht doch wider Sinn und Zweck der neuen amerikaniſchen Aktion, auch wenn Außenminiſter Marſhall ſelber zum Rückzug der Vereinigten Staaten aus China geraten hat? Und wird man nicht ein abermaliges, diesmal ganz offenes Eingreifen Amerikas in China (und Korea) im Stile der Hilfeleiſtung an Griechenland und die Türkei zu gewärtigen haben?

In *Japan* hat das amerikaniſche Beſetzungsregime zunächſt das gewollte Ergebnis gehabt: am 3. Mai iſt die neue „demokratiſche" Muſterverfaſſung in Kraft getreten, und ein paar Tage vorher ſind bei den Wahlen die Kommuniſten ſchwer aufs Haupt geſchlagen worden, während die konſervativen Parteien — die ſich Liberale und Demokraten heißen — ſowohl im Oberhaus wie im Unterhaus eine überwältigende Mehrheit gewonnen haben. Etwas programmwidrig ſind allerdings zur gleichen Zeit die Sozialiſten die ſtärkſte Einzelpartei im Reichstag geworden, ſo daß ihr Führer Katayama mit der Regierungsbildung beauftragt wurde. Das iſt an ſich gewiß bedeutſam. Aber wie William Coſtello der „New Republic" aus Tokio berichtet, hat die Demokratie in Japan dennoch keinerlei reale Grundlage, weder in der Denkweiſe des Volkes noch in den wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſen, ſo daß tatſächlich die Diktatur der feudal-kapitaliſtiſchen Klaſſe ungebrochen weiterbeſteht und die Bildung eines auch nur von ferne freien Volkswillens vorläufig gänzlich ausgeſchloſſen erſcheint. Die herrſchende Schicht hat denn auch gar keinen Grund, mit der amerikaniſchen Beſetzung unzufrieden zu ſein; im Gegenteil (ſo ſagt Coſtello): „Die Diplomaten zögerten nicht, darauf hinzuweiſen, daß Trumans Kreuzzug gegen die Kommuniſten von Japan ſchon durch den Antikominternpakt im Jahre 1937 aufgenommen wurde. Beſetzt oder nicht — ſie betrachten ſich jetzt tatſächlich als die Verbündeten

der Vereinigten Staaten". Und wirklich: Auch wenn die Alliierten — das heißt hier die Amerikaner — nach dem Wunsche General MacArthurs Japan räumten, so wäre Japan doch ein wichtiges Mitglied des neuen Antikominternbundes, der sich jetzt unter amerikanischer Führung in der Welt zu bilden beginnt. Das ist die bisher greifbarste Wirkung von bald zwei Jahren amerikanischer Aktion im Lande der aufgehenden Sonne.

Am Scheideweg Und all das, was wir um uns her sich begeben sehen, ist erst ein Anfang. Es ist damit zu rechnen, daß die Dinge auf der abschüssigen Bahn rasch weiter treiben; die Amerikaner besonders sind tatkräftige, „dynamische" Leute und bleiben nie auf halbem Wege stehen. Wohin soll also ihr Draufgängertum führen? Ein Amerikaner selbst möge es uns sagen, Walter Lippmann, der kein Oppositionsmann ist, sondern stramm die Regierungspolitik unterstützt und die Sowjetunion mehr als kritisch ansieht, in seinem eingangs erwähnten Vortrag aber warnt:

„So wie sich jetzt die Dinge entwickeln, sind sowohl Moskau wie Washington in größter Gefahr, daß sie die Freiheit der Entscheidung über Krieg und Frieden verlieren ... Die Vereinigten Staaten stehen tatsächlich allein, die Militärmacht der Sowjetunion ohne leistungsfähige Bundesgenossen in Schach haltend und überdies gezwungen, das Wirtschaftsleben Westeuropas und eines beträchtlichen Teiles der übrigen Welt aufrechtzuerhalten. Noch besteht ein gewisses Gleichgewicht. Aber wir können uns nicht mehr länger darauf verlassen. Denn wir können einen solch riesigen Teil der Welt nicht verteidigungsweise gegen die langsam wirkenden Druck- und Durchdringungsversuche der Sowjetunion behaupten. Wenn die gegenwärtige Lage noch lange genug fortdauert, werden wir Zwischenfällen ausgeliefert sein, die zum Krieg führen könnten. Der Umstand, daß der Versuch, uns in unseren Stellungen zu halten, so erschöpfend, so kostspielig und so gefahrvoll ist, wird die Spannung in unserem Land und in der Welt bis zu einem bedrohlichen Grade steigern. *Das wird dem Gedanken eines Kreuzzuges, eines Präventivkrieges rufen, welcher der Sorge und dem Unbehagen ein Ende machen soll.*"

Als ob dieser Gedanke weite Kreise des amerikanischen Volkes und auch der politischen wie besonders der militärischen Führungsschicht nicht schon längst erfaßt hätte!

Was soll und kann nun aber gegen die wachsende Kriegsgefahr praktisch vorgekehrt werden? Ich habe kein Rezept für Friedenssicherung in der Tasche. Aber die folgenden paar Richtpunkte für die Anbahnung einer dauerhaften *Zusammenarbeit zwischen Westmächten und Sowjetunion* kann man — wenn auch nur ganz stichwortmäßig — vielleicht doch aufstellen, ohne sich in Illusionen oder bloßen Wunschträumen zu verlieren:

1. Gegenseitiger Verzicht auf weitere Vorstöße in die heutigen, nun einmal eben bestehenden Einflußzonen beider Teile, eingeschlossen den Verzicht auf Zurückdrängung Polens hinter die Oder-Neiße-Linie.

2. Vernünftige Dezentralisierung eines im übrigen als politisch-

wirtſchaftliche Einheit anzuerkennenden Deutſchland, mit örtlicher Selbſtverwaltung und Sozialiſierung der wirtſchaftlichen Schlüſſelſtellungen, alles unter alliierter Aufſicht, aber unter Zurückziehung der Hauptmacht der Beſetzungstruppen.

3. Wiederaufbauhilfe für Rußland und Polen durch die Vereinten Nationen, unter Verzicht Rußlands auf weitere Reparationen.

4. Entwicklung der Wirtſchaft und Hebung der Lebenshaltung der Völker des Balkans und des Nahen Oſtens nach internationalem Plan [4]).

5. Dasſelbe für China und eventuell andere aſiatiſche Länder.

6. Weltplanwirtſchaft für die Sicherung der Ernährung aller Völker der Erde.

In dem Maße, als an der Löſung ſolcher und ähnlicher Aufgaben das gegenſeitige Vertrauen wächſt:

7. Militäriſche Abrüſtung, insbeſondere Ausſchaltung der Maſſenvernichtungswaffen [5]), und planmäßige Entwicklung der Atomkraft für friedliche Zwecke.

Verantwortlichkeiten Die Menſchheit kann ſich eine Spaltung der Welt in zwei feindliche Lager auf die Länge einfach nicht mehr leiſten. Beſonders die kleinen und mittleren Nationen werden die Laſten einer militäriſchen und wirtſchaftlichen Selbſtbehauptung aus eigenen Kräften nicht auf unabſehbare Zeit tragen können; ſie ſind auf die Einigung der Großen und auf die Hilfe der Leiſtungsfähigſten unter dieſen völlig angewieſen. Nun denke ich nicht einſeitig genug, daß ich die Verantwortung für eine Einigung der Großen und für die Durchführung eines „Friedensplanes" wie des ſoeben umriſſenen einfach den Vereinigten Staaten überbunden wiſſen möchte. Auch die *Sowjetunion* trägt ihre große Verantwortung dafür, und niemand kann ſie ihr abnehmen, am wenigſten diejenigen, die von der Sowjetunion als ſozialiſtiſcher Weltmacht auch eine ſozialiſtiſche Welt*politik* verlangen. Eine Wendung der internationalen Lage kann durchaus auch von ihr

---

[4]) Für Griechenland hat die Nahrungsmittel- und Landwirtſchaftsorganiſation der Vereinten Nationen einen entſprechenden Plan bereits ausgearbeitet, der Ende März dieſes Jahres veröffentlicht wurde und eine Reihe ausgezeichneter Vorſchläge enthält.

[5]) Aus Waſhington wird unter dem 7. Mai gemeldet: Wie im Marinedepartement bekanntgegeben wird, ſind die Vorarbeiten für die Herſtellung eines neuen Raketengeſchoſſes abgeſchloſſen worden. Dieſes Geſchoß kann eine Höhe von dreihundert Kilometern erreichen und eine Geſchwindigkeit entwickeln, welche diejenige des Schalls (330 Meter in der Sekunde) übertrifft. Das neue Geſchoß trägt den Namen „Neptun" und iſt nach dem Prinzip der deutſchen V-Waffe hergeſtellt.

Anderſeits hat Generalſtabschef Eiſenhower eine ſtändige Kommiſſion von Fachleuten eingeſetzt, die die Möglichkeiten und den Charakter des Zukunftskrieges planmäßig ſtudieren und „vernünftige" (!) Vorſchläge für deſſen Vorbereitung einreichen ſoll.

ausgehen, ſofern ſie, ſich von Diktatur und Terror abwendend, die Kraft zu einer moraliſchen und politiſchen Revolution aufbringt, die raſch ein neues zwiſchenſtaatliches Klima zu erzeugen vermöchte. Allein ich wiederhole, was ich ſchon manches Mal geſagt habe: Die weitaus größere Verantwortlichkeit liegt bei den angelſächſiſchen Reichen, bei *Großbritannien*, das durch ſeine Lage zwiſchen Rußland und Amerika (politiſch-geiſtig wie geographiſch geſprochen) für eine Vermittlungstätigkeit geradezu vorherbeſtimmt iſt, und namentlich bei den *Vereinigten Staaten*. Dies letzte darum, weil Amerika aus dem zweiten Weltkrieg als die mächtigſte und reichſte, als die ſchlechthin führende Nation der Erde hervorgegangen iſt, weil es mit ſeinem dynamiſchen Kapitalismus und Imperialismus den gefährlichſten Unruheherd in der Welt bildet, und weil es ihm als dem materiell überlegenen und politiſch initiativeren Teil leichter fällt, Rußland von ſeiner Furcht vor einem kapitaliſtiſchen Krieg zu befreien, als es Rußland fällt, die Amerikaner von ihrer krankhaften Angſt vor dem Bolſchewismus zu befreien.

Wird ſich Amerika dieſer ſeiner Verantwortung bewußt werden und von ſeinem bedrohlichen Weg umkehren, bevor die Kanonen (und die Atombomben) „von ſelbſt losgehen"? Freimütig geſagt: Ich glaube nicht daran, ſolange nicht ſeine *Wirtſchaft*, und das heißt ſein *Kapitalismus*, eine weitere *Kataſtrophe* erlebt hat. Wenn die wilde, beiſpiellos profitable Hochkonjunktur, in der die Vereinigten Staaten jetzt ſchwelgen, in ähnlicher Weiſe zuſammenbrechen wird wie die Hochkonjunktur der Zwanzigerjahre, dann mag auch wiederum, und in noch ausgeprägterem Maße als damals, ſo etwas wie eine revolutionäre Lage entſtehen, die dann auch entſprechend radikalere Maßnahmen möglich macht, als ſie ſeinerzeit Rooſevelt ergriffen hat.

Die Möglichkeit beſteht allerdings, daß ein wirtſchaftlicher Zuſammenbruch in den Vereinigten Staaten (und darüber hinaus!) auch *ſcharfmacheriſch-reaktionäre Kräfte* böſeſter Art wachruft, ja dem amerikaniſchen Kapitalismus nach berühmten Muſtern die Verſuchung nahelegt, ſich aus der Kriſe in den *Krieg* zu flüchten. Wie rückſichtslos die amerikaniſche Kapitaliſtenklaſſe ihre Profit- und Machtintereſſen durchzuſetzen entſchloſſen iſt, das erſieht man ja aus der ganzen innerpolitiſchen und ſozialen Entwicklung ſeit Kriegsende; gerade jetzt iſt der Kampf um die *Reviſion der Sozialgeſetzgebung*, der längſt erwartet werden mußte, im Gang, jener Kampf, der, wenn er nach den Wünſchen der Rechten ausfiele, die amerikaniſche Gewerkſchaftsbewegung wieder in die verhältnismäßige Ohnmacht zurückwerfen würde, in der ſie ſich bis vor etwa zehn, fünfzehn Jahren befand.

Allein es wird eben ganz von der Wachſamkeit und Entſchloſſenheit der fortſchrittlichen Kräfte abhängen, welche der beiden Mög-

lichkeiten, die ein erneutes Verſagen des Kapitalismus bietet, dann zur Wirklichkeit werden wird. Wir unſerſeits können nur wünſchen und hoffen, daß das *andere* Amerika, das eine Wirklichkeit iſt und an das ich trotz allem glaube, durchbrechen werde, bevor die Welt dem Niagara entgegentreibt — und in unſerem eigenen Lande diejenigen Kräfte ſtärken, die durch wirtſchaftlich-ſoziale Grundreformen und tätige, konſequente Bekundung internationaler Solidarität an einer neuen Ordnung des menſchlichen Gemeinſchaftslebens mitzubauen trachten. *Hugo Kramer.*

21. Mai.

Schweizeriſche Rundſchau

Keine Wirtschaftsreform . . . Während in der Welt draußen Umwälzungen von ſäkularer Bedeutung vor ſich gehen und Entſcheidungen heranreifen, die — im wörtlichen Sinne — das Antlitz der Erde völlig verändern können, bietet die Schweiz, wie gewohnt, das idylliſche Bild einer unbewegt dahindämmernden, blühenden Inſel der Seligen. Dieſer Eindruck drängt ſich bei der Rückſchau auf die diesmalige Berichtszeit beſonders ſtark auf. Im Vordergrunde ſteht ja in den Tagen, da dieſer Rückblick vorbereitet und geſchrieben wird, immer noch die Volksabſtimmung vom 18. Mai, in der mit über Zweidrittelsmehrheit, bei allerdings ſchwacher Beteiligung, die Initiative für *Wirtſchaftsreform und Rechte der Arbeit* verworfen wurde; der annehmenden Stimmen waren nicht einmal ganz ſo viel, wie die Sozialdemokratiſche Partei für ſich allein bei den letzten Nationalratswahlen auf ihren Liſten vereinigt hatte. Ein weſentlich beſſeres Ergebnis hat unter uns auch kaum jemand erwartet; die fortdauernde Hochkonjunktur ließ dem Durchſchnittsbürger die Reform einer Wirtſchaftsordnung, die ſo glänzende Ergebniſſe zeitigt, wirklich nicht als das Dringendſte, ja ſogar als gänzlich unerwünſcht erſcheinen, und die weitverbreitete Abneigung gegen obrigkeitliche Kontrollen und bürokratiſche Reglementierung — eine Abneigung, die wir von Herzen teilen — gab einen äußerſt fruchtbaren Nährboden ab für die demagogiſche Loſung vom Untergang der Schweizerfreiheit, den die Verwirklichung der Initiative nach ſich ziehen müſſe [1]). Und doch *iſt* eine gründliche Reform unſerer Wirtſchaftsordnung, die eben keine wahre Ordnung, ſondern nur eine verſchleierte, aber deſto fürchterliche Unordnung iſt, etwas vom Allernötigſten und Dringlichſten, was es im geſellſchaftlichen Bereich überhaupt gibt. Gerade am Tag vor der Ab-

[1]) Im freiſinnigen „St. Galler Tagblatt“ und in der katholiſch-konſervativen „Oſtſchweiz“ iſt ein Abſtimmungsinſerat erſchienen, das nichts Geringeres behauptete als: Die Annahme der Initiative würde bedeuten „das Ende des Föderalismus; das Ende der Handels- und Gewerbefreiheit; das Ende der perſönlichen Initiative;

ſtimmung konnte man an verſteckter Stelle eines Blattes, das ſich aus guten Gründen beſonders hitzig für das herrliche gegenwärtige Wirtſchaftsſyſtem einſetzt, eine Meldung aus Waſhington leſen, in der es hieß:

„Ein Komitee von zehn amerikaniſchen Wirtſchaftsführern unter der Leitung des früheren Chefs der Preiskontrolle, Chester Bowles, warnte heute vor den Gefahren einer amerikaniſchen *Wirtſchaftskriſe* innerhalb der nächſten drei bis fünf Jahre. Die weitverbreitete Furcht, daß die gegenwärtige Konjunktur ungeſund ſei und einen Rückſchlag erleiden werde, ſei ſehr begründet. Das Komitee hat ein neun Punkte umfaſſendes Programm ausgearbeitet, um die Kriſe zu verhüten."

Vielleicht hofft man bei uns, die nächſte große Wirtſchaftskriſe, die in den Vereinigten Staaten irgend einmal ſicher ausbrechen wird, werde uns Lieblinge des Glücks ebenſo verſchonen, wie der Krieg uns nun ſchon zweimal verſchont hat. Aber damit beträge man ſich ja nur ſelbſt. Wie der amerikaniſche Wirtſchaftszuſammenbruch am Ende der Zwanzigerjahre ſich auch nach Europa fortgepflanzt hat und in der Schweiz zuletzt an die 125 000 Arbeiter auf dem Pflaſter lagen, ſo wird eine neue Erſchütterung der Weltwirtſchaft auch die Schweiz wiederum ſchwer in Mitleidenſchaft ziehen. Und ob dann die vorgeſehenen, ſich ſtreng auf dem Boden des kapitaliſtiſchen Syſtems haltenden Notſtandsmaßnahmen wirklich genügen werden, um die Kriſenfolgen erträglich zu machen, das iſt doch noch ſehr die Frage. Vorbeugen wäre auch hier leichter als heilen — aber „das Volk", deſſen Urteilsvermögen und freie Meinungsbildung durch den vielverzweigten Beeinfluſſungsapparat der Oberklaſſe ebenſo planmäßig wie erfolgreich gelähmt wird, hat es eben wieder einmal „mit Wucht" anders gewollt und wird nun auch die Folgen tragen müſſen. Wie man ſich bettet, ſo liegt man!

... aber sozialer Kampf!

Konſervative Verkrampftheit und kurzſichtige Intereſſenwahrung haben aufs neue einen Schritt zu einer reformierten Wirtſchaft hin zu verhindern vermocht. Sie können aber nicht verhindern, daß ſich in dem Maße, wie die Kehrſeite des herrſchenden Syſtems zum Vorſchein kommt, der *ſoziale Kampf*, ja der *Klaſſenkampf* zunehmend verſchärft. Nur ein Teil der Arbeiter und Angeſtellten hat ja von dem „Segen", deſſen jetzt die ſchweizeriſche Wirtſchaft teilhaftig wird, in einem gewiſſen Grade mitprofitieren können. Die große Mehrheit der Lohnverdiener und dazu die Penſionierten, Kleinrentner, Verſicherten uſw., *leiden* unter der Konjunktur, die über die Ober- und

---

das Ende des wirtſchaftlichen Fortſchrittes; das Ende des Privateigentums; das Ende der Arbeits- und Berufsfreiheit; das Ende des Mitſpracherechtes des Volkes; das Ende der bürgerlichen Freiheiten; das Ende der bewährten Genoſſenſchaftsformen; das Ende der Koalitionsfreiheit; das Ende der freien Genoſſenſchaften; das Ende des Rechtsſtaates — und damit das Ende der freien Schweiz"!

Mittelſchicht ſo glänzende Gewinne ausſchüttet, beſonders unter der wachſenden Teuerung und der drückenden Wohnungsnot. Sie empfinden es darum als empörend parteiiſch, wenn der Bundesrat zwar mit ernſter Miene vor weiteren Lohnforderungen warnt, weil ihre Erfüllung auch die Preiſe aufs neue hinauftreiben müſſe, aber ganz vergißt, auch nur ein Wort über die hohen *Gewinne* zu ſagen, deren Beſchränkung ſo manche Lohnerhöhung auch *ohne* Preisſteigerung ermöglichen würde. Und was die Preisfrage ſelber betrifft, ſo führte unlängſt das „Volksrecht" ein paar ganz bezeichnende Beiſpiele dafür an, wie von oben her die Preisſenkung *künſtlich* verhindert wird:

„Man hat Einfuhren, weil zu billig, unterbunden! Fleiſchhändler und Metzger ſind davor gewarnt worden, Fleiſch unter den Höchſtpreiſen zu verkaufen. Die Preisausgleichskaſſen ſind zu *Preishochhaltungskaſſen* umgewandelt worden. Der Schweizer darf keine billigen norwegiſchen Fiſche eſſen, damit ihm der Appetit nach dem teuren Fleiſch nicht vergeht, keine billige Kondensmilch oder Butter konſumieren, weil die Milchverbände das verhindern. Der Bund erhebt auf der Butter-einfuhr — wir haben ja viel zu wenig Butter, ſie iſt nach wie vor ſtreng rationiert — einen Zollzuſchlag von einem Franken (!), der nicht etwa in die Bundeskaſſe fließt, ſondern in eine beſondere Kaſſe, über die der Konſument, der dieſen Zoll bezahlt hat, nicht zu befinden hat. Aus dem Ausland ſind uns billige Zwiebeln erſter Qualität angeboten worden, ſie konnten *nicht* eingeführt werden, weil die Intereſſenten am hohen Preisniveau bei uns viel mächtiger ſind als die wehrloſen Konſumenten. In den Zollausſchuß- und Tranſitlagern der Schweiz ſind ganz erhebliche Mengen von Lebensmitteln eingelagert, die, weil für den Schweizer zu billig, als Liebesgabenſendungen ins Ausland gehen, da eine Ueberführung in den ſchweizeriſchen Konſum an der Preispolitik des Eidgenöſſiſchen Volkswirtſchaftsdepartements ſcheitert. Heute noch in der Schweiz zu hohen Preiſen rationierte Lebensmittel werden vom Ausland gegen gute Schweizer Währung in faſt unbeſchränkter Menge zu billigen Preiſen angeboten, aber die mächtigen, an der Hochhaltung der Preiſe intereſſierten Verbände verhindern und unterbinden eine billige Verſorgung, die ihnen nicht paßt."

Die Lohnverdiener haben denn auch keine Luſt, angeſichts der Gewinn- und Preispolitik der Beherrſcher unſerer Wirtſchaft neuerdings, wie während der Kriegsjahre, ſchön ſtill zu halten und eine Selbſtverleugnung zu üben, an welche die anderen geſellſchaftlichen Gruppen, die Bauern eingeſchloſſen, überhaupt nicht denken. Lohn- und Arbeitskämpfe erheblichen Umfangs werden darum in Zukunft kaum zu vermeiden ſein, und wenn es auch wohl gelingen wird, den allgemeinen Bau- und Holzarbeiterſtreik zu vermeiden, der eine Zeitlang ernſtlich drohte, ſo war doch die Zuſpitzung dieſes Konfliktes für ſich allein ein nachdenklich ſtimmender Hinweis auf die ſozialen Spannungen, die zur Entladung drängen werden, ſofern nicht unſere Wirtſchaft an Haupt und Gliedern reformiert wird.

Erstarrte Lava? In einem gewiſſen Gegenſatz zu dieſer Unruhe und Gärung auf ſozialem Gebiet, aber völlig im Einklang mit dem wirtſchaftlichen Beharrungsvermögen der bürgerlichen Schweiz ſteht die Erſtarrung der *parteipolitiſchen* Fronten, die

das hervorſtechende Merkmal der meiſten kantonalen und kommunalen *Wahlen* der letzten Zeit iſt. In Zürich und Graubünden, in Genf und Baſelland, in Luzern und wo immer ſonſt die Parteien zum Kräftemeſſen angetreten ſind, hat ſich im großen und ganzen eine bemerkenswerte Beſtändigkeit der Denkweiſe und Haltung der Wählerſchaft geoffenbart, auch wenn man den Niedergang des Landesrings der Unabhängigen und — in der deutſchen Schweiz wenigſtens — das Vordringen der Partei der Arbeit nicht überſieht. (In Genf iſt es die Partei der Arbeit geweſen, die, als die führende Linkspartei, das Schickſal der deutſchſchweizeriſchen Sozialdemokratie geteilt und eine gewiſſe Einbuße erfahren hat, während die hier weit rechts ſtehende Sozialiſtiſche Partei umgekehrt von der eher konſervativen Strömung in der Wählerſchaft profitiert hat.) Ein Kommentator glaubt denn auch (in der „Nation") feſtſtellen zu ſollen:

„Verglichen mit den brodelnden, kochenden und ſiedenden Ausbrüchen vor hundert Jahren ſind wir in unſerem Lande, beſonders in den letzten Zeitabſchnitten, geradezu zu einer Mondlandſchaft erkaltet. Schaut ſich ein guter Beobachter das Panorama der eidgenöſſiſchen Politik in der nötigen Entfernung und in der Geſamtſchau an, ſo bemerkt er, wie ſehr die Lavaſtröme der hiſtoriſchen Parteien, die einſt in Bewegung waren, zum Stillſtand gekommen ſind. Ihre Ränder verſchieben ſich nur noch um wenige Zentimeter. Die Vorausſage, es würden die im Herbſt ſtattfindenden Nationalratswahlen keine Ueberraſchungen in bezug auf die Stärke der einzelnen Parteien bringen, iſt deshalb nicht allzuſehr gewagt."

Von einer Erſtarrung des politiſchen und geiſtigen Lebens [2]) zeugt auch die Wiederüberhandnahme *militäriſchen*, ja *militariſtiſchen* Denkens, die mindeſtens in den „höheren" Regionen zu bemerken iſt und von hier aus neuerdings auch in den unteren Volksſchichten vor ſich geht. Einer der engſten und kurzſichtigſten Vertreter dieſes Geiſtes iſt der Vorſteher des eidgenöſſiſchen Militärdepartements, Bundesrat Kobelt, der an der letzten Delegiertenverſammlung des Schweizeriſchen Schützenvereins vor einer „überbordenden und verallgemeinernden Kritik an unſerem Wehrweſen", die er als „böswillig und niederreißend" empfindet, warnte, die Einführung eines Zivildienſtes für Militärdienſtverweigerer in grotesker Uebertreibung als „das Ende der allgemeinen Wehrpflicht und damit für die Schweiz das Ende der Wehrbereitſchaft" (für dieſe Denkweiſe bekanntlich gleichbedeutend mit dem Ende der Schweiz ſelbſt) bezeichnete und ſich ſcharf gegen die ſogar von der Expertenkommiſſion für die

[2]) Die Heiligſprechung des *Bruders Klaus* wird daran nichts ändern, zumal die vorherrſchende Tendenz offenkundig die iſt, an Niklaus von der Flüe beſonders den „ſtaatserhaltenden" Politiker herauszuſtreichen, der im Stanſer Verkommnis eben auch die herrſchende Ordnung, mitſamt dem Untertanenweſen, ſanktionieren ließ, ſtatt in ihm den radikalen Chriſten zu verehren, der ein Gegner allen Kriegsweſens und Reichtumsſtrebens, des Penſionenunfugs und des Solddienſtes, der „Realpolitik" und der Korruption von Verwaltung und Gerichten war. Im übrigen: Was hat der ganze Heiligſprechungsbetrieb, der in Rom verübt wurde, noch mit dem Evangelium zu tun?

Bundesfinanzreform empfohlene Herabſetzung der Militärausgaben auch nur um 25 Prozent wandte. Von der mit dieſer ganzen Haltung eng verbundenen neuen Verſteifung auf die „ewige und integrale *Neutralität*" habe ich ſchon im Aprilheft geredet; die Abkapſelung der Schweiz auch gegen außen entſpricht eben völlig den Beharrungs- und Verhärtungstendenzen, die wir an der offiziellen Schweiz in den vergangenen Jahren ſchon ſo oft feſtgeſtellt und beklagt haben.

Es ſcheint unmöglich, gegen dieſe Tendenzen aufzukommen und die Seelenverengerung und Herzverfettung zu überwinden, deren Ausdruck ſie ſind — ſofern man meint, es ſei allein *unſere* Aufgabe, den Gang der Entwicklung umzukehren. Und dann mag ſich allerdings Reſignation und Enttäuſchung, ja Verbitterung und Lähmung unſerer Gemüter bemächtigen, die ſich einer übermenſchlichen Aufgabe gegenübergeſtellt ſehen. Wenn wir aber wiſſen, daß wir im Bunde mit den höchſten und tiefſten Kräften ſelbſt ſtehen, welche die Geſchichte bewegen, dann ändert ſich der Ausblick entſcheidend. Dann wird uns klar, daß auch ſcheinbar erſtarrte Lava plötzlich wieder ins Glühen und in Fluß kommen kann, wenn die unaufhörlich, obſchon zumeiſt unſichtbar wirkenden vulkaniſchen Mächte aufs neue an die Oberfläche drängen und Erſchütterungen und Umwälzungen erzeugen, die wir in den Zeiten der Starre kaum mehr zu hoffen gewagt hatten. Und dann bekommen wir auch ein Auge für die Möglichkeiten unſerer *menſchlichen* Arbeit, die wiederum viel größer und verheißungsvoller ſind, als wir gemeinhin uns zu denken getrauen. Sollte die gegenwärtige Eiszeit der Schweiz (um das Bild zu wechſeln) nicht auch ſolch eine Zeit der Vorbereitung eines neuen Aufbruches mächtigen Lebens ſein, das ſich in der Tiefe ſchon längſt zu bilden begonnen hat?

22. Mai 1947. *Hugo Kramer.*

Redaktionelle Bemerkung

Es ſollte nicht nötig ſein, die Leſer auf einen Aufſatz von *Martin Buber* noch beſonders aufmerkſam zu machen. Wir tun es, weil es uns ſcheint, daß dieſer Aufſatz zu der auch in unſerer Zeitſchrift begonnenen Behandlung des Paläſtina-Problems Entſcheidendes zu ſagen hat. Wenn doch dieſe Stimme in Paläſtina und überall gehört würde, die von einem der Beſten der Judenheit ausgeht!

Aber die Bedeutung der Ausführungen Bubers geht über das arabiſch-jüdiſche Problem weit hinaus; ſein Kampf gegen alles bloß „Fiktive" in der Politik, wie er ihn immer geführt hat, iſt von allgemeiner Bedeutſamkeit für eine neue Erkenntnis deſſen, was zum Aufbau der Welt heute nötig iſt.

Wir hoffen, daß die Leſer ſich nicht abſchrecken laſſen durch die Tatſache, daß die Lektüre Buber'ſcher Aufſätze ſtets eine gewiſſe geiſtige Anſtrengung erfordert; ihre Gedanken ſind zwar von leuchtender Einfachheit, aber ihr Reichtum wird uns nicht in abgegriffener Sprachmünze geliefert. Möglicherweiſe hat auch die zweimalige Ueberſetzung des hebräiſchen Originals, zuerſt ins Engliſche und aus dem Engliſchen ins Deutſche, den Stil etwas ſchwieriger geſtaltet.

Das Kommen Christi

Leonhard Ragaz †

(Fortſetzung)

DER ANTICHRIST

Frage. Sind die angeführten Formen der religiöſen Verwirrung und Verführung vollſtändig? Sie haben doch noch von einer dritten geredet? Welches wäre dieſe?

Antwort. Es iſt die ſchwerſte, aber auch großartigſte von allen: der Antichriſt. Wir müſſen davon beſonders reden.

F. Wo iſt davon in den Worten Jeſu die Rede?

A. Das Wort ſelbſt wird darin nicht gebraucht, aber die Sache deutlich genug bezeichnet: es iſt ja die Rede von ſolchen, die ſagen: „Ich bin Chriſtus", von Pſeudo-Chriſtuſſen und von Pſeudo-Propheten.

F. Findet ſich das Wort in der Bibel?

A. Gewiß. Im erſten Brief des Johannes [1]). Beſchrieben aber wird die Erſcheinung vor allem auch im zweiten Theſſalonicherbrief, im zweiten Kapitel. Dazu auch wohl in der Offenbarung Johannis, im dreizehnten Kapitel, im zweiten Teil.

F. Iſt dieſe Sache von Wichtigkeit?

A. Von ſehr großer. Die Geſtalt des Antichriſt geht durch die ganze Geſchichte der Sache Chriſti. Sie tritt beſonders in den kritiſchen Zeiten auf. Die Apoſtel haben eine gewiſſe Gegnerſchaft gegen Chriſtus aus dem Heidentum und aus der Gemeinde ſelbſt als Antichriſt empfunden und gekennzeichnet, die mittelalterlichen Ketzer die Kirche, die Reformatoren das Papſttum, und heute tritt dieſe Sache wieder gewaltig in den Vordergrund. Es iſt geradezu die Zeit des Antichriſt. Es iſt auch viel Mißbrauch mit dieſer Sache getrieben worden bis auf dieſen Tag. Man hat immer wieder in Bewegungen und einzelnen Menſchen, die einem ſchrecklich und eine Gefahr für Chriſtus zu ſein ſchienen, den Antichriſt zu erblicken geglaubt, ſo in der Franzöſiſchen Revolution, ſo im Sozialismus, ſo in David Friedrich Strauß und ſo fort. Es handelt ſich aber um etwas viel Größeres und viel Ernſthafteres.

F. Was bedeutet denn der Antichriſt? Iſt es eine *Perſon?* Oder eine *Sache?*

A. Es iſt beides: Es iſt eine Sache, die aber beſonders in perſönlichen Verkörperungen hervortritt.

F. Und was bedeuten Sache und Perſon?

A. Der Antichriſt iſt ein *Symbol*, ähnlich wie etwa das Tauſend-

---

[1]) Vgl. 1. Johannesbrief 2, 18; 2, 22; 4, 3.

jährige Reich. Es bedeutet Gegenſatz zu Chriſtus, Gegnerſchaft, ja Feindſchaft zu Chriſtus.

F. In welchem Sinne?

A. In verſchiedenem Sinne. Es ſind im weſentlichen drei Geſtalten des Antichriſt zu unterſcheiden.

Die erſte Geſtalt iſt die der einfachen Gegnerſchaft. Hier wieder iſt die mildeſte Form der unter Umſtänden aus der Gemeinde ſelbſt aufſteigende *Irrtum*, der entweder Chriſtus als ſolchen nicht anerkennt oder über ihn Falſches lehrt. So erſcheint er im Johannesbrief. Es ſind wohl die Vertreter jener Gnoſis gemeint, von der wir ſchon geredet haben: jenes Verſuches, die geſchichtliche Geſtalt Chriſti in Mythus oder philoſophiſche und theoſophiſche Spekulation aufzulöſen.

F. Würde dazu heute die *Anthropoſophie* gehören?

A. Ohne Zweifel. Aber noch viele ähnliche Bewegungen. Sie ſind ein Merkmal unſerer Zeit.

Die zweite Form dieſer Gegnerſchaft Chriſti iſt der offene *Widerſpruch*. Darin tritt der Antichriſt ſchon ſchärfer hervor. Hier iſt wohl vor allem *Nietzſche* zu nennen, der ſich ja ſelbſt den Antichriſt nennt, wie auch eine ſeiner Schriften ausdrücklich ſo heißt. Auch er ſteht nicht allein.

Die dritte Form aber iſt roher. Es iſt das *Freidenkertum*, beſonders in der Form, wie es in der ſogenannten Gottloſenbewegung hervorgetreten iſt. Nur war es ein großer Fehler, dieſe Geſtalt des Antichriſt bloß in Rußland oder bloß bei den Freidenkern (und Freigeiſtern) zu ſuchen. Sie tritt, mit oder ohne klares Bewußtſein, in der ganzen *heidniſchen* Wendung unſerer ſogenannten Kultur hervor, ſo etwa in der Ueberſchätzung des Körpers, der Verherrlichung des Naturtriebes, dem Sexualismus, dem Nationalismus und Militarismus, der Vergottung von Volk, Staat, Geſellſchaft, Raſſe. Hier gewinnt der Antichriſt weltgeſchichtliche Ausmaße, die auch ihre reichsgeſchichtliche Bedeutung haben, und wird zum großen Problem der Zeit. In dieſe Richtung aber weiſt ſchon das zweite Kapitel des zweiten Theſſalonicherbriefes — nur vielleicht auf noch furchtbarere Formen [2]).

Dieſe Gegnerſchaft braucht nicht immer *bewußt* eine ſolche zu ſein, aber man kann wohl ſagen, daß in dem Maße, als ſie es bewußt iſt, der Antichriſt daraus deutlicher hervortritt.

Die zweite Hauptgeſtalt des Antichriſt aber ſtellt ſich dar als das, was wir *Erſatz für Chriſtus* nennen wollen. Das „Anti" kann auch heißen: „ſtatt" — ſtatt etwas Anderem; alſo in unſerem Falle: „ſtatt Chriſtus". Es braucht auch hier nicht immer das *Bewußtſein* vorhan-

---

[2]) Davon iſt genauer in meiner Schrift über „Das Reich Gottes in der Bibel" die Rede.

den zu sein, daß man einen Ersatz für Christus will, aber es ist die tiefste Tendenz dieser Erscheinungen und oft wird das auch offen erklärt. Hier ist wohl vor allem der *Marxismus* zu nennen. Er ist seinem Wesen nach verweltlichter *Messianismus;* Messianismus ist aber Glaube an Christus (das ist ja nur das griechische Wort für das hebräische „Messias") und sein Reich der Gerechtigkeit. Das gilt, trotz seiner teilweisen und zeitweiligen Verbindung mit der sogenannten Gottlosigkeit, mit jener radikalen Form des Marxismus, welche der *Kommunismus* darstellt. Und es gilt vom *Anarchismus.* Dessen größter Vertreter in weltlicher Form, Proudhon, vergleicht in seinem großartigen Hauptwerke „La justice dans l'Eglise et dans la révolution" (die Gerechtigkeit in der Kirche und in der Revolution) die Kirche, welche die bloße Religion will, mit der Revolution, welche die Gerechtigkeit will. Er würde sich wohl begeistert der Kirche zuwenden, wenn sie die Gerechtigkeit wollte. Zahllose edle, auf ihre Art Gott, ja Christus suchende Seelen haben in diesen Bewegungen den Ersatz für das gesucht, was sie in der Kirche, was sie, nach ihrem stark durch diese verschuldeten Empfinden auch in Gott, in Christus, nicht gefunden. Ja sogar im Faschismus und Nazismus mögen die Besten ihrer Anhänger den verlorenen Christus gesucht und zeitweilig zu finden gemeint haben. Und sicher ist auch *Nietzsche* für viele ein Ersatz für Christus geworden. Was er ja selbst auch wollte.

Die Menschen suchen bei solchen Bewegungen die „Zeichen und Wunder", an die sie in Verbindung mit Christus nicht mehr glauben. Sie sollen das Reich Gottes bringen. Sie sollen die Erde gewinnen. Sie sollen Gerechtigkeit und Freiheit schaffen. Sie sollen alle Not überwinden. Und diese Bewegungen tun, wenigstens scheinbar und vorübergehend, große Dinge. Sie können auch auserwählte Seelen gewinnen. Man redet von solchen und ähnlichen Bewegungen oft als von einem Religionsersatz. Sie sind aber Religionen, im Gegensatz zu Christus, der nicht Religion ist, sondern Reich Gottes.

F. Gibt es noch eine andere Gestalt des Antichrist?

A. Wir haben seine großartigste, aber auch gefährlichste Gestalt noch nicht genannt. Es ist zu bedenken, daß das „Anti" auch bedeuten kann: „Aehnlich wie". Der Antichrist kann auch als *Nachahmung Christi* auftreten. Er kann sich selbst für Christus ausgeben. Mit andern Worten: Er kann als eine Gestalt der Sache Christi auftreten, die sich ehrlich oder trügend, als Sache Christi ausgibt und doch erst recht sein Gegenteil ist.

Und hier erst haben wir es mit dem *eigentlichen* Antichrist zu tun, hier auch mit dessen höchster Verführung, ja recht eigentlich der höchsten und gefährlichsten Form der religiösen Verführung. An diese Gestalt denkt der Johannesbrief, wenn er die Gnosis vor Augen hat; an diese die mittelalterlichen Ketzer, wenn sie die Kirche für den

Antichriſt halten; an dieſe die Reformatoren, wenn ſie den Antichriſt im Papſttum erblicken. Auf dieſe Geſtalt allein geht auch das Wort, daß ſie, wenn das möglich wäre, auch die Auserwählten verführen würde (Vers 24). Das wäre doch bei gewiſſen Geſtalten, auf welche man heute die Bezeichnung Antichriſt anwendet, nicht der Fall. Die verführen keine Auserwählten. Man tut ihnen zu viel Ehre an, wenn man von ihnen als vom Antichriſt (im eigentlichen Sinne) redet. Man muß ſich dieſen anders denken. Man muß ſich ihn ſo denken, daß auch Auserwählte ihn mit Chriſtus verwechſeln könnten. Er muß Chriſtus *ähnlich* ſein oder vielmehr ſcheinen. Es muß Glanz und Erfolg um ihn ſein. Er muß von gewaltigen „Zeichen und Wundern" begleitet werden.

F. Haben wir es heute irgendwo mit dieſer höchſten und gefährlichſten Geſtalt des Antichriſt zu tun?

A. Ich glaube, daß dieſer eigentliche Antichriſt erſt noch kommen wird, wenn wir weiter ſind. Aber etwas von dieſem Element iſt ſicher auch ſchon heute vorhanden und wir tun gut, davor auf der Hut zu ſein. Doſtojewſkis gewaltige Viſion von Jeſus und dem Großinquiſitor, eine der tiefſten und umfaſſendſten Erklärungen des Sinnes unſerer Zeit, gilt ſchon von der Gegenwart.

F. Wie kann man dieſe Geſtalt des Antichriſt von Chriſtus unterſcheiden?

A. Es gilt dafür den Blick für das Echte und Wahre zu ſchärfen. Es gilt, auf den echten Chriſtus zu ſchauen, beſonders auf die Verſuchung Chriſti und auf das Kreuz. Im Einzelnen aber gibt es dafür folgende Merkmale: Auch hier gilt vor allem der umfaſſende Prüfſtein, ob ſolche Erſcheinungen, die ſich in dieſer ernſthaften Form für Chriſtus ausgeben, dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit dienen wollen oder der bloßen Religion.

F. Kann aber nicht auch hier Trug walten? Kann nicht dieſer Antichriſt ſich auch als Träger der echten ſozialen Erlöſung ausgeben?

A. Gewiß kann er das. Aber da gibt es nun wieder Merkmale, die recht deutlich zu unterſcheiden erlauben, ob es ſich um Chriſtus handelt oder um den Antichriſt. Iſt es Chriſtus, ſo wird es ſich darin zeigen, daß eine ſolche Bewegung oder Perſönlichkeit *mit der Welt in Kampf gerät.* Sie iſt am *Kreuze* zu unterſcheiden, am echten Kreuze. Wo eine ſolche Erſcheinung der *Mode* entſpricht und glänzenden Erfolg hat, da iſt die Wahrſcheinlichkeit groß, daß es ſich nicht um Chriſtus handelt. Ebenſo, was nur eine andere Wendung der gleichen Sache iſt, wo viel *Agitation* waltet. Sehr, ſehr kommt es überhaupt auf die angewendeten *Mittel* an. Wo viel Glanz und Propaganda iſt, da iſt ſchwerlich Chriſtus. Am wenigſten, wo ein Suchen ſeiner ſelbſt ſichtbar wird.

Chriſtus ſelbſt iſt an *einfachen* Dingen zu erkennen, die freilich auch groß ſind: an echter Liebe, am Kampf gegen die Not, am Dienſt der Wahrheit, an den ſtillen, unbeſchienenen Früchten des Alltags.

Kurz: es iſt dem von Gott gereinigten und erhellten Wahrheitsſinn und an dem wirklichen Chriſtus geſchulten Blick ſchon möglich, den Antichriſt zu erkennen. Und wenn er einſt in noch großartigern und in noch ſtärker verführenden Formen kommen ſollte, ſo wird auch dann für die Wahrheit geſorgt ſein.

F. Wie ſollen wir aber Sinn und Bedeutung dieſer Tatſache des Antichriſt beurteilen?

A. Mir ſcheinen dafür folgende Geſichtspunkte weſentlich: Einmal. Wir müſſen bedenken, daß ſie zum großen Teil auf *Irrtum* beruht: auf dem Irrtum über das, was Chriſtus wirklich iſt. Der Antichriſt vertritt vielfach Wahrheit, die eigentlich Wahrheit des Chriſtus iſt: ſo Nietzſche, ſo der Marxismus, ſpeziell der Kommunismus, der Anarchismus, ja ſogar, wenn auch in oberflächlicher oder roher Form, die Freidenkerei und Freigeiſterei.

Darum geht der Antichriſt dem Chriſt voraus, — das iſt ja die Meinung der Bibel —, *um Chriſtus vorzubereiten, um Chriſtus aufzuwecken.* Denn es wird durch dieſe Entwicklungen klar, daß nur der wirkliche Chriſtus den Antichriſt überwinden kann.

Darin iſt ein weiteres enthalten: Der *Antichriſt iſt im Grunde ein Schrei nach Chriſtus.* Das iſt beſonders bei Nietzſche deutlich. Warum ſonſt ſein Kampf gegen Chriſtus in einer Zeit, wo Chriſtus ſo wenig bedeutete? *Das Auftreten des Antichriſt iſt in jeder Geſtalt ein gewaltiger Beweis dafür,* daß die Welt ohne Chriſtus nicht leben kann.

Und endlich: *In der Verſuchung durch den Antichriſt und im Ringen mit ihm ſoll die Gemeinde Chriſti erkennen lernen, was Chriſtus wirklich iſt.* Damit aber iſt das neue Kommen Chriſti vorbereitet.

Darum iſt der Antichriſt ein „Zeichen" der Geburtswehen Chriſti, der großen Erneuerung der Sache Chriſti, des neuen Kommens Chriſti.

(Fortſetzung folgt.)

Der Christ in der Endzeit

Wir gehen mit etwas Mißtrauen, ja Mißbehagen an die deutſche Literatur der Nachkriegszeit heran. Wir wiſſen heute um den Sündenfall der deutſchen Intelligenz, um ihre entſcheidende Mitſchuld an der Weltkataſtrophe, unter der wir heute alle leiden. Wir denken da nicht nur an jene Dichter und Prediger, Künſtler und Gelehrten, die ſchon im erſten Weltkrieg dem Götzen Nation Weihrauch geſtreut und den Kriegsgeiſt verherrlichten, ſondern auch an die Unter-

laſſungsſünden, die fehlende Zivilcourage, derer ſich die deutſche Intelligenz ſeit Jahrhunderten und faſt allgemein ſchuldig machte.

Es iſt daher begreiflich, daß wir von dem Deutſchen, der bereits heute wieder lehrend in der Welt auftritt, ſo etwas wie ein „Alibi", einen klaren Ausweis verlangen, daß er Herz und Hände frei gehalten hat von dem verbrecheriſchen Nationalismus der letzten Jahrzehnte. Da aber von einer gewiſſen Kollektivſchuld alle mehr oder weniger betroffen ſind, möchte man von ihnen zumindeſt etwelche Zeichen des Schuldbewußtſeins, der Bekehrung und Sinnesänderung in ihren erſten Veröffentlichungen finden. In der alten Kirche legte man den Neubekehrten eine lange Zeit der Quarantäne auf, während der ſie nicht lehrend und aktiv im kirchlichen Leben ſich betätigen durften. Solch eine Quarantäne dürfte ſich die deutſche Intelligenz heute ſelber auflegen, dann wird um ſo eher die Zeit kommen, da ſie und gerade ſie uns etwas zu ſagen haben wird.

Ich kam daher geradezu etwas in Verlegenheit, als unſer Wiener Freund Auguſt *Zechmeiſter* uns vor einiger Zeit ſein neues Buch *(„Das Herz und das Kommende."* Von der Einſamkeit des Chriſten in unſerer Zeit)[1]) zuſtellte. Allein, ſchon ein oberflächliches Durchgehen zeigte mir, daß hier weder politiſche noch kirchliche Selbſtgerechtigkeit, Unbußfertigkeit und Selbſtſicherheit am Werke ſei. Sein Verhältnis zur Volksgemeinſchaft wie zur Kirchengemeinſchaft, d. h. zu ſeiner Nation wie zu ſeiner Konfeſſion, iſt kein naives, ungebrochenes, ſelbſtüberhebliches, wie es dem Nationalismus und Konfeſſionalismus eigen iſt. Er weiß um das chriſtliche Gewiſſen, um deſſentwillen man es unter Umſtänden riskieren muß, als Einzelner und Einſamer der Volks- reſp. der Glaubensgemeinſchaft gegenüberzutreten; nach ihm muß der Chriſt der Endzeit ſogar damit rechnen, daß er von Staat und Kirche verfolgt und abgelehnt wird. Seine diesbezüglichen Ausführungen laſſen an Klarheit nichts zu wünſchen übrig (ſ. S. 40, 92 und 94). Als guter Katholik, dem alle Sektiererei zuwider iſt, ſchreibt er zwar (S. 59) — ganz im Geiſte Auguſtins —, „Laßt uns immer wieder zur Kirche der Menſchen des Durchſchnitts uns bekennen", aber er weiß auch um die Relativität und Vergänglichkeit der Kirche. „Der Chriſt der kommenden Epoche wird, dem Reiche Gottes zugehörig, gleichſam zwiſchen Kirche und Welt ſtehen, ſo wie Dante — keiner hat aus gläubigem Herzen härtere Kritik an der Kirche geübt —, er wird als Einzelner aus ihren Bereichen emporſteigen — denn am Ende der Zeiten gibt es nur Einzelne — und er kann in Konflikt mit der Welt, er kann auch in Konflikt mit den Amtsträgern der Kirche geraten." Und er ſchildert bereits ein Zukunftsbild der Kirche der Endzeit:

---

[1]) Amandus Verlag Wien 1946.

„Die Chriſten werden in der Zukunft viele Formen, die ſie heute beſitzen, verlieren — wozu ſie heute noch nicht den Mut haben. Tage des Grauens und der Verwirrung werden über die Gläubigen kommen ... Dann aber wird die Kirche in einem noch nie erſchauten inneren Leuchten in einigen wenigen Herzen ſich wieder erheben. Das im Laufe der Jahrhunderte ſich angeſammelte Menſchliche und Allzumenſchliche, das bisher ſo viel Aerger und Schmerz und Enttäuſchung bereitet hat, wird dann verſchwunden und vergeſſen ſein. Dann wird das Allgemeine Prieſtertum in Aktion treten." — „Keine Macht wird die Kirche mehr ſchützen; ausgeliefert und wehrlos wird ſie jene in ihre Gemeinden ſammeln, die ihr ſelbſt unverbrüchlich die Treue halten wollen. Manch einem in der Welt lebenden Chriſten, der Weib und Kind hat, werden heimlich die Hände aufgelegt werden. Er wird die Weihe und Salbung des Prieſters empfangen. Die Sakramente der Kirche werden ſich dann nur mehr in aller Stille fortzeugen können, geborgen im chriſtlichen Haus unter der ſchützenden Decke der Familiengemeinſchaft. Dieſer Prieſter der letzten Kirche verrichtet tagsüber ſeine Arbeit. Er wird einen bürgerlichen Beruf ausüben. Er wird der totalen Arbeitswelt der Zukunft angehören, die ſich bereits in ihren Grundzügen abzuzeichnen beginnt. In der Freizeit und zur nächtlichen Stunde wird er unterrichten, taufen und Ehen einſegnen. Er wird durch ſein eigenes Leben die Armen tröſten, ſein ſchlichtes Wort wird wieder weckende und wundertätige Kraft haben ... Es wird dann nicht mehr darauf ankommen, die vielen Lehren der Kirche von heute im Gedächtnis zu behalten, wohl aber wird das Evangelium unſeres Herrn, das zum Herzen eines jeden ſpricht, bei den Armen, Bedrückten und Eingeengten eine neue Heimſtätte haben. Man wird die Chriſten wieder erkennen wie am Anfang: an ihrer *Liebe* ... Ein neues Volk, das Volk der Chriſten wird aus den Erniedrigten, Verlorenen und Geknechteten der ganzen Erde ſich erheben und Dir, o Lamm, entgegenziehen und Dir akklamieren, der Du Richter ſein wirſt über die Lebendigen und die Toten... Es kann ſein, daß in der Bedrängnis der künftigen Tage ſelbſt der Euchariſtie und der übrigen Sakramente entbehrt werden muß. Denn das Gehäuſe der Kirche, ſo fürchten wir, wird in dieſer Zeit abgetan ſein. Vielleicht werden nur in entfernten Ländern chriſtliche Gemeinden weiter beſtehen. Auch ihre Geſtalt wird ſich wandeln. Die Kirche des Obenanſitzens am Tiſche der Welt wird Buße tun müſſen für frühere Schuld; den Bedrängten jener letzten Tage aber wird der tröſtende Glaube verbleiben, daß das nun ganz nahe herangekommene Reich Gottes in ihnen wohnt."

Das neue Buch Zechmeiſters bedeutet demnach eine Weiterführung von Gedankengängen, wie ſie ſeine 1937 erſchienene Schrift „*Der Chriſt in der Endzeit*" enthalten hat.

Ja es ſcheint mir, daß er in jener Schrift ſein Anliegen noch klarer und verſtändlicher formuliert hat als in der neuen. Unter „Endzeit" verſteht er dort „jeden Augenblick, in dem der Menſch, unabhängig davon, wann der Herr kommt, ſich des — endgültigen oder vorläufigen — Endes der Geſchichte bewußt wird und in ſeinem gegenwärtigen Tun ſich für Chriſtus oder für den Antichriſt entſcheidet. Das iſt der Zeitpunkt, wo der chriſtliche Prophet auftritt. Von dieſer Endzeit hat ja auch ſchon der Prophet Joel geweisſagt, daß „Gott ſeinen Geiſt ausgießen werde über alles Fleiſch" und daß dann ſelbſt Jünglinge prophezeien werden. Weil dieſes prophetiſche Auftreten nicht im ſakral kirchlichen Raum, ſondern mehr im weltlich-politiſch-kulturellen Raum geſchieht, iſt es vornehmlich der Laie, der dazu aufgerufen wird. „Der Laie, der heute mit dem Chriſtentum Ernſt macht, wird den Dämonen dieſer Welt nicht ausweichen können, er muß ſich ihnen ſtellen. Sein Glaube iſt direkt aufgerufen. Als Einzelner iſt er vor das Gericht der öffentlichen Gewalten gefordert. Die Hingabe ſeines Lebens für das Kommen des Reiches Gottes hat der chriſtliche Laie heute ſeinem Sohn, ſeiner Tochter vorzuleben. Erwieſen iſt dadurch die Gefährdung des chriſtlichen Laien, der notwendig zwiſchen Kirche und Welt ſteht und bereits das Kreuz aufrichten ſieht, an das ihn am Ende der Zeit eine von Chriſtus abgefallene kirchliche wie profane Obrigkeit zu ſchlagen vermag. Das zu wiſſen gehört mit zur endzeitlichen Poſition des Laien in der Kirche. Er iſt mit ſeinem Glauben und ſeinem Gewiſſen allein und in dieſem ſeinem konkreten Gewiſſen kommt bereits Chriſtus in die Welt. Der Chriſt erfüllt ſo in ſeiner exiſtentiellen Glaubenspredigt das Schickſal der Welt. Er ſtellt in jedem Augenblick ſeines Wirkens die Welt vor die Entſcheidung. Dieſe Herausforderung der Welt wird der bekennende Chriſt am Ende mit ſeinem Blute bezahlen müſſen. Das prophetiſche Zeugnis des Chriſten, das ein öffentliches iſt, treibt jedoch die Welt ihrer Vollendung entgegen."

Zechmeiſter weiß um die *Zeitenwende* in der wir ſtehen und um die Achſendrehung, die ſtattgefunden hat und wodurch die chriſtliche Verkündigung und das Chriſtſein überhaupt eine notwendige Umſtellung erfahren muß. „Was unſere Zeit von anderen unterſcheidet, iſt der *Ernſt ihrer Weltlichkeit.* Wer für eine neue Chriſtenheit iſt, hat ſich auch zu dieſer neuen Profanität zu bekennen. Den Eintritt einer neuen Geſchichtsſtunde hat der Chriſt mutig zu bejahen. Es gibt kein Zurück. Anders als in der Urkirche iſt ſeine heutige Situation. Erſt heute wird der öffentliche Bereich unſeres Daſeins von den überlebten mittelalterlichen Formen des Chriſtentums entleert, ſäkulariſiert, entgeiſtlicht, wird profan mit den ungeahnten Endmöglichkeiten im Guten wie im Böſen ..." Er ſieht mit Guardini das Heraufkommen eines neuen Kosmos, eine neue Verbindung von Him-

mel und Erde. In dem Maße als Prieſter und Mönche „weltlicher" werden, werden die Weltmenſchen religiöſer und „geiſtlicher". Hingebendſte Weltlichkeit und tiefſte andächtigſte Frömmigkeit werden ſchließlich als Einheit erlebt. Wir ſtehen da in der Nähe Blumhardtſcher Reichgottes-Konzeptionen.

Aus all dem Geſagten ſehen wir, daß Zechmeiſter tief ergriffen iſt von den Problemen, Hoffnungen und Sehnſüchten jedes lebendigen Chriſten in dieſer Zeitenwende, daß er immer wieder von neuem um die Formulierung dieſer Erkenntniſſe ringt. Allein es ſcheint uns, daß er zu voller Klarheit der Erkenntnis oder doch des Ausdrucks noch nicht allenthalben durchgedrungen ſei [2]). Wer wird ihm das verübeln in einer Zeit und in einem Lande, wo dem geiſtigen Ringen und Suchen ſo wenig Hilfsmittel geboten ſind? Er hat ein brennendes unruhiges Herz wie ſein Namensvater Auguſtinus, nicht aber deſſen

---

[2]) Dies ſcheint mir beſonders der Fall zu ſein in ſeiner Abhandlung über das Martyrium. Seine Behauptung, der Tod für das Reich Gottes ſei nicht Martyrium, Martyrium ſei nur dort, wo man für den „chriſtlichen Glauben" ſein Leben opfere, während das Sterben für das Reich Gottes eher eine Entfernung aus dem Zentrum des Chriſtlichen ins Peripheriſche ſei, denn es geſchehe mehr auf eigene Verantwortung als aus göttlicher Fügung — dieſe Behauptung ſcheint mir nicht nur nicht bewieſen, ſondern ſogar abwegig. Iſt denn der Glaube an das Reich Gottes kein „chriſtlicher Glaube"? Uebrigens iſt jede Hingabe des Lebens für ſeine Ueberzeugung, ob dieſe eine chriſtliche ſei oder nicht, Martyrium. Zur Gewinnung größerer Klarheit über dieſe Frage möchten wir Zechmeiſter empfehlen, das Kapitel „Martyrium" in dem Buche G. S. Hubers „Weisheit des Kreuzes" zu leſen.

Wenn das wahr wäre, was Zechmeiſter ſchreibt, dann wären alle die vielen (worunter auch katholiſche Prieſter wie Dr. M. J. Metzger in Berlin), die unter Hitler getötet wurden, weil ſie dem Dämon Nationalismus ihren Glauben an die Einheit und den Frieden der Völker in einem übernationalen Reich Gottes und damit ihren Glauben an den Geiſt gegenüber der bloßen Macht und Materie nicht geopfert hatten — dann wären all dieſe Männer nicht als Märtyrer zu betrachten. Allein Zechmeiſter ſelbſt hat 1937, alſo vor dem Krieg, dieſe Anſicht noch nicht vertreten. Dort ſchrieb er noch folgendes: „Der Chriſt kennt nur einen Tod, den Märtyrertod für das Reich Gottes", den er ſogar dem Soldaten zuerkennt der gutgläubig für ſeine Sache auf dem Felde ſtirbt! Man ſieht an dieſem Beiſpiel nur, wie ſehr eine impulſive Schreibweiſe wie die Zechmeiſters der Kritik notwendig bedarf.

Und noch etwas drängt ſich mir bei dieſer Gelegenheit auf. Steckt nicht in dieſem Standpunkt Zechmeiſters auch noch ein Reſt jener verhängnisvollen, aber typiſch deutſchen Geringſchätzung des Politiſchen, die ſich ſeit Luther mehr oder weniger bei allen deutſchen Chriſten findet? Auch einer anderen Gefahr ſcheint mir Zechmeiſter nicht ganz entgangen zu ſein. Ich habe eingangs darauf hingewieſen. Es bleibt einfach die Gefahr des Deutſchen (vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu werden), aus allem, ſelbſt aus ſeinem eigenen Verſagen, eine tiefgründige Philoſophie zu machen, ſich in der Problematik und Geiſtesakrobatik zu gefallen und ſich mit ſubtilen Geiſtreichigkeiten um die konkrete Verantwortung, Buße und Umkehr herumzudrücken. Wer ſo viel und ſo geiſtreich über das Martyrium problematiſiert, der ſteht etwas im Verdacht, ſich ſelber vor ihm zu drücken, wenn es darauf ankommt. Wer handelt, der redet nicht viel, wer aber allzuviel redet, der handelt nicht. In Sachen der guten Werke aber gilt es viel zu tun und wenig zu reden!

Klarheit der Sprache. Er ist auch noch mehr Jünger als Meister, was er selber bescheiden zugibt. Er ist stark beeinflußt und angeregt durch den ehemaligen Brenner Kreis, besonders durch Ferdinand Ebner, Th. Häcker, Romano Guardini und Ernst Michel. Vom letzteren hat er nicht nur viele wichtige Erkenntnisse übernommen, sondern auch dessen etwas schweren Stil, was mir nicht von Vorteil zu sein scheint. Jedenfalls vermag sogar ich, der ich mit seinen Gedankengängen vertraut bin, ihm bei weitem nicht in allen Ausführungen zu folgen; wie schwer mag da nicht diese Lektüre anderen fallen? Das ist bei der Wichtigkeit der behandelten Probleme zu bedauern. Trotzdem liest man das kühne und herzhafte Geplauder dieses liebenswürdigen und geistreichen Oesterreichers gerne, auch dort, wo man ihm nicht zu folgen vermag. Die Sprache ist zuweilen getragen von dichterischem Schwung und prophetischem Pathos. Das wertvolle und reizvolle an der Schrift scheint mir in der Synthese treuer Kirchlichkeit mit revolutionär-prophetischer Kraft zu liegen.

Oder ist es nicht erfreulich, wenn ein katholischer Oesterreicher zu dem abschließenden Satz kommt: „Wahre christliche Politik bedeutet es jetzt, keine „christliche" Politik (nämlich im parteipolitischen Sinne) mehr zu betreiben. Denn mittelalterliche Politik ist unwiderruflich zu Ende." *H.*

Zum Problem Rußland

„VERNEBELUNG?"

Da nun die Diskussion über die Stellung zur Rußlandfrage auch in die „Neuen Wege" verlegt worden ist, muß ich zum Artikel „Nur keine Vernebelung" (N.W., Mai, S. 237) Stellung nehmen. Arthur Rich bezeichnet meine, an der Versammlung vom 11. Mai geäußerte Ansicht, wir Religiös-Sozialen seien im Grundsätzlichen einig und nur in der Frage der praktischen Politik verschiedener Meinung, als eine große Täuschung. Nach seiner Ueberzeugung gehen wir vielmehr im Grundsätzlichen auseinander. Seine Ausführungen haben für den Nichteingeweihten etwas Ueberzeugendes, ja Bestechendes. Halten sie aber einer nähern Prüfung stand? Zuerst sind mir einige offensichtliche Uebertreibungen aufgefallen. Es hat sich für mich und alle, die ähnlich denken, wirklich nie darum gehandelt, „ein offenkundiges, die Menschenrechte mißachtendes Diktatursystem mit einem allen Amoralismus verklärenden Nimbus zu umgeben", so wenig als „in Kramers evolutionistischer Geschichtsmetaphysik die Sowjetunion an der Spitze der menschlichen Kulturentwicklung steht". Solche Ausdrucksformen geben dem Leser ein verzerrtes Bild und schaffen eine falsche Grundlage für die damit zusammenhängenden logischen

Entwicklungen. Auch an der Verſammlung in Zürich wurde durch ein paar Redner der Eindruck erweckt, als ob Kramer und ſeine Freunde alle verwerflichen und negativen Seiten des Sowjetregimes prinzipiell billigen würden. Dabei hat keiner von uns daran gedacht, all das, was in Rußland der chriſtlichen Ethik widerſpricht, gutzuheißen und anzuerkennen. Das war für Kramer und wohl für alle Leſer der „Neuen Wege" ſo ſelbſtverſtändlich, daß es nicht immer wieder ausgeſprochen werden mußte. Man beachte nur den erſten Satz der Theſen Kramers.

Die Aufgabe der von Arthur Rich und andern angefochtenen Rundſchau beſtand doch darin, die konkreten Ereigniſſe und Verhältniſſe der Weltpolitik darzuſtellen und ſie nach Urſache und Wirkung zu deuten. Und Kramer hat dieſe Aufgabe mit größter Gewiſſenhaftigkeit und Sachkenntnis gelöſt. Seine Rundſchau hat ſehr viele Leſer reſtlos befriedigt. Bei der Beurteilung Rußlands können und dürfen wir heute noch nicht die Maßſtäbe des Friedens anlegen, ſo wenig wir es — wenn auch mit wehem Herzen — getan haben, als die alliierten Bomber die deutſchen Städte zerſchmetterten. Auch damals mußten wir, entgegen unſeren früheren Anſchauungen, dem ominöſen Grundſatz „Der Zweck heiligt die Mittel" wenigſtens ein gewiſſes Verſtändnis entgegenbringen, ohne ihn prinzipiell zu billigen. Tatſache iſt, daß gegen die Sowjetunion, und im Grunde gegen ihr Wirtſchaftsſyſtem, ein faſt dreißigjähriger Krieg geführt wird, bald mit den einen, bald mit den andern Waffen, was anderſeits auch wieder beweiſt, daß das, was dort vorhanden iſt, vom Kapitalismus als eine große Gefahr empfunden wird. Alles, was Rußland heute tut, iſt darum letzten Endes Kriegshandlung, vorbereitende Kriegshandlung, Angſt vor dem Gegner, deſſen gewaltige Ueberlegenheit ja offenſichtlich iſt. Dazu kommt all das, was hiſtoriſch bedingt iſt, wozu, in einem weiteren Sinne, auch die antidemokratiſche Stellung Lenins gehört. — Ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß kann heute nur vermieden werden, wenn beide Teile einander entgegenkommen. Mit Kramer bin ich davon überzeugt, daß die brennendſte Frage und Aufgabe der Gegenwart die Ueberwindung der Machtpolitik des Großkapitals und der Gefahr des Krieges iſt. Wenn Atombomben über Europa fallen, nützt alle Grundſätzlichkeit nichts mehr. Daß ein Henry Wallace ähnliche Gedankengänge vertritt, ſollte uns doch ſtutzig machen. Es handelt ſich auch nicht um eine bloße Parteinahme zugunſten der einen oder andern Mächtegruppe. Nun, die Zukunft wird lehren, wer recht hat. Aber man brauchte ſich über dieſe Fragen doch nicht ſo ſehr zu erhitzen, umſo weniger, als man beim Anlegen moraliſcher Maßſtäbe auch bei den Weſtmächten — unter Berückſichtigung aller Umſtände — zu verſchiedenen Urteilen kommen könnte.

Wohin aber der ganze Gedankengang von Arthur Rich führt, zeigt seine Schlußfolgerung: „daß *wir* das Zentrum der religiös-sozialen Botschaft aus dem Auge verloren und das ‚Religiöse' dem ‚Politischen' untergeordnet, wenn nicht gar aufgeopfert hätten". Nein, das haben wir nicht getan. Mit andern habe ich beim Durchlesen der Rundschau nie das Gefühl gehabt, daß unsere religiös-soziale Auffassung irgendwie nicht gewahrt würde. Auch ergraute, tiefreligiöse Pfarrer, die ihr Leben lang treu und opferbereit zu unserer Sache standen und sich durch keinen Gegner irre machen ließen, haben mir dasselbe bezeugt. Und wenn Margarete Susman erklärt: „In der Art, wie Kramer die Geschichte betrachtet, wird das Erbe von Ragaz verwaltet", will das doch auch etwas heißen. Dies kann nicht mit der Bemerkung abgetan werden, Kramers Ausführungen seien nur in „Ragaz'sche Formeln" gekleidet.

Was aber gibt Arthur Rich die Gewißheit, so scharf und bestimmt reden zu dürfen, ja so reden zu müssen? Das ist die qualitative, die grundsätzliche Frage, ob hinter dem Rußland Stalins der Wille des lebendigen Gottes stehe. Es geht ihm um die Gewissensfrage: Kann der lebendige Gott hinter dem heutigen Rußland stehen? Jedem, dem Gehorsam gegen Gott oberstes Gebot ist, muß diese Fragestellung Eindruck machen, und ein klares „Nein" scheint die selbstverständliche Antwort zu sein. Aber handelt es sich am Ende nicht doch um eine falsche und verfängliche Fragestellung? Wir brauchen nur die andere Frage zu stellen: Kann denn der Wille des lebendigen Gottes hinter der sich heute gewaltig erhebenden amerikanischen Hochfinanz stehen, von der sich Truman in so starkem Maße leiten läßt, und von der einzelne Vertreter heute — nach dem fürchterlichsten aller Kriege — wieder frivol und schamlos nach „Krieg" rufen?

Aber vielleicht kann jene Frage überhaupt nicht so einfach beantwortet werden. Dies zeigt sich uns, wenn wir analoge Fragen in der Geschichte stellen. Stand der lebendige Gott hinter den Heeren des Hunnenkönigs Attila, als er das innerlich und äußerlich morsch gewordene Römerreich ins Wanken brachte? Tatsächlich nannten ihn die Alten die „Gottesgeißel". Stand Gottes Wille hinter den mohammedanischen Herrschern, als sie der offenbar entarteten christlichen Kirche im Heiligen Lande, in Kleinasien und in Afrika ein Ende machten? (Eine ernste Mahnung auch für das „christliche" Abendland!) Oder stand Gott hinter den Türkenheeren, die ein Wesentliches dazu beitrugen, daß die Reformation Luthers durch Kaiser Karl V. nicht vernichtet werden konnte? Stand Gott am Ende auch hinter dem Rußland Stalins, als es von den gewaltigen deutschen Heeren nicht überwältigt werden durfte?

Es gibt in der Geschichte ja Beispiele, die der heutigen Lage auf-

fallend ähnlich ſind. Warum durfte die blutbefleckte franzöſiſche Revolutionsregierung unter Robespierre nicht durch die das alte Europa verteidigenden Koalitionsheere beſiegt werden? Stand am Ende dahinter nicht doch auch ein Wille Gottes, der es nicht zuließ, daß die Verwirklichung der Parolen der Freiheit und Gleichheit ſchon in deren Anfängen erſtickt werden durfte? Erſt als das neue Frankreich einigermaßen geſichert war, ereilte das Gericht die Männer der Schreckensherrſchaft. Das einleuchtendſte Beiſpiel aber iſt uns Napoleon. Er verſprach den Völkern die Freiheit, Befreiung von ihren Unterdrückern; aber er wollte Alleinherrſcher, Diktator werden. War nicht auch ein Wille Gottes hinter ihm, als er faſt ganz Europa unter ſeine Herrſchaft brachte und tatſächlich manche alte Knechtſchaft zerbrach? Oder hat er nicht mit dem Sturz der alten Eidgenoſſenſchaft unſer Land dem Freiheitsideal trotz allem, was damit verbunden war, ein weſentliches Stück näher gebracht? Und dann, als er ſeine Miſſion vollendet oder ſie vielmehr immer ſtärker durch ſeine egoiſtiſchen Ziele verdrängt hatte, erreichte auch ihn das verdiente Schickſal. — Heute ſtehen wir vor einer ähnlichen Situation. Wir ſind der Meinung, daß Rußland die Miſſion hat, die Macht des — vor keiner Ausbeutung und vor keinem Kriege zurückſchreckenden — Großkapitalismus irgendwie zu brechen. Das iſt der Auftrag und die Parole des neuen Rußland, und das iſt es, was es weſentlich von den andern Diktaturen unterſcheidet! Die Erfüllung dieſer Miſſion erſcheint uns heute keineswegs vollendet, ſondern dringlicher als je. Darum glauben wir, daß es nicht Gottes Wille ſei, wenn Atombomben die Verwirklichung jenes Auftrages im Keime erſticken würden. Wir zweifeln anderſeits nicht daran, daß in Rußland — wie übrigens in jedem Lande — alles, was wirklich verdammungswürdig iſt, eines Tages dem Gericht Gottes verfällt. — Dies iſt doch gewiß keine blinde Verherrlichung oder einſeitige Parteinahme.

So iſt es uns nun klar geworden, daß wir nicht einfach die Frage ſtellen können: Steht Gott hinter dieſem oder jenem Lande, hinter dieſer oder jener Regierung? — Wir glauben, daß Gott waltet über der Geſchichte aller Völker. Es iſt des Menſchen Beſtimmung, Gottes Mitarbeiter zu ſein; doch iſt ihm die Freiheit gegeben, auch in entgegengeſetzter Richtung zu wirken. Gott läßt darum, in ſeinen „Gerichten", die Menſchen die Folgen ihres Handelns erleben, damit ſie den Irrtum und damit auch den wahren Weg erkennen können. Gott baut ſein Reich weiter auch mit den unvollkommenen Menſchen. Er weiß ſelbſt die Werke der Böſen, die gegen ſeinen Willen arbeiten, ſeinem Zwecke dienſtbar zu machen. „Etwas wie Gerechtigkeit webt und wirkt in Mord und Grauen, und ein Reich will ſich erbauen, das den Frieden ſucht der Erde" (C. F. Meyer). So ſteht Gott im Grunde hinter allen Völkern ſamt ihren Regierungen, bald

ſegnend, bald richtend, in vollkommener Liebe. Darum muß noch einmal betont werden, daß jene grundſätzliche Frage auch nicht eindeutig mit ja oder nein beantwortet werden darf, ſolange bei einem Volke neben den negativen noch weſentliche poſitive Werte in Frage kommen. Sie iſt darum auch kein Kriterium für unſere Stellung zu Rußland.

Der Glaube an das Kommen des Reiches Gottes für die Erde, der Kampf für deſſen Verwirklichung, hielt uns in der religiös-ſozialen Bewegung zuſammen trotz oft verſchiedener Einſtellung der Einzelnen. Im Blick auf das große Ziel haben wir einander Treue gehalten bei allen ſchweren Anfechtungen von außen und innen. — Unſere Auseinanderſetzungen ſollen nur den einen Zweck verfolgen, uns Klarheit und neue Kraft zu brüderlicher Gemeinſchaft zu geben. Es iſt vielleicht ſo, daß wir alle durch die ungeheuren Zeitereigniſſe etwas verwirrt, etwas vernebelt ſind. Wir alle ſehnen uns darnach, daß die Sonne Gottes in voller Klarheit über dieſer Erde ſtrahlen möge. — Wenn wir das Schwergewicht einſeitig auf das Grundſätzliche, Dogmatiſche und auf Formulierungen legen, beſteht die Gefahr, daß wir erſtarren und uns vom Unmittelbaren und Lebendigen trennen. Wie viel Blut iſt ſchon gefloſſen, wie manchmal iſt Chriſtus aufs neue gekreuzigt worden um der „Wahrheit", um des rechten Glaubens willen. Die Geſchichte zeigt uns, daß die chriſtliche Kirche immer wieder entartete und dem Gericht verfiel, wenn ſich ihre Glieder um der rechten Lehre willen ſtritten und dabei das Hauptgebot der Liebe vergaßen. Für uns Religiös-Soziale gilt das 13. Kapitel des I. Korintherbriefes in ganz beſonderem Maße. „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; die Liebe aber iſt die größte unter ihnen." *Otto Herrmann.*

Antwort an Otto Herrmann *)

Lieber Herr Herrmann,

Es iſt recht, daß Sie auf den Artikel von Arthur Rich reagiert haben. Wir wollen mit einander reden und ſchließlich auch ganz herzhaft miteinander ſtreiten, wenn es ſein muß; ohne dabei heimlich ein ſchlechtes Gewiſſen zu haben. Wir ſind wohl Pazifiſten, aber ſolche, die das Wort: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, ſondern das Schwert" bejahen. Geiſtiger Kampf iſt beſſer als Uniformität und Erſtarrung. Darum begreife ich eigentlich — auf

*) Da es Arthur Rich aus äußeren Gründen momentan unmöglich iſt, die Diskuſſion ſelber zu führen, mußte ich mich entſchließen, es vorläufig von mir aus zu tun.

Das gilt auch für die Antwort an Otto Siegfried. *P. T.*

das Sachliche unſeres Kampfes geſehen — die Ermahnung zur Liebe nicht recht, mit der Sie Ihren Artikel ſchließen. Daß wir unſeren Kampf nicht mit perſönlichen Herabſetzungen oder gar Verleumdungen führen, das ſollte doch wohl ſelbſtverſtändlich ſein. Aber in einem ſauberen und ehrlich-ſcharfen Kampf liegt mehr Liebe und mehr Achtung vor dem andern als in einem Frieden, der mit Verwiſchen der Gegenſätze erkauft wird.

Sie haben mit jenem großen Wort von der Liebe aus dem 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes geſchloſſen. Erlauben Sie, daß ich den angeſchlagenen Ton aufnehme und gerade davon ausgehe. Ich möchte allerdings keine moraliſchen Ermahnungen an dieſes Wort knüpfen, ſondern den Blick auf ganz andere Dinge richten als auf die menſchlichen Schwächen, auf die Eitelkeiten, Empfindlichkeiten und die tauſend kleinen Formen der Ichgebundenheit, die überall zutage treten. Es iſt ja immer wieder eine ſo wenig erfolgreiche Sache, wenn wir uns bei uns ſelbſt und bei andern mit dieſen Dingen abplagen. Der hoffnungsvollſte Weg, um in dieſen Dingen weiter zu kommen, iſt der, daß wir „ſachlichere" Menſchen werden, daß wir uns für eine Sache einſetzen und lernen, unſere Perſon darob zu vergeſſen. In dieſem Sinn möchte ich von der Liebe reden. *Sie* iſt es nämlich, von der wir uns treiben laſſen möchten, und die im Hintergrunde unſerer Rußland-Diskuſſion ſteht. Gerade nicht, wie Sie zu meinen ſcheinen, abſtrakte Formulierungen oder theologiſche Begriffe, ſondern dieſes konkrete und menſchliche Verſtändnis deſſen, was mit dem Reiche Gottes gemeint iſt.

Wir täuſchen uns bekanntlich leicht über die Motive unſeres Handelns. Aber wenn ich mich in ſtets wiederholter Selbſtprüfung gefragt habe, warum ich eigentlich dieſe Auseinanderſetzung über Rußland angehoben und ſo zäh und leidenſchaftlich weitergeführt habe, ſo glaube ich doch ſagen zu dürfen: daß letzten Endes *ein* Motiv mich getrieben hat: das Leiden darunter, daß durch das ruſſiſche Syſtem in einer beſonders furchtbaren Art mit den Menſchen umgegangen und gegen die Liebe gefrevelt wird. Es wird überall gegen den Menſchen gefrevelt, und es muß überall die Stimme erhoben werden. Wir haben in unſerem bisherigen Leben die Stimme gegen die Frevel des Krieges und des ſozialen Unrechtes erhoben; viel zu leiſe, viel zu lau, viel zu wenig beharrlich haben wir es getan — da verdienen wir jeden Vorwurf. Und dieſer Kampf hat weiterzugehen. Aber daß wir nun aus dem ganzen Meer des Unrechtes, der Vergewaltigung und Zertretung des Menſchen heute gerade das herausheben, was in Rußland geſchieht, das iſt doch nicht einfach Willkür oder perſönliche Voreingenommenheit, ſondern es hat Gründe, die zwingend ſind.

Der erſte Grund liegt ſozuſagen im Sinn des geſchichtlichen

Augenblickes, in dem wir ſtehen. Das Kennzeichen dieſes Augenblicks iſt das Gericht, das über gewiſſe Formen des Frevels ergangen iſt, über jene Formen nämlich, die die „totalitären" Syſteme aufgebracht haben: Unterdrückung des freien Gedankens, phyſiſche Freiheitsberaubung gegenüber Andersdenkenden, ſeeliſche und körperliche Folter, Mord, kurz alle dieſe Verbrechen, die mit den Begriffen Konzentrationslager, Deportation, Geiſelmord, Liquidierung, zuſammenhängen.

Ueber dieſe Dinge iſt das Gericht ergangen. Die Galgen von Nürnberg und der von hundert Kugeln durchbohrte, beſpuckte und aufgehängte Leichnam Muſſolinis ſind grauenvolle Symbole dafür, aber auch das ganze Elend des deutſchen Volkes und des italieniſchen Staates. Wir ſind erſchütterte Zuſchauer dieſes Gerichtes. Aber doch wohl nicht unbeteiligte Zuſchauer, ſondern ſolche, die wiſſen, daß auch ſie mitbetroffen ſind. Denn jene Frevel ſind unter unſeren Augen geſchehen. Wer kann ſagen, daß er alles dagegen getan habe, was er hätte tun können und tun ſollen. Wer hat nicht geſchwiegen, wer hat ſich nicht falſch beruhigen laſſen, wer hat ſich nicht von „den guten Seiten" jener Syſteme vorſchwatzen und ſich imponieren laſſen? Aus *unſerer* Welt heraus ſind jene Frevel emporgeſtiegen, in der Atmoſphäre unſerer moraliſchen Lauheit, unſeres aufgeweichten Rechtsempfindens, unſerer Erfolgsanbetung haben ſie gedeihen können. Wir haben Grund, darüber erſchüttert zu ſein, daß es unſerer Zeit vorbehalten war, den Frevel gegenüber dem Menſchen bis zur quantitativ und qualitativ letzten Ungeheuerlichkeit zu ſteigern. Man ſollte meinen, daß dieſe Erſchütterung den Menſchen der letzten zwei Dezennien nie mehr losließe, daß er keines Vergeſſens fähig wäre. Dieſe Dinge ſind ans Tageslicht gekommen, vollkommen offenbar geworden, damit uns die Augen für immer aufgehen, damit unſer Empfinden nun für immer wach bleibe, damit unſer Gefühlsvermögen in Zukunft gegenüber dem geringſten ähnlichen Frevel mit geſteigerter Reizbarkeit reagiere, daß wir nicht mehr das geringſte von Antaſtung des Menſchen ertragen. Es liegt eine heilige Verpflichtung in dieſer geſchichtlichen Stunde für uns in der Tatſache, daß wir Zeitgenoſſen dieſer Frevel und dieſes Gerichtes waren und ſind.

Dieſe Verpflichtung führt uns jetzt zunächſt zu den ruſſiſchen Dingen. Es gibt noch vieles in der Welt, in der weiten und in der allernächſten, was auch ſeiner Stunde des Gerichtes entgegengeht, aber es iſt nun nicht Willkür und aus Vorurteilen ſtammende Haltung, wenn wir auf die ruſſiſchen Dinge ſchauen. Wenn das Gericht Gottes über die Konzentrationslager ergangen iſt in unſerer Zeit, dann müſſen wir dorthin ſchauen, wo es noch Konzentrationslager von der gleichen Art und im gleichen Sinne gibt. Wenn das Gericht

Gottes über Folter und Mord gegenüber Andersdenkenden oder einfach Mißliebigen und Unbequemen ergangen ist, dann müssen wir diese Dinge dort beim Namen nennen und darüber erschüttert sein, wo sie noch weiterhin geschehen. Wenn es sich gezeigt hat, daß die Aufhebung der Menschenrechte, die Aufhebung der Freiheit des Denkens, der Rede, der Kritik der Frevel ist, der jeden andern Frevel, vom Justizmord bis zum Weltkrieg, möglich macht, dann müssen wir dorthin schauen, wo immer noch, trotz des über andere totalitäre Staaten ergangenen Gerichtes, die elementaren Freiheiten aufgehoben und die Menschenrechte außer Kraft gesetzt bleiben. Darum reden wir über Rußland, darum decken wir die dortigen Frevel auf vor den Augen der Menschen. Das Gericht und die Erschütterung durch die deutschen Ereignisse ist gekommen, damit wir den Schwur ablegen: nie wieder! Nie wieder will ich zu solchen Dingen schweigen, nie wieder will ich helfen, sie mit einem Nebel von Propaganda zudecken zu lassen, nie wieder will ich , wenn von solchen Dingen geredet wird, auf andere Dinge ablenken. Nie wieder will ich achselzuckend sagen: „was kann man da machen, schweigen wir davon"; nie wieder will ich solches entschuldigen, indem ich sage: „anderswo geschehen auch furchtbare Dinge". Aber in der gleichen Stunde, in der wir solchen Schwur tun, sind die russischen Lager mit Millionen und Millionen von Menschen gefüllt, nicht mit opferbereiten Terroristen wie zur Zeit Vera Figners, als noch die zaristische „Nacht über Rußland" lag, nicht mit solchen, die einen heroischen Versuch gemacht haben, den Despotismus zu stürzen, sondern mit Menschen, die kaum wissen, weshalb sie an diese Orte gekommen sind, vielleicht als Geiseln, vielleicht, um einer kompromittierenden Beziehung willen zu einem Menschen, der ein Wort der Kritik gewagt (ein Wunder, daß es nach dreißig Jahren kommunistischer Erziehung noch solche gibt), oder vielleicht einer, der das landesverräterische Verbrechen begangen hatte, über die Grenze der Sowjetunion fliehen zu wollen, fliehen — nicht als Verbrecher vor dem Arm der Gerechtigkeit, sondern fliehen vor der Despotie. Oder es sind arme, unwissende, „primitive" Menschen, die ohne bösen Willen die Regierungsmaßnahmen einfach nicht verstanden und aus Unwissenheit übertraten. „Eine große Zahl von ihnen sind primitive Asiaten, Eingeborene, Abkömmlinge alter Nomadengeschlechter, Steppenbewohner, Turkmenen, Kirgisen, Kosaken, Usbeken und andere, über die das System der kollektiven Landwirtschaft noch viel unfaßbarer hereingebrochen war und schwerer auf sie drückte, als auf die Bauern des europäischen Rußlands." Ihr Verbrechen bestand vielleicht darin, daß sie eine landwirtschaftliche Maschine, der sie mit dem Mißtrauen des Primitiven gegenüber traten, und die sie einfach nicht verstanden, in den Feldern draußen verrosten ließen. Und nun sind sie „Saboteure

der Produktion". Und nun verkommen ſie in den Lagern. „Die elende Zerlumptheit der Bekleidung der Gefangenen iſt unvorſtellbar. Die Kolonne, wie ſie zu und von der Arbeit marſchiert, wie ſie ſich zum Eſſen und zum Appell verſammelt, beſteht aus Geſtalten, die wie aus einer andern Welt ſtammen. Die ſelten vorhandene Fußbekleidung iſt aus Filz oder Tuch gemacht. Einige Verſuche des Befohlens ſind mit verdorbenem Gummi abgenützter Pneus unternommen. Das Uebliche iſt, daß der Gefangene ſeine Füße in geflochtenes Stroh oder in Lumpen hüllt (wenn es ihm gelingt, ſolche zu ergattern), um dann das ganze mit Lehm zu pflaſtern. Dann taucht er die Füße ins Waſſer und läßt an der freien Luft einen Eispanzer entſtehen, der die darin ſteckenden Glieder vor dem Abfrieren ſchützen mag. Der Marſch zum Arbeitsplatz und zurück (manchmal zehn Kilometer) ſchließt nun neben allen andern Qualen das Heben dieſer Füße in ſich, die zuerſt mit naſſem Lehm gepflaſtert und dann zum Eispanzer erſtarrt ſind." ... „Wir lebten in Zelten ohne Boden. Zu unſerem Arbeitsplatz im Wald hatten wir 6 km hin und 6 km zurück zu marſchieren. Wenn wir durchnäßt und bis auf die Knochen durchfroren in der Nacht zurückkamen, ſanken wir innerhalb der Zelte bis an die Knie in den Schlamm, denn die Oefen hatten den Boden unter dem Zelttuch aufgetaut. Wir lagen in unſeren Kleidern auf den Pritſchen, in einer Art von fieberigem Schlaf, und vielleicht gelang es uns, an unſern Körpern einen Teil unſerer Kleider zu trocknen — bis die Wachen mit ihren Hunden kamen, um uns zu einem weiteren Tagewerk hinaus zu treiben. Wenn einer von uns in der Nacht ſtarb, verſteckten wir den Leichnam unter den Bettſtellen ſo lange, als wir den Geſtank ertrugen, zu dem Zweck, des Toten Brotration zu erhalten." Aus dem Buch „The dark Side of the Moon", authentiſche Berichte, herausgegeben von T. S. Eliot, S. 125, 127; — das Buch iſt wohl eines der erſchütterndſten menſchlichen Dokumente unſerer Zeit.

Verehrter Herr Herrmann, ich wollte eigentlich im einzelnen auf Ihre Argumentationen eingehen, aber nun hat mich der Schluß Ihres Aufſatzes und die Ermahnung, die Liebe als das Größte hochzuhalten, auf dieſe Dinge gebracht. Ich glaube nicht, daß es Liebe wäre, von dieſen Dingen zu ſchweigen. Die deutſchen Konzentrationslager exiſtieren nicht mehr (wenigſtens nicht mehr in dem alten Stil des Grauens), und nun möchten wir gerne ſchweigen; aber wenn weiter ſolche Lager exiſtieren, dann dürfen wir um der Liebe willen nicht ſchweigen. Und ſie exiſtieren in Sibirien, ſie exiſtieren in dem Idealland des Sozialismus.

Ein zweiter Grund, warum wir über *dieſe* Frevel und nicht über die amerikaniſchen Frevel gegenüber den Negern reden und nicht über die Lage der arbeitenden Klaſſen in England zur Zeit von Marx

und Engels, ist der, daß über jene Dinge geredet *wird*, — wir haben es auch selber schon getan und werden es wieder tun, und vor allem reden die Amerikaner selber darüber und die Engländer und zwar mit größter Schonungslosigkeit und leidenschaftlicher Empörung — aber über den russischen Dingen liegt das Schweigen, auf alle Fälle das Schweigen derer, die berufen wären, zu reden. Die Reaktionäre sind nicht berufen, die Sozialisten sind berufen, *nur* sie, sie, deren Ehre und Ruhm es immer war, daß sie für die Unterdrückten, für „die Verdammten dieser Erde" ihre Stimme erhoben haben. Aber hier schweigen sie. Es gibt Ausnahmen. Eine dieser Ausnahmen wollen wir erwähnen, *Benedikt Kautsky* [1]). Daß es einer ist, der selber sieben Jahre Konzentrationslager hinter sich hat, der nun offen zu den russischen Dingen Stellung nimmt, ist ein stärkender Beweis dafür, daß Menschen, die gelitten haben, innerlich frei geworden sind, frei auch für eine unsentimentale, kämpferische Menschenliebe, die zu keiner Entrechtung mehr schweigen kann, auch nicht aus politischen Gründen. — Aber es darf von Seite der Sozialisten nicht bei vereinzelten Stimmen bleiben.

Die erste Voraussetzung ist allerdings, daß sie sich der Wahrheit stellen und aufhören, sich selbst und den Arbeitern der Welt Illusionen über Rußland vorzumachen. Es ist heute kaum mehr verzeihlich, gegen alle geschehenen Enthüllungen, die Fiktion eines russischen Sozialismus aufrecht zu erhalten. Wobei die deutlichste Enthüllung durch das Sowjetsystem selber geleistet wird: durch jene *Ver*hüllung, die sie einerseits durch Abschließung und anderseits durch Propaganda bewerkstelligt. Auch wenn noch positive Dinge, sozialistische Dinge da sein sollten, so schließt die Rechnung mit einem ungeheuerlichen Defizit ab; mit einem beispiellosen Defizit an Menschlichkeit, an Freiheit, an Wahrheit.

Ich weiß, daß den armen russischen Menschen, die unter der Last dieses Defizits an Menschlichkeit und Freiheit leiden und dazu noch das materielle Defizit an Zivilisationsgütern zu tragen haben, von der Regierung immer wieder der Check auf die Zukunft ausgestellt

---

[1]) Man vergleiche sein bei der Büchergilde Gutenberg erschienenes Buch „Teufel und Verdammte", wohl eines der sachlichsten, überlegensten und wahrsten Bücher, das über die Konzentrationslager geschrieben worden ist.

Wir verweisen aber besonders auf seine im „Volksrecht" (Mitte Mai 1947) erschienene Artikelserie „Brauchen wir eine neue Internationale?" und auf seine Artikel über das Buch „Ich wählte die Freiheit" von Krawtchenko. Er unterzieht darin das Buch einer gerechten und durchaus positiven Würdigung, und wenn er auch eine gewisse amerikanische Aufmachung des Buches bedauert, so wertet er es doch als eine zuverlässige Quelle, und zwar deshalb, weil dieses Buch ihm ja nichts anderes sagt, als was auch aus vielen andern zuverlässigen und direkten Quellen ihm, B. Kautsky, bereits bekannt geworden war in bezug auf die russische Wirklichkeit.

wird; sie werden immer wieder auf das Jenseits der Gegenwart vertröstet; schon dreißig Jahre lang werden sie vertröstet, und in tragischem Heroismus lassen sich viele vertrösten. Aber sie sind betrogen, betrogen um das Heute und um das Morgen, um das Diesseits und um das Jenseits. Denn Marx hat recht: keine herrschende Klasse gibt sich freiwillig selber auf, und noch weniger tun es Diktaturen. Aufhebung des Terrors aber wäre Selbstaufgabe des gegenwärtigen Regimes.

Lieber Herr Herrmann, Sie glauben der russischen Propaganda, welche die Notwendigkeit des Terrors mit einer Art Kriegszustand begründet und Sie vergessen, daß das ein alter Trick der Diktatoren und Despoten ist. Sogar unser famoses Vollmachtenregime wurde bekanntlich gebraucht, um ohne lästige Volksrechte regieren zu können, eben mit der Begründung, daß es Kriegszeit sei. Die Wahrheit liegt in der Umkehrung dessen, was Sie annehmen. Nicht weil Rußland immer bedroht war, muß dort mit kriegerischer Straffheit regiert werden, sondern weil man so regieren will, muß man dem Volk beständige Kriegsgefahr vormachen und käme durch die Entstehung einer Weltfriedensorganisation in größte Verlegenheit. Außenpolitische Sicherheit ist für Diktatoren innerpolitische Verlegenheit. Am wohlsten ist es ihnen in der „Bedrohtheit", sie werden diese darum ihrem Volk immer wieder vorlügen.

Es ist wahr, es hat in der Anfangszeit des Bolschewismus Interventionskriege gegeben, und es ist wahr, daß es im Westen Kreise gegeben hat, die es nicht ungern gesehen hätten und auch wohl das Ihrige dafür taten, daß das nazistische Deutschland und Rußland aneinander geraten sollten. Aber der englischen und amerikanischen Demokratie, die eben nicht nur von der „Hochfinanz" regiert wird, Angriffsabsichten gegen die Sowjetunion unterzuschieben, — das sollten Sie nicht einfach der russischen Propaganda nachsagen. Auch entspricht es nicht der historischen Wahrheit, wenn Sie das bolschewistische Rußland als ein so harmlos-unschuldiges Wesen darstellen, das beständig von den bösen Hunden der Westmächte bedroht wird. Dieses harmlose, friedliche Rußland hat in seinem Innern derartige Furchtbarkeiten begangen, daß es doch nicht ganz fair wäre, den Abscheu der Welt bloß aus dem Haß gegen den Sozialismus zu erklären. Selbstverständlich hat das Klasseninteresse der Bourgeoisie eine wesentliche Rolle gespielt, aber ist es nicht doch etwas naiv von einem Bürgertum, gegen das der Bolschewismus die Parole der Liquidierung und Ausrottung ausgegeben hat, zu verlangen, daß es diese Sorte von Sozialismus aufkommen lassen solle, ohne einen Gedanken an Abwehr zu haben? Da liegt doch gerade der verhängnisvolle Irrweg eines an die Gewalt glaubenden und die Gewaltparole proklamierenden Sozialismus, daß er statt erobernde und überzeugende

Kraft zu entfalten, den Selbſterhaltungswillen des Bürger- und Bauerntums ebenfalls auf gewalttätige Bahnen lenkt und ſchließlich den Faſchismus erzeugt. Sicher können wir uns keine gutmütigen Illuſionen machen in bezug auf die Möglichkeit, das Bürgertum durch die Macht der Idee zu gewinnen, ſicher iſt es wahr, daß das Klaſſenintereſſe tief wurzelt bei den Beſitzenden und daß der Klaſſenkampf von oben immer wieder deutlich und brutal genug geführt wird, — aber dennoch wäre es Zynismus, überhaupt nicht mehr an die erobernde Kraft der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu glauben und die großen Ideen durch den primitiven Wortſchatz des Bolſchewismus zu erſetzen, indem man nur noch von Vernichtung, Ausrottung und Liquidierung redet. Ganz abgeſehen davon, daß man damit bei der Arbeiterſchaft nur Illuſionen erzeugt und ſie — mit größter Wahrſcheinlichkeit — ins Verderben hetzt. Eine ſo große und heilige Sache wie die ſoziale Gerechtigkeit und Brüderlichkeit kann nur mit reinen und überlegenen Kräften der Wahrheit zum Siege geführt werden. Mit dieſen Kräften muß der Sozialismus erkämpft, vor allem aber auch aufgebaut und geſtaltet werden.

Verehrter Herr Herrmann, Sie verſtehen vielleicht jetzt, daß Ihre religiöſen Betrachtungen über das Walten Gottes in der Geſchichte in dieſem Zuſammenhang, im Blick auf „Mord und Grauen" bei mir den Eindruck einer gefährlichen Nebelhaftigkeit verſtärkt haben. Ich glaube, daß Arthur Rich hier tatſächlich das Weſentliche geſehen und herausgeſtellt hat. Sie betonen immer wieder, daß niemand von Ihnen die ruſſiſchen Greuel beſtreiten möchte. Aber dann kommt bei Ihnen der Nebel, diesmal in der Geſtalt des ſchönen Verſes von C. F. Meyer: „Etwas wie Gerechtigkeit webt und wirkt in Mord und Grauen", oder dann wird in der von Rich bekämpften Denkweiſe über Mord und Grauen hinweg der Blick auf die „großen weltgeſchichtlichen Perſpektiven" erhoben, es wird von dem „Gewaltigen" phantaſiert, um das es da gehe, oder es wird geradezu von der „Linie Gottes" oder dem „Tritt Gottes in der Geſchichte" geredet. „So ſteht Gott im Grunde hinter allen Völkern ſamt ihren Regierungen, bald ſegnend, bald richtend, in vollkommener Liebe", ſo ſagen Sie. Man kann wohl ſolche erbauliche Betrachtungen anſtellen; vielleicht wird in der Tat einmal die Zeit der erbaulichen Betrachtung auch der ruſſiſchen Dinge kommen, vielleicht wird man einmal die großen hiſtoriſchen Linien ziehen und davon reden können, daß „in Mord und Grauen etwas wie Gerechtigkeit" gewaltet habe. Aber dieſe Zeit iſt noch nicht da, ſondern, was vor uns ſteht, iſt die Notwendigkeit der Entſcheidung und der Stellungnahme. Die erbaulichen Betrachtungen würden Ihnen in der Kehle ſtecken bleiben, wenn Sie dem „Mord und Grauen" Auge in Auge gegenüberſtünden. Es liegt mir fern, mich über heilige Dinge luſtig zu machen; ich weiß, daß Sie um die Wahrheit ringen

ſo gut wie ich. Aber gerade darum liegt es mir ſo ſehr daran, Sie und alle andern, deren ehrlichen Willen ich kenne, näher an die Realität der Dinge heranzuführen. Dann würde es keinem von Ihnen in den Sinn kommen, den Hunderttauſenden von baltiſchen Familien, deren Väter ſeit 1939 deportiert und nun genau wie auch Millionen von Kriegsgefangenen in dieſem unheimlichen Land einfach verſchwunden ſind, — es würde keinem von Ihnen in den Sinn kommen, dieſen Balten zu ſagen, daß es ſich da nun einmal um große Ziele und um „Umwälzungen von weltgeſchichtlichem Ausmaß“ handle, denen gegenüber ihr bißchen Glück und ihr bißchen Leben eben keine Bedeutung haben. Sondern Sie würden, genau wie wir, das Gefühl haben, daß Sie vor dem bluttriefenden Altare Molochs ſtehen. Das iſt es in der Tat: Ideen, denen Menſchenopfer gebracht werden müſſen, ſind Götzen. Und darum wäre es ratſam, in dieſem Zuſammenhang den Namen Gottes nicht in den Mund zu nehmen. Wo Gott iſt, da iſt der Menſch heilig, und zwar gerade der Aermſte und der Wehrloſeſte, da iſt nicht nur das Leben, ſondern auch die geiſtige Würde des Menſchen, d. h. ſeine Freiheit und ſein Gewiſſen, reſpektiert. Und dieſe Reſpektierung der menſchlichen Perſönlichkeit hat bis heute nur in *einer* politiſchen Form ihren Ausdruck gefunden: in der die Menſchenrechte garantierenden Demokratie. Daß dieſe durch den Sozialismus vollendet und erfüllt werden muß, darin bin ich mit Ihnen einig; dafür bin ich immer eingeſtanden. Solange aber die elementaren Menſchenrechte auf dem Spiele ſtehen, ſo zertreten werden, wie ſie in Sowjetrußland zertreten werden und überall, wo dieſes mit ſeiner Macht hinkommt, ſo lange haben wir *zuerſt* die Menſchenrechte zu verteidigen. Denn es iſt entſcheidende Wahrheit, was Benedikt Kautſky [2]) ſagt: „Nur wer erlebt hat, was ſchrankenloſe Willkür, was unbeſchränkte Macht über Leben und Tod für grauenhafte Folgen hat, kann die wahre Bedeutung eines auf Freiheit und Gleichheit beruhenden Rechtsſtaates erkennen. ... Die Vorausſetzung dieſer wahren Demokratie iſt der *Sozialismus*, dieſer aber wird nur von Demokraten verwirklicht werden.“ Und darum, fügen wir hinzu, bedeutet es eine ſinnwidrige Unmöglichkeit, daß man zur Abwechslung auch einmal die Demokratie vorübergehend abſchaffen könne, um zuerſt den Sozialismus zu verwirklichen.

Es gibt eine berechtigte Scheu, den Namen Gottes in den Mund zu nehmen und ihn mit dieſer oder jener Bewegung oder dieſem oder jenem Weltgeſchehen in nahen und direkten Zuſammenhang zu bringen. Davor will uns Arthur Rich warnen, und es iſt ein Mißverſtändnis, wenn man ihm unterſchiebt, er wolle einfach mehr „religiöſes“ Reden und mehr theologiſche Formulierungen hören. Aber das

[2]) B. Kautſky „Teufel und Verdammte“, Büchergilde Gutenberg, S. 12/13.

möchte ich nun mit allem Nachdruck ſagen: es gibt einen Punkt, wo man mit letzter, auch religiöſer Leidenſchaft kämpfen ſoll, nämlich für das Recht und für den Menſchen. Wir können in furchtbaren Nebel hineingeraten, wenn wir meinen, wir hätten Einblick in die Pläne der göttlichen Weltregierung gewonnen. Das iſt für uns — beſonders für die Zeitgenoſſen der Geſchehniſſe, um die es ſich jeweilen gerade handelt — ein unentwirrbares Dunkel. Wohl gibt es eine gläubige und eine ungläubige Art, dem Geſchehen zu begegnen. Aber gläubiges Hinſchauen auf die Bewegungen der Zeit bedeutet doch nicht einfach ein Bejahen, ſondern manchmal bedeutet es geradezu ein leidenſchaftliches Verneinen. Das meinen Sie, verehrter Herr Herrmann, ja auch, wenn Sie vom Gerichte reden. Nur brauchen Sie dann doch wieder unbeſtimmte Wendungen, die geeignet ſind, von dem einen ſicheren Wege des ethiſchen und auch des religiöſen Denkens wegzuführen. Dieſer ſichere Weg iſt der, daß wir Gott im engſten Zuſammenhang mit dem Rechte ſehen. Das klingt nüchterner als geheimnisvolle Spekulationen über das Walten Gottes in den großen Geſchehniſſen der Zeit. Aber ich glaube nicht, daß uns Menſchen Tieferes und Größeres an religiöſer Erkenntnis gegeben iſt als jene „nüchterne" Gleichſetzung von Gott mit der Gerechtigkeit. Jedenfalls iſt das die zentrale und primäre Erkenntnis, von der alle andere ausgeht.

In der Hoffnung, daß unſere Ausſprache doch zur Klärung und Einigung dienen könne, grüße ich Sie in Verbundenheit.

Paul Trautvetter.

„VERNEBELUNG?"

Ich bin ganz einverſtanden mit Arthur Richs Feſtſtellung, daß die Kriſis in der religiös-ſozialen Bewegung prinzipieller Art iſt. Das Rußlandproblem hat dieſe Grundſatzkriſe erſt eigentlich manifeſtiert. Auch wenn es möglich wäre, die Rußlandkontroverſe irgendwie ad acta zu legen, würde doch dieſe Grundſatzkriſe nicht überwunden; ſie würde ſich in kurzer Zeit wieder an einem andern Problem manifeſtieren. Aus dieſer Ueberlegung habe ich denn auch die Auseinanderſetzung vom 11. Mai als am eigentlichen Problem vorbeigehend betrachtet.

Um was geht es denn? Geht es um das Problem der Macht? Aus der Anſpielung auf den Großinquiſitor Doſtojewſkis und aus der Zitierung im privaten Geſpräch von Jakob Burckhardts Ausſpruch, daß Macht an ſich böſe ſei, erhält man den Eindruck, daß dieſes Problem bei Arthur Rich mit im Zentrum ſteht. Wir möchten hierzu

einiges ſagen, iſt es doch heute direkt Mode, Jakob Burckhardts Ausſpruch zu zitieren. (Wir möchten hier nur andeutungsweiſe auf die anti-poſitiviſtiſche Kampagne in der Rechtswiſſenſchaft hinweiſen.) Aber auch hier gilt: quot doctores, tot definitiones. Das Zitat iſt gefährlich, weil ſeine Konſequenz ein nihiliſtiſcher Anarchismus wäre; auf alle Fälle ſchließt es vage Formulierungen von der Art „der gar nicht engelhaften Politik der weſtlichen Demokratien" aus und würde verlangen, daß man auch in religiöſen Bezirken einiges revidiert. Ich glaube, daß wir mit der ſchlagwortähnlichen Verwendung von abſoluten Begriffen „Politik" im luftleeren Raum betreiben.

Betrachten wir das Problem der Macht von der für *unſere* Auseinanderſetzung praktiſchen Seite: da ſtehen ſich heute zwei Mächte gegenüber, die Macht des Bolſchewismus und die Macht des Kapitalismus (wir müſſen uns hier bewußt auf die etwas ſimpliſtiſch anmutende Reduzierung auf dieſe zwei Mächte beſchränken). Die „Abſolutiſten", die die Macht als an ſich böſe erklären, müſſen dieſe beiden Mächte totaliter bekämpfen und verdammen. Tun ſie dies? Bekämpfen ſie wirklich *beide?*

Ich glaube, daß zwiſchen der Macht des Kapitalismus und der des Bolſchewismus kein prinzipieller Unterſchied beſteht. Unſere Freunde um Trautvetter weiſen natürlich ſofort entrüſtet auf die ungeheuren Opfer des Bolſchewismus hin. Wir wollen und können dieſe Opfer nie rechtfertigen. Aber wir können doch darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Opfer nicht ausſchließlich auf das Schuldkonto von Stalin und Konſorten gehen, weil die maßgebende Politik der andern Macht die Sowjet-Union ſeit ihrem Beſtehen in einen dauernden Notſtand hineingezogen hat, in einen Notſtand, der zum Beiſpiel mit dem „Notſtand" der Schweiz während des Krieges nie zu vergleichen iſt, obwohl auch die Schweiz während dieſer Zeit nach Anſicht unverdächtiger Zeugen eine Bundesdiktatur genannt werden kann. Erwähnt muß doch auch werden, daß die Opfer, die der Kapitalismus ſeit mehr als hundert Jahren täglich, ja ſtündlich fordert, denjenigen des Bolſchewismus nicht nachſtehen. Wir möchten hier nur andeutungsweiſe auf die Kriege, die Hungersnöte, die Wirtſchaftskriſen mit all ihren Nebenerſcheinungen, die Kolonialmethoden uſw. aufmerkſam machen.

Wir ſehen, daß wir von der Macht her gerechterweiſe niemals zu einer ſo *einſeitigen* Verdammung Rußlands kommen können. Lebte der Weſten heute auf der gleichen ziviliſatoriſchen Stufe wie der Oſten, ſo erhielte er die Macht des Kapitalismus ſicherlich nicht differenzierter zu ſpüren, als die Ruſſen heute die Macht des Bolſchewismus zu ſpüren bekommen.

Treten wir aber nicht von einem Abſtraktum (Macht), ſondern vom lebendigen Menſchen an das Problem heran (wie dies ja auch

Pfr. Trautvetter tut), ſo kommen wir ſichtlich weiter. Da müſſen wir unbedingt Kramer zuſtimmen, der in der ruſſiſchen Revolution die Revolution unſerer Zeit und in ihr irgendwie einen Aufbruch zum Reiche Gottes hin ſieht. Und zwar vor allem deshalb, weil die ruſſiſche Revolution den Menſchen von der Ausbeutung befreite. Nicht mehr das Profit- und Gewinnſtreben war Sinn und Zweck der Wirtſchaft, vielmehr die Wohlfahrt aller. Wir glauben, daß auch heute im ruſſiſchen Wirtſchaftsſyſtem das Prinzip der Wohlfahrt aller herrſchend iſt und nicht das kapitaliſtiſche Ausbeutungs- und Profitſyſtem. Man kann ſicherlich auch nicht von Kapitalismus in Rußland ſprechen, nur weil dort die Löhne nicht nivelliert (ſchon Marx hat ſich an verſchiedenen Orten gegen eine einſeitige Gleichmacherei gewendet) ſind, das Erbrecht wieder eingeführt und der Zins nicht abgeſchafft iſt.

Aber, ſo ſagen unſere Freunde, das ſind ja nur Randprobleme; das Hauptproblem iſt, daß der Menſch in ſeiner Würde verachtet iſt, daß die Menſchenrechte negiert werden. Nun iſt für Außenſtehende ſchwer, ein Urteil zu fällen, das einen derart verallgemeinernden Charakter hat; ebenſo ſchwer iſt es, ſolch verallgemeinernde Urteile zu widerlegen. Allein die Tatſache, daß die ruſſiſche Wirtſchaft nicht mehr eine reine Profitangelegenheit einer kleinen Oberſchicht, ſondern eine Angelegenheit des ganzen Volkes iſt (auch wenn es heute Unterſchiede in den Löhnen, ja ſogar gewiſſe Anſätze einer Klaſſenbildung von Sowjetbürokraten gibt), könnte uns doch annehmen laſſen, daß die Menſchenrechte nicht totaliter negiert werden. Auch müſſen wir in dieſem Zuſammenhange darauf aufmerkſam machen, daß die ruſſiſche Revolution etwas zu verwirklichen ſuchte (und darin ſehe ich vor allem auch den ſogenannten „Tritt Gottes in der Geſchichte"), was in einer kapitaliſtiſchen Geſellſchaft nie wird Wirklichkeit werden können; wir meinen die Aufhebung der Verdinglichung des Menſchen. Die Verdinglichung des Menſchen iſt eine Entwürdigung, eine Entheiligung des Menſchen; ſie iſt aber das Produkt des Kapitalismus. Was verſtehen wir darunter? Wir können das Problem wiederum nur ſtichwortartig andeuten: Es handelt ſich darum, daß im kapitaliſtiſchen Profitſyſtem die Arbeitskraft zur Ware wird, deren Preis wie derjenige jeder andern Ware von Angebot und Nachfrage abhängt; daß das Arbeitsprodukt ein dem Arbeiter fremder Gegenſtand iſt; daß die Arbeit dem Arbeiter nicht ein natürliches Bedürfnis iſt, dem er ſich freiwillig unterzieht, ſondern nur ein Mittel, um ſeine Lebensbedürfniſſe zu befriedigen. Die ruſſiſche Revolution war der erſte Verſuch, die Verdinglichung des Menſchen aufzuheben; die ruſſiſche Revolution war auf dem Wege, dem Menſchen eine Freiheit zu bringen, die wir bisher noch nicht gekannt hatten. Daß dieſer Prozeß gehemmt wurde, iſt nicht aus-

ſchließlich die Schuld Stalins und ſeiner Mitarbeiter. Es iſt aber falſch, der ruſſiſchen Revolution poſt feſtum den ſozialiſtiſchen Charakter abzuſprechen, weil ſie — aus Gründen, die wir jetzt nicht näher unterſuchen können — nicht zur ſozialiſtiſchen Demokratie, wohl aber zu einer Tyrannis (die auch wir ablehnen) geführt hat.

Was wollen wir mit unſern Ausführungen zeigen? Wir verſuchten zu zeigen, daß die kapitaliſtiſche Geſellſchaft die Menſchenwürde und die Menſchenrechte auf eine Art mit Füßen tritt, die ſich gegenüber der brutalen Negierung der Freiheitsrechte in Rußland wiederum nicht prinzipiell unterſcheidet. In Rußland geſchieht dieſe grauſame Negierung aus einem nationalen Selbſterhaltungstrieb, bei uns geſchieht ſie raffiniert zur Erhaltung eines ausbeutenden Wirtſchaftsſyſtems. Welches Syſtem mehr Opfer fordert, müſſen wir nicht noch feſtſtellen.

Warum hat Herr Pfr. Trautvetter bloß die eine Seite dargeſtellt? Hier kommen wir nicht um einen ſchwerwiegenden Vorwurf ihm gegenüber herum: man kann doch ein Problem nicht iſoliert, losgelöſt betrachten. Wenn uns Hegel und Marx etwas lehren konnten, ſo iſt es ſicherlich das, daß die Probleme in ihrer Totalität, in ihrem Zuſammenwirken mit andern Problemen betrachtet werden müſſen, um nicht Fehlſchlüſſen zu unterliegen. Wollten wir jedes Land, jedes politiſche und wirtſchaftliche Syſtem iſoliert betrachten, endeten wir in einem troſtloſen Peſſimismus; denn wir müßten billigerweiſe die politiſchen Demokratien (für mich ſind ſie nur halbe Demokratien) des Kapitalismus ebenſo entſchieden ablehnen wie die bolſchewiſtiſche Diktatur.

Wir hofften, aufzeigen zu können, daß die Grundſatzkriſe nicht im Problem Rußland liegen kann, auch nicht im Problem der Macht, auch nicht im Problem der Menſchenrechte. Wo aber liegen denn die grundſätzlichen Differenzen? Wir glauben, in der verſchiedenen Akzentuierung des Wortgebildes „Religiös-ſozial". Während Kramer — und wir folgen ihm hier — unſerer Zeit die Aufgabe der Verwirklichung des Sozialismus zuweiſt und Rußland als Bundesgenoſſen in dieſer Aufgabe betrachtet, beginnen unſere Freunde um Trautvetter und Rich mehr und mehr am Sozialismus zu zweifeln. Man kann dieſe Zweifel unſchwer aus den Theſen von Trautvetter und aus dem Artikel und aus privaten Aeußerungen von Rich ableiten. Sollen wir uns auf die religiöſen Bezirke zurückziehen und zur Sekte werden? Nein! Reich Gottes und Sozialismus ſind uns keine Gegenſätze; wir glauben, in der Verwirklichung des Sozialismus ein Stück des Reiches Gottes verwirklicht zu ſehen. Daß nun plötzlich große Zweifel gegenüber einem von uns (nicht von Rußland, auch nicht von der PdA oder der SP) vertretenen Sozialismus geltend gemacht werden, betrübt uns aufrichtig. Sollen wir jeden Verſuch der Ver-

wirklichung des Sozialismus in Grund und Boden verdammen, weil er einem idealisierten Sozialismus widerspricht, dabei aber ahnungslos zu Stützen des menschenentwürdigenden Kapitalismus werden?

Otto Siegfried.

Antwort an Herrn Otto Siegfried

Sehr geehrter Herr,

Ihr Artikel ist erst in meine Hände gekommen, als ich meine Antwort an Otto Herrmann schon geschrieben hatte. Und jetzt erlaubt mir der Redaktionsschluß nicht mehr, mit der Gründlichkeit auf Ihre Einwände und Gedanken einzugehen, die nötig wäre. Aber einige Punkte möchte ich doch herausgreifen, damit nicht zu viel Zeit darüber hingeht.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Ihnen und mir liegt darin, daß Sie meinen, es handle sich in der ideologischen und politischen Auseinandersetzung zwischen Westen und Osten um den Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Nach meiner Meinung handelt es sich heute um die Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Diktatur. Sie wissen doch, daß sich die Sowjetmachthaber mit Bevin und der Labourparty mindestens so schlecht verstehen wie mit der amerikanischen Hochfinanz, — ja ich glaube sogar noch wesentlich schlechter. Aber Sie können doch sicher den Labourleuten, auch nicht denen um Bevin und Attlee, eine Abneigung gegen den Sozialismus unterschieben.

Es ist nicht wahr, daß die heutige Spannung ihre historische und ideologische Ursache in dem Haß des Kapitalismus gegen den Sozialismus Rußlands habe. Es ist nicht wahr, daß man einfach einen ideologischen Kreuzzug gegen die Sowjetunion vom Zaun gerissen habe. Das sagt jetzt einer dem andern nach, so daß nun diese Kreuzzugsidee eine von jenen Lügen ist, die sich durch ewige Wiederholung schließlich auch bei den Gutwilligen festzusetzen vermögen.

Damit sage ich nicht, daß es überhaupt niemanden in Amerika und in der weiten Welt gebe, der jenen Gedanken habe; aber die offizielle Staatspolitik der Angelsachsen ist nicht von dieser Idee inspiriert. Denn dort herrscht eben die Demokratie, d. h. die Regierungen haben mit dem Volk, auch mit der sozialistischen Arbeiterschaft zu rechnen, auch dann, wenn sie nicht selber, wie in England, aus Sozialisten bestehen.

Ich gestehe, daß ich mich nachgerade zu schämen beginne, wenn in unseren Kreisen den Engländern und den Amerikanern, die in der jüngsten Geschichtsepoche (seit 1914 bis heute) bewiesen haben, daß sie sich auch in ihrer Außenpolitik für die Freiheit einsetzen, nun die

gemeinſten und ſchwärzeſten Abſichten unterſchoben werden.

Und wenn wir gerade daran ſind, von Fables convenues zu reden, dann möchte ich Ihnen nahelegen, doch einmal näher zu prüfen, ob es wirklich wahr iſt, daß die Sowjetunion von den andern Mächten „ſeit ihrem Beſtehen in einen dauernden Notſtand hineingezogen" worden iſt, und daß die ruſſiſche Diktatur dadurch gerechtfertigt oder entſchuldigt werden kann. Ich verweiſe auf das, was ich in der Antwort an O. Herrmann darüber geſagt habe.

Sie halten daran feſt, daß trotz unglaublicher Ungleichheit der Entlöhnung und des Lebensſtandards, d. h. trotzdem es in Rußland ſolche gibt, die wie Reiche und ſolche, die wie Arme leben, etwas Weſentliches an Sozialismus erreicht ſei, daß die Ausbeutung und die „Verdinglichung" des Arbeiters überwunden ſei. Mich wundert, wie es dem ruſſiſchen Arbeiter zumute iſt, wenn ihm zum Troſt in der Miſere ſeines elenden Lebens in menſchenunwürdiger Armut und in menſchenunwürdiger Arbeitsfrohn, von ſeinen Kommiſſaren und ſeiner Prawda dieſe ſchönen Theorien vordoziert werden. Vielleicht iſt es ihm ſo zumute wie dem mageren Pferdchen, von dem der ruſſiſche Bauer auf die Frage des Kommiſſars, womit er es füttere, antwortet: mit Artikeln der Prawda.

Es hat etwas Zyniſches, ſich über große Ideen luſtig zu machen, bloß weil ſie in ihrer Verwirklichung tragiſch geſcheitert ſind. Aber es iſt noch weit zyniſcher, hungrige und geplagte Menſchen mit dem weiteren Herunterleiern dieſer Ideen zu verhöhnen, und ſie vielleicht zu foltern und zu liquidieren, weil ſie beim Anhören der „marxiſtiſchen" Leier den Mund verzogen haben.

Man ſollte mindeſtens ſo realiſtiſch und ſo gerecht ſein, daß man bei der Gegenüberſtellung von weſtlichem Kapitalismus und ruſſiſchem Sozialismus wüßte, daß es ſich da um einen höchſt relativen Gegenſatz handelt. Ich möchte Ihnen einen Gedanken äußern, der Sie vielleicht wieder ſo ketzeriſch anmutet, wie das, was Ihnen Arthur Rich über den Sozialismus geſagt hat: es gibt in wirtſchaftlichen Zuſammenhängen gar nichts Abſolutes, z. B. keine abſolute Freiheit und Unabhängigkeit, denn Wirtſchaft iſt immer irgendwie Dienſt und gegenſeitige Verflochtenheit und Abhängigkeit, und ſie ſoll das auch ſein. Darum geht es nicht an, hier das eine Syſtem als das abſolut Böſe und das andere als das abſolut Gute zu bezeichnen.

Aber ich will Ihnen zeigen, wo es Abſolutheiten gibt: z. B. im Gebiete des Rechtes. Menſchen die Freiheit des Denkens, des Redens, des Gewiſſens zu rauben — das iſt das abſolut Verbrecheriſche. Menſchen anzutaſten, ihnen Gewalt anzutun, ſie um ihre Geſundheit und um ihr Leben zu bringen, nur, weil ſie anders denken oder den Wunſch nach einer anderen Regierung oder nach Freiheit haben, das

iſt das Verbrechen in ſeiner abſoluten Eindeutigkeit. Ich bitte Sie, nun einmal dieſem Gedanken nicht auszuweichen, indem Sie ſagen: ja, aber das tut der Kapitalismus auch, er ſchädigte wahrhaftig genug menſchliche Geſundheit und menſchliches Leben. Glauben Sie, daß ich das leichter nehme? — Aber das können Sie und ich jetzt nicht einfach ändern; aber die Diktatur und der Terror, die können ſofort abgeſchafft werden. Menſchenrechte ſind möglich, Freiheit iſt möglich. Auch im Oſten, auch unter Primitiven, — wenn denn ſchon das Volk Doſtojewſkis und Tolſtois immer als ſo primitiv hingeſtellt werden ſoll. Keiner iſt zu primitiv, um des Rechtes würdig zu ſein.

Aber ein neues Wirtſchaftsſyſtem aufzubauen, iſt eine ſchwierige Sache, ungefähr ſo ſchwierig wie eine Herzoperation. Die Bolſchewiſten jedenfalls haben ſo an dem wirtſchaftlichen Blutkreislauf ihres Volkes herumoperiert, daß der Patient beinahe geſtorben, jedenfalls in ein dauerndes Siechtum hineingekommen iſt.

Doch, verehrter Herr Siegfried, wir glauben an den Sozialismus. Wir wollen den Sozialismus. Aber wir glauben nicht an die Einführung des Sozialismus von oben, wir glauben nicht an den Sozialismus der Bajonnette und der Nagaiken und der Konzentrationslager. Wir glauben an den Sozialismus, der auf einem Erwachen der Solidarität beruht, und in dieſem Sinne legen wir dann allerdings den Nachdruck auf das „Religiöſe". Darüber will ich nicht *mehr* ſagen, denn dieſe Dinge ſind nicht ſo ſchnell geſagt — und vielleicht ſind ſie das, worin wir uns doch letzten Endes und im Tiefſten auch ohne viele Worte finden können.

In dieſem Sinne grüße ich Sie. *Paul Trautvetter.*

„Irrweg und Umkehr"

Zu *Conſtantin Silens*

Betrachtungen über das Schickſal Deutſchlands.
Baſel 1946.

Irrweg und Umkehr? Irrweg — ſicher. Umkehr? Man muß leider ein Fragezeichen hinter dies Wort ſetzen. Denn wie könnte Umkehr anders als aus dem durch klare Schulderkenntnis umgepflügten, durch offenes Schuldbekenntnis beſäten Boden erwachſen? Tatſächlich aber gehört das Buch von Silens in den Kreis der *„Unſchuldskampagne"*, die prompt nach dem Zuſammenbruch des Nazi-Reichs einſetzte. Daß es ein *geſchicktes* Plaidoyer iſt, macht es in unſeren Augen nicht beſſer. Zuzuſtimmen iſt dem Verfaſſer, wenn er verſucht, den Charakter der Deutſchen aus der geſchichtlichen Entwicklung zu erklären und eine nur anders gefärbte „Raſſentheorie" abweiſt. Aber ſeine geſchichtlichen Exkurſe ſind doch in großen Teilen und in ſtarkem Maße *Geſchichtsklitterung*. Das beginnt ſchon

mit der u. E. falſchen Einſchätzung der durch den Bauernaufſtand, eine „mit blutigem Unrecht begonnene Revolution" (!), und den Dreißigjährigen Krieg geſchaffenen Bedingungen, ſetzt ſich fort über eine „Rehabilitierung" der Geſtalt des Preußenkönigs Friedrich II. zur Leugnung einer kriegsluſtigen Stimmung unter den Deutſchen im Jahre 1914 und zur üblichen Anklage gegen *Verſailles* als der Wurzel alles Uebels. Die *Inflation* erklärt Silens als Folge der (tatſächlich nicht gezahlten) Reparationen; er verſchmäht nicht einen „feineren" Antiſemitismus, indem er die ſich zu ſehr vordrängenden Juden wiederholt zu Sündenböcken macht; er wirft der Sozialdemokratie ihren Internationalismus und einen angeblichen Mangel an Nationalismus vor, während ſie doch gerade dieſer Sünde bloß war.

Das alles iſt bedenklich genug. Viel bedenklicher aber noch die *Mohrenwäſche,* die der Verfaſſer an den Steigbügelhaltern Hitlers verſucht, an den Schwerinduſtriellen und Großkapitaliſten, an den Junkern, der Reichswehr und den Beamten. Bezeichnend genug läuft ſein Plädoyer im Grunde genommen darauf hinaus: ſie wollten ſich Hitlers für ihre Zwecke bedienen, aber er iſt ihnen über den Kopf gewachſen. Ueber die wirklichen Zwecke und Ziele dieſer Kreiſe ſchweigt ſich Silens — daher der Name? — aus, ſoweit er nicht den Tatſachen einfach Gewalt antut, indem er zum Beiſpiel den Revanchegedanken der Generäle leugnet. Die „Männer vom Format Becks und ſeiner Offiziere", heißt es etwa, waren ſich nicht bewußt, „mit ihrer Arbeit Waffen für den Angriffskrieg zu ſchmieden". Die Beamten ... „ſie taten trotz ihrer Antipathie weiter ihre Pflicht." Die „Wirtſchaftsführer", die Konſervativen, die Schacht, die Papen e tutti quanti hatten „es" ſich „eigentlich" ganz anders gedacht — was zu glauben iſt —, ſie, und erſt recht natürlich das Volk, hatten „eigentlich" gar nicht gewußt, was da vor ihren Augen ſich abſpielte, und ſo bleibt das ganze entfeſſelte deutſche Pandämonium nach der mit *nicht* beneidenswertem Geſchick gehandhabten Kaſuiſtik Silens' das „Verbrechen einer kleinen Diktaturclique", iſt, unter Berufung auf Chamberlain(!), die Urſache für die Auslöſung des Krieges, „der Ehrgeiz eines einzigen Mannes". Der „Standort" dieſes Buches und ſeines Verfaſſers wird vielleicht am klarſten beſtimmt und gekennzeichnet durch den folgenden Satz:

„Gerade diejenigen, welche wußten, wie ſtark die Welt im Vergleich zu Deutſchland war, empfanden irgendwie das Bedürfnis, die Augen zu ſchließen und dem Manne des Erfolges, *den ſie noch nicht als den des Verbrechens erkannt hatten,* zu vertrauen." (Auszeichnung vom Ref.)

1940 war das! Der Satz bedarf, ſcheint uns, keines Kommentars. Aber ſtoßen wir da nicht auf den Kernpunkt der deutſchen „Mentalität", von der nicht nur Silens und ſeine Schützlinge, von der

leider auch große Teile des deutſchen Volkes erfaßt ſind, auf jene reine, alle Mittel als heilig erklärende Erfolgsanbeterei, die ſchließlich — man kann nur mit Schaudern daran denken — einen Hitler (der 1933 für jeden moraliſch nicht defekten Sinn als Verbrecher ebenſo erkennbar war wie 1945), *wenn er nur ſiegreich geweſen wäre,* als „Führer" akzeptiert, ja wahrſcheinlich angebetet hätte?

Es ändert den *Grundcharakter* des Buches nicht, daß manche kluge und richtige Bemerkung und Beobachtung oder auch kritiſche Aeußerung darin zu finden iſt, Gedanken über die Einheit Europas, über Föderalismus und ähnliche Dinge dort vertreten ſind. Doch ſelbſt bei ſolchen Bekenntniſſen, die heutzutage beinahe „Mode" ſind (was wir mit aller implizierten Einſchränkung als Zeichen für das Vordringen dieſer Ideen werten), vermißt man die reale, vermißt man die von Silens allzu reichlich mit Verachtung geſtrafte *materielle* Grundlage. Denn ſo gewiß der Frieden „eine geiſtige Aufgabe ohnegleichen" iſt, ſo gewiß bedarf er als Grundlage einer materiellen, einer ſozialen Revolution, einer Revolution der *Gerechtigkeit.* Und iſt es denn nicht auch eine eminent *geiſtige Aufgabe,* dieſe oder die Vorbedingungen dafür zu ſchaffen? Dies aber ſicher nicht mit Anklagen gegen den „groben Materialismus", gegen den böſen „Marxismus uſw., nicht mit der Orientierung an den rückwärts gewandten Utopien eines Röpke. Schwerlich auch mit dem *chriſtlichen Konſervativismus,* zu dem Silens ſich bekennt, eine Doktrin, die ziemlich vage bleibt und mit den Ideen und Zielen der Religiös-Sozialen, ſoweit es der Schreibende zu beurteilen vermag, kaum etwas gemein hat. Als ihre Stammväter macht Silens beſonders namhaft den preußiſchen König der 48er Jahre, Friedrich Wilhelm IV. und ſeinen Berater Ludwig von Gerlach, deren reaktionäre Rolle in der Geſchichte uns keine gute Empfehlung für die Anſchauungen von Silens dünkt. Vollends ſtutzig aber wird man, wenn man lieſt (Seite 129), daß „eine unſichtbare, zerſtreute, formloſe, aber ſehr bedeutſame Gruppe: das wirklich konſervative Deutſchland" ſeine Verkörperung fand in ... Herrn von Papen! ... *R. K.*

Weltrundschau

Feind Nr. 1? Die eine, unteilbare Welt zu organiſieren, den lebensgefährlichen Widerſpruch zwiſchen dem *Sein* der Menſchen, das reißend ſchnell international wird, und ihrem *Bewußtſein,* das mit zäher Beharrlichkeit national, ja nationaliſtiſch bleibt, aufzuheben — das iſt auf lange hinaus *die* große Aufgabe aller Völkerpolitik und muß darum auch im Mittelpunkt aller weltpolitiſchen Betrachtungen ſtehen. Allein mit dieſer Feſtſtellung, die nach-

gerade banal anmutet, ist ja noch nicht viel gewonnen. Die entscheidende Frage ist immer, wo wir *ansetzen* müssen, um die unserer Zeit gestellte Aufgabe erfüllen zu können; mit anderen Worten: wo das hauptsächliche *Hindernis* liegt, das die Welt bisher nicht hat zur Einigung kommen lassen. Nach der Zerschlagung des Faschismus in seiner deutschen, italienischen und japanischen Gestalt geht in Westeuropa und Amerika — von Asien und Afrika her nehmen sich die Dinge wesentlich anders aus! — die weitaus überwiegende, durch eine ungeheure Propaganda genährte, ja eigentlich erst geschaffene Meinung dahin, daß der große Feind des Friedens und des Wiederaufbaus der Welt das *kommunistische Rußland* sei, das im Grunde, trotz gewissen zweitrangigen Unterschieden, vom gleichen Geiste beseelt sei, wie es Hitlerdeutschland war, und auf dessen Unschädlichmachung nunmehr alle guten Kräfte der Menschheit gesammelt werden müßten. Typisch für diese Auffassung ist jene Stelle in dem jetzt auch bei uns gierig verschlungenen Buche von V. Krawtschenko „Ich wählte die Freiheit" (das ja selbst ein Werkzeug der erwähnten Propaganda ist), an der behauptet wird:

„Der nächste Schritt zur Weltsicherheit liegt nicht in einer Weltorganisation — obschon auch diese kommen muß —, sondern in der Befreiung der russischen Massen von ihren Tyrannen. Man braucht bloß anzunehmen, Rußland werde durch irgend ein Wunder plötzlich demokratisiert, um zu erkennen, daß die meisten Spannungen, die heute den Frieden der Menschheit bedrohen, von selbst nachlassen und eine ehrliche Zusammenarbeit auf der Welt möglich wird. Die Befreiung Rußlands von seinem totalitären Joch, kann man einwenden, sei eine Sache, die nur die Russen angehe. Wer so denkt, begeht einen großen Fehler. In mancher Hinsicht hängt die Sicherheit der ganzen Zivilisation und die Möglichkeit eines dauernden Friedens von dieser Befreiung ab."

Das heißt also, etwas deutlicher gesprochen: Was jetzt nötig ist, um die menschliche Kultur zu retten und den Weltfrieden zu sichern, das ist ein Kreuzzug der freien Völker zum Sturze des Sowjetregimes. Jedes Zögern kann für die Welt gefährlich werden, darf man sich doch über die satanischen Absichten der Russen keinen Täuschungen hingeben; hätte die Sowjetunion die Atombombe als erste Macht der Erde hergestellt, so hätten sich die Machthaber im Kreml — Krawtschenko sagt das (Seite 525 der deutschen Ausgabe) mit dürren Worten — keinen Augenblick besonnen, sie gegen die westlich-kapitalistische Welt zu schleudern. Also . . .!

Diktatur und Krieg Das entscheidende Glied in diesem Raisonnement ist die Annahme eines notwendigen, ursächlichen Zusammenhanges zwischen der *Diktatur* in Rußland (die eine Tatsache ist) und einer *aggressiv-kriegerischen Außenpolitik* der Sowjetunion (die eine bloße Behauptung ist). Weil Rußland ein Diktaturstaat ist, müsse es auch zum Krieg treiben. Ist dieser Schluß richtig?

Er kann sich zweifellos auf allerlei geschichtliche Beispiele stüt-

zen. Diktaturen haben oft ſtärkſte Neigung — die bisweilen zum eigentlichen Zwang wurde — für eine nationaliſtiſche Eroberungspolitik bekundet; Gewalt im Innern legt Gewalt auch gegen außen nahe. Das wiſſen wir in der Tat. Aber wir wiſſen auch, wie fragwürdig alle Analogieſchlüſſe ſind. Und gerade im Falle Rußland iſt die Behauptung: „Diktatur gleich Kriegspolitik" nicht nur fragwürdig, ſondern offenkundig falſch und verhängnisvoll — trotz einem gewiſſen Augenſchein von ſowjetiſcher Ausdehnungspolitik und trotz der teils ſchroffen, teils undurchſichtigen Haltung der ruſſiſchen Diplomatie.

Die Sowjet-Diktatur, ſo wie ſie heute vor uns ſteht, iſt eben nicht bloß in der Welt- und Lebensanſchauung des Bolſchewismus begründet; ſie iſt noch weit mehr die Wirkung der aggreſſiven und kriegeriſchen Politik der *außerruſſiſchen*, beſonders der kapitaliſtiſchen und faſchiſtiſchen Welt, mit der die Sowjetunion ſeit 30 Jahren beſtändig in offenem oder verdecktem Kriegszuſtand, in einem faſt ununterbrochenen Kampf auf Leben und Tod ſteht. Die Diktatur iſt ſo für Rußland vor allem eine *Schutzeinrichtung*, ein Werkzeug der nationalen und ſozialen Verteidigung geworden; und daß im weſtlichen Kapitalismus und Imperialismus tatſächlich ſeit Jahrzehnten ſtärkſte Kriegskräfte wirken, die immer wieder mit in erſter Linie gegen die Sowjetunion gerichtet waren und ſind, das kann nur leugnen, wer das dämoniſche Weſen des Mammonismus verkennt oder unterſchätzt und dazu die auf der Hand liegenden Lehren der jüngſten Geſchichte gefliſſentlich überſieht.

Schutz, Verteidigung, Sicherung iſt der Grundgedanke der ruſſiſchen Außenpolitik namentlich auch ſeit Kriegsende. Daran ändert der Umſtand nichts, daß die Sowjetunion ein Lebensintereſſe an der Zurückdrängung, ja völligen Ueberwindung des Kapitalismus und Imperialismus hat, daß ſie die Verbreitung der kommuniſtiſchen Lehre und Praxis über die ganze Welt hin wünſchen, ja fördern muß, um ihr Leben zu ſichern. Darin liegt unbedingt eine Gefahr, nicht nur für die bürgerlich-kapitaliſtiſche Welt (für deren Verteidigung wir keinen Finger rühren), ſondern auch für den nichtkommuniſtiſchen, den freiheitlichen Sozialismus, deſſen Zerſetzung ein Unglück für das Abendland wäre; aber das darf uns dennoch nicht den Blick für die Tatſache trüben, daß die Sowjetunion ſeit der Liquidation ihrer weltrevolutionären Periode *keinen Krieg* für die Bolſchewiſierung der Welt zu führen bereit iſt, und daß ſie einen ſolchen Krieg, auch wenn ſie ihn zu wagen bereit wäre, auf lange, unabſehbare Zeit gar nicht zu führen *vermöchte*. Worauf heute und morgen und übermorgen die ruſſiſche Politik *tatſächlich* gerichtet iſt, gerichtet ſein *muß*, das mögen uns zwei Feſtſtellungen ſagen, die unlängſt ſogar in die gewiß unverdächtige „Neue Zürcher Zeitung" Eingang gefunden

haben. Die eine ſtammt von dem Rußlandſpezialiſten des Blattes, Waldemar Jollos, der bei der Schilderung der ruſſiſchen Kriegsſchäden bemerkt:

„Wohl macht der Sowjetſtaat die größten Anſtrengungen, um die Not zu beheben, wohl weiſt er mit Stolz darauf, daß es ihm in relativ kurzer Friſt gelungen iſt, Stalingrad, das Dnjepr-Stauwerk uſw. zu neuem Leben zu erwecken, aber noch Jahre werden vergehen, bis die ruſſiſche Bevölkerung wieder unter menſchenwürdigen Bedingungen leben und arbeiten kann. Wenn die Sowjets aus Deutſchland, Oeſterreich, Ungarn uſw. ganze Induſtrieanlagen, Gebrauchsgüter aller Art nach Rußland geſchafft haben, wenn ſie ſo zäh an ihren Reparationsforderungen feſthalten, ſo ſind ſie überzeugt, nur einem Gebot der ausgleichenden Gerechtigkeit zu folgen. Die ganze heutige Politik Moskaus wird ſicherlich durch die Rückſicht auf die unverſchuldete Miſere des ruſſiſchen Lebens und durch den Willen, neuen Zerſtörungen vorzubeugen, mitbeſtimmt."

Anderſeits ſchreibt der konſervative engliſche Journaliſt Crankſhaw, ein Mitarbeiter des „Obſerver" und alter Kenner Rußlands, was folgt:

„Obwohl die Beherrſcher Rußlands, Stalin und ſeine Kollegen im Politbureau, ſehr gut wiſſen, daß weder von Amerika noch von Großbritannien eine unmittelbare Kriegsgefahr droht, ſo glauben ſie, daß immerhin eine gewiſſe *Möglichkeit* für einen Kriegsausbruch innerhalb der nächſten zwanzig Jahre beſtehen könnte, und ſie möchten für dieſen Fall gerüſtet ſein. Von dieſer Abſicht wird die geſamte Außen- und Innenpolitik Rußlands getragen, und hinzu kommt das Wiſſen um die Schwäche und die Zerſtörungen des Landes. Um jeden Preis muß alſo der Krieg ſo lange als möglich vermieden werden. Und um jeden Preis muß Rußland ſo ſchnell als möglich aufgerüſtet werden."

So iſt es. Ein Werkzeug für den wirtſchaftlichen Wiederaufbau, für die militäriſche Rüſtung und für die Verteidigung gegen äußere Gefahr — *das* iſt in den Augen der führenden Männer Rußlands heute die Diktatur, nicht aber ein Mittel des Angriffs und der Bedrohung gegenüber anderen Völkern und Geſellſchaftsſyſtemen.

Die andere Diktatur Nun aber — wie ſteht es auf der anderen Seite der Barrikade? Denn es gibt ja doch nicht bloß die *politiſche* Diktatur in den öſtlichen, mehr oder weniger kommuniſtiſchen Staaten; es gibt auch die *wirtſchaftliche* und *ſoziale* Diktatur in den weſtlichen, mehr oder weniger kapitaliſtiſchen Staaten, die immer ſtärker die Neigung bekundet, auch zur politiſchen Diktatur zu werden. Oder ſollen wir uns umſtändlich um den Nachweis bemühen, daß es *dieſe* Diktatur ebenſo wirklich gibt wie die politiſche Diktatur in der Sowjetunion und den von ihr abhängigen Ländern? Sollen wir im einzelnen zu zeigen ſuchen, wie gefährlich für die Freiheit, die Wohlfahrt und den Frieden ſie iſt — umſo gefährlicher, je ſelbſtbewußter ſie in liberalem und demokratiſchem Gewande auftritt? Begnügen wir uns mit der einfachen Feſtſtellung, daß die Diktatur des Kapitals zu einer Kriegsgefahr erſter Ordnung herangewachſen iſt (obſchon ſie gewiß nicht die einzige Kriegsgefahr

iſt), und daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die Zentralfeſtung des Weltkapitalismus, gleichzeitig auch die mächtigſte potentielle Kriegskraft geworden ſind, die nicht rein zufällig die allerverheerendſten Exploſivſtoffe in ſich birgt, die menſchlicher Geiſt bisher erfunden hat.

Das *offizielle Amerika* mit ſeinem ungebrochenen Glauben an die „freie Wirtſchaft" ſteht den großen ſozialen Umwälzungen der letzten 30 Jahre völlig verſtändnislos gegenüber. Es begreift nicht, daß das Zeitalter des Kapitalismus und Imperialismus, allem gegenteiligen Augenſchein zum Trotz, ſeinem Ende entgegengeht, vielleicht einem Ende mit unerhörten Schrecken. Wohl weiß in den Vereinigten Staaten jedermann, daß hinter der gegenwärtigen Hochkonjunktur, die ſehr zeitbedingt iſt, ſchon wieder die Kriſe lauert, und gerade in den letzten Wochen haben ſich die Anzeichen dafür vermehrt, daß der heimiſche Markt für zahlreiche Maſſengüter einer vorläufigen Sättigung entgegengeht, wenn auch ein ernſter Grund zur Annahme, daß ein eigentlicher Wirtſchaftszuſammenbruch bevorſtehe, nicht vorliegt [1]). Aber man hofft drüben immer noch, den bei der ungeheuren, ſtändig zunehmenden Leiſtungsfähigkeit der amerikaniſchen Produktion ſo dringend nötigen Ausgleich von Angebot und Nachfrage durch einen geſteigerten Abſatz im *Ausland* ſchaffen zu können, und forciert dieſen denn auch mit allen Mitteln, wobei neuerdings die großzügige Gewährung von Anleihen an die dollarſchwachen Länder für den Kauf von amerikaniſchen Lebensmitteln, Rohſtoffen und Fertigwaren, vor allem Maſchinen für Landwirtſchaft und Induſtrie, mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Es werden da Pläne von beiſpielloſem Ausmaße gewälzt, Pläne, die freudigſt zu begrüßen wären, wenn ſie nicht zugleich die *Weltmachtſtellung* der Vereinigten Staaten in außerordentlichem Grade zu befeſtigen und zu erweitern beſtimmt wären. Denn die in Ausſicht genommenen Kredite ſollen ja ausſchließlich den ſogenannten freien Ländern zugutekommen, alſo auf keinen Fall der Sowjetunion und auch nicht den unter ihrem Einfluß ſtehenden Ländern, ſondern nur den anderen, die entweder ſchon jetzt zu Rußland in Gegenſatz ſtehen oder doch künftig in einen gegen die Sowjetunion gerichteten Weltblock eingefügt werden können. Dieſe Bedingung wird vermutlich — denn Klar-

[1]) Die neueſten Erhebungen des Handelsminiſteriums haben ergeben, daß in Handel und Induſtrie die Abſatzſteigerung, die ſeit über einem Jahr angehalten hat, im großen ganzen zum Stillſtand gekommen iſt. Die Zahl der Arbeitsloſen betrug im April bereits 2,5 Millionen (davon 500 000 allein in New York) — und dürfte, wenn die gegenwärtige Wirtſchaftstendenz fortdauert, in Bälde das Doppelte erreichen. Auch in der Landwirtſchaft befürchtet man Abſatzſtockung und Preisfall und ſieht der Zukunft mit Sorge entgegen, wobei man ſich daran erinnert, daß die große Kriſe der Dreißigerjahre zuerſt die amerikaniſche Landwirtſchaft erfaßt hat.

heit besteht darüber noch keineswegs — auch an den vor kurzem lancierten „*Marshall-Plan*" geknüpft werden, von dem jetzt alle Zeitungen voll sind, und der deshalb kaum zu Unrecht bereits als „die größte wirtschaftliche Operation im Sinne der Trumandoktrin" angesprochen wird.

Vielleicht ist die antirussische Zielsetzung der Anleihenpolitik der Regierung Truman-Marshall zum Teil nur ein Propagandamittel, um angesichts der wachsenden Verstrickung Amerikas in die Weltangelegenheiten nicht wieder isolationistische Strömungen aufkommen zu lassen und die amerikanischen Steuerzahler für die Uebernahme der großen Lasten gefügig zu machen, welche die Interventionspläne unvermeidlich zur Folge haben werden. Sicher ist aber, daß die maßgebenden Kräfte, die hinter der Außenpolitik der Vereinigten Staaten wirken, den *Kampf gegen die Sowjetunion* völlig ernst meinen, blutig ernst — einmal weil die verzweifelten Ausdehnungsbestrebungen des amerikanischen Kapitals überall, besonders in Westeuropa und Asien, auf die Sowjetunion und ihre Machtinteressen stoßen, und sodann darum, weil die bloße Existenz der Sowjetunion und ihr gewaltiger Einfluß auf die gedrückten und notleidenden Völkermassen eine Gefahr für den amerikanischen und den Weltkapitalismus darstellt, die um jeden Preis gebannt werden muß, solange es noch Zeit ist. Und das heißt nicht nur: solange Amerika noch das Monopol der Atombombe hat, sondern auch: bevor die nächste große Wirtschaftskrise kommt, die in den Vereinigten Staaten wie in der übrigen vom Kapitalismus beherrschten Welt zu schweren sozialen und politischen Erschütterungen führen und der Sowjetunion eine unerhörte Chance für die Ausdehnung ihres Machtbereiches bieten kann.

Die grosse Aktion Diesem Zweck, Sicherheit gegen Erschütterungen des gegenwärtigen Regimes und insbesondere gegen eine zweite, verbesserte und verstärkte Auflage des New Deal zu schaffen, dient in den Vereinigten Staaten weithin auch der so groß aufgezogene *Feldzug gegen die Kommunisten* und ihre Mitläufer. Kommunisten sagt man, Planwirtschafter und Gewerkschaften, Wallace und Dritte Partei meint man. Dieser Feldzug ist auch in der Berichtszeit zielbewußt weitergeführt worden. Der unglaubliche „Ausschuß zur Untersuchung amerikafeindlicher Umtriebe", vor den nun auch Charlie Chaplin und der Negersänger Robeson zitiert werden sollen, durchleuchtet in seiner Weise unermüdlich die hintersten Ecken der Union nach roten und rötlichen „Elementen"; die Säuberung der Verwaltung und der öffentlichen oder halböffentlichen Betriebe von „Staatsfeinden" nimmt allmählich geradezu groteske Formen an; und wie lange die Kommunistische Partei noch gesetzlich geduldet sein wird, bleibt erst abzuwarten.

Viel wichtiger ist aber die große *Offensive gegen die Gewerk-*

ſchaften, die ſich auf politiſchem Boden immer weiter entfaltet. Nachdem in 13 Einzelſtaaten mehr oder weniger gewerkſchaftsfeindliche Geſetze beſchloſſen worden ſind, haben nunmehr beide Häuſer der Bundesverſammlung der Reviſion des berühmten Wagnergeſetzes zugeſtimmt, und zwar in einer Form, die größere Streiks, ja auch nur Geſamtarbeitsverträge, faſt unmöglich machen und die Tätigkeit der Gewerkſchaften auch ſonſt ungemein erſchweren wird, wenn Präſident Truman ſeine Unterſchrift dazu gibt oder ſich das Parlament über ein Veto des Präſidenten hinwegzuſetzen vermag *). „Den erſten Schritt zum Faſchismus", hat Philip Murray, der Präſident des C. I. O., dieſer ſo gemäßigte, ſich übrigens zum römiſchen Katholizismus bekennende Gewerkſchaftsführer, der auch an der Spitze des mächtigen Stahlarbeiterverbandes ſteht, das neue Geſetz genannt; und in der Tat: mit der Kommuniſtenjagd hat es überall angefangen, mit der Lähmung der Gewerkſchaftsbewegung iſt es weitergegangen — und wo es gewöhnlich endet, das ſollte man nachgerade auch wiſſen. Man glaube ja nicht, Amerika ſei gegen ſo etwas wie Faſchismus unbedingt gefeit; wenn es auch in den Vereinigten Staaten kaum zu einer förmlichen Aufhebung der bürgerlichen Freiheiten kommen wird, ſo gibt es doch der Mittel genug, um ihre tatſächliche Ausübung unmöglich zu machen (der Terror gegen die Neger in den Südſtaaten iſt nur *ein* Beiſpiel dafür) und die Volksmeinung nach dem Willen der Führerſchicht zu lenken wie in irgend einem offen totalitären Staat.

Natürlich dient die Offenſive gegen die Linke, neben ihrem innerpolitiſchen Zweck, in hohem Maße auch der neuen amerikaniſchen *Außenpolitik*, die unter dem Namen der Trumandoktrin, milde ausgedrückt, eine Art kollektiver Sicherheit gegen den Kommunismus erſtrebt. Dieſe Politik hat ſich in den vergangenen Wochen ebenfalls ſchärfer abgezeichnet. Die Stimmen mehren ſich, die eine endgültige Abwendung der Vereinigten Staaten von aller Zuſammenarbeit mit der Sowjetunion und die konſequente Neuordnung der außerruſſiſchen Welt nach dem Bild und Gleichnis Amerikas fordern. Herbert Hoover zum Beiſpiel empfiehlt den Abſchluß eines Sonderfriedens mit Weſtdeutſchland und Japan; andere Politiker verlangen den Ausſchluß Rußlands aus der Organiſation der Vereinten Nationen

*) Inzwiſchen hat Präſident Truman wirklich ſein Veto gegen das Geſetz eingelegt, und zwar in überraſchend ſcharfer Form. Das Abgeordnetenhaus hat es ſofort „überrannt", während im Senat ein ausſichtsloſer Kampf dagegen in dieſem Augenblick noch im Gang iſt. Die Folgen der Inkraftſetzung der Vorlage werden auf jeden Fall ſchwer ſein. Herr Truman aber hat ſich mit ſeinem Einſpruch die Stimmen der Gewerkſchaftsmitglieder bei der Präſidentſchaftswahl des nächſten Jahres wohl geſichert und damit gleichzeitig einer Kandidatur Wallace viel Wind aus den Segeln genommen. 23. Juni.

und ſeine förmliche Aechtung als Strafe für ſeine Weigerung, dem amerikaniſchen Plan für die Kontrolle der Atomkraftausnützung zuzuſtimmen, obwohl die neuen, am 12. Juni von Gromyko gemachten ruſſiſchen Vorſchläge eine überraſchend weitgehende Annäherung an den Baruchplan darſtellen und eine vollſtändige Einigung zwiſchen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion keineswegs als unmöglich erſcheinen laſſen; der unvermeidliche Mr. Bullitt aber, der immerhin amerikaniſcher Botſchafter in Moskau und Paris war, erläßt einen Aufruf zur Bildung eines „Bundes der europäiſchen Demokratien", der den Ruſſen eine fraglos überlegene, jederzeit ſchlagfertige Armee entgegenwerfen müſſe, denn es ſei heute „nur noch die Macht unſerer Luftwaffe und die Furcht vor der Atombombe, die Stalin davon abhalte, der Roten Armee den Befehl zu geben, ganz Europa zu beſetzen" ...

Die Regierung ſelber und die Führer der beiden Parteien, die das Land in Form einer Koalition beherrſchen, ſcheinen entſchloſſen, die *militäriſche Dienſtpflicht* als dauernde Einrichtung beizubehalten; der Sonderausſchuß, der zur Prüfung dieſer Frage eingeſetzt worden iſt, weiſt nachdrücklich darauf hin, daß ein Ueberfall auf die Vereinigten Staaten nach Art von Pearl Harbor ſtändig an Möglichkeit gewinne und von 1955 an ſogar ein Atombombenangriff zu gewärtigen ſei, der dann einen ſintflutartig über Amerika hereinbrechenden Vernichtungskrieg entfeſſeln werde. Präſident Truman ſetzt ſich denn auch immer wieder für ein Höchſtmaß militäriſcher Rüſtung ein, wobei er letzthin nicht davor zurückſchreckte, die Schaffung einer ſtarken, der Friedenswahrung dienenden Wehrmacht als „unſeren Anteil an der Ausführung des Willens Gottes" zu erklären, das heißt alſo der alten militariſtiſchen Loſung von der Kriegsrüſtung als beſter Friedensſicherung höchſte religiöſe Weihe und Autorität zu geben.

Preſſe und *Radio* leiſten ihrerſeits das Möglichſte, um das amerikaniſche Volk in Rüſtungsfieber und Kriegsfurcht hineinzujagen, der Tatſache bewußt, daß eine ſo friedfertige Nation wie die der Vereinigten Staaten nur dann auf den Kriegspfad geſtoßen werden kann, wenn ihr die Wahrſcheinlichkeit, ja Unvermeidlichkeit eines feindlichen Ueberfalls vorher über jede Möglichkeit eines moraliſchen Widerſtandes hinaus ſuggeriert worden iſt. Wer ein Beiſpiel dafür haben will, daß einem Volk auch bei formaler Preſſefreiheit und ganz im Rahmen der bürgerlichen Demokratie eine vollendete Diktatur der Lüge aufgezwungen werden kann, die im Innern den Kapitalismus aufrechterhält und die ſozialiſtiſche und Arbeiterbewegung zu Boden drückt, nach außen aber einen friedensgefährlichen Imperialismus und Militarismus begünſtigt, der findet es hier ſozuſagen in Reinkultur.

Die Weltfront gegen den Kommunismus

So nimmt denn, unter amerikaniſcher Führung, die Weltfront gegen den Kommunismus — und das heißt gegen die Sowjetunion — immer feſtere Formen an. Zunächſt auf der weſtlichen Halbkugel; die militäriſch-politiſche Zuſammenarbeit der Vereinigten Staaten mit Kanada einerſeits, Lateinamerika anderſeits wird zunehmend inniger, in jüngſter Zeit durch Staatsbeſuche Präſident Trumans in Ottawa und Mexico City noch beſonders unterſtrichen. Was die neue Allianz der Vereinigten Staaten mit *Mexiko* betrifft, die bei Amerikas ſüdlichem Nachbarn anſcheinend alle Erinnerung an den früheren erbitterten Widerſtand gegen den Yankee-Imperialismus ausgelöſcht hat, ſo werden deren Hintergründe nicht übel durch einen von diplomatiſcher Seite ſtammenden Artikel über die Lage in Mexiko beleuchtet, der am 30. Mai d. J. im „Volksrecht" erſchienen iſt. Es heißt darin:

„Die höheren Schichten, jene, die man als die Geſellſchaft oder die ‚hohe Geſellſchaft' bezeichnet, und deren Machtgrundlage durch die Revolution von 1910 ſtark geſchwächt wurde, ſowie auch die Bourgeoiſie erwarten von der engeren Bindung an die Vereinigten Staaten Kapitalhilfe von Wallſtreet. Das Volk ſelbſt, in großem Maße Analphabeten, mit einem unwahrſcheinlich tiefen Lebensniveau, hat die kindliche Illuſion einer kommenden Proſperität, die man ihm immer wieder verſprach, und die es nun mit der Hand zu greifen wähnt. Bei dieſen Elementen ſpielt auch der Einfluß der Kirche eine überwiegende Rolle, ein Einfluß, der unter der Präſidentſchaft Generals Cardenas zurückging, der aber heute, unter der offenſichtlichen Einwirkung der Vereinigten Staaten, neuerdings ſtark zugenommen hat.

.... Alle dieſe Einflüſſe verdichten ſich in dem Slogan der neuen amerikaniſch-mexikaniſchen Freundſchaft: Kreuzzug gegen den Kommunismus.

.... Dieſe Angſt vor der Sowjetunion wird aber in Mexiko nur von der katholiſchen Kirche und von jenen reaktionären Kreiſen, die neben der Beſchleunigung der wirtſchaftlichen Entwicklung Mexikos die Feſtigung der konſervativen, ja reaktionären Ordnung der lateinamerikaniſchen Staaten erhoffen, geteilt. Auch heute noch zeigt dieſe Haltung gewiſſe Aſpekte des Nationalſozialismus. Man vergeſſe nicht, daß Mexiko eine ſtarke deutſche Kolonie beſitzt, und daß der Großhandel in den Händen einer franzöſiſchen Kolonie iſt, die ihre Treue zu Marſchall Pétain erſt ableugnete, als das Bekenntnis nicht mehr opportun war.

Für alle dieſe Kreiſe iſt die enge Zuſammenarbeit mit Amerika ſchon vollzogen; denn weder die Preſſe noch die Wochenſchau erwähnen jene Orte, wo man im Begriffe iſt, Flugplätze für amerikaniſche Flugzeuge zu bauen, noch daß an verſchiedenen Punkten des Pazifik Marinebaſen entſtehen, die für die nicht vorhandene mexikaniſche Marine kaum notwendig wären. Und endlich, daß Mexiko überſchwemmt iſt von gewiſſen blonden und hohen Herren mit entwickeltem Bizeps, deren Aufgabe es iſt, die mexikaniſche Polizei zu reorganiſieren."

Angeſichts des Lärmes, der um jede ähnliche Bemühung der Sowjetunion in *ihrer* Intereſſenzone herum gemacht wird, ſind dieſe Feſtſtellungen beſonders pikant.

Im Zeichen des Kreuzzuges gegen den Kommunismus haben die Vereinigten Staaten nun auch endgültig ihren Frieden mit dem faſchi-

ſtiſchen *Argentinien* gemacht. Warum ſich auch noch um Kleinigkeiten zanken, wo man doch in der Hauptſache, eben dem Kampf gegen die rote Gefahr, ein Herz und eine Seele iſt?

In *Europa* und *Aſien* aber wird Amerika erſt recht immer offenkundiger die große Hoffnung aller Reaktion und ſozialen Konſervation. Von Franco und Salazar über Churchill, de Gaulle und de Gaſperi zu den rechtsbürgerlichen Gruppen in Oſteuropa und auf dem Balkan und weiter zu den türkiſchen Diktatoren und den feudalen Oberklaſſen der arabiſchen Welt bis hin zu Tſchiang Kai-Shek und den japaniſchen Truſtherren, nicht zu vergeſſen die in der römiſchen Kirche wirkenden demokratie- und ſozialismusfeindlichen Kräfte [2]) — überall gelten in dieſen Kreiſen die Vereinigten Staaten (es iſt ein Jammer!) als das feſteſte Bollwerk der alten Weltordnung, die man vom Kommunismus und von der Sowjetunion her am ſchwerſten bedroht ſieht. „Schluß mit der Sozialiſierung!", dieſe Parole Harold Staſſens, der ſeine Kandidatur für die Präſidentſchaft umſichtig vorbereitet und hier ſicherlich die Meinung des geſamten amerikaniſchen Groß- und Mittelbürgertums ausdrückt, findet natürlich beſonders ſtarken Widerhall bei den Anhängern der kapitaliſtiſchen „Ordnung" auch ſonſt in aller Welt, und es kommt nicht von ungefähr, daß die „Neue Zürcher Zeitung" den von Amerika ausgehenden Beſtrebungen, durch das Mittel des „privaten Unternehmergeiſtes" dem europäiſchen Wiederaufbau „die erwartete Initialzündung zu geben" (alſo dieſen Wiederaufbau zu einem grandioſen Geſchäft zu machen), überzeugten Beifall ſpendet, beſcheiden hinzufügend: „Daß auch die *Schweiz* dank ihrer angeſehenen Vermittlerſtellung hier gute Dienſte leiſten kann, liegt auf der Hand". Es liegt tatſächlich!

---

[2]) Im „Christian Century" ſchreibt Paul Hutchinſon: „Die römiſche Kirche hat jetzt einen vollendeten Meiſter der Staatskunſt an ihrer Spitze. Ein frommer Katholik, der beim Vatikan hoch in Gunſt ſteht, ſagte mir letzten Sommer in Rom, er frage ſich manchmal, ob der gegenwärtige Papſt nicht ein etwas zu vollendeter Meiſter dieſer krummen (devious) Kunſt ſei. Die römiſche Kirche hat auch eine wirklichkeitsgemäßere Auffaſſung von den politiſchen, wirtſchaftlichen und ſozialen Tatſachen des zeitgenöſſiſchen Lebens als die meiſten anderen Gemeinſchaften. Sie denkt weiter als andere Kirchen. Im Blick auf die Möglichkeit, von der kommuniſtiſchen Welle in Europa verſchlungen zu werden, bereitet ſie ſich vor, ihr Schwergewicht nötigenfalls nach Amerika zu verlegen. Mit der jüngſten Umgeſtaltung des Kardinalkollegiums dezentraliſiert ſie ſich ſo ſehr, als dies bei ihrer päpſtlichen Form überhaupt möglich iſt. Aber in ihrem heißen Bemühen, Verbündete zur Niederwerfung des Kommunisus zu finden und zu gebrauchen, erwirbt ſie ſich im Denken des Volkes den Ruf, für die Reaktion Partei zu nehmen, einen Ruf, den weder Rundſchreiben wie ‚Quadragesimo anno' noch ‚chriſtlich-ſozialiſtiſche' Programme wie das des franzöſiſchen M. R. P. auslöſchen können."

Der Gegenstoss Nun beginnt ſich aber bereits auch der ruſſiſche Gegenſtoß gegen die amerikaniſche Offenſive zu entwickeln. Im Vordergrund ſteht das, was unſere Preſſe den „kalten Staatsſtreich in *Ungarn*" heißt. Die Vorgänge, die dazu geführt haben, liegen im einzelnen noch ziemlich im Dunkeln; über ihren Sinn und Zweck kann aber kein Zweifel beſtehen. Die ruſſiſche Beſetzungsmacht hatte im Jahr 1945, entgegen allem ungariſchen Brauch und entgegen auch ihrer Praxis in den anderen Ländern ihres Einflußbereiches, darauf verzichtet, die Wahlen zum Abgeordnetenhaus zu „machen". Die Folge war, daß eben, wie bisher, die konſervativ-reaktionären Kräfte ſie machten (wenn auch diesmal ohne Mithilfe des amtlichen Apparats) und die ſogenannte Partei der Kleinen Landwirte, die Sammelorganiſation aller Anhänger des alten Regimes wie der Verteidiger der Agrarrevolution, eine Mehrheit von 55 Prozent der Sitze bekam. Zug um Zug hat ſeither die Sowjetunion dieſen Kunſtfehler korrigiert, und den vorläufigen Abſchluß der Operation bildet nun die neuerliche „Säuberung", ja Entmachtung der Kleinlandwirtepartei und die Erſetzung einiger ihrer bisherigen Miniſter, die allzu ſtark nach rechts zogen, durch ebenfalls der Partei angehörige zuverläſſige Freunde der Sowjetunion, die damit auch Ungarn eindeutig in die Hand bekommen haben dürfte und kaum mehr viel zu befürchten hat, auch wenn die ruſſiſchen Truppen das Land räumen müſſen.

Phantaſievolle Berichterſtatter wollten den Verſuch zu einem ähnlichen „Putſch" auch in *Oeſterreich* gemacht ſehen; doch erwies ſich bald, daß der kommuniſtiſche Abgeordnete Ernſt Fiſcher nicht von ſich aus, oder im Auftrag der Ruſſen, eine Erweiterung der Regierung nach links hin vorgeſchlagen oder gar die Erhebung der Kommuniſtiſchen Partei in die entſcheidende Machtſtellung angeſtrebt hatte, ſondern daß er einfach von einer Gruppe katholiſch-konſervativer Politiker wiederholt zu Beſprechungen eingeladen worden war, in denen, anſcheinend ziemlich dilettantiſch, auch die Zweckmäßigkeit einer Umbildung des Miniſteriums erörtert wurde, ohne daß die Sache aber weiter verfolgt worden wäre. Auch die Alarmmeldungen von einem bevorſtehenden gewaltſamen Sturz der klerikalen *ſlowakiſchen* Regierung ſind inzwiſchen als tendenziös erwieſen worden. Hingegen iſt es richtig, daß ſich in *Polen*, *Rumänien* und *Bulgarien* der ruſſiſch-kommuniſtiſche Druck auf die noch beſtehenden kümmerlichen Reſte der Oppoſitionsgruppen verſtärkt, ſo wie es auch auffallen mußte, daß gerade in den Tagen der ungariſchen Kriſe eine nach München einberufene Konferenz der Miniſterpräſidenten der *deutſchen* Länder von den Vertretern der Regierungen der ruſſiſchen Zone unter einem nichtigen Vorwand geſprengt wurde. Alle dieſe Vorgänge, mit denen dann auch noch die angeb-

lich von einem „geheimen Orchesterdirigenten" (das Wort stammt von Ministerpräsident Ramadier) geleiteten Streikbewegungen in Frankreich und sogar ein Einfall mongolisch-russischer Truppen nach *China* kombiniert wurden, beweisen zwar nicht — wie die landläufige Propaganda will —, daß die Welt einer großangelegten Verschwörung zur Aufrichtung einer kommunistischen Weltdiktatur gegenübersteht, wohl aber sind sie als Anzeichen eines bald da, bald dort ausgeübten *Gegendruckes* der Sowjetunion und ihrer Verbündeten gegen den Druck der Westmächte, besonders Amerikas, zu werten, als Stücke des großen Machtkampfes, der seit Kriegsende zwischen der westlichen und der östlichen Welt, mit den Vereinigten Staaten und Rußland als Hauptfiguren, im Gang ist. Wiederholt, auch in der letzten Weltrundschau, habe ich auf die Wirkungen hingewiesen, die der verstärkte Druck der Westalliierten und das unverantwortliche Kreuzzugs- und Präventivkriegsgerede auf die Russen haben müsse: nun sieht es so aus, als sei die russische Reaktion auf die amerikanische Aktion bereits ausgelöst worden — die erste Reaktion wenigstens, denn daß weitere, vielleicht bedeutend heftigere Bewegungen und Gegenbewegungen der einen wie der anderen Seite folgen werden, je mehr es auf die Herbsttagung der alliierten Außenminister zugeht, das ist freilich mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten.

«Umgekehrte Trumandoktrin»

Mit dieser Feststellung wird das Vorgehen der Russen in Ost- und Südosteuropa nicht gerechtfertigt; es *bleibt*, was es ist: gewalttätig, listenreich und gefährlich, und bewegt sich durchaus auf dem Boden jener Art Realpolitik, die wir besonders entschieden ablehnen, wenn sie im Namen einer angeblich dem Imperialismus und seinen Methoden überlegenen sozialistischen Grundanschauung auftritt. Aber *dazu* kann uns eine sachliche Würdigung des Zusammenhanges zwischen westalliierter und sowjetischer Machtpolitik doch helfen: daß sie uns vor jener billigen, pharisäerhaften Haltung bewahrt, die ihren Sarkasmus gewöhnlich nur nach *einer* Seite hin kehrt und in ihrem Eifer für Demokratie und Menschlichkeit die größten Ungerechtigkeiten und Sünden der *anderen* Seite erstaunlich leicht in Kauf nimmt.

Das ist wieder einmal besonders klar geworden im Fall *Ungarn*. Ein paar einfache Wahrheiten drängen sich hier doch ohne weiteres auf. Einmal: Ungarn war nie eine Demokratie. Es war immer eine feudal-kapitalistische Oligarchie, die zuletzt beim Pfeil- und Hakenkreuz gelandet ist. Wenn nun diese Exnazi und Judenschlächter, die sich hinter die Kleinlandwirtepartei gesteckt haben, von ihrem heiligen Kampf für Freiheit und Volksrechte reden, den sie angeblich führen, so ist das aus *diesem* Munde eitel Heuchelei und aufgelegter Schwindel.

Sodann: Die gegenrevolutionäre „Verſchwörung", die einem Teil der Führer der Kleinen Landwirte vorgeworfen wird, mag pour le beſoin de la cauſe dramatiſch aufgebauſcht worden ſein; in ihrem Kern iſt ſie aber dennoch keine einfache Zweckerfindung der Ruſſen, ſondern eine ſehr ernſt zu nehmende Tatſache. Oskar Pollak, der in Oeſterreich einen ſcharfen Kampf gegen die Kommuniſten führt, ſchreibt darüber in der Wiener „Arbeiterzeitung" trotzdem:

„Die alten herrſchenden Klaſſen dieſer Länder (der ruſſiſchen Zone), die ſich mit dem Faſchismus verbündet hatten, ſind beſiegt, aber ſie dürſten nach Rache. Wehe den Arbeitern und Bauern, wehe dem ganzen Volk, wenn die blutbeſudelten ‚Herren' wieder zur Macht kämen! Ein ungariſcher Sozialiſt hat es in einer Diskuſſion mit einem engliſchen folgendermaßen ausgedrückt: Wenn durch das Spiel der parlamentariſchen Demokratie bei euch in England die Rechte wieder ſiegen ſollte, ſo bedeutet das eine Regierung Churchill und ſchlimmſtenfalls die Reviſion einiger Geſetze. Bei uns bedeutet es, daß wir am nächſten Baum hängen würden . . .

Die Wahrheit iſt, daß heute in Ungarn wie in andern öſtlichen Ländern die Rechte und die Linke, beide, voreinander Angſt haben müſſen: jede fürchtet ſich vor dem Terror der anderen und jede hat recht. Die Wahrheit iſt, daß die beſonderen Umſtände, unter denen die neue Demokratie in dieſen Ländern ins Leben trat — geführt von den Kommuniſten und verknüpft mit der ruſſiſchen Beſatzung —, ſehr raſch die Maſſe der Bauern und des Mittelſtandes von der Linken weg in die Arme der Rechten gedrängt hat. Das Regime antwortet mit der Einſchränkung der Demokratie; der Druck erzeugt Gegendruck — ſo daß heute ein Sieg der Rechten tatſächlich eine ernſte konterrevolutionäre Gefahr bedeuten müßte und deshalb mit Recht von der Linken mit allen Mitteln zu verhindern geſucht wird."

Und ſchließlich: Die Weſtmächte, beſonders Amerika, verteidigen die ungariſche „Demokratie" aus denſelben Gründen, aus denen ſie die „Demokratie" in Griechenland und der Türkei ſtützen — zum Zweck ihres Machtkampfes gegen die Sowjetunion und für ihre nahöſtlichen Wirtſchaftsintereſſen. Wenn aber Amerika das Recht beanſpruchen darf, ſeine Sicherheit am Boſporus und am Olymp, viele tauſend Meilen von der heimatlichen Küſte entfernt, zu verteidigen, mit welchem Recht will man es da der Sowjetunion verwehren, *ihre* Intereſſen an der Donau und in den Karpathen zu verteidigen, alſo im unmittelbaren Vorlande der ruſſiſchen Ebenen? „Die Vorgänge in Ungarn", ſo bemerkt der Waſhingtoner Korreſpondent der „NZZ" völlig zutreffend, „ſind eine weitere Auswirkung der ‚Trumandoktrin', inſofern als ſie le revers de la médaille darſtellen — die ‚Trumandoktrin' im Stile der Ruſſen." Wir, die wir die Trumandoktrin ſelbſt ablehnen, zögern nicht, auch ihre Umkehrung, ihre Anwendung durch die Ruſſen *gegen* die Amerikaner, zu beklagen und zu verwerfen. Gegen Atombomben und Raketenflugzeuge hilft kein eiſerner Vorhang! Wer aber die *amerikaniſche* Sicherheitspolitik für gerechtfertigt erklärt, der kann auch den Ruſſen keinen Vorwurf machen, wenn ſie ſich der nämlichen Mittel für *ihre* Zwecke bedienen. Siehe übrigens auch oben Mexiko!

Nebenbei: Zu welchen Ergebniſſen die angelſächſiſche Politik in *Griechenland* geführt hat, das erfährt man von dem britiſchen

Labour-Abgeordneten George Thomas, der auf Grund eigener Anſchauung im „Socialiſt Commentary“ ſchreibt:

„Freiheit gibt es in Athen, und nur in Athen, aber auch dort iſt die Freiheit auf die Hauptſtraßen beſchränkt. Wer ſich in den Vorſtädten und gar in der Provinz beim Leſen eines Linksblattes blicken läßt, der ſetzt ſich Mißhandlungen oder noch Schlimmerem aus. Die Sozialiſten ſind wegen ihrer politiſchen Oppoſition zur Regierung zu Tauſenden verbannt. Die Inſeln um Griechenland herum ſtecken voll mit politiſchen Verbannten ... Anſtändige Bürger, Aerzte, Advokaten, Lehrer, Hirten und andere aus allen Lebensgebieten flüchten ſich in die Berge, um ſich den Guerillas anzuſchließen ... Hier handelt es ſich nicht um einen gewöhnlichen Bürgerkrieg. Die Aufſtändiſchen kämpfen nicht, um an die Regierung zu kommen, ſondern um in Frieden leben zu können. Es iſt wichtig, zwiſchen den Aufſtändiſchen und der E. A. M. zu unterſcheiden, die als politiſche Bewegung kämpft, um Macht zu gewinnen. Es ſchien allgemeine Uebereinſtimmung darüber zu herrſchen, daß die Kommuniſtiſche Partei etwa 15 Prozent des Mitgliederbeſtandes der E. A. M. ausmacht, die eine Koalition von ſechs Parteien iſt.“

Und angeſichts ſolcher Früchte des weſtmächtlichen Eingreifens in Griechenland zu Gunſten der „Ordnungsparteien“ wundert man ſich noch, daß die Ruſſen ähnliche Zuſtände nicht auch in Ungarn wollen, wundert ſich, wenn die ungariſche Regierung, der eine grundſätzlich bereits bewilligte ungariſche Anleihe nun geſperrt werden ſoll, erklärt: „Wir werden unſere Freiheit um keinen Preis verkaufen. Wir haben nicht im Sinne, zu erlauben, daß man aus Ungarn Griechenland oder die Türkei macht!“

Deutſchland Was von Südoſteuropa, das gilt auch von Weſt- und Mitteleuropa. Die Weſtalliierten ſind voller Sorge vor allem über die ruſſiſchen Pläne mit *Deutſchland*.

„Das wichtigſte Ziel der Sowjetpolitik für Deutſchland“, ſo ſchreibt in der „New York Times“ Drew Middleton, der als einer der geſcheiteſten amerikaniſchen Auslandkorreſpondenten geſchildert wird, „iſt die geiſtige und politiſche Beherrſchung des Landes und ſeines Volkes ... Deutſchland iſt der große geiſtige Kampfboden. Wird der Kampf dort verloren, dann wird er auch ſonſt überall auf dem Kontinent verloren ... Die Deutſchen werden (von ruſſiſcher Seite) als die Hauptmitarbeiter der Sowjetunion im neuen Europa betrachtet, als die Lieferanten der Techniker und der induſtriellen Schlüſſelprodukte für das ſich ausdehnende Sowjetreich ... Die ruſſiſche Beſetzungszone ſtellt hier den vollſtändigſten und bedeutendſten Sowjetbrückenkopf in Weſteuropa dar ... Die politiſche Einheit (Deutſchlands) hieße für die amerikaniſche und britiſche Zone Durchſetzung mit kommuniſtiſchen Parteiagitatoren. Ihre Aufgabe wäre die Hemmung der Produktion durch Streiks und Wegbleiben von der Arbeit, wofür die Beſetzungsmächte verantwortlich gemacht würden, während ſie gleichzeitig ihr Evangelium einem Volke predigten, deſſen Lebenshaltung ſänke.“

Die Spekulation à la baiſſe und gar die Abſicht einer planmäßigen Verſchlechterung der Wirtſchaftslage in Deutſchland, die hier den Ruſſen unterſchoben wird, ſcheint mir zum mindeſten unbewieſen, ja widerſinnig zu ſein; wenn die Sowjetunion Reparationen aus der laufenden Produktion Deutſchlands will, dann muß ſie im Gegenteil für eine Steigerung der deutſchen Wirtſchaftsleiſtung beſorgt

sein. Daß aber die Russen darauf ausgehen, die Hand auch auf West- und womöglich Süddeutschland zu legen und ein politisch und wirtschaftlich geeinigtes Deutschland irgendwie unter ihren Einfluß zu bringen, das ist ebensowenig zu verkennen wie der Fortschritt, den die Kommunisten auch in der britisch-amerikanischen Besetzungszone (es handelt sich ja seit dem 10. Juni wenigstens wirtschaftlich einmal um eine Einheitszone) in der letzten Zeit gemacht haben. Besonders in Nordrhein und Westfalen, dem industriellen Kern Deutschlands, sind sie bei den Landtagswahlen den Sozialdemokraten und den Christlichdemokraten schon erheblich nahegerückt und üben auch in den Gewerkschaften einen bedeutenden, im Bergarbeiterverband sogar den maßgebenden Einfluß aus, was ihnen wirtschaftlich — ähnlich wie in Frankreich — eine außerordentlich starke Stellung sichert. Anderseits trägt die Verschlimmerung der Ernährungs- und Produktionsverhältnisse, die in den vergangenen Wochen sozusagen in allen Gegenden Deutschlands eingetreten zu sein scheint[3]) nicht wenig dazu bei, die Bevölkerung für die russisch-kommunistischen Losungen empfänglich zu machen.

Aber haben denn — so muß man sich immer wieder fragen — die Westalliierten eigentlich ein Recht, sich über diese ganze Entwicklung zu beklagen? Was haben sie bisher Entscheidendes getan, um sie zu verhindern? Und wenn sie es den Russen empört übelnehmen, daß sie Deutschland politisch und wirtschaftlich zu beherrschen strebten — was erstreben denn *sie?* Geht nicht eine mächtige Strömung namentlich auf amerikanischer Seite (Plan Dulles) darauf aus, mindestens Westdeutschland, mit dem rheinisch-westfälischen Industrierevier als Herzstück, einem ausgesprochen kapitalistisch orientierten westeuropäischen Bund einzuverleiben, der unvermeidlich in Gegensatz zu Osteuropa geraten müßte und auf das russisch besetzte Deutschland eine solche Anziehungskraft ausüben solle, daß sich von hier aus eine Einigung Deutschlands unter westlicher Führung ergäbe? Und wenn die Russen verdächtigt werden, die deutsche Produktion künstlich niederzuhalten, um die Volksmassen revolutionsreif zu machen: sind denn die dem Dulles-Plan entgegengesetzten amerikanischen Pläne, Deutschland als Wirtschaftskonkurrenten endgültig auszuschalten (Projekt Morgenthau), schon gänzlich aufgegeben?

---

[3]) Aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet wird berichtet, die Kohlenförderung sei so ungenügend (215 000 Tonnen im Tag gegen 450 000 Tonnen gemäß Plan), daß eine „Wirtschaftskrise größten Ausmaßes" drohe. Gleichzeitig halte der Lebensmittelmangel in unverminderter Schärfe an und rücke die Gefahr eines Abstackens nahe, von dem es dann für lange Zeit keine Erholung mehr gebe. Die Demoralisierung nehme bedenklich überhand, und die Demokratie vollends sei schwer bedroht. Auch in Südwürttemberg, das unter französischer Herrschaft steht, wird ein derartiger Mangel an Lebensmitteln, Werkzeugen und Material gemeldet, daß ein Zusammenbruch nicht ausgeschlossen sei.

Kurz: die ruſſiſchen Abſichten mit Deutſchland ſind eine Gefahr nur, ſolange Deutſchland ein Gegenſtand des Machtkampfes zwiſchen Oſt und Weſt iſt. Wie ihre ganze Außenpolitik, ſo iſt auch die Deutſchlandpolitik der Sowjetunion aufs nachhaltigſte von dem Bedürfnis nach Abwehr und Sicherung gegenüber dem expanſiven weſtlichen Kapitalismus und Imperialismus beherrſcht, während eine Organiſation Deutſchlands und Weſteuropas auf plan- und gemeinwirtſchaftlichem Boden ein völlig neues, grundſätzlich auf ein friedliches Zuſammenleben gerichtetes Verhältnis zwiſchen Oſt und Weſt ſchaffen müßte. Wer iſt aber für den *gegenwärtigen*, ſo unbefriedigenden, gefahrvollen Zuſtand mehr verantwortlich, die Ruſſen oder die Weſtalliierten?

Frankreich und Italien

Der unheilvolle Einfluß der weſtmächtlichen Geſamtpolitik zeigt ſich auch in Frankreich und Italien. Es geht zwar zu weit, bereits von einer „Trumaniſierung" *Frankreichs* zu reden; daß aber der amerikaniſche Druck auf Frankreich, bei aller Diskretion, mit der er ausgeübt wird, außerordentlich ſtark iſt; daß die Vereinigten Staaten ihre Wirtſchaftsmacht, alſo ihre Fähigkeit, Geldmittel, Kohle, Getreide uſw. dem notleidenden und auf Amerika angewieſenen franzöſiſchen Volke zu liefern oder vorzuenthalten, auch politiſch auszumünzen ſuchen; daß Mr. Bullitt (der ſchon in der Vichyzeit eine ſo bedenkliche Rolle geſpielt hat) mit General de Gaulle in unmittelbarer Fühlung ſteht und der gegenwärtige amerikaniſche Botſchafter, Caffery, gleichfalls ein entſchiedener Anhänger des Gaullismus und Gegner des Kommunismus und Sozialismus iſt — all das ſind Tatſachen, die ebenſo wenig zu beſtreiten ſind, wie daß die bereitwillige, ja erleichterte Annahme des Ausſcheidens der Kommuniſtiſchen Partei aus der Regierungskoalition in engem Zuſammenhang mit der amerikaniſchen „Hilfspolitik" ſteht. Und die Vermutung iſt kaum ſehr abwegig, daß die Kommuniſten in ein paar Monaten ohnehin aus der Regierung verdrängt worden wären, wenn ſie ſich nicht unklugerweiſe ſelber ausgebootet hätten.

Inzwiſchen hat ſich allerdings erwieſen, wie kurzſichtig es von den anderen Koalitionsparteien war, ohne oder gegen die Kommuniſten regieren zu wollen. Es iſt zwar unrichtig, was jetzt überall (natürlich auch in der Schweiz) behauptet wird, daß die endloſen *Streiks*, die jetzt Frankreichs Wirtſchaftsleben erſchüttern, von einem unterirdiſchen kommuniſtiſchen Komitee geleitet würden. Gerade dieſer Tage verſicherten mir zwei religiös-ſoziale Freunde aus Frankreich, führende Vertreter der Bewegung des Chriſtianisme ſocial, daß davon in Wahrheit keine Rede ſein könne. *Soweit* überhaupt politiſche Einflüſſe bei den Streiks mitſpielten, gingen ſie von den Linksſozialiſten Proudhonſcher Tradition, von der ſozialiſtiſchen Jugend,

von den Anarchiſten und Trotzkiſten aus, alſo von zum Teil ſehr ſcharfen Gegnern der Kommuniſten. Und Aehnliches ſtellt der trotz ſeinem proteſtantiſchen Glauben dem MRP. und der Bewegung „Eſprit" angehörende François Goguel im „Servir" (Lauſanne) feſt, dabei auch auf die wirtſchaftliche Notlage der franzöſiſchen Arbeiterſchaft und auf ihre Enttäuſchung über die zunehmende Verbürgerlichung der Vierten Republik wie über die Fortdauer der kapitaliſtiſchen Herrſchaft hinweiſend.

Die Kommuniſten ſind urſprünglich ſogar, ihrer Ueberzeugung von der Notwendigkeit harter Arbeit und bitterer Entbehrungen zu Gunſten der Wiederaufrichtung der franzöſiſchen Wirtſchaft getreu, *gegen* die Streiks geweſen und haben ſie ſchließlich nur darum unterſtützt, weil ſie den Anſchluß an die revoltierenden Arbeitermaſſen nicht verlieren wollten. Die Streikbewegung trägt wirklich einen weſentlich ſpontanen Charakter und würde keinesfalls abbrechen, auch wenn die Kommuniſten ihren Einfluß *gegen* ſie in die Waagſchale würfen. Daß aber die wirtſchaftliche und ſoziale Lage eine bedeutende Erleichterung erfahren würde und bedrohliche politiſche Entwicklungen in Frankreich vielleicht geradezu unterblieben, wenn ſich die jetzigen Regierungsparteien um die Heranziehung der Kommuniſten zur Mitverantwortung bemühten, das iſt gleichwohl wahrſcheinlich, um nicht zu ſagen ſicher. Nur — iſt das jetzt noch möglich? Haben ſich die Sozialiſten und Katholiken (MRP.) nicht ſchon ſo weit in ihren Antikommunismus verrannt, haben ſie nicht ſchon ſo unwiderruflich auf das amerikaniſche Pferd geſetzt, daß die Kommuniſten nur immer ſtärker in die Oppoſition, ja in die Iſolierung und ſchließlich die Geſetzloſigkeit, alſo in den Untergrund und eine neue Réſiſtance, hineingedrängt werden und entſprechend die Macht der Rechten wächſt?

Es gibt tatſächlich in Frankreich zur Zeit für die Parteien des ſozialen Fortſchritts nichts Gefährlicheres, als ſich in einen ſturen Gegenſatz zu den Kommuniſten zu verbohren. Was immer die Kommuniſtiſche Partei anderwärts ſein mag — in Frankreich iſt ſie nicht nur *die* Partei des Proletariats, nicht nur die größte und am beſten organiſierte politiſche Volksbewegung (ihr Mitgliederbeſtand hat ſich ſeit 1939 von 300 000 auf eine Million und ihre Stimmenzahl ſeit 1936 von einer Million auf faſt 5½ Millionen gehoben); ſie iſt auch eine der ſtärkſten Kräfte der franzöſiſchen Demokratie und des friedlichen Wiederaufbaus des Landes. Das hat neulich, im Geſpräch mit Henry Wallace, ſogar Léon Blum anerkannt. „Ich fragte", ſo berichtet Wallace darüber in der „New Republic", „ob er die Kommuniſtiſche Partei als demokratiſch betrachte. Blum erwiderte: Seit dem Krieg — ja. Die Kommuniſten müſſen als zum Kreiſe der demokratiſchen Parteien gehörig angeſehen werden. Ihr Programm und

ihre Sprache ſind die gleichen wie die der anderen. Vielleicht ſind ſie ehrlich in ihrem Kulte der Demokratie, vielleicht ſind ſie es nicht. Die Wirkung iſt heute die gleiche, und ich will für einmal ihre Redlichkeit nicht in Frage ſtellen." Wallace ſelbſt hat von ſeinen Unterredungen mit Führern der franzöſiſchen Kommuniſten wie auch mit in Paris lebenden Amerikanern einen ähnlichen Eindruck empfangen. Aber was richtet Vernunft gegen antikommuniſtiſche Leidenſchaft aus? Und was wird herauskommen, wenn amerikaniſch-kapitaliſtiſcher Einfluß Frankreich wirklich entſcheidend nach rechts treiben ſollte?

Für *Italien* ſtellt ſich die gleiche Frage. Die italieniſche Rechte ſucht um jeden Preis amerikaniſche Hilfe für ihr furchtbar erſchöpftes Land. Und de Gaſperi, an dem — wie er wohl von Anfang an vorausſah — die Bildung der neuen Regierung doch hängen geblieben iſt, hat dieſer Hilfe denn auch die Beteiligung der Kommuniſten und Linksſozialiſten an der Regierung ohne Zögern geopfert, ſo daß er ſich nunmehr ganz auf die klerikale und konſervativ-monarchiſtiſche Rechte ſtützen muß. Das mag als bloß vorübergehende Notlöſung gemeint ſein; „daß ſich aber eine entſcheidende Wendung zu Gunſten der konſervativen und reaktionären Kräfte vollzogen hat, ſteht außer Zweifel", wie der römiſche Korreſpondent der „NZZ" richtig bemerkt. Und daß dabei amerikaniſcher „Rat", vermittelt nicht zuletzt durch den Botſchafter der Vereinigten Staaten in Rom, einen Katholiken iriſcher Abſtammung, maßgebend mitgewirkt hat, kann wohl ebenſowenig bezweifelt werden. Amerika braucht eben nicht ſo häßliche und von der gegneriſchen Propaganda noch häßlicher gemalte Mittel anzuwenden wie Rußland, um einen „kalten Staatsſtreich" in einem Lande *ſeiner* Einflußzone durchzuführen ...

England Der providentielle Vermittler zwiſchen Rußland und Amerika wäre *England* und namentlich ſeine Labourregierung. Es fühlt denn auch deutlich, daß es berufen iſt, die Aufſpaltung der Welt in zwei feindliche Blöcke zu verhindern und die *Einheit* der Völkerfamilie herbeizuführen. „Das Ziel der Labourregierung iſt", ſo heißt es in der von der Leitung der Labourpartei auf den Kongreß von Margate hin veröffentlichten Programmſchrift „Karten auf den Tiſch!", „einen endgültigen Riß zwiſchen den großen Drei zu verhindern." Großbritannien dürfe in Abhängigkeit weder von den Vereinigten Staaten noch von der Sowjetunion kommen; es müſſe ſeinen eigenen Weg gehen, deſſen Ziel die kollektive Friedensſicherung im Rahmen der Vereinten Nationen ſei.

So weit, ſo gut. Allein in der täglichen weltpolitiſchen Praxis nehmen die Dinge eben eine etwas andere Geſtalt an als in einer zur Beruhigung aufbegehrender Parteigenoſſen ſchnell hingeworfenen

Agitationsbroſchüre. Auf der einen Seite bleibt Großbritannien trotz allen Rückzügen und trotz ſeiner enormen Schwächung durch den Krieg eben nach wie vor eine Weltmacht — wenn nicht erſten, ſo doch gewiß zweiten Ranges, eine Macht, hinter der eine ſtolze imperiale Tradition, ein konſervatives, klaſſen- und raſſenbewußtes Beamtentum und gewaltige kapitaliſtiſche Intereſſen ſtehen. Und dieſe Weltmacht ſtößt, weniger heftig zwar als die Vereinigten Staaten, aber doch noch immer ſtark genug, in erſter Linie ebenfalls mit den Machtintereſſen der Sowjetunion zuſammen, umſo mehr als die ruſſiſche Außenpolitik, in Unterſchätzung der britiſchen Kraft, eine Zeitlang an ein nahes Auseinanderfallen des Britiſchen Reiches geglaubt zu haben ſcheint, und als die Sowjetunion in dem demokratiſchen Sozialismus der Labourpartei ihren Hauptkonkurrenten im Ringen um die Seele der Völker ſah oder immer noch ſieht [4]).

Auf der anderen Seite ſteht England geiſtig ebenſo wie wirtſchaftlich und politiſch in ſo enger Bindung mit Amerika, daß ſich auch daraus ganz von ſelber eine weit ſtärkere Gemeinſamkeit mit der amerikaniſchen Weltpolitik ergibt, als ſie jemals mit der ruſſiſchen Politik möglich ſein wird. Und die goldene Kette, welche die vorjährige amerikaniſche Anleihe um Großbritannien geſchlungen hat, läßt dieſe Gemeinſamkeit erſt recht deutlich ſichtbar werden.

In den weſentlichen Fragen der internationalen Politik hat ſich darum ganz natürlicherweiſe, trotz gewiſſen Reibungen und Spannungen, eine grundſätzliche, weitgehende Solidarität zwiſchen dem Britiſchen Reich und den Vereinigten Staaten herausgebildet, die Eng-

---

[4]) Seither hat ſich die ruſſiſche Einſtellung zu England freilich ſtark geändert und dementſprechend auch die engliſche Haltung gegenüber Rußland. Die „Tribune“ (vom 30. Mai) weiſt beſonders auf die Unterredung hin, die Bevin und Stalin anläßlich der Moskauer Konferenz miteinander hatten, und in der Stalin betont habe, er widerſetze ſich den britiſchen Intereſſen im Mittleren Orient keineswegs und ſehe keinen Grund dafür, daß die ruſſiſche Politik dieſen britiſchen Intereſſen zuwiderlaufen ſolle. „Was wir jetzt beobachten können“, ſo ſchreibt das Londoner Labourblatt, „iſt eine höchſt intereſſante Aenderung der früheren ruſſiſchen Politik im Mittleren Oſten. In Perſien, Aegypten und anderwärts ſuchten die Ruſſen bisher ihren Einfluß auf eigene Fauſt auf Grund von Unterſtützung aus dem Volke heraus geltend zu machen. Damit ſind ſie geſcheitert, als das Experiment von Aſerbeidſchan mißlang. Jetzt ſind die Ruſſen offenbar der Meinung, ihre erſte Aufgabe beſtehe darin, Amerika aus dieſem Gebiete fernzuhalten, und ſie begrüßen darum die weitere Anweſenheit der Engländer als das kleinere Uebel, das dem anderen vorzuziehen ſei.“

Was die Haltung und die Intereſſen *Amerikas* im Mittleren Oſten, dem reichſten Petrolgebiet der Welt, betrifft, ſo ſeien hier zur Erklärung nur ein paar Sätze aus Präſident Trumans jüngſter Rede in Kanſas City angeführt: „Ein Mangel an Erdöl droht in naher Zukunft. Die Vereinigten Staaten brauchen heute in einem Tage mehr Erdöl, als vor dem Kriege die ganze Welt verbrauchte. In Teilen des Mittelweſtens macht ſich der Mangel an Erdöl bereits fühlbar. Eine Nation iſt aber nur ſo ſtark wie ihre Produktionskraft, und unſere Kraft iſt heute durch ungenügenden Rohſtoffbeſitz eingeſchränkt.“ Das ſagt allerhand.

land verhindert — zum Beiſpiel in der Deutſchlandfrage, in der Haltung gegenüber Franco-Spanien, gegenüber Griechenland, gegenüber China und Japan —, dem kapitaliſtiſchen Imperialismus der Amerikaner mit derjenigen Beſtimmtheit entgegenzutreten, die von einer *ſozialiſtiſchen* Regierung umſo eher erwartet werden müßte, als der unvermeidliche Rückſchlag der amerikaniſchen Wirtſchaft und der ihr dienenden Außenpolitik auch England ſchwer zu treffen droht. Wohl gibt es gegen die Schwächen und Hemmungen der britiſchen Außenpolitik gegenüber Amerika innerhalb der Labourpartei ſelber eine gewiſſe Oppoſition; aber der Parteitag von Margate hat die Ohnmacht der ja wiederum in verſchiedene Untergruppen geſpaltenen Oppoſition ſo deutlich enthüllt, daß die bürgerliche Preſſe ſchadenfroh von einem „entſcheidenden und wahrſcheinlich auf lange Zeit hinaus maßgebenden Sieg der herrſchenden Richtung" ſprechen darf, von einer „für die linksradikale Gruppe vernichtenden Niederlage", von der ſie ſich wahrſcheinlich lange Zeit nicht erholen werde. Das iſt vermutlich nur zu richtig. Aber gut iſt es wahrhaftig nicht.

Koloniale Götterdämmerung

Eine ſtaatsmänniſche Leiſtung erſter Ordnung, die der britiſchen Regierung gelungen iſt, ſtellt die überraſchende Herbeiführung einer völligen Einigung zwiſchen Hindus und Mohammedanern über die Zukunft *Indiens* dar. Es iſt freilich eine Einigung über die *Trennung* Indiens in zwei Dominien, Hinduſtan und Pakiſtan, eine Löſung, die äußerlich eine Niederlage Gandhis bedeutet, ſachlich aber ohne die jahrzehntelange Verſöhnungsarbeit dieſes ſeltſamen Mannes kaum möglich geweſen wäre und darum von ihm auch ohne Murren angenommen wird, während die große ſozialiſtiſche Partei Indiens ſie grundſätzlich ablehnt. Allein die Tatſache, daß nun die Engländer Indien räumen können in der Gewißheit, kein Chaos hinter ſich zurückzulaſſen, ſondern — trotz neuen blutigen Zuſammenſtößen zwiſchen Hindus und Mohammedanern — zwei ſich ſchiedlich-friedlich auseinanderſetzende Volks- und Religionsgemeinſchaften, und daß die Befreiung Indiens von der bald zweihundertjährigen britiſchen Herrſchaft noch vor Ende Auguſt, faſt ein Jahr früher als in Ausſicht genommen, ſtattfinden ſoll — dieſe Tatſache mutet doch wirklich wie ein Wunder an und iſt es auch. Ob die beiden neuen Staaten im britiſchen Reichsverband verbleiben werden, nachdem ſie ihre Unabhängigkeit erlangt haben, ſteht dahin; hoffen wir es. Denn es iſt ja wirklich ſo, wie der auſtraliſche Miniſterpräſident Fraſer kürzlich in einer Rede geſagt hat:

„Das Volk der britiſchen Dominien betrachtet den Dominionſtatus nicht als eine unvollkommene Art Unabhängigkeit. Er iſt im Gegenteil Unabhängigkeit mit noch etwas mehr und nicht Unabhängigkeit mit noch etwas weniger. Es bringt mit ſich

die Mitgliedſchaft in einer freien und mächtigen Vereinigung, aus der jedes Element von Zwang verſchwunden iſt, die aber einen Weg gefunden hat, um gegenſeitiges Vertrauen und Zuſammenarbeit unter voller Achtung der Unabhängigkeit, Souveränität und Eigenart jedes Mitgliedes zu betätigen."

Trotzdem: Für Großbritannien beginnt mit der Verwirklichung der nationalen Unabhängigkeit Indiens, der diejenige von *Burma* folgen wird, eine neue Periode ſeiner Geſchichte. Das größte der Kolonialreiche, die ſich bis in unſere Tage erhalten haben, geht ſeiner Auflöſung entgegen, und auch dort, wo ſich die weiße Kolonialherrſchaft noch behauptet, iſt ihr Schickſal mit dem britiſchen Rückzug aus Vorder- und Hinterindien beſiegelt. Daran ändert weder Churchill noch de Gaulle das mindeſte. Bereits ſagt denn auch der unter operettenhaften Umſtänden aus der Verbannung entflohene marokkaniſche Führer Abd-el-Krim den Franzoſen im Namen von 20 Millionen Nordafrikanern den Kampf an, einen Kampf, den Frankreich trotz dem Scharfmachergeneral Juin, den es als Gouverneur nach Marokko geſchickt hat, ſo wenig gewinnen wird wie den Krieg, den es in Madagaskar und Viet Nam gegen die aufſtändiſchen Eingeborenen zu führen hat. Aber offenbar *glaubt* es, oder glauben wenigſtens ſeine führenden Parteien und Schichten, immer noch an die Möglichkeit einer Fortſetzung der Kolonialherrſchaft in irgendeiner Form. Und Pandit Nehru hat als Präſident der „Konferenz für Raſſenbeziehungen", die, von 250 Abgeordneten aus 27 öſtlichen Ländern beſchickt, im Mai in Indien tagte, durchaus recht gehabt, wenn er in ſeiner Schlußanſprache darauf hinwies, daß „die europäiſchen Nationen, die Lehren der Geſchichte nicht beherzigend und die Zeitereigniſſe hier, in Aſien und in Afrika, nicht verſtehend, leider immer noch darauf ausgehen, denjenigen Wirtſchaftstypus aufrechtzuerhalten, aus dem ſie in der Vergangenheit Gewinn gezogen haben. Das wird für ſie ein unmögliches Unterfangen ſein und ſie ins Verderben führen".

Nehru meinte damit die jahrhundertelange „Arbeitsteilung" zwiſchen Rohſtoffe und billige Arbeitskräfte liefernden Ueberſeeländern und hochentwickelten, ausbeutenden Induſtrieſtaaten und die Zerſtörung dieſes vermeintlichen Gleichgewichtes durch die raſch fortſchreitende Induſtrialiſierung und wirtſchaftliche Verſelbſtändigung der „rückſtändigen" Länder — dieſen recht eigentlich revolutionären Vorgang, ohne deſſen Würdigung man die Unabhängigkeitsbewegung der farbigen Raſſen überhaupt nicht verſteht. Der Freiheitswille, das menſchliche Selbſtbewußtſein der Kolonialvölker iſt nicht zuletzt — wieder einmal iſt die „Liſt der Idee" am Werke — durch die ausbeutenden, kapitalausführenden, die ganze Erde durchinduſtrialiſierenden „Herrennationen" ſelber geweckt worden und benützt nun die unaufhaltſam weitergehende Europäiſierung und Amerikaniſierung der einſtigen Untertanenländer ſeinerſeits dazu, ſich groß-

artig, verheißungsvoll zu verwirklichen. Der alte wie der neue Imperialismus wird daran mitſamt ſeinem Nährvater, dem Kapitalismus, zugrundegehen.

So geht's nicht! Die herrſchenden Klaſſen der weſtlichen Welt ſind freilich, wie geſagt, weit davon entfernt, ſich dieſer Lage klar bewußt zu werden und die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Ja, dunkel fühlen ſie wohl ſchon, daß ihre Zeit vorbei iſt und der Boden unter ihren Füßen ſchwankt. Aber ſie klammern ſich dafür nur umſo heftiger an das, was ſie zu beſitzen glauben, reden ſich immer noch ein, in der „freien" Wirtſchaft liege die Gewähr für Wohlſtand, Geſittung und Frieden, und ſtürzen ſich mit Leidenſchaft auf die Sowjetunion, dabei den Kampf gegen deren *Diktaturregime* als Vorwand für den ihnen unendlich näher am Portemonnaie liegenden Kampf gegen die in Rußland Geſtalt annehmende *ſozialiſtiſche Idee* benützend. Es iſt ein Klaſſenkampf im Weltmaßſtab, den der kapitaliſtiſche Weſten hier gegen den kommuniſtiſchen Oſten führt. Wie Freda Kirchwey, die Leiterin der New Yorker „Nation" ſagt:

„Die Weſtmächte haben ihr Möglichſtes getan, um eine ſoziale Wandlung zu erſticken. Griechenland iſt ein in Revolution begriffenes Volk. Dieſe Revolution iſt nicht in Moskau gemacht worden. Daß 1944 kein Umſchwung erfolgte, der dem von 1789 in Frankreich und 1917 in Rußland geſchehenen zu vergleichen wäre, daran iſt die Churchill-Regierung ſchuld. Vernünftige Amerikaner müſſen ſich fragen, ob ſie wirklich den politiſchen Krieg führen wollen, den Truman erklärt hat. Es iſt ein Krieg, den wir nicht gewinnen können, und Rußland weiß es."

Oder haben die Vereinigten Staaten doch Ausſicht, ihn zu gewinnen — wenigſtens teilweiſe? Profeſſor Frederick Schuman ſcheint es für möglich zu halten, wenn er (in ſeinem Buche „Soviet Politics") ſchreibt:

„In dem Klaſſenkonflikt, der ſich unvermeidlicherweiſe über die Erde hin ausbreiten und die Grenzlinien der Mächtekoalitionen durchbrechen wird, findet Amerika Bundesgenoſſen unter den Vornehmen, den Prieſtern und Plutokraten, während die Sowjetunion Proletarier, Bauern und Kolonialuntertanen für ihre Sache aufbietet. Dieſe Machtprobe wird von den Vereinigten Staaten in den aſiatiſchen Ländern gewonnen werden. Rußland wird in China, Indien und großen Teilen des Nahen Oſtens und Afrikas gewinnen."

Wie dem auch ſei: daß das konſervative Bürgertum ſeinen Kampf gegen die Sowjetunion führt, iſt ganz natürlich und begreiflich. Nicht natürlich und nur ſchwer begreiflich iſt es, daß auch ein Teil der *ſozialdemokratiſchen* Bewegung an dieſem Kampfe teilnimmt oder ihn doch fördert. Dieſen Gruppen iſt es zwar — bei aller Verbürgerlichung, die weithin an der weſtlichen Arbeiterbewegung feſtzuſtellen iſt — mit ihrer Brandmarkung der ruſſiſchen Diktatur völliger Ernſt. Gleichzeitig tritt aber für ſie das *andere*, das *ſozialiſtiſche* Element

an der Sowjetunion derart in den Hintergrund — bisweilen wird es sogar rundweg geleugnet —, daß sie sich gegenüber Rußland und der kommunistischen Weltbewegung im wesentlichen eben doch *negativ* einstellen und damit der *bürgerlichen* Art, die Sowjetunion zu bekämpfen, ebenso bedenkliche wie willkommene Helferdienste leisten. Sie verbauen sich damit selbst den Weg zu einer *wirklichen*, erfolgversprechenden Bekämpfung des Kommunismus, der — wir müssen es immer wieder sagen — darin besteht, daß wir sein geschichtliches *Recht* durch die Vertretung eines im besten Sinne radikalen, auf eine Umwälzung von Grund auf gerichteten Sozialismus anerkennen, sein *Unrecht* aber durch die Verbindung dieses sozialistischen Radikalismus mit freiheitlich-demokratischem Geiste aufzuheben und wirkungslos zu machen trachten. Die Hauptkraft aber auf den Kampf gegen die kommunistische *Diktatur* zu verwenden, die viel notwendigere Vertretung eines neuen, wurzelhaften, in die Tiefe gehenden und nach der Höhe strebenden Sozialismus (zu der die religiösen Sozialisten am ersten berufen wären!) zu versäumen und einem dann eben unvermeidlich werdenden Ersatzradikalismus das Feld zu überlassen — das heißt letzten Endes die falsche Fragestellung: „Faschismus oder Kommunismus?" begünstigen und die Leitung der sozialen Umwälzungen den autoritären, an die Gewalt appellierenden Sozialisten in die Hand spielen.

Was not tut Die vorhin zitierte Herausgeberin der New Yorker „Nation" stellt ganz richtig fest:

„Jetzt haben wir den großen Kreuzzug — denjenigen, für den uns, wie man sich erinnern wird, Hitler schon längst gewinnen wollte. Ich glaube, wir gefährden unsere Lebensform eher damit, daß wir die Trumandoktrin annehmen, als indem wir sie ablehnen ... Die andere Möglichkeit besteht darin, die Revolution den Russen aus der Hand zu nehmen. Das Mittel, um die Ausbreitung des Kommunismus zu verhindern, liegt darin, die industrielle und landwirtschaftliche Revolution, die Europa und Asien erfaßt hat, anzuerkennen, *mit* ihr, nicht *gegen* sie zu arbeiten, und das heißt den Sozialismus im Hauptteil Europas und eine neue Agrarverfassung auf dem Balkan und in Asien anzunehmen. Das schließt die Ueberwindung der herrschenden Schichten in sich, die in der Vergangenheit jene Länder durch die verschiedensten politischen Maschinerien — monarchistische, faschistische und sogar republikanische — regiert haben."

Der Rat, der hier zunächst dem fortschrittlichen Bürgertum gegeben wird, richtet sich natürlich noch viel mehr an den *demokratischen Sozialismus*. Ist er bereit, entschlossen diesen Weg zu gehen und „die Revolution den Russen aus der Hand zu nehmen"? In einem Begrüßungsartikel, den die ... „Neue Zürcher Zeitung" der jüngst in Zürich abgehaltenen internationalen Sozialistenkonferenz gewidmet hat, konnte man auch diese erbauliche Stelle lesen:

„Zerbrach die Illusion auf den internationalen pazifistischen Protest im ersten Weltkrieg gleich beim Beginn, so wurde die Sehnsucht nach einer weltweiten Er-

hebung (nämlich gegen den Kapitalismus. H. K.) im Gefolge des zweiten Weltkrieges am Schluß des Ringens zuſchanden. Die Auseinanderſetzung mit dem totalitären Syſtem dauerte an, der Sozialismus iſt wiederum genötigt, zwiſchen Demokratie und Abſolutismus zu wählen ...

Die urſprünglichen ſozialiſtiſchen Frageſtellungen ſind in den zweiten und dritten Rang hinabgerutſcht. Es geht heute nicht ſo ſehr um die ‚Expropriation der Expropriateure', um die Beſeitigung des ‚bürgerlichen Klaſſenſtaates', um die theatraliſch-brutale Uebernahme der Macht, als vielmehr um die Rechte und Würde des Einzelmenſchen, um die gewerkſchaftliche Freiheit, um die Hebung der Produktion in gemeinſamer Anſtrengung und um die Löſung weltpolitiſcher Gegenſätze. Wohl unternehmen in einzelnen Staaten die ſozialiſtiſchen Parteien kräftige Verſuche, das Wirtſchaftsleben vom Schreibtiſch aus zu reformieren, wohl lebt in ihnen noch der eingeimpfte Haß gegen die bürgerliche Weltordnung, aber dieſe Relikte des Marxismus werden überſchattet vom Geſpenſt der Diktatur oder der Bureaukratie, das die ‚ſchwerfälligen Millionen' gebannt ſehen möchten."

Wir müſſen uns ſchämen, daß ein Organ des Beſitzbürgertums über die ſozialiſtiſche Bewegung des Weſtens ſo ſchreiben kann. Soll das aber wirklich das letzte Wort über ſie ſein? Das hängt ganz von ihr ſelber ab. Der Zürcher Kongreß hat freilich wenig getan (vielleicht wenig tun *können*), um die „Neue Zürcher Zeitung" zu dementieren. Schon beginnen die deutſchen Sozialdemokraten wieder eine Hauptrolle in der internationalen ſozialiſtiſchen Bewegung zu ſpielen. Einem Kurt Schumacher, der gewiß als leidgeprüfter, tapferer Menſch höchſter Achtung würdig iſt, hört man mit offenem Munde zu, weil er klug genug war, um in Zürich nicht den nationalſozialiſtiſchen Volkstribunen und Kommuniſtenhetzer herauszukehren, der er in Deutſchland iſt [5]). Anderſeits iſt von der britiſchen Labourpartei vorerſt auch kein entſcheidender Antrieb für eine lebendige ſozialiſtiſche Weltbewegung zu erwarten, ſolange ihren erſten Führern, wie es anläßlich des Kongreſſes von Margate geſchah, bürgerlicherſeits nachgerühmt werden kann, ſie hätten dem Klaſſenkampf (lies:

---

[5]) Gegenüber gewiſſen Anfällen von Gedächtnisſchwäche ſei doch wieder einmal daran erinnert, daß die deutſchen Sozialdemokraten mindeſtens 80 Prozent von Hitlers „nationaler" Außenpolitik *auch* für richtig befunden haben. Sie haben von 1914 an in vorderſter Reihe gegen die „Kriegsſchuldlüge" gekämpft; die Revolution von 1918 iſt ohne ihr Zutun, ja gegen ihren Willen gekommen; ſie haben die alten Generäle ſofort wieder in den Sattel geſetzt und den „Schmachfrieden von Verſailles" mit dem gleichen patriotiſchen Eifer denunziert, mit dem ſie ſeine Zerreißung oder Sabotierung und nachher die militäriſche Wiederaufrichtung Deutſchlands begünſtigt haben. Der Einverleibung Oeſterreichs haben ſie aufs wirkſamſte vorgearbeitet, auch wenn die Annexion dann in etwas anderen Formen kam, als ſie es ſich vorgeſtellt hatten, und die Angliederung des Sudetenlandes ans Deutſche Reich durchaus in der Ordnung gefunden, ſo wie ihnen auch die Polenpolitik Hitlers kaum ſehr viel Uebelkeit bereitet hat. Kurz, die deutſchen Sozialdemokraten der Weimarer Epoche haben tatkräftig die nationaliſtiſche Stimmung miterzeugen helfen, ohne die der extreme Nazismus (den ſie dann freilich — zu ſpät — ablehnten) niemals großgeworden wäre. Inſofern ſind ſie durchaus mitſchuldig an dem, was ſeit 1933 paſſiert iſt.

dem Sozialismus) eine kräftige Absage erteilt und ihre Anhänger dazu gebracht, ihnen „auf neuen und ungewohnten Wegen zu folgen".

Wir müssen wohl unsere Hoffnung auf andere Kräfte setzen, die sichtbar und noch mehr unsichtbar dennoch am Werke sind, um eine neue Welt zu schaffen, auch wenn es in Formen und an Orten geschieht, die wir nicht erwartet hatten. Und müssen vor allem selbst, an *unserem* Orte, das Kommen eines neuen, rettenden Geistes vorbereiten helfen, sei es auch nur durch furchtloses Aussprechen dessen, was ist, nach dem Maße der Klarheit, die uns verliehen ist.

18. Juni 1947. *Hugo Kramer.*

Zum 6. Juli.

Der mir zur Verfügung stehende Raum erlaubt diesmal keine Schweizerische Rundschau. Ein ganz kurzes Wort zum 6. Juli muß genügen.

Eine besondere Aufforderung an die Leser (die Leserinnen haben ja wieder einmal nichts zu sagen), der Vorlage über die *Alters- und Hinterlassenenversicherung* zuzustimmen, ist ja eigentlich sicher nicht mehr nötig; dennoch soll auch hier nicht unterlassen werden, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß das Gesetz nicht bloß mit Mehrheit, sondern mit einer überwältigenden Mehrheit angenommen wird. Die Schande und der Schaden einer Verwerfung wären unausdenkbar. Dabei brauchen wir keineswegs die dithyrambische Verherrlichung der Vorlage („das größte schweizerische Sozialwerk des Jahrhunderts" usw.) mitzumachen, die jetzt etwa betrieben wird, und damit jenem Besitzbürgertum ein gutes Gewissen zu geben, das für eine *ausreichende* Altersversicherung kein Geld zu haben behauptet, für eine völlig sicher nutzlose, ja verhängnisvolle militärische Aufrüstung aber alljährlich drei- oder vierhundert Millionen zum Fenster hinauswirft. Das Werk, das jetzt dem Volksentscheid untersteht, ist nur ein Anfang; aber als solchem sagen wir Ja zu ihm und erwarten, daß es nicht einer Koalition von Habsucht und Kurzsichtigkeit zum Opfer falle.

Für die andere Abstimmungsvorlage, die neuen *Wirtschaftsartikel* der Bundesverfassung, kann ich mich nicht erwärmen. Sie bleibt allzusehr hinter den wirklichen Notwendigkeiten einer ernsthaften Wirtschaftsreform zurück, als daß die taktischen Vorteile, um deretwillen ihre Annahme jetzt auch von links empfohlen wird, insbesondere die Rücksicht auf die Bauern, bei denen für die Altersversicherung gut Wetter gemacht werden soll, für mich stark ins Gewicht fallen könnten. Aber ich gebe zu, man kann in guten Treuen auch anderer Meinung sein; stimme eben ein jeder so, wie er es nach bestem Wissen und Gewissen tun muß. *H. K.*

„Heim" Neukirch an der Thur

Ferienwochen für Männer und Frauen

Leitung: Fritz Wartenweiler

19.—26. Juli. Woche zum *Gedächtnis von Alexandre Vinet.*

Vinet der Kämpfer für Wahrheit, Liebe, Freiheit des Gewiſſens. Vinet als Erzieher für Jugendliche und Erwachſene, als Staatsbürger in Revolution und Reaktion, als Aufbauer der Gemeinſchaft. — Vinet und die Kirchenkämpfe vor 100 Jahren. — Unſere Zeit und unſere Aufgaben.

9.—17. Auguſt: *Heimatwoche 1947*

Schweizer untereinander — Menſchen untereinander.

1. Der Neuaufbau beginne bei uns ſelber. — Geſetzgebung. — Erzieheriſche Arbeit heute im Zeichen der Hochkonjunktur.
2. Die fremden Völker haben auch für uns geſtritten, was tun wir für ſie? — Die Schweiz als Gaſtland. Jugend des Auslandes.
3. Eine Organiſation der Nationen iſt im Gang. Und wir?

Die ausführlichen Programme ſind im „Heim" zu erhalten. Auskunft erteilen und Anmeldungen nehmen entgegen

Ernſt Frautſchi — Didi Blumer — Rösli Näf.

Redaktionelle Bemerkungen

Das nächſte Heft wird die Doppelnummer ſein, die wir für die Monate Juli und Auguſt herauszugeben pflegen. Sie wird in der erſten Woche des Auguſt herauskommen.

Bitte

Es ſind eine Anzahl Geſuche um Freiplätze für beſonders mitgenommene Kinder deutſcher Sozialiſten an uns gelangt, die entweder wegen ſtarker Unterernährung oder wegen geſchloſſener Tuberkuloſe drei Monate in der Schweiz verbringen ſollten. Da es faſt unmöglich ſcheint, neben den vielen andern Kindern auch dieſe noch unterzubringen, erlauben wir uns, es auf dieſem Wege zu verſuchen.

Für Anmeldungen wäre dankbar

Chriſtine Ragaz, Gartenhofſtraße 7, Zürich 4.

Das Kommen Christi

Leonhard Ragaz †

(Fortſetzung)

Dem Sturz desTempels entſpricht

DIE KATASTROPHE DER WELT.

Jeſus ſagt darüber: «*Ihr werdet aber von Kriegen und Kriegsgerüchten hören: Gebet acht und laſſet euch nicht umwerfen. Denn das muß geſchehen, aber es iſt noch nicht das Ende. Denn es wird ſich Volk gegen Volk und Reich gegen Reich erheben und es werden da und dort Hungersnöte und Erdbeben ſein. Das alles iſt ein Anfang von Geburtswehen. Zu dieſer Friſt werden ſie euch der Bedrängnis überliefern und euch töten, und ihr werdet gehaßt ſein von allen Völkern (‚Heiden') um meines Namens willen. Und zu dieſer Friſt werden viele Aergernis nehmen und einander überliefern. Und viele Pſeudopropheten werden erſtehen und viele verführen. Und infolge des Uebermaßes des Böſen wird die Liebe der Menſchen erkalten. Wer aber aushält bis ans Ende, der wird gerettet werden. Und es wird dieſe Botſchaft vom Reiche auf der ganzen bewohnten Erde verkündigt werden, zum Zeugnis für alle Völker, und dann wird das Ende kommen. Wenn ihr nun den Greuel der Verheerung, von dem Daniel ſpricht, im Heiligtum erblickt — der Leſer achte darauf! — dann ſollen die in Judäa ſind, auf die Berge fliehen. Wer auf dem Dach iſt, der ſteige nicht hinunter, um mitzunehmen, was im Hauſe iſt und wer auf dem Felde iſt, kehre nicht zurück, um ſeinen Mantel zu holen. Wehe in jenen Tagen den Schwangeren und Stillenden! Gebet aber acht, daß eure Flucht nicht im Winter geſchehe oder am Sabbat! Denn es wird dann eine Not ſein wie ſie vom Anfang der Welt bis jetzt nie geweſen iſt und auch nie mehr ſein wird. Und wenn jene Tage nicht verkürzt würden, ſo würde nichts, was Fleiſch iſt, gerettet werden. Aber um der Auserwählten willen werden jene Tage verkürzt werden.*» (Matthäus 24, 6—22.)

Frage. Wie ſollen wir dieſe furchtbaren Worte verſtehen?

Antwort. Es iſt ein merkwürdig zutreffendes Bild unſerer Zeit, ſozuſagen aus dem Flugzeug aufgenommen.

Beſonders vertraut und verſtändlich iſt uns

die darin dargeſtellt wird. Was es bedeutet, von Krieg und Kriegsgerüchten zu hören, braucht heute nicht geſagt zu werden. Wir ſind ja mitten im Weltbrand. Furchtbarer kann ihn keine apokalyptiſche Phantaſie ausgemalt haben.

Ebenſo wiſſen wir, was es heißt, daß Volk gegen Volk und Reich gegen Reich aufſteht, daß das wie eine Epidemie über die Welt geht. Es ſtehen die großen Völker gegeneinander, aber auch gegen die Kleinen und die Kleinen gegeneinander und gegen die großen. Der Völkerkrieg wird zum Bürgerkrieg, zum Raſſenkrieg, zum Krieg der Ideologien und damit zum Religionskrieg.

F. Läßt ſich in alledem ein Sinn erkennen?

A. Nicht allzuſchwer. Es ſtürzen die Großſtaaten und ſtürzen die Kleinſtaaten. Mit ihnen ſtürzen ihre Götzen, der Nationalismus, der Imperialismus, der Militarismus, der Kapitalismus, die Souveränität, die Neutralität. Ueber ihnen hebt ſich der Berg Gottes der prophetiſchen Weisſagung empor, von dem eine Ordnung des Rechtes und des Friedens ausgeht.

F. Aber die Not der Welt?

A. Sie iſt groß und deutlich. Der Text redet von Hungersnot und Erdbeben. Brauchen wir von der Hungersnot zu reden? Sie iſt nicht mehr nur da und dort, ſondern ſie ſchwebt als Geſpenſt über der ganzen Welt. Da und dort aber — denken wir an Griechenland — ſterben in *einem* Stadtgebiet täglich rund tauſend Menſchen und beſonders die Kinder werden in Maſſen dahingerafft. Nehmen wir dazu die Kälte und denken an Rußland und nehmen wir dazu die Krankheit und denken wir an den Flecktyphus, den Vorboten von noch ganz anderen Dingen, der er vielleicht iſt, denken wir an die Krankheit und Seuche, die der Hunger allüberall erzeugt!

Und *Erdbeben?* Erdbeben iſt das Symbol gewaltſamer Zerſtörung der Natur und Kultur. Brauchen wir davon zu reden? Was die Kultur betrifft, ſo liegt die Tatſache ſo ſehr auf der Hand, daß wir ſie kaum zu überſehen vermögen. Denken wir bloß an die Zerſtörung der Städte und der Denkmäler der Geſchichte und Kunſt, Warſchau, Rotterdam, London, Coventry, Moskau, Petersburg, Köln, Lübeck, Augsburg, Genua, Mailand, Turin —, dazu die zahlloſen Dörfer, die herrlichen Kirchen und Klöſter, um von den induſtriellen und gewerblichen Anlagen nicht zu reden. Aber die materiellen Güter, die nun vernichtet werden: all die verſenkten Schiffe mit ihren Ladungen, Oelquellen, all die verheerten Felder — wer vermag dieſes Bild zu überblicken? Und die Koſten? England wendet auf den Tag 350 Millionen Schweizerfranken unmittelbar für die Kriegsrüſtung und Kriegsführung an; die Vereinigten Staaten von Amerika ſtellen ein Jahreskriegsbudget von 400 Milliarden Schweizerfranken auf. Was wäre nicht mit den

Koſten eines einzigen Kriegsſchiffes, das ein einziger Torpedoſchuß verſenkt, gegen Armut, Krankheit und Elend zu machen!

Aber zur Zerſtörung der Kultur geſellt ſich die der *Natur*. Die Natur in ihrer Schönheit und Weihe wie die in ihr angelegte Vorratskammer Gottes wird für den Krieg geſchändet und beraubt. Vom geweihten Himmelsraum her regnet die Hölle. Den Luftraum durcheilen die Wellen der Schreckensberichte des Kriegshaſſes und der Kriegslüge. In die Herrlichkeit der Wälder ſchlägt der Moloch ſeine Tatzen. Das Meer wird durch Tod und Hölle geſchändet. Um gutzumachen, was der Krieg zerſtört hat, will man, in einer techniſchen Gier, die keine heilige Scheu vor Gottes Schöpfung mehr kennt, ganze Bergtäler mit alter und wertvoller Geſchichte und Kultur in Stauſeen verwandeln und würde damit letzten Endes nur den Fluch einer gottverlaſſenen Ziviliſation vermehren. Wieder kann kein Auge dieſes Bild ganz überſchauen.

Zur Schändung und Verheerung von Natur und Kultur geſellt ſich die des *Menſchen* ſelbſt. Zu Hunderttauſenden, zu Millionen wird er maſchinenmäßig geſchlachtet. Andere Millionen werden als Arbeitssklaven an den Pyramidenbau der Kriegsrüſtung geſtellt. Hunderttauſende ſchmachten wegen ihrer Geſinnung — zum Teil bloß, weil ſie eine *haben!* — in Konzentrations- und Internierenlagern oder auch im Gefängnis. Tauſende und Tauſende werden unſchuldig als Geiſeln erſchoſſen. Neben den Konzentrationslagern ſtehen die Laboratorien der Hölle, wo die Wiſſenſchaft in den Dienſt deſſen geſtellt wird, den die Bibel etwa als «Zerſtörer» nennt.

Denn es vollzieht ſich eine völlige *Auflöſung der ſittlichen Welt*. Jeſus redet von einem «Sich Aergern» gegeneinander, aus welchem die allgemeine Erregung gegeneinander ſtamme. In der Tat iſt es eine gewiſſe *Erregung* der Menſchen gegeneinander, die auch an der Wurzel des Weltkrieges, wie auch an der des Bürgerkrieges liegt, die die Völker gegen Völker, Reich gegen Reich, Klaſſe gegen Klaſſe reizt. So auch Gatten gegen Gatten, ja ſogar Freunde gegen Freunde. Ein Mangel an *Treue* eignet dieſem von den tieferen Lebensquellen abgekommenen Geſchlecht. Es bleibt ihm nur der *Egoismus* übrig und dieſer muß zu Zorn, Haß, ja Wut werden. In dieſe Auflöſung wird vor allem auch das *Recht* hineingezogen. An ſeine Stelle tritt die *Gewalt*. Alle ſittliche Wahrheit, auf der das Leben der Gemeinſchaft ruht, löſt ſich auf. Das *Chaos* bricht herein, im Chaos aber wohnen die Dämonen. Und wo nicht die Wahrheit waltet, da herrſcht die *Lüge*. Jeſus redet auch in dieſem Zuſammenhang von den falſchen Propheten, die viele verführen. Das gilt auch für das *politiſche* Leben. An die Stelle der *Demokratie*, die auf Wahrheit und Recht ruht — auf Wahrheit und Recht, die im Ewigen begründet ſind — tritt die *Demagogie*. Ein entwurzeltes, ja verblödetes Geſchlecht nimmt ihre Parolen

gedankenlos auf. Mächtige Götzenideologien erheben ſich und verführen dieſe ſchon durch unſere ganze Ziviliſation nivellierten und dämoniſierten Maſſen und fangen ſie in unerhörte Knechtſchaft ein. Eine gleichgeſchaltete *Preſſe*, der ſich das *Radio* zugeſellt, verbreitet ſyſtematiſch die Lüge. Ein ungeheures *Zenſurnetz* verhindert, ja erwürgt die Wahrheit. Der Vater der Lüge triumphiert. Dieſe Not des Böſen erreicht vielleicht ihre ſchlimmſte Form damit, daß, wie der Text erklärt, darüber die *Liebe* der vielen, das heißt wohl: der meiſten, erkalten wird. Es iſt dabei wohl nicht nur an das zu denken, was man gewöhnlich unter Liebe verſteht. Zwar iſt auch das ein wichtiger Geſichtspunkt. Es iſt wirklich ſchwer, im Angeſicht deſſen, was der Teufel im Menſchen, oder der Teufel als Menſch, wie man auch ſagen kann und muß, heute tut, die Liebe Chriſti feſtzuhalten. Wenn ſie aber verloren geht, was bleibt dann übrig? Aber es iſt wohl vor allem an das gedacht, was die Offenbarung Johannes die «erſte Liebe» nennt, und das bedeutet: Wärme, Begeiſterung, Hingabe für die Sache Chriſti, für die Sache Gottes und der Menſchen. Das alles ſcheint vor dem Eishauch, der von der heute aufgetanen Hölle ausgeht (die Hölle iſt ja nach Dante in ihrem *tiefſten* Grunde Eis!) zu verwelken und zu erfrieren. Womit der Zerſtörer ſein Werk vollendet hat.

Zu dieſen Zügen geſellt ſich die verſchärfte Anfechtung der Sache *Chriſti*. «Ihr werdet gehaßt werden von Allen um meines Namens willen.» Von Allen! Das bedeutet: Die Sache Chriſti wird eine Bekämpfung, ja einen Haß erfahren, wie ſeit ihren erſten Zeiten nie mehr.

Auch das iſt uns vertraut. Wir ſehen dieſen Chriſtushaß beſonders aus dem Nazismus aufſteigen. Aber er iſt auch in etwas feineren Formen vorhanden. Man wendet ſich vielleicht nicht formell gegen Chriſtus, bekennt ſich ſogar bei feierlichen Anläſſen zu ihm, redet auch vom Chriſtentum als der Grundlage des Staates (beſonders der «Eidgenoſſenſchaft»), aber wo wirklich *Jeſus* erſcheint, wo ſein Geiſt und *ſeine* Sache ſich anmelden, da begegnen ſie heute einer Anfechtung, einem Unverſtändnis, einem Hohn und Haß, wie ſchon lange nicht mehr.

Aber dieſe Lage erfährt eine letzte und höchſte Steigerung an dem, was die Weisſagung von dem *Greuel der Verwüſtung im Heiligtum* meint. Man nimmt an, daß es ſich um jenen römiſchen Kaiſer handle, der ſein Bild in das Allerheiligſte des Tempels in Jeruſalem wollte ſtellen laſſen. Davon redet auch eine Stelle aus jener Weisſagung des Antichriſt im zweiten Theſſalonicherbrief. Sie ſpricht von «dem Sohn des Verderbens, der ſich über alles, was Gott und Heiligtum heißt, erhebt, ſo daß er ſich ſelbſt in den Tempel Gottes ſetzt und ſich ſelbſt als Gott gebärdet.» (Vergl. 2. Theſſalonicher 2, 3 u. 4.)

Auch das iſt heute vertraut. Heute erleben wir den Kaiſerkult die-

ſer Art, dem vor allem ja die erſten Chriſten zum Opfer wurden, nicht nur im Heidniſchen, ſondern auch in Europa inmitten des «Chriſtentums». Wir erleben nicht nur die Vergottung von Volk, Staat und Geſellſchaft, ſondern auch die einzelner Menſchen, worin ſich dieſe Götzenmächte verkörpern.

Es iſt eine ungeheure Not. Von ihr heißt es, daß eine ſolche von Anbeginn der Welt nie dageweſen ſei. In der Tat: Wenn man das Furchtbarſte bedenkt, was wir aus der Geſchichte wiſſen: etwa die Hunnen- und Magyarenzüge oder die noch grauenvolleren Taten eines Dſchingiſchan und Tamerlan — oder auch die Greuel des Dreißigjährigen Krieges: was iſt es gegen das, was wir heute erleben?

Dieſe Not wird vielfach etwas *Plötzliches* haben. Es iſt gut, wenn wir darauf gerüſtet ſind. Wir werden vielleicht raſche Maßregeln ergreifen müſſen. Jeſus rät dem, welcher auf dem flachen Dache ſeines kleinen Hauſes ſteht, nicht ins Innere hinunterzugehen, um etwas zu holen, ſondern über der äußeren Treppe ſo ſchnell als möglich zu entfliehen, und dem, der auf dem Felde ſteht, nicht heimzukehren, um etwas zu holen, ſondern ſich zu retten, der Gemeinde aber, auf die Berge zu fliehen, immerhin unter möglichſter Berückſichtigung der Umſtände, alſo nicht am Sabbat, um kein Aergernis zu geben, und nicht im Winter, wegen der großen Schwierigkeiten des Wetters.

Auch das ſind uns vertraute Dinge, wenn wir an das Erleben unſerer Tage denken, an die eilige Flucht politiſch verfolgter Einzelner oder auch ganzer Völkerſchaften, über welche plötzlich das Kriegsverderben hereinbricht. Es iſt eine Zeit der notwendigen Bereitſchaft, all das zu laſſen, was uns bisher lieb und teuer war und worin wir feſtgewurzelt waren.

F. Wie ſollen wir über das alles urteilen? Iſt es nicht zum Verzweifeln? Und wie ſollen wir darüber denken, daß es heißt, das alles *müſſe* geſchehen?

A. Ueber das Zweite ſoll ſpäter ausführlich geredet werden. Zu dem Erſten aber iſt zu ſagen: Jeſus ſelbſt faßt das ganz anders auf. Einmal mahnt er uns: «Laßt euch durch das alles nicht erſchüttern.» Und dann verheißt er: «Wer ausharrt bis ans Ende, der *wird gerettet.*» Aber noch mehr: Er erklärt, allerdings nicht bei Matthäus, ſondern in der Form der Rede, wie ſie ſich bei Lukas findet: «Wenn *das alles* zu werden beginnt, dann *atmet auf und erhebt eure Häupter, denn eure Erlöſung naht.*» Denn das alles ſind, wie es auch bei Matthäus heißt, «Geburtswehen». Gemeint ſind die Geburtswehen Chriſti. Schon die Juden erwarteten, daß vor dem Kommen des Meſſias noch eine furchtbare letzte Drangſal eintreten werde. Das iſt eine tiefe Auffaſſung. Wenn wir uns fragen, welchen Sinn dieſe ganze Not haben könne, drängt ſich dann nicht die Antwort auf: In dieſer ganzen Not offenbart ſich eine Welt der Verkehrtheit, ja des Böſen, eine

Welt ohne, ja gegen Chriſtus, worin gerade Chriſtus offenbar wird. Wir haben ſchon zu zeigen verſucht, wie die politiſche Verwirrung und Kataſtrophe zu deuten ſei; daß das furchtbare Sich-Aufbäumen des Nationalismus, Militarismus, Kapitalismus, Imperialismus auch einen *Sturz* dieſer wie der mit ihnen verwandten Götzen der Völkerwelt bedeute. Das Gleiche gilt auch von all den andern Erſcheinungen der Kataſtrophe. Jene Zerſtörung von Natur und Kultur: weiſt ſie nicht mit Gewalt auf eine Welt hin, wo andere Ordnungen herrſchen? Jene Enthüllung der Welt des Böſen: wird ſie nicht zum *Gericht* über dieſe ganze Welt des Böſen? Muß nicht die ganze Hölle ans Licht kommen, um im Lichte und vom Lichte beſiegt zu werden? Muß nicht alles Uebel, alle Not, aller Jammer, alles Grauen, die ſich in der Menſchenwelt angeſammelt haben, aus der Tiefe emporquellen, damit der Tag einer ganzen vollen Erlöſung kommen könne?

F. Wird ſich dieſe Erlöſung auch auf die Natur erſtrecken?

A. Unbedingt. Einmal bringt die Erlöſung der Menſchenwelt die der Natur mit ſich, welche ja von der Menſchenwelt aus verſklavt und verheert wird (vgl. Römer 8, 20), ſodann aber iſt aller Grund zu der Erwartung, daß die erlöſenden Kräfte des Reiches Gottes auch *unmittelbar* in die Tiefen der Natur ſtrömen werden. Im Tun und Erleben Jeſu iſt ja auch dafür der Anfang geſetzt. So denkt die Bibel. So deutet Jeſus. Das alles bedeutet «Geburtswehen Chriſti». Es iſt eine gewaltige und kraftvolle Deutung. Wir dürfen darauf vertrauen.

F. Aber iſt es inzwiſchen nicht furchtbar, dem allem entgegenſehen zu ſollen? Iſt nicht furchtbar das Wort: «Wehe in jenen Tagen den Erwartenden und Stillenden!» Iſt es nicht unmöglich, dies alles zu ertragen?

A. Gewiß. Darum aber iſt auch ein Troſt dabei: Dieſe Tage ſollen verkürzt werden um der Auserwählten willen.

F. Was bedeutet das? Und wer ſind die «Auserwählten»?

A. Die Auserwählten ſind die auf das Reich Harrenden und ſich dafür Einſetzenden. Ihnen iſt große Vollmacht übergeben. Sie ſind ja nicht von ſich aus Glieder der Gemeinde des Reiches: Gott hat ſie dazu gerufen. Gott hat dieſe Gemeinde als Ganzes und jedes ihrer Glieder zu ihr berufen. Er hat ſie «erwählt». Es iſt nötig, daß ſie das wiſſen. Darauf gründet ſich ihre Vollmacht. Je mehr ſolche Menſchen da ſind, die verſtehen, was der Sinn all dieſes Geſchehens iſt, die glaubend, hoffend, betend, mitleidend dieſen Sinn feſthalten, deſto raſcher kann die ganze Entwicklung ſich vollziehen. Denn Gott wartet ja nur auf eine Gemeinde, die ihn verſteht und die ſich ihm zur Verfügung ſtellt. Darum werden um ihretwillen die Tage verkürzt werden. Das bedeutet: Es wird ſo gehen, daß es ertragen werden kann. Dieſe Tage werden *innerlich* verkürzt. Wie für eine gewiſſe Haltung die Tage innerlich verlängert werden, ſo können ſie für eine andere

innerlich verkürzt werden. Aber dem Inneren kann und wird auch ein *Aeußeres* entſprechen. Es kann anders gehen, als wir jetzt befürchten. Es kann plötzlich die Wendung geſchehen. Es gibt bei Gott auch immer viel *Ueberraſchung*.

Darum gilt umſo dringlicher die Mahnung: *Aushalten!* Sich nicht erſchüttern laſſen! Nicht irre werden! Sich nicht verführen laſſen! Ausharren im Glauben! Ausharren in der Hoffnung! Ausharren auch in der Liebe! Bis ans Ende! Das heißt: bis zur Erfüllung deſſen, was werden ſoll! Wer das nicht kann, der wird von den Wogen der neuen Sintflut mit fortgeriſſen werden und verloren gehen; wer es aber kann, der wird den Sieg ſchauen! Der Weltuntergang bedeutet Welterneuerung. Ueber die Stürme und Erdbeben der Kataſtrophe kommt Chriſtus. (Fortſetzung folgt.)

Terzinen zur Zeit

Daß Ungezählte durch die Länder haſten
Und Brot und Dach und etwas Wärme ſuchen,
Läßt manche neu nach Troſt und Wahrheit taſten.

Man ſitzt bei vollen Schüſſeln, ſitzt bei Kuchen
Und ſchämt ſich oft wie ein ertappter Dieb
Und fühlt, wie viele allen Satten fluchen.

Iſt auch uns ſelber eignes Leben lieb,
So fallen doch die alten Sicherheiten,
Und Zweifel kreiſt um jeden ſtarken Trieb.

Wenn froh wir zum gewohnten Tagwerk ſchreiten,
So fühlen plötzlich wir, wie Hungerſcharen
Geſpenſterhaft durch unſer Denken gleiten.

Die Völker fliehn vor ſtändigen Gefahren,
Die Wurzelloſen keine Arbeit finden,
Und Schrecken herrſchen, die vergeſſen waren.

Man ſieht bei Sklaven Mut und Hoffnung ſchwinden;
Die Heimatloſen ſtieren leer ins Weite,
Und bleiche Kinder ſuchen Gras und Rinden.

Ein ekler Blutgeruch gibt uns Geleite,
Und wenn wir all die Zeitberichte leſen,
Strömt Rache, Haß und Gift aus jeder Seite.

Beſchränkte ſchrei'n nach einem Eiſenbeſen,
Um Ordnung ins Verworrene zu bringen
Und mehren Chaos nur mit ihren Theſen.

Gar mancher möchte in die Tiefe dringen
Und wälzt die ſchwerſten Werke der Gelehrten;
Doch die Probleme wollen ſich verſchlingen.

Und manchmal ſcheint's, daß ſie nur Groll beſcherten;
Man ſucht als Stubenhocker ſie zu höhnen,
Die nur die Schicht Schmarotzender vermehrten.

Und andre wieder möchten gern verſöhnen,
In all dem Wirrſal Liebeswerk geſtalten
Und mut'ge Güte einigen dem Schönen;

Doch von gepreßten Lippen bald erſchallten
Verachtungsworte, ungehemmte, wilde,
Die dieſen tätig Kunſtbefließnen galten:

Was wollt ihr Tändler mit dem Schönheitsbilde?
Was nützen Maler, Muſiker und Dichter,
Wenn Brot nicht reicht im menſchlichen Gefilde? —

Und ſo erlahmt auch der gerechte Richter,
So ſenken müd das Haupt die Pädagogen,
Und hinter dunklen Wolken ſchwinden Lichter.

Hat alle Höhenſehnſucht denn betrogen?
Iſt nichtig hingegebenſtes Verlangen?
Und haben ſelbſt Propheten uns belogen?

Wenn wir ſo zwiſchen dunklen Zweifeln hangen,
So möchte wohl ein herbes, rauhes Beten
Zu unverſtandner Gottheit hingelangen:

Warum, o Gott, wird Saat und Frucht zertreten?
Gibt es noch Frieden in den Weltregionen?
Und Ziele, die im Sturme nicht verwehten?

Gibt's Orte, die noch Gütige bewohnen?
Iſt ſtille Schönheit nur Betrug der Sinne?
Strömt nirgends Segen aus geweihten Zonen?

Spinnt graue Netze eine Weltenſpinne?
Und freu'n Dämonen ſich am Untergange?
Hilf, höchſter Geiſt, daß Einſicht ich gewinne! —

So ſchrei'n Gequälte leidensmüd und bange
Nach einer Seelenheimat für Verirrte,
Nach einem unerhörten Geiſtesklange.

Für viele nie der Knäuel ſich entwirrte.
Sie ſterben matt in hoffnungsloſem Grauen
Und wünſchen, daß das All zu Scherben klirrte.

Doch andre ſtille nach den Sternen ſchauen
Und einwärts zum Geſetz der Seelenfunken,
Und beides ſchenkt im Chaos Weltvertrauen.

Sind Weg und Wahrheit ſcheinbar auch verſunken,
So fließt durchs Dunkel geiſterhafte Quelle,
Die ſtärkt geheimnisvoll, die draus getrunken.

Sie treten über eine neue Schwelle,
Sehn das Geſchehn in einem neuen Lichte,
Und mählich werden Pfad und Ferne helle.

Es blühen neue Ufer und Geſichte,
Und Vielverſtricktes ſcheint ſich wie zu löſen;
Getrennte Verſe werden zum Gedichte.

Die hohe Kampfbereitſchaft gilt dem Böſen,
Der Freude an der Qual der Weggenoſſen,
Und der Verſuchung, dämmerig zu döſen.

Was uns als Feuer in das Herz gegoſſen,
Iſt jener Gottesgeiſt, der überwindet,
Wenn wir als Helfer uns ihm angeſchloſſen.

Es herrſcht ein Höchſter, der die Wege findet,
Aus Chaos die Geſtaltung aufzubauen
Und der die Sinne an die Seele bindet.

Was auch erſchreckt wir immer vor uns ſchauen,
Den Haß, den Hunger, Kälte und Verderben,
Die Güte überwindet's im Vertrauen.

Die Edlen müſſen dieſen Weg erwerben;
Die Meiſten haben hier Geſetz und Pflichten,
Ein Neues aufzubauen aus den Scherben.

Doch ab und zu muß einer hier verzichten.
Ihn ruft ein Gott, das hohe Ziel zu künden,
In Kunſt, in Wiſſenſchaft und in Gedichten.

Doch kann er kraftvoll Dauerndes nur gründen,
Wenn ſtetig ihn Verantwortung begeiſtert,
Mit heller Fackel fort und fort zu zünden,
Und er Verſuchung auch in ſich bemeiſtert.

U. W. Züricher.

Gottesliebe und Nächstenliebe im Chassidismus

I.

Die uralte Auseinanderſetzung zwiſchen Religion und Ethik, die ſich bis in unſere Tage hinein fortſetzt, hat zwei Grundformen, je nachdem die eine oder die andere Seite einen Vorſtoß unternimmt. Der Vorſtoß der Ethik vollzieht ſich im allgemeinen im Zeichen der Frage: Heteronomie oder Autonomie, Beſtimmtwerden von einem Geſetz außerhalb unſer (hier iſt eben das Göttliche gemeint) oder Beſtimmtwerden von einem Geſetz innerhalb unſer? Der Vorſtoß der Religion hat im allgemeinen zum Ziel, ihren Primat, ihren Vorrang durchzuſetzen. Eine gerechte Entſcheidung zwiſchen beiden ſcheint mir, wie ſo oft, nicht anders möglich zu ſein, als daß man beiden recht und unrecht gibt, wobei natürlich die Bezirke von Recht und Unrecht genau aufeinander abzugrenzen ſind.

Soll man, fragt die Ethik, das Gute tun, weil es die Götter gebieten, oder weil es das Gute iſt? Wogegen die Religion ihrerſeits die Frage ſtellt: Soll man denn überhaupt vor allem das Gute tun, oder das, was Gott von einem will? Die erſte Frage ſcheidet offenbar lediglich zwiſchen zwei Motivationen desſelben ſittlichen Handelns und will wiſſen, welches die richtige ſei. Die zweite Frage hingegen ſcheidet, wiewohl es der Religion grundwichtig iſt, daß die Motivation «um Gottes willen» obwalte, im weſentlichen zwiſchen zwei Arten von Handlungen und will wiſſen, welche die überlegene ſei. Mit andern Worten: die erſte Frage läßt es dahingeſtellt ſein, ob dem Inhalt der Handlungen nach nicht eine völlige Harmonie zwiſchen Religion und Ethik möglich ſei, die zweite zielt auf einen möglichen Konflikt zwi-

ſchen beiden ab und will für dieſen Fall der erſten den Vorrang ſichern. Beide Fragen gehen, aufs Letzte geprüft, von einer falſchen Auffaſſung ſowohl der Religion wie der Ethik aus.

Der Menſch glaubt entweder an einen gebietenden und fordernden Gott, oder er glaubt nicht an einen ſolchen (dieſe Unterſcheidung, nicht die zwiſchen «Gläubigen» und «Ungläubigen» iſt für uns hier maßgebend). Für den, der nicht ſo glaubt, hat die Ethik ſelbſtverſtändlich ſchlechthin recht, wenn ſie den guten, aber nicht an einen gebietenden und fordernden Gott glaubenden Menſchen gegen die religiöſe Poſition ſtellt: ſelbſtverſtändlich ſind gute Handlungen nicht weniger gut, wenn ſie aus eigener Einſicht, eigenem Gefühlsantrieb oder eigener Gewiſſensprüfung getan werden. Darüber hinaus aber beginnt in der Exiſtenz dieſes Menſchen die Problematik. Iſt er ein religiöſer Menſch, ſo beſteht zwiſchen ſeinem iſolierten ethiſchen und ſeinem iſolierten religiöſen Leben im ſtrengen Sinn keine Verbindung, ſie ſtehen unter verſchiedenem Geſetz, ſein Leben hat keine elementare Ganzheit. Noch anders verhält es ſich mit dem irreligiöſen Menſchen: er kann nicht bloß in jeder anderen Hinſicht vortrefflich ſein, er kann ſogar die Ganzheit des perſönlichen Lebens haben, die jenem fehlt, aber er hat es nicht mit der Ganzheit des Seins zu tun, d. h. ſein Leben als ſolches iſt der Ganzheit des Seins gegenüber iſoliert. Dies iſt freilich ein Punkt, den nur der religiöſe, nicht der irreligiöſe Menſch verſtehen kann: hier iſt die Grenze der begrifflichen Verſtändigung zwiſchen beiden und es muß dem Irreligiöſen unbenommen bleiben, die Kritik als eine illuſionäre abzulehnen. In beiden Fällen hat aber die Ethik mit ihrem Poſtulat der Autonomie recht.

Wie nun aber, wenn von dem Menſchen die Rede iſt, der an einen gebietenden und fordernden Gott glaubt? Nehmen wir zunächſt eine Art vorweg, die für unſere Zeit ſpezifiſch wichtig iſt. Der Menſch, der nicht den Glauben hat, er wiſſe durch eine Ueberlieferung zuverläſſig, was Gott ihm für ſein Leben gebietet, ſondern die ihm überlieferte Offenbarung als eine Verſchmelzung von Göttlichem und Menſchlichem anſieht, innerhalb deren der menſchliche Anteil im Laufe des Ueberlieferns wächſt, der göttliche aber jeweils nur in Stunden perſönlicher Erleuchtung und nur für beſtimmte biographiſche Situationen ſich unmittelbar als der göttliche kundtut, — dieſer Menſch lebt recht eigentlich in «Furcht und Zittern». Grundſätzlich gibt es zwar für ihn das Problem von Autonomie und Heteronomie nicht, denn er weiß: wäre er in vollkommener Eintracht mit ſeinem Gott, dann würde eben das, was deſſen Wille iſt, in ſeinem eigenen Herzen entbrennen und es gäbe keinen Unterſchied mehr zwiſchen «Von dorther» und «Von daher»; aber faktiſch iſt ſein Leben erfüllt von einer Zweiheit, die jener irgendwie entſpricht. Wohl vernimmt er aus allen Dingen und Vorgängen eine göttliche Anforderung ſeiner

Perſon, aber im allgemeinen iſt ihm damit keineswegs eine Anweiſung gegeben, was er in dieſer Stunde, in dieſer Lage für Gott zu tun habe; vielmehr wird an ihn zumeiſt gewiſſermaßen eine Frage gerichtet, die er mit ſeinem Tun und Laſſen auszufüllen hat. Was er nun von ſich aus faßt, beſchließt, entſcheidet, das ſchöpft er aus ſeinem «Gewiſſen», aus der Urwachheit ſeiner Seele, in einer Tiefe am Einheitsquell der Perſon, wo Selbſt und Welt und beider Verhältnis zueinander, wie es an dieſem Tage iſt, geprüft und geklärt werden. Aber bei noch ſo gewaltiger Konzentration der innerſten Kräfte hat das Gewiſſen zuweilen keine Sicherheit; dieſer Menſch weiß ja, daß er nicht objektiv zuverläſſig wiſſen kann, ob das, was er nun vorhat, die rechte Antwort auf die ihm geſtellte Frage, die rechte Ausfüllung des gezogenen Kreiſes iſt. Wohl gibt es die Stunden, in denen er wie aus Vollmacht handelt, aber auch jene, in denen er die völlige Verlaſſenheit erfährt, und zwiſchen beiden verläuft das Leben. Er muß ſich helfen laſſen: von dem überlieferten «Wort Gottes», ſich ihm öffnend, daß das göttliche Element darin ihm in die Seele ſchlagen könne, und von allem guten hilfreichen Geiſt, der vom Geiſte Gottes berührt iſt. Ueber alles aber muß er ſich von Gott ſelber Hilfe erheiſchen, indem er im Gebet ihm all die Frucht des Gewiſſens darbringt, daß er ſie annehme oder verwerfe. Und wie, wenn alles erſchöpft iſt und er auch dann noch keine Sicherheit gewinnt? Nun, ſo lebt er dieſe Stunde eben im Wagnis, in Furcht und Zittern ab.

Stellen wir jetzt dieſem Einſamen und Ausgeſetzten gegenüber, als das äußerſte Beiſpiel einer religiöſen Sicherheit, an deren Horizont ſcheinbar nie ein Schatten des Autonomieproblems erſcheinen kann, eine religiöſe Gemeinſchaft (hier hat es keinen Sinn mehr an einen Einzelnen zu denken), die in der unerſchütterten und allem Anſchein nach unerſchütterlichen Gewißheit lebt, welche ihr die in ihr lebendige Ueberlieferung verleiht, einer Gewißheit, die zu einer höheren Natur und zu einer erhabenen Selbſtverſtändlichkeit geworden iſt. Innerhalb ihres als Ganzes religiös beſtimmten Lebens grenzen ſich für die Menſchen dieſer Gemeinſchaft dennoch eine religiöſe Sphäre im engeren Sinne, Kult und Ritual umfaſſend, und eine ethiſche Sphäre gegeneinander ab. Gemeinſam iſt beiden, daß ihre Geſetze und Regeln von der göttlichen Autorität ſich herleiten und das Handeln ihnen gemäß oder ihnen entgegen unter göttlicher Sanktion ſteht. Und doch regt ſich ſogar in dem im engeren Sinn religiöſen Bereich immer wieder eine Tendenz, die uns, wie fern ſie auch inhaltlich der Tendenz zur ſittlichen Autonomie iſt, doch in einer beſtimmten Weiſe an ſie erinnert. Man will die gottesdienſtlichen Bräuche und die gebotenen Lebensformen nicht bloß deshalb beobachten, weil ſie anbefohlen ſind, man will der Innerlichkeit des eigenen Glaubensverhältniſſes Ausdruck in ihnen verleihen, man will ſie als ihrer Inten-

tion nach und ihrem Gehalte nach religiöſe Akte, als in ſich religiöſe Akte tun; und der Charakter des Gebotenſeins kann dabei als Motiv ſo weit zurücktreten, daß an ihnen vor allem dies empfunden wird, der Gebietende habe den Menſchen Wege gewieſen, ihr eigenes religiöſes Bedürfnis, das nach der Gottesnähe und der Bereitſchaft für Gott, auszudrücken und zu befriedigen. In dem andern, dem ethiſchen Bereich macht ſich eine entſprechende Tendenz in verſchiedener Weiſe, aber zuweilen mit nicht weniger ſtarken Akzenten geltend. Es iſt geboten, die Eltern zu ehren; aber dem ehrfürchtigen Menſchen betätigt ſich darin ein Innerſtes vom Grunde des Lebens her. Es iſt verboten, lügenhaftes Zeugnis abzulegen; aber dem aufrichtigen Menſchen iſt Wahrheit nicht bloß das Siegel Gottes, ſondern auch der Hort ſeiner eigenen Seele. Es iſt geboten, den Mitmenſchen zu lieben; aber iſt Liebe echt, wenn ſie nicht im Herzen aufbricht? Von oben und von innen zugleich: daß ebendas, was von oben geboten iſt, von innen als Verlangen und Regung der Seele aufquelle — dahin geht letzthin die Tendenz. In dem Maße, in dem das in unendlicher Ferne und Majeſtät über dem Menſchen ſtrahlende Gottesfeuer ſich in der innerſten Zelle ſeines Selbſt entzündet, in dem Maße alſo, in dem das «Ebenbild» zu konkreter Wirklichkeit wird, hebt ſich auch innerhalb der in der lebendigen Gewißheit der Ueberlieferung lebenden Gemeinſchaft die Differenz von Heteronomie und Autonomie in einer höheren Einheit auf. Erſt auf dieſer Stufe, wo das religiöſe Prinzip das ethiſche, ohne es in ſeiner Eigenkraft zu beeinträchtigen, ſeiner eigenen Lebensſubſtanz einverleibt hat, iſt ſeine Obermacht unbeſtreitbar.

Dies iſt aber keineswegs die höchſte Stufe. Denn hier ſind ja doch noch innerhalb des Geſamtlebens der religiöſen Gemeinſchaft die beiden Bereiche, das Religiöſe im engeren Sinn und das Ethiſche, gattungsmäßig voneinander getrennt, beide zwar ſich von Gottes Gebot ableitend und auf es bezogen, aber jenes doch, wenn nicht in allen ſeinen Teilen, ſo doch als Ganzes, den Vorrang beanſpruchend. Wenn aber eine ſchwere innere Kriſe die Grundfeſten — eben die Gewißheit, es ſei Gottes Wille, daß die Menſchen ſo und nicht anders leben — unterhöhlt hat und in der Gemeinſchaft eine Bewegung ſich erhebt um die Kriſe zu überwinden und wieder ein klares, eindeutiges Leben im Angeſicht Gottes zu begründen, dann hält die Scheidung zwiſchen Ethiſchem und Religiöſem nicht vor. Für die neue Bewegung müſſen die ethiſchen Handlungen ihrem Weſen und ihrer Wirkung nach religiöſe Handlungen werden, nicht alſo bloß als von Gott geboten der Religion angehörig, ſondern unablöslicher Beſtandteil ihrer Keimſubſtanz und durchaus nicht geringeren Ranges als deren Reſt, ja von ſolcher Bedeutung, daß dieſer Reſt, das «Religiöſe im engeren Sinne», nicht ohne ſie beſtehen könnte. Die Ur-Intention der religiöſen Gemeinſchaft, die Verwirklichung der «Heiligkeit» in der ganzen Breite

und Fülle des Gesamtlebens, soll nun erfüllt werden, mit ihrer Erfüllung wird begonnen. Das «Ethische» ist nun nicht mehr eine von der religiösen Instanz gedeckte und sanktionierte Sache zwischen den Menschen, sondern sie ist, nicht minder als das Religiöse im engeren Sinne, eine Sache zwischen den Menschen und Gott. Beide Arten von Handlungen, die ritualen und die sittlichen, sind ihrem Sinn nach auf Gott selber gerichtet, durch beide erhält sich die Verbindung mit ihm, beide wirken auf die Einheit zwischen den göttlichen Kräften und Gestalten ein. Das isolierte Religiöse ist hier ebenso dahingeschwunden wie das isolierte Ethische. Du kannst Gott nicht wahrhaft lieben, wenn du nicht die Menschen liebst, und du kannst die Menschen nicht wahrhaft lieben, wenn du Gott nicht liebst.

Das ist die Stufe, die der Chassidismus erreicht hat, wenn auch das von ihm begründete neue Leben fragmentarisch und flüchtig blieb. Man soll, sagt Kierkegaard, nur mit Gott wesentlich verkehren. Man kann, sagt der Chassidismus, mit Gott nicht in Wahrheit wesentlich verkehren, wenn man nicht mit den Menschen wesentlich verkehrt.

2.

Für eine geistige Bewegung, die nicht die Durchsetzung eines Gedankens, sondern die Erneuerung des Lebens anstrebt, ist es charakteristisch, wie sich ihr Menschenideal zu den einzelnen geschätzten und gepriesenen menschlichen Eigenschaften verhält. Die chassidische Haltung wird durch die Aussprüche dreier Zaddikim («Bewährte»: so werden die Führer der chassidischen Gemeinden genannt) beleuchtet, Aussprüche, die einander verwandt sind und von denen jeder einen besonderen Ton hat und einen besonderen Beitrag leistet, ja die überdies, nebeneinander betrachtet, eine deutliche Entwicklungslinie aufzeigen. Es handelt sich um die Beurteilung dreier Eigenschaften: der Klugheit, der Frömmigkeit und der Güte. Rabbi Pinchas von Korez, ein Mann der ersten Generation, von großer Unmittelbarkeit in der Anschauung und der Sprache, begnügt sich eine Wertskala der drei aufzurichten. «Fromm sein», sagt er, «habe ich lieber als klug sein, aber lieber als Klugsein und Frommsein habe ich Gutsein.» Auf den ersten Blick sieht es aus, als würde hier das Ethische über das Religiöse gestellt; aber prüft man die verwendeten (im Original jiddischen) Begriffe genauer dem sonstigen Sprachgebrauch nach, dann merkt man, daß hier mit «fromm» die religiöse Spezialisierung, also das isolierte Religiöse gemeint ist, wogegen «gut» den Menschen bezeichnet, der sich liebend zur Welt verhält, indem er den Willen Gottes an dessen Geschöpfen zu erfüllen sucht. Das isolierte Religiöse war eben dem Chassidismus in seiner Umgebung bekannt, in der Gestalt von «Frömmlern», die sich nur um ihre Beziehung zu Gott selber kümmerten; das isolierte Ethische aber gab es in dieser Umgebung nicht, und man zog es daher

gar nicht in Betracht. Weiter als dieſer Spruch geht ein knappes Wort, aus der Schule von Karlin ſtammend, deren Blütezeit in die dritte und vierte Generation der Bewegung fällt. Er lautet: «Klugheit ohne Herz iſt gar nichts. Fromm iſt falſch.» Was hier «Herz» genannt wird, iſt im Grunde offenbar nichts anderes als jene «Güte», ohne die alle intellektuellen Vorzüge nichtig ſind. Der zweite Teil des Spruches fällt durch ſeine Schärfe auf. Was er ſagen will, iſt klar: eine unmittelbare Beziehung zu Gott, die keine unmittelbare Beziehung zur Welt einſchließt, iſt, wenn es nicht Täuſchung iſt, Selbſttäuſchung; wenn du dich von der Welt abwendeſt um dich Gott zuzuwenden, biſt du nicht der *Wirklichkeit* Gottes, ſondern nur deinem Gott*gedanken* zugewandt; das iſolierte Religiöſe iſt in Wahrheit auch das Religiöſe nicht. Nun aber kommt der dritte Spruch und legt die Verkehrtheit aller iſolierten Eigenſchaften bloß, indem er beachtenswerterweiſe auch an der iſolierten Güte Kritik übt; denn wir ſind nun in der ſechſten Generation, die Aufklärungsbewegung hat inzwiſchen dem öſtlichen Judentum auch eine Form der iſolierten Ethik gebracht, und dazu hat der Urheber des Spruchs, der weiſe Rabbi Bunam, auf ſeinen Auslandreiſen wohl auch andere Formen davon kennen gelernt. Der Spruch lautet: «Wenn jemand bloß gut iſt, iſt er ein Buhler; wenn er bloß fromm iſt, iſt er ein Dieb; wenn er bloß klug iſt, iſt er ein Ungläubiger. Nur wenn in einem alle dieſe Eigenſchaften beiſammen ſind, vermag er Gott in Vollſtändigkeit zu dienen.» Wer ſich in einer unbeſtimmten Liebe ohne Ordnung und Geſtalt an die Menſchen hergibt, ohne von Glauben und Weisheit zugleich, durch Weisheit aus dem Glauben Sinn und Zuſammenhang für ſeine Liebe zu empfangen, der wird ſich leicht, wie ein Buhler, an den und jenen verlieren. Wer ſich auf ein Gefühlsverhältnis zu Gott beſchränken will ohne die lebendige Welt um ſich zu ſehen und ohne das Leben zu erkennen, der beſtiehlt die Menſchen um das was ihnen gebührt, und warum nicht auch um das was ihnen gehört? Und wer nur ſeinen Geiſt übt und auf nichts anderes bedacht iſt, wer mit Gott und Welt nur durch die äußeren Bande der hergebrachten Religion und der hergebrachten Moral verknüpft iſt, aber weder Frömmigkeit noch Güte kennt, der wird bald auch den notdürftigen Halt verlieren, den jene äußeren Bande verleihen. Alles Iſolierte führt irre. Nur die Ganzheit iſt zuverläſſig und führt den Menſchen zum Heil.

Soweit in dieſen Sprüchen eine Wertſkala aufgerichtet wurde, war das Ethiſche obenan: wer nur «gut» iſt, kann eher erwerben was ihm noch fehlt, als wer nur fromm oder gar nur klug iſt. Eine ähnliche Bewertung des Ethiſchen, wenn auch von einer anderen Seite aus, tritt uns entgegen, wo nicht mehr die Eigenſchaften als ſolche, ſondern der Platz von Gottesliebe und der von Nächſtenliebe in der Entwicklung der wahrhaft religiöſen Perſon erörtert wird. Hier wird es völlig deut-

lich, daß die wahre Menſchenliebe in den Augen des Chaſſidismus gar keine abgelöſt-ethiſche Haltung mehr, ſondern eine religiöſe im eigentlichen Sinne iſt, ja daß in der Entwicklung der Perſon das Religiöſe gerade auf ihr am eheſten ſich aufbauen kann. Ein Zaddik fragte einen ſeiner Schüler: «Wenn ein Jude am Morgen vom Lager aufſteht und hat im Augenblick zwiſchen zwei Wegen zu wählen, Gottesliebe und Nächſtenliebe, was geht dem andern voraus?» Der Schüler wußte es nicht. Da erklärte er: «Im Gebetbuch iſt vermerkt: ‚Vor dem Beten ſoll man den Vers ſagen: ‚Liebe deinen Genoſſen dir gleich.' Die wahre Gottesliebe iſt, mit der Menſchenliebe anzufangen. Und wenn dir einer ſagt, er habe Liebe zu Gott und habe keine Liebe zu den Menſchen, wiſſe, er lügt.» Es iſt zu beachten, daß trotz jenes Spruchs, der auch die bloße Güte verdammt, doch nirgends, ſoweit ich ſehe, geſagt wird, es könne niemand Liebe zu den Menſchen ohne Liebe zu Gott empfinden: immer wird jene als die Grundlage angeſehen. Vor einen Enkel des «heiligen Jehudi», einen Zaddik der ſiebenten Generation, brachte ein Händler eine Klage über einen anderen vor, der ein Geſchäft neben dem ſeinen aufgetan habe und ihm ſeinen Erwerb verkürze. «Weshalb», ſagte der Zaddik, «bindeſt du dich ſo an dein Geſchäft, von dem du dich ernährſt? Es kommt doch darauf an zu dem zu beten, der dein Ernährer und Erhalter iſt! Weißt du aber etwa nicht, wo er wohnt, nun denn, es ſteht geſchrieben: ‚Liebe deinen Genoſſen dir gleich, ich bin der Herr.' Liebe ihn nur, deinen Genoſſen, und wolle, daß auch er habe weſſen er bedarf, — dort, in dieſer Liebe wirſt du den Herrn finden.» Während anderswo in der Schrift geboten wird Gott zu lieben, und ſodann den Fremdling, weil Gott ihn liebt, wird hier der umgekehrte Weg gewieſen. Gewiß ſind beide zuſammen die Wahrheit: denn jede der beiden Lieben in ihrer Wahrheit fordert die andere zu ihrer Ergänzung und treibt die andere hervor; aber wichtig iſt, daß im Chaſſidismus es der Weg von der Welt zu Gott iſt, auf den immer wieder als auf den für die perſönliche Entwicklung maßgebenden hingewieſen wird. Einen Schritt weiter zum Verſtändnis dieſer Tatſache führt uns das Wort eines Schülers des Lubliner «Sehers», alſo eines Zaddik der fünften Generation. Es iſt ein naiv anmutender Ausſpruch, aber in ſeiner Naivität birgt ſich eine tiefe Wahrheit. Auch er hebt mit dem Schriftvers an: ‚Liebe deinen Genoſſen dir gleich, ich bin der Herr.' «Denn», fährt er fort, «wie wenn man das Kind erſt die Buchſtaben und die Vokale lehrt und dann, ſie zum Wort zu verbinden, ſo iſt ja jeder in Iſrael ein Buchſtabe der Lehre und ſeine Seele ein Gottesteil von oben, und wer einen aus Iſrael liebt, erlangt einen Gottesteil, und wenn er gewürdigt wird noch einen und noch einen zu lieben, erlangt er mehr, und wenn er der Liebe zu ganz Iſrael gewürdigt wird, erlangt er den Allmächtigen, den Gott der Welt, den Herrn.» Der eigentliche Sinn des Spru-

ches geht an ſeinem Schluſſe auf: nur wer Menſch um Menſch lieben lernt, gelangt in ſeinem Gottesverhältnis zu Gott als Gott der Welt. Wer die Welt nicht liebt, kann in ſeinem Verhältnis zu Gott nur einen gleichſam einſamen Gott oder den Gott ſeiner eigenen Seele meinen; den Gott des Alls, den Gott, der ſeine Welt liebt, lernt er erſt in dem Maße meinen, in dem er ſelber die Welt lieben lernt. So darf man denn als den für die Entwicklung der Perſon entſcheidenden Weg den von der Menſchenliebe zur Gottesliebe anſehn, nicht in dem Sinn, als ob man ihn und nicht den andern zu gehen hätte, vielmehr muß der lebendige Menſch des Glaubens beide zu wiederholten Malen gehen, immer wieder wird ſeine Liebe eng, einmal nach der einen, einmal nach der andern Seite, immer wieder muß ſie ſich weiten und erneuern, — aber das erzieheriſch Entſcheidende iſt der Weg von «unten» nach «oben». Einer kam zu einem Zaddik und fragte: «Ich habe gehört, Ihr gäbet wirkſame Mittel aus. So gebt mir denn ein Mittel um Gottesfurcht zu erlangen.» Der Zaddik antwortete: «Zur Erlangung von Gottesfurcht habe ich kein Mittel, wohl aber zur Erlangung von Gottesliebe.» «Das iſt ja eine noch höhere Stufe», rief jener, «gebt das Mittel nur her!» «Das Mittel», ſagte der Zaddik, «um Liebe zu Gott zu erlangen, iſt Liebe zu Iſrael. Wer in Wahrheit Liebe zu Iſrael hat, kann leicht dazu kommen Gott zu lieben.»

Wie nah hier auch das «Ethiſche» in ſeiner grundlegenden Wichtigkeit für das «Religiöſe» dieſem gekommen iſt, ſo iſt doch noch eine Differenz der Qualitäten und Gebiete geblieben. Auch ſie muß überbrückt werden. Und ſie wird überbrückt.

Ein bedeutender Zaddik der dritten Generation, Rabbi Schmelke, wurde von einem Schüler gefragt: «Wie kann ich das Gebot ‚Liebe deinen Genoſſen dir gleich' erfüllen, wenn mein Genoſſe mir Uebles tut?» Er antwortete: «Zuweilen ſchlägt einer aus Verſehen ſich ſelber. Soll er da einen Stock nehmen und ſich zur Strafe verprügeln? Du biſt doch Eine Seele mit deinem Gefährten, und wenn er dir Uebles tut, weil er das nicht weiß, wirſt du, der es weiß, ihm vergelten und dir ſelber Leid zufügen?» Jener aber fragte weiter: «Und wenn ich einen ſehe, der gegen Gott böſe iſt, — wie kann ich den lieben?» «Die Seele jedes Menſchen», antwortete der Zaddik, «iſt ein Gottesteil von oben. So ſollſt du dich Gottes erbarmen, wenn einer ſeiner heiligen Funken ſich in den ‚Schalen' verfangen hat.» Hier iſt der entſcheidende Schritt getan. Wie der Urquell der Gottheit verbunden iſt mit all ſeinen in die Welt ausgeſtreuten Seelenfunken, ſo iſt, was wir an unſeren Mitmenſchen tun, verbunden mit dem, was wir auf Gott tun. Die «ethiſchen» Handlungen ſind nach Sinn und Weſen ebenſoſehr religiöſe Handlungen wie es die «religiöſen» ſind. Und fragt man nach der Wirkung: «Solange», ſchreibt einer der ernſteſten chaſſidiſchen Denker, «grundloſer Haß beſteht, daß einer den andern nicht freund-

lichen Angeſichts betrachtet, bewirkt es das Verbergen des oberen Angeſichts. Wenn aber Liebe offenen Angeſichts waltet, dann wird ſichs erfüllen, daß die Glorie des Herrn ſich offenbart und alles Fleiſch mitſammen ſie ſehen.» Die Erlöſung hangt an der Einung der Menſchenwelt, denn dieſe Einung iſt die Einung der Gottesſubſtanz, die in die Welt geworfen iſt. Die echte ſittliche Tat wird an Gott getan.

So iſt es denn ſelbſtverſtändlich, daß die «ethiſchen» Handlungen den «religiöſen» gleichgeſtellt werden, wie wenn der «Seher» von Lublin, als er einem armen Wanderer nicht bloß ſelber die Speiſen aufträgt, ſondern darnach auch ſelber die Eßgeräte hinausträgt, auf die Frage, warum er ſich auch damit ſelbſt bemühe, antwortet: «Gehörte doch das Hinaustragen der Geräte aus dem Allerheiligſten zum Dienſt des Hoheprieſters!» Kann man dies immer noch als bloße Paralleliſierung und Gleichnisſprache verſtehen, ſo ſpricht ſich die innigſte Einheit beider Gebiete und der beiden gemeinſame religiöſe Charakter in einem faſt derben Scherzwort Rabbi Mordechais von Neſchiz, eines der frühen Zaddikim, aus. Er hatte in ſeiner Jugend Geſchäfte getrieben und pflegte alljährlich von dem Erwerb jeder Handelsreiſe etwas zurückzulegen, um am Ende des Jahres einen ſchönen Ethrog[1]) kaufen zu können. Auf dem Weg in die Stadt, wo er ſich dieſen ausſuchen wollte, begegnete er einem Waſſerfahrer, der weinte und klagte, weil ihm ſein einziges Pferd umgekommen war. Der Rabbi gab ihm das für den heiligen Zweck zuſammengeſparte Geld her, damit er ſich ein anderes Pferd kaufe. Und als man ihn fragte, ob es ihm denn nicht ſchwer geworden ſei, ſolchen Verzicht zu üben: «Was macht es aus!», ſagte er, «allewelt ſpricht den Segen über den Ethrog, und ich ſpreche den Segen über das gekaufte Pferd.»

Ein Gott, der ſo wahrhaft an dem Schickſal ſeiner Schöpfung teilnimmt, daß er ſich um ihretwillen (ſo lehrt die Kabbala) von ſeiner Schechina, ſeiner «einwohnenden Herrlichkeit», trennt und die Wiedervereinigung mit ihr von der Einung der Schöpfung abhängig macht, kann — ſo lehrt der Chaſſidismus — nicht dulden, daß der Menſch in ſeinem Leben und Handeln grundſätzlich zwiſchen Oben und Unten ſcheide.

3.

Es iſt hier noch an einer Anzahl von Sprüchen und Geſchichten (Auswahl einiges beſonders Charakteriſtiſchen aus einem ſehr viel reicheren Material) zu zeigen, wie dieſe Einverleibung des Ethiſchen ins Religiöſe ihren Ausdruck findet in der Uebung der Menſchenliebe im Leben des wahren Chaſſid. Manches darunter klingt an Aelteres an,

---

[1]) Die Citrusfrucht, über der am Laubhüttenfeſt die Segnung des pflanzlichen Wachstums geſprochen wird.

aber es geht hier nicht um das Einzelne, ſondern um die Fülle und Kraft des Ganzen, die ohnegleichen iſt.

Wir gehen von der Anſchauung aus, die wir in jenem Gleichnis des Rabbi Schmelke von dem der ſich ſelber ſchlägt gefunden haben. Es iſt ein Prinzip der Identifizierung, nicht unwert dem indiſchen «Das biſt du» zur Seite geſtellt zu werden. Auf den Baalſchem, den Begründer des Chaſſidismus, ſelber geht ein Spruch zurück, der ſich wieder an das Gebot anſchließt, den Genoſſen «dir gleich» zu lieben: «Denn jedermann in Iſrael hat ſeine Wurzel in der Einheit, und daher darf man ihn nicht ‚mit beiden Händen' wegſtoßen, denn wer ſeinen Gefährten wegſtößt, ſtößt ſich ſelber weg: wer ein Quentchen der Einheit wegſtößt, das iſt als ſtieße er die ganze weg.» Ich ſetze zur Veranſchaulichung ein kräftig volkstümliches Gleichnis daneben. Wieder beklagt ſich bei einem Zaddik — diesmal iſt es ein derber Scherzbold, der auch ſeine heftigen Ermahnungen in Scherze kleidet —, einer, daß ein anderer ihn um ſeinen Erwerb bringe. «Haſt du ſchon», ſagte der Zaddik, «ein Pferd im Bach trinken ſehn? Es ſchlägt mit den Hufen aus. Weshalb wohl? Es ſieht ſein Spiegelbild und meint, das ſei ein anderes Pferd, das ihm ſein Waſſer wegtrinken will. Dir aber kommt es zu es zu wiſſen: das iſt kein andrer als du ſelber, du ſelber ſtehſt dir im Wege!»

Die hochgeſpannte Forderung der Identifizierung verträgt ſich im Chaſſidismus durchaus mit der Einſicht in den beſonderen Charakter des Verhältniſſes jedes Menſchen zu ſich ſelbſt, aber auch die dieſem Verhältnis eigentümliche Problematik wird klar erkannt. Gerade von dieſer Problematik aus werden dem Liebesgebot neue Seiten abgewonnen. Ich führe zwei Sprüche an, die ſcheinbar in einem gewiſſen Gegenſatz zueinander ſtehen, in Wahrheit aber einander ergänzen. Der Baalſchem erklärt das Gebot ſo: «Es liegt dir ob deinen Gefährten zu lieben wie du dich ſelbſt liebſt. Und wer kennt wie du deine vielen Mängel? Wie du dich dennoch zu lieben vermagſt, ſo liebe deinen Genoſſen, ſo viele Mängel du auch an ihm ſiehſt.» Ein Zaddik der fünften Generation aber ſprach von ſich ſelbſt: «Wie kann ich das Liebesgebot erfüllen, da ich doch mich ſelber nicht liebe und mich nicht anzublicken vermag? Eben ſo ſoll ich an meinem Gefährten tun.» Hier ſtehen zwei Menſchen verſchiedener Stufe einander gegenüber. Der eine läßt ſich durch die Kenntnis ſeiner eigenen inneren Gebrechen nicht davon abhalten, ſeiner Perſon die anſcheinend dem Menſchen natürliche liebevolle Aufmerkſamkeit zuzuwenden; dem andern iſt der Anblick der eigenen Seele, wie ſie iſt, ein unüberſteigliches Hindernis ſich ſelber zu lieben; er kann es nur überwinden, indem er ſich reinigt, ſich wandelt, indem er «umkehrt» — übrigens ein für die Verſchmelzung des Ethiſchen und des Religiöſen ſchon in einer frühen Entwicklungsgeſchichte der jüdiſchen Ueberlieferung höchſt weſent-

licher Begriff. Bedeutet das, daß dieſer Menſch das Unvollkommene überhaupt nicht zu lieben vermag und alſo auch ſeine Mitmenſchen nicht, bis auch ſie die Umkehr vollzogen haben? Aber es iſt ja doch offenbar, daß er eben aus Liebe den anderen hilft umzukehren, ſie darin belehrt und berät. Vielmehr iſt die tiefere Bedeutung des Spruchs die, daß der Zaddik, der ſich durch wahre Zuwendung zu Gott dazu bringt, ſich ſelber in Gott, das heißt in der Vollkommenheit, zu lieben, dem Menſchen, der ſich ihm anvertraut, dazu verhelfen kann ſich ſelbſt ebenſo, alſo in Wahrheit zu lieben, ſtatt wie gewohnt in der trügeriſchen Perſpektive der Selbſtſucht.

Schon hier beginnt die Liebe aus dem Bereich des perſönlichen Verhältniſſes zwiſchen Menſch und Menſch in das Verhältnis zur Gemeinſchaft hinüberzutreten. Was der Zaddik an jedem Einzelnen wirkt, wirkt er im Zuſammenhang des Ganzen. «Und dies iſt das Werk des Leuchters», führt ein Meiſter des Leidens und des Gebets in der vierten Generation, der Kosnitzer Maggid, aus den Vorſchriften für die Herſtellung der Geräte fürs heilige Zelt an, «ein Goldgetriebe von ſeiner Lende bis zu ſeiner Blüte». Und er legt aus: «Der Zaddik ſoll ſich an die Geſamtheit Iſraels heften, und auch an die Abtrünnigen, «daß kein Verſtoßner von ihm verſtoßen ſei» — vom Anfang bis zum Ende, bis zum Allerunterſten, alles Ein Getriebe und völlige Einung, und an allen geſchehe die Zurechtmachung, denn alle ſind ſie ein Gottesteil von oben». Jede «Zurechtmachung», die der Zaddik am Einzelnen übt, übt er an der Geſamtheit Iſraels, die, erſt ſie, der wahre Leuchter iſt, der zum Himmel aufſtrahlt und die Erde erhellt.

Von dieſer Konzeption der Geſamtheit aus, die im chaſſidiſchen Schrifttum in unzähligen Lehren, Gleichniſſen und perſönlichen Beiſpielen wiederkehrt, iſt eine eigentümliche Anſchauung zu verſtehen, die in aller Klarheit ſchon in den erſten Generationen auftaucht und ſpäter nicht weiter ausgebaut worden iſt. Es iſt der Gedanke des «Mehr-liebens». Er hat, vom Baalſchem ausgehend, dann bei Rabbi Pinchas von Korez und in ſeiner Schule Fuß gefaßt. Vom Baalſchem wird berichtet, er habe einem Chaſſid, deſſen Sohn unter die Gottesleugner geraten war, geboten ihn mehr als bisher zu lieben, und dieſes Mehr an Liebe habe dann in der Tat den Jüngling zur Gemeinſchaft zurückgebracht. Und auf Rabbi Pinchas geht die Lehre zurück: «Wenn dich einer verachtet und dir Leid zufügt, ſollſt du dich ſtark machen und ihn mehr als zuvor lieben. Durch ſolche Liebe bringſt du ihn zur Umkehr. Darum ſoll man auch die Böſen lieben, nur ihre böſen Taten ſoll man haſſen.» Und Rabbi Pinchas' echteſter Schüler, der Mann, von dem erzählt wird, der Tod ſei über ihn in einer Nacht gekommen, als er dalag und ſich weder entſchließen konnte, gegen einen andern vor Gericht auszuſagen noch auch die Unwahrheit zu ſprechen, und keine andere Löſung ſah als den Tod, Rabbi Rafael, pflegte zu

lehren: «Wenn einer ſieht, daß ſein Gefährte ihn haßt, ſoll er ihn mehr lieben. Und der Sinn davon iſt: die Geſamtheit Iſraels iſt ein Wagen für die Heiligkeit, und iſt Liebe und Einheit zwiſchen ihnen, dann ruht die Schechina und alle Heiligkeit über ihnen, iſt aber, was Gott verhüte, eine Spaltung, dann wird ein Riß und eine offene Stelle und die Heiligkeit fällt in die ‚Schalen' hinab». Wenn alſo an dem einen Ort zu wenig geliebt wird, muß man an einem andern umſomehr lieben, um Ausgleich zu ſchaffen und die Ganzheit des ‚Wagens' wiederherzuſtellen. Die untere Welt trägt das Göttliche nur, wenn ſie als Ganzheit zuſammenhält, und jeder kann an ſeiner Stelle dazu beitragen, daß die Ganzheit ſich erhalte. Und dasſelbe Prinzip des Mehr-liebens wirkt bis in die Intimität des zwiſchenmenſchlichen Lebens hinein. Ein Schüler des Rabbi Pinchas erzählt: «Auf der Reiſe im Sommer rief mich der Rabbi, ich ſolle mich zu ihm in ſeinen Wagen ſetzen. Ich ſagte: ‚Ich fürchte mich, ich könnte es Euch eng machen'. Da ſagte er mir in einer Weiſe beſonderer Zuneigung: ‚Laßt uns einander mehr lieben, dann wird uns weit ſein'.» Das Gefühl des Beengtſeins in der Menſchenwelt hat ſeinen Urſprung in unzulänglicher Liebe.

Worauf es ankommt aber, das iſt keine allgemeine, unperſönliche Liebe; ganz konkret, ganz direkt, ganz effektiv muß ſie ſein. Kein anderes Beiſpiel ſagt wohl ſo deutlich was gemeint iſt wie jene allbekannte Geſchichte, die aus dem Munde eines großen Liebenden und Helfers, Rabbi Moſche Leib von Salow, überliefert iſt. Er ſoll ſelber erzählt haben (ich wähle unter den verſchiedenen umlaufenden Varianten die volkstümlichſte und vollſtändigſte), er ſei unter Bauern in einer Dorfſchänke geſeſſen und habe ihren Geſprächen gelauſcht. Da habe er gehört, wie einer den andern fragte: «Liebſt du mich denn?» Und jener habe geantwortet: «Nun freilich, ich liebe dich ſehr.» Aber der erſte habe ihn traurig angeſehen und ihm ſolche Redeweiſe verwieſen: «Wie kannſt du nur ſagen, du liebteſt mich? Weißt du denn, woran es mir fehlt?» Und da habe der andere geſchwiegen und ſchweigend ſeien ſie einander gegenübergeſeſſen, denn da war nichts mehr zu beſprechen. Wer wahrhaft liebt, weiß aus der Tiefe ſeiner Identität mit dem andern, vom Wurzelgrunde des andern Seins aus weiß er, woran es dem Freunde ermangelt. Dies erſt heißt Liebe.

Und wie gelangt man dazu? Man muß — ſo hat der Baalſchem in einem ſchlecht erhaltenen Gleichnis im Anſchluß an den Vers der Sprüche Salomons «Wie im Waſſer Antlitz an Antlitz, ſo das Herz des Menſchen zum Menſchen» gelehrt — ſich zum Gefährten hin und niederbeugen, wie wenn einer ſeinem Spiegelbild im Waſſer näherkommen will und ſich zu ihm hin und niederbeugt, und auch es kommt ihm entgegen, bis ſein Haupt ans Waſſer rührt und er nichts

mehr ſieht, denn beide ſind das eine geworden, das ſie ſind; ſo kommt das Herz des Menſchen zum Menſchen, und nicht dieſes eine zu dieſem andern allein, ſondern alle zu allen. So habe Moſe, der «Demütige», ſich bis zur «Fläche des Bodens» niedergebeugt und in die Herzen ganz Iſraels ſei Liebe zu einander gezogen. Von einer andern Seite aus, und ebenfalls unter Berufung auf die Demut Moſes, ſtellt es ein früher Zaddik der dritten Generation dar. Jeder Menſch, ſo lehrt er, war Moſe wichtiger als er ſelber. «Und dies war ſein Dienſt, auch Iſrael auf dieſe Stufe zu bringen, daß jeder ſeinen Gefährten liebe, indem er in ſeinen eigenen Augen niederer ſei und jener ihm überlegen ... Und dies iſt es, was geſchrieben ſteht: ‚Als Moſe ſeine Hand erhob', das heißt, ſeine Kraft und Stufe, die die Eigenſchaft der wahren Demut war, dann war auch in Iſrael die Eigenſchaft der Demut, und da betrachtete jeder den Vorzug des andern und die eigne Niedrigkeit und liebte den Gefährten in vollkommner Liebe, und dadurch beſiegten ſie Amalek», das iſt, die Gewalt des Uebels.

Und wieder geht das Ethiſche ganz in das Religiöſe ein. Der «heilige Jehudi» und ſeine Freunde liebten es, den Zuſammenhang zweier Juden, die gleich auf gleich beieinander ſtehen und einander in fröhlicher Liebe zutrinken, mit dem Zuſammenhang zweier «Jud»-Buchſtaben zu vergleichen, die die kleinſten Zeichen des Alphabets, ja bloße Pünktchen ſind, ſtellt man ſie aber nebeneinander, dann drücken ſie den Gottesnamen aus; ſtellſt du hingegen zwei ſolche Pünktlein übereinander, dann bedeuten ſie nur eine Unterbrechung. Wo zwei gleich auf gleich beieinander und einander ohne Vorbehalt zugetan ſind, iſt Gott.

Dieſer großen Bedeutung des Gleich-auf-gleich-ſeins gegenüber verblaſſen die Wertunterſchiede zwiſchen den Menſchen. Nicht allein daß in jedem ein Gottesteil von oben iſt, in jedem iſt ein ihm eigentümlicher, nirgendwo ſonſt auffindbarer. «In jedermann» ſagt Rabbi Pinchas, «iſt Koſtbares, das es in keinem anderen gibt.» Die Einzigkeit und Unerſetzlichkeit jeder Menſchenſeele iſt eine Grundlehre des Chaſſidismus.

Gott meint mit ſeiner Schöpfung eine Unendlichkeit von Einzigkeiten, und innerhalb ihrer meint er jeden einzelnen ohne Ausnahme einer Eigenſchaft nach, einer beſonderen Fähigkeit nach, einem Werte nach, den kein andrer beſitzt; jedem kommt in ſeinen Augen ein eigentümlicher Belang zu, in dem kein andrer mit ihm wetteifern kann, und jedem iſt er im Hinblick auf dieſes in ihm verborgene Koſtbare in beſondrer Liebe zugetan. Gewiß, es gibt Große und Kleine, an Lehre Reiche und an Lehre Arme, mit Tugenden Geſchmückte und der Tugend bar Scheinende, Gottergebene und in ſich ſelbſt Verkrochne, aber auch den als töricht und als frevelhaft Verſchrienen verſagt Gott

ſich nicht. Rabbi Pinchas vergleicht dies einem Fürſten, der außer ſeinen herrlichen Paläſten auch allerhand winzige verſteckte Landhäuſer in Wäldern und Dörfern zu eigen hat, die er zuweilen aufſucht um zu jagen oder ſich zu erholen. Und es iſt nicht zu ſagen, die großen Paläſte ſeien zu recht da und die kleinen Landhäuſer ſeien nicht zu recht da, «denn was dieſer Geringe wirkt kann dieſer Wichtige nicht wirken». «So auch der Gerechte. Gewiß, ſeine Tugend und ſein Dienſt ſind unermeßlich groß, und dennoch kann er nicht wirken, was der Böſe wirkt.» So ſoll auch der Menſch, der in Gottes Wegen wandeln will, nicht aus relativen Unterſchieden abſolute machen. Das Wort der Miſchnal[2]) «Verachte keinen Menſchen» erſtreckt der Kosnitzer Maggid, der jenes Gleichnis des Rabbi Pinchas anführt, nicht bloß auf Unwiſſende, ſondern auch auf die Böſen und Gemeinen. Denn, wie die Miſchna ſagt, «es gibt keinen Menſchen, der nicht ſeine Stunde hätte». «Auch der Böſe hat ſeine beſondere Stunde, wo er ſich dem Schöpfer zuwendet», und ſpräche er zu ihm «auch nur ein einziges Wort in Vollkommenheit»; «denn nicht als Chaos hat Er ihn erſchaffen». Wäre nicht auch im Leben des Böſeſten dieſer Augenblick, er wäre gar nicht geſchaffen worden. Und nach dieſem Augenblick, nach dieſem einen heiligen Wort, nach dieſer einen heiligen Handlung ſchaut Gott aus. Wie dürfte der Menſch das vergeſſen! Er darf mit ſeiner Bereitſchaft der Liebe und Hilfe nicht wähleriſch ſein, wo Gott es nicht iſt. Vom Saſower Rabbi wird erzählt, um Mitternacht, als er ins Studium der Lehre verſenkt war, habe ein betrunkener Bauer an ſein Fenſtter geklopft und Einlaß verlangt. Erſt verdroß den Zaddik die Störung, dann aber beſann er ſich: «Wenn Gott ihn in ſeiner Welt verträgt, iſt es doch not, daß er da ſei, da muß doch auch ich ihn in ſeiner Welt vertragen.» Er ließ ihn ein und bereitete ihm ein Lager. Ein andermal warf man ihm vor, daß er einem übel berufenen Mann alles Geld gegeben hätte, das er hatte. «Auch ich bin nicht gut», ſagte er, «und Gott gibt mir was ich brauche.»

Gott verſchwendet ſeine Liebe auch an den Böſeſten, wie dürfte der Menſch die ſeine mit ſtrenger Buchhaltung nach Ehre und Verdienſt verwalten! Einmal waren die polniſchen Rabbiner zuſammengetreten, um über die zu Gericht zu ſitzen, die den jüdiſchen Sitten abſpenſtig geworden ſind. Ehe ſie aber das Urteil der Scheidung zwiſchen ‚Joch-abwerfern' und den Getreuen in die Welt ſandten, beſchloſſen ſie, von Rabbi Wolf von Zbarez, auch er einer der großen Liebenden, ſeine Zuſtimmung zu erbitten. «Liebe ich euch denn mehr als ich ſie liebe?», gab er zur Antwort. Die Verhandlung wurde nicht fortgeſetzt.

---

[2]) Der Grundtext des Talmuds, der von deſſen ſpäterem Großteil, der „Gemara", erläutert wird.

«Der vollkommene Zaddik», lehrt der Baalſchem, «in dem ſelber kein Böſes iſt, ſieht an keinem etwas Böſes». So wird von Rabbi Susja, dem großen Ekſtatiker und «Gottesnarren», berichtet, ſogar wenn einer in ſeiner Gegenwart etwas Böſes tat, habe er an ihm nur das Gute geſehen. Nach der Legende hatte er dieſe Stufe erlangt, weil einmal, nachdem er im Beiſein ſeines Lehrers, des «großen Maggids», einen vielfältigen Sünder angefahren hatte, wie er ſich denn nicht ſchäme vor den heiligen Mann zu treten, dieſer ihn geſegnet hatte, hinfort nur das Gute an allen zu erblicken. Nach einer anderen Erzählung verhielt es ſich mit ihm ſo, daß er alle Sünden anderer als ſeine eigenen wahrnahm und ſie ſich ſelber vorhielt.

Für den, der kein vollkommener Zaddik iſt, gibt der Baalſchem die ergänzende Lehre: «Widerfährt es einem, daß er etwas Sündhaftes ſieht oder davon hört, merke er darauf, daß in ihm ſelber ein Quentchen dieſer Sünde iſt, und laſſe es ſich angelegen ſein, ſich ſelber zurechtzumachen ... Dann wird auch der Böſe die Umkehr vollziehen, wenn du ihn mit in die Einheit einbeziehſt, da doch alle Ein Menſch ſind. Und dann wirkſt du dazu, daß es nach dem Spruch ‚und mache das Gute' gehe, denn du machſt aus dem Böſen das Gute.» Jüdiſche Glaubensweisheit begegnet ſich hier, von ganz andrer Seite her, mit uralter chineſiſcher: Wer ſich ſelber mit dem Sinn des Seins in Einklang bringt, bringt die Welt mit ihm in Einklang; aber hier, in dem chaſſidiſchen Spruch, ſteht, was in all den taoiſtiſchen fehlt: Man muß den andern in die Einheit einbeziehen, dann wirkt man auf ihn zum Guten ein.

Hüten muß man ſich vor dieſem ewigen Unterſcheiden zwiſchen ſich und den andern, vor der Hoffart des Unterſcheidens, vor dem Trug des Unterſcheidens, vor dieſer ganzen triumphalen Scheinwelt, die auf der ſelbſtzufriedenen Unterſchiedlichkeit ſteht. Nichts verſtört ſo die Einheit der Gotteswelt, das Vorgefühl der Ewigkeit, wie dieſer ſich breitmachende Unterſchied zwiſchen mir und den andern, als hätte ich wirklich dies und das vor dem und dem voraus. Das äußerſte im Gebiet der Sprache, was im Chaſſidismus gegen dieſe Hochflut des falſchen Unterſcheidens geäußert worden iſt, iſt was Rabbi Rafael im letzten Sommer vor ſeinem Tode ſprach: «Man muß nun alle guten Werke beiſeitelegen, damit keine Herzenstrennung von irgendeinem Juden mehr ſei.»

Es gibt aber noch eine Kategorie von Menſchen, die zu lieben uns beſonders ſchwer fällt; das ſind unſere Feinde. Wie es ſich mit dieſer Liebe verhält, hat ein anderer großer Zaddik, ebenfalls einer der erſten, Rabbi Jechiel Michal, gleicherweiſe vor ſeinem Tode, ausgeſprochen. Er befahl ſeinen Söhnen an, ſie ſollten für die Feinde beten, daß es denen wohlergehe. «Und meint ihr», fügte er hinzu, «das ſei kein Gottesdienſt? Das iſt ein Gottesdienſt größer als alles

Gebet». Hier hat die Einverleibung des Ethiſchen in das Religiöſe ihren Gipfel erreicht.

4.

Der Chaſſidismus iſt eine der großen Glaubensbewegungen, die unmittelbar zeigen, daß die Menſchenſeele als Ganzes, in ſich geeint, in der Kommunikation mit der Ganzheit des Seins leben kann, und zwar nicht bloß einzelne Seelen, ſondern eine zur Gemeinſchaft verbundene Vielheit von Seelen. Die ſcheinbar mit Notwendigkeit voneinander getrennten Bereiche erkennen in den hohen Stunden ſolcher Bewegungen die Unrechtmäßigkeit ihrer gegenſeitigen Abgrenzung und ſchmelzen ineinander. Die klare Flamme der menſchlichen Einheit umfaßt alle Kräfte und ſteigt zur göttlichen Einheit empor.

Die Einung des ethiſchen und des religiöſen Bereichs, wie ſie ſich im Chaſſidismus, wenn auch nur in kurzer Blüte, vorbildlich vollzogen hat, bringt hervor, was wir in unſerer Menſchenwelt Heiligkeit nennen. Wir können Heiligkeit als menſchliche Eigenſchaft kaum anders als durch ſolche Einung kennen. Es iſt wichtig, daß man ſie kennen lerne.

Martin Buber.

Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn?[1]

Die folgenden Ausführungen über Wert und Unwert des Feldprediger-Amtes beruhen einerſeits auf grundſätzlichen Erwägungen, anderſeits auf perſönlichen Beobachtungen im Militärdienſt ſeit 1913. Der Schreibende iſt Proteſtant und beurteilt deshalb vor allem die Feldgeiſtlichen ſeiner Konfeſſion. Er iſt auf Grund ſeiner Erfahrungen zu einer durchaus ablehnenden Einſtellung gegenüber beſagter Inſtitution gekommen, iſt aber überzeugt, daß er mit ſeiner Meinungsäußerung unter ſeinen ſoldatiſchen Kameraden nicht allein ſteht. Im

---

[1]) Es handelt ſich bei dieſem Artikel nicht um eine antimilitariſtiſche Attacke, die wir nun nach dem zweiten Weltkrieg eröffnen möchten. Wenn wir auch nicht zu denen gehören, die immer noch an einen Schutz der kleinen Staaten durch Armeen glauben, und wenn wir auch der Meinung, unſere Armee hätte uns gerettet, jederzeit entgegentreten, ſo hätten wir doch keinem freien Volk zumuten wollen, ſich einer Gewaltherrſchaft wehrlos zu fügen. Es iſt zwar unſere heilige Ueberzeugung, daß es noch andere, beſſere, überlegenere und erfolgreichere Mittel zur Verteidigung der Freiheit gibt, und es iſt uns ſelbſtverſtändlich, daß die Menſchheit die barbariſche Stufe militäriſcher Auseinanderſetzungen überwinden muß, wenn ſie nicht dem ſicheren Untergang entgegengehen will. Der Kampf um dieſe Erkenntniſſe muß allerdings gekämpft werden.

Der Verfaſſer packt ein Teilproblem an, eine Inſtitution, von der je und je

Gegenteil, keine Einrichtung unſerer Armee wird als ſo überflüſſig empfunden wie gerade der Dienſt des Feldpredigers. Dieſe Einſtellung beruht einerſeits auf einer weitgehenden Entkirchlichung der großen Mehrheit der proteſtantiſchen Bevölkerung, welche die Kirche als überkommene Einrichtung ohne das Gefühl innerer Verpflichtung einfach hinnimmt, anderſeits auf der Art und Weiſe, in der die Militärgeiſtlichen ihr Amt auffaſſen und ausüben.

An und für ſich iſt die Verquickung von Kriegertum und Religion uralt. Wir finden ſie bei den Völkern der Antike, die alle ihren Kriegsgott hatten und ihm im Kriege durch Prieſter Opfer darbringen ließen. Im Mittelalter iſt das Chriſtentum trotz des innern Widerſpruchs, in dem die Religion der allgemeinen Menſchenliebe zur Gewaltanwendung ſteht, immer wieder zum Aushängeſchild für kriegeriſche Unternehmungen von im Grunde genommen ſehr weltlicher Art geworden. Man denke vor allem an die Kreuzzüge nach dem hl. Lande und gegen die Ketzer in Südfrankreich. In den Glaubenskriegen der Reformations- und Gegenreformationszeit iſt die Beziehung zur Religion noch offenſichtlicher. Auch als das Zeitalter der Toleranz angebrochen war, ſcheute man nicht davor zurück, den Segen des Himmels für den Sieg der Waffen über den Gegner — der genau das gleiche tat — herabzuflehen. Und noch in neueſter Zeit konnten wir erleben, wie der «deutſche Gott» die Armeen Wilhelms II. und Hitlers zum Siege führte. So ſehen wir, wie von jeher der Kriegsmann ſein Gewiſſen zu betäuben trachtete, indem er den Herrgott zu ſeinem Kumpanen zu machen ſuchte. Mit dieſem Hineinziehen der religiöſen Sphäre in die militäriſche Machtentfaltung hängt es zuſammen, daß das Amt des Feldpredigers in dieſer oder jener Form in frühe Zeiten zurückreicht. Er hat ſeines Amtes gewaltet in allen Kriegen der alten und neuen Welt; er hat die Herzen zum Kampf geſtärkt, die Wankenden mit neuem Mut belebt, den Haß gegen die Un- und Irrgläubigen angefacht, er hat aber auch Verwundete gepflegt und Sterbende getröſtet.

---

nicht Klärung, ſondern eine ſchlimme Vernebelung gerade dieſer Fragen ausgegangen iſt, weil dieſe Inſtitution des Feldpredigeramtes in ſich ſelbſt zweideutig iſt. Man kann Wehrmann und Offizier ſein, und man kann Prediger ſein, auch Prediger für die Soldaten, aber man kann nicht Offizier-Pfarrer oder Pfarrer-Offizier ſein. Wir wiſſen ſehr wohl, daß einzelne Feldprediger verſuchten, trotz der Zweideutigkeit der Inſtitution, ſich die Sauberkeit der Geſinnung zu wahren und etwas Rechtes aus ihrer Stellung zu machen, aber wir haben noch nichts davon gehört, daß verſucht worden wäre, die ganze Inſtitution in einem der chriſtlichen Kirche würdigen Sinne zu reformieren. Es iſt ein erfreuliches Zeichen und ein verdankenswertes Unterfangen, daß ein Wehrmann dem Ausdruck gibt, was viele empfinden. Der Pfarrer mit Säbel und Revolver, dieſer Pſeudohauptmann, der das „Wort Gottes“ verkündigt, iſt eine anſtößige Figur, und es iſt ein ſchlechtes Zeichen für die Lebendigkeit und reformatoriſche Kraft der Kirche, wenn nicht ſie daran Anſtoß nimmt, ſondern die Unkirchlichen. P. T.

So war es auch in den Armeen im vergangenen zweiten Weltkrieg. Die Feldgeiſtlichen in der engliſchen und amerikaniſchen Armee z. B. wurden in hohen Ehren gehalten, denn ſie bedeuteten den kämpfenden Soldaten die geiſtige Macht, die ſie emporhob über das Grauen des Krieges, des Zerſtören- und Tötenmüſſens.

Auch in unſerer ſchweizeriſchen Armee hat das Feldpredigeramt von jeher beſtanden. Wir kennen die fromme Sitte der alten Eidgenoſſen, vor der Schlacht zum Gebet niederzuknien. Geiſtliche haben unſere Vorfahren in den Krieg begleitet — man denke an Zwingli — und ihre Herzen durch anfeuernden Zuſpruch geſtählt. Feldkaplane beider Konfeſſionen waren den Schweizer Regimentern in fremden Dienſten beigegeben. Gemäß dieſer Tradition hat noch heute jedes unſerer Regimenter einen oder zwei Feldgeiſtliche, je nach deſſen konfeſſioneller Zuſammenſetzung. Es ſtellt ſich nun die Frage: Beſteht dieſe Ueberlieferung noch zu Recht, oder muß ſie etwas Neuem Platz machen? Bevor wir ſie beantworten, müſſen wir eine grundſätzliche Ueberlegung anſtellen. Wir müſſen unterſuchen, was eigentlich die Aufgabe eines Militärgeiſtlichen logiſcherweiſe ausmacht. Die Antwort liegt nahe, ſie iſt in den vorausgehenden Ausführungen zum Teil ſchon enthalten. Er muß dem kämpfenden Krieger durch ſeeliſche Stärkung Standhaftigkeit und Ausdauer verleihen; er hat die Aufgabe, den Geboten der chriſtlichen Ethik, ſoweit die Kriegsnotwendigkeiten es zulaſſen, Nachachtung zu verſchaffen; an ihm vor allem iſt es, der Anwalt der Wehrloſen, der Kriegsopfer zu ſein. In der Pflege der Verwundeten, der Tröſtung der Sterbenden liegt eine weitere Aufgabe des Feldgeiſtlichen. Sein Wirken kann in höchſtem Maße fruchtbar ſein, wenn er ſeine Aufgabe im Sinne der Nachfolge Chriſti auffaßt. Man darf alſo ruhig ſagen, daß in einer kämpfenden Armee der Feldprediger eine wertvolle, ſegensreiche Aufgabe erfüllt, ſofern er nicht im Stile der Kreuzzugsprediger einfach ein fanatiſcher Hetzer iſt.

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit der Stellung eines Militärgeiſtlichen in unſerer Friedensarmee. Wir Schweizer beſitzen wohl ein wohlausgerüſtetes, mit allen modernen Waffen verſehenes Heer von mehreren hunderttauſend Mann. Es weiſt heute ein hohes Maß von techniſchem Können und militäriſcher Routine auf. Aber es iſt nie zum Schlagen gekommen; die höchſte, ſoldatiſche Bewährung iſt ihm erſpart geblieben. Unſere Milizen haben die Feuertaufe nicht erhalten. Wir Soldaten alle bis hinauf zu den höchſten Offizieren ſind innerlich «Ziviliſten» geblieben. Mit allen Faſern unſeres Weſens hingen wir auch im Waffenrock an unſerem bürgerlichen Wirkungskreis, an Haus und Familie. Wir taten unſern Dienſt ſtändig im Gefühl, daß man nach einer beſtimmten Anzahl von Wochen wieder ins friedliche Berufsleben zurückkehren werde. Auch in den kritiſchſten Tagen war man im innerſten Weſen überzeugt, daß uns der blu-

tige Kampf erſpart bleiben würde. So ſehr man auch den Gegenſatz zum nationalſozialiſtiſchen Deutſchland empfand, einen Feind ſah man nicht vor ſich, man empfand nicht den Haß, der den Kriegsmann mit Kampfbegier erfüllt. Die ängſtliche Neutralität, die während des ganzen Krieges gerade auch in der Armee gewahrt wurde, förderte noch dieſe im innerſten Weſen unſoldatiſche Geſinnung. Zweifelsohne hätte ſich unſere Armee im Ernſtfall nach dem erſten unvermeidlichen Schock glänzend geſchlagen, ſchon aus der inneren Verpflichtung gegenüber der alteidgenöſſiſchen Kriegstradition. Aber das gütige Schickſal — oder ſollen wir ſagen das Verhängnis — hat es anders gewollt. Wir ſind ungeprüft wieder ins Zivilleben zurückgekehrt. Kein Blut iſt gefloſſen, die Waffen waren nur zu Uebungszwecken gebraucht worden.

Und nun die Stellung der Feldprediger in dieſer unſerer ziviliſtiſchen Armee? Die oben ausgeführten weſentlichen Aufgaben in einer kämpfenden Armee hatten ſie nicht zu erfüllen. Wie hätte ſich alſo naturgemäß ihr Pflichtenkreis geſtalten müſſen? Der Geiſtliche iſt wie kein anderer dazu berufen, Wegweiſer zu ſein zum Guten, zum Edlen; er hat die Gebote des chriſtlichen Sittengeſetzes hineinzutragen in alle Belange des menſchlichen Lebens, er ſoll in uns, die wir durch den Kampf ums Daſein gezwungen ſind, immer wieder aus egoiſtiſchen Motiven zu handeln, den Zuſammenhang mit dem Göttlichen, Ewigen wach erhalten. In dieſem Sinne hätte er auch unter uns Soldaten wirken ſollen. Zweifelsohne war das auch der Wunſch und der Wille der meiſten Feldprediger. Woran liegt es aber, daß deren Wirken dem Wehrmann ſo gar nicht recht zum Bewußtſein kam? Warum waren einem die ſchwarzen oder grauen Herren mit Offiziersmütze und Revolver ſo gleichgültig? Wieſo kam es, daß gerade auch die Feldgeiſtlichen mit allerhand Spitznamen oft reſpektloſer Art reichlich bedacht wurden? Der Schreibende hat in Einheiten Dienſt getan, die ſich vorzugsweiſe aus ländlichen Gegenden rekrutierten, in denen das kirchliche Bewußtſein noch nicht ſo abgeſtorben iſt wie in den Städten und Induſtriegebieten. Aber auch da herrſchte dieſe Einſtellung, und zwar vor allem unter den proteſtantiſchen Soldaten, die, wie der Schreibende, ſonſt durchaus die Aufgabe der Kirche im Volksleben bejahten. Sie ergibt ſich aus der Zweckloſigkeit der Inſtitution, ſo wie ſie iſt, in einer Friedensarmee wie der unſrigen. Was war im allgemeinen die Arbeit der Feldprediger — ich denke insbeſondere an die reformierten — in den monatelang dauernden Grenzdienſten während des erſten und zweiten Weltkrieges? Sie hatten am Sonntag eine Predigt zu halten und während der Woche ſich allerhand humanitären Aufgaben zugunſten der Soldaten zu widmen, auch hie und da einen Vortrag zu halten. All dies hat aber ihre Zeit bei weitem nicht ausgefüllt. Kein Heeresangehöriger hat ſich ſeinen Dienſt

ſo angenehm, ſo ferienmäßig geſtaltet als der Durchſchnitts-Feldprediger. Das war ziemlich allgemein die Anſicht der Soldaten und Offiziere. Aber wenn doch wenigſtens die Feldgottesdienſte für den Wehrmann eine Erhebung, einen Troſt, eine ſeeliſche Stärkung bedeutet hätten! Das war aber, von löblichen Ausnahmen abgeſehen, ganz und gar nicht der Fall. Die Predigten waren von einer geradezu erſtaunlichen Wirkungsloſigkeit. Da ſtellte man ſich auf irgend einem freien Platz oder einer Wieſe um die improviſierte, patriotiſch geſchmückte Kanzel herum auf, ſang oder brummte gleichgültig die üblichen vaterländiſch-religiöſen Lieder mit, hörte gelangweilt das mehr oder weniger patriotiſch drapierte Wort Gottes an und war unbeteiligter Zuhörer der üblichen Gebete. Von innerer Erhebung, von religiöſer Ergriffenheit keine Spur! So mag überall mehr oder weniger die militäriſche Gottesdienſtfeier ausgeſehen haben. Ausnahmen, die es natürlich auch gegeben hat, beſtätigen nur die Regel. Der Schreibende, der an die 600 Dienſttage hinter ſich hat, erinnert ſich an keine einzige Feldpredigt, die ihn irgendwie innerlich gehoben hätte, dafür aber an manche, über die er ſich geärgert, ja empört hat. Er fühlte jedesmal, und ſeine Kameraden auch, das innerlich Unwahre, Leere an der Veranſtaltung, er hatte das Gefühl, daß die Kirche da durch den ſtarren, ſeelenloſen militäriſchen Formalismus proſtituiert wurde. «Wie kann ſich ein Pfarrer, der ſein Amt ernſt nimmt, für ein ſolches Theater zur Verfügung ſtellen! Schämt er ſich nicht vor den vor ihm aufgeſtellten Soldaten und Offizieren, denen im Grunde genommen dieſe lendenlahme Verquickung von Religion und Militärbetrieb zum Ekel wird! Hat er eine Ahnung von der völligen Nutzloſigkeit ſeiner Predigt? So mußte ſich der religiös Empfindende immer wieder fragen. Der Schreibende erinnert ſich an eine an und für ſich ganz gute Feldpredigt, die von einem angeſehenen, tüchtigen Geiſtlichen freiſinniger Richtung gehalten wurde. Die altteſtamentliche Geſtalt des Tobias wurde in ihr verſchiedene Male erwähnt. Auf dem fröhlichen Rückmarſch — denn es winkte der freie Sonntagnachmittag — kugelte immer wieder das Wort «Tobias» durch die Reihen und Witze über Witze wurden darüber geriſſen. Von einer inneren Nachwirkung der Predigt war keine Rede! Die Wirkung wäre vielleicht erfolgt, wenn der Gottesdienſt im zivilen Rahmen in einer Kirche ſtattgefunden hätte. Das militäriſche Drum und Dran hatte die Soldaten von vorneherein mit innerer Ablehnung erfüllt. Hatten wir Wehrmänner aber Gelegenheit, am Sonntag in die Kirche zu gehen wie die Bürger im Zivilkleide, ſo ſind wir jedesmal irgendwie angeregt, ja erbaut worden. Die Predigt iſt nicht ins Leere gegangen, ſondern man hat ſie nach dem Gottesdienſt diskutiert und ſich das Eine oder Andere gemerkt.

Die Anwendung des geſunden Menſchenverſtandes iſt nicht gerade die ſtarke Seite unſeres komplizierten, z. T. verbürokratiſierten Mili-

tärapparates gewesen. Die Schablone herrschte überall und erstickte selbständiges Handeln und individuelles Vorgehen. Dies zeigte sich in beschämender und zugleich lächerlicher Weise in dem indirekten Zwang, der in bezug auf den Besuch des Feldgottesdienstes ausgeübt wurde. Zweifellos wären die meisten Veranstaltungen dieser Art sehr schwach besucht worden, wenn man nicht indirekt dazu gezwungen worden wäre. «Wer am Feldgottesdienst nicht teilnimmt, hat inneren Dienst zu tun», hieß es meistens. Oder es kam vor, daß die Rekusanten unterdessen einen kleinen Marsch oder dergleichen machen mußten. Unter solchen Umständen haben natürlich sehr viele Soldaten es vorgezogen, sich um die Predigerkanzel zu scharen. Man hatte da wenigstens keinen Dienst. Daß die Offiziere, die solchen Mißbrauch mit verbrieften bürgerlichen Rechten trieben, sich der Verwerflichkeit ihres Tuns nicht bewußt waren, zeigt, wie gering sie von der Kirche dachten.

Wenn schon die Militärgeistlichen mit ihren Sonntagspredigten die Herzen der Wehrmänner kalt ließen, haben sie sich wenigstens der Soldaten während der Woche angenommen? Haben sie sich auf dem Marsch, bei der Arbeit, irgendwie mit ihnen abgegeben? Sind sie in zwangloser Art mit ihnen nach dem Feierabend zusammengesessen? Haben sie in den starren militärischen Formalismus hinein etwa einen allgemein menschlichen Ton gebracht? Haben sie verbitterte, verdüsterte, verzweifelte Seelen durch schlichten Zuspruch von Mensch zu Mensch aufgerichtet? Haben sie den rechten Ton gefunden gegenüber unzufriedenen Schimpfern? Haben sie mannhafte, ernste Worte der Zurechtweisung und Belehrung gefunden, wenn die Wogen sittlicher Hemmungslosigkeit gar zu hoch gingen? Sind sie mit einem Wort die Seelsorger der Soldaten gewesen? Der Schreibende muß die Frage verneinen. Selbstverständlich mag es auch da zahlreiche Ausnahmen von der Regel geben. Aber im allgemeinen waren die Feldprediger an den Abenden nur im Kreise der Offiziere zu finden. Einen Verkehr ohne innere Hemmungen zwischen ihnen und den einfachen Soldaten gab es nicht. Der Militärpfarrer war doch «Hauptmann» und mußte als solcher angeredet werden. Dieser Umstand hat die psychologische Unmöglichkeit unbefangenen Verkehrs zum voraus bedingt. Man hat zwar während der zweiten Hälfte der Mobilisation Audienzstunden eingerichtet, in denen sich die hochmögenden Herren Feldprediger der vielerlei Nöte der einfachen Soldaten annehmen sollten. Diese Gelegenheit zur Aussprache soll wenig benutzt worden sein. Bestand in einer Einheit ein vernünftiges Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren — und das war glücklicherweise meistens der Fall — so ging der Wehrmann viel lieber zu seinem Hauptmann, zu seinem Major, um ihm seine Anliegen vorzubringen. Das ist auch ganz natürlich und selbstverständlich. Inwieweit der Feldgeistliche unter

ſeinen Offizierskameraden, mit denen er faſt ausſchließlich verkehrte, ſeelſorgeriſch wirkte, entzieht ſich der Kenntnis des Schreibenden. Er weiß lediglich, daß den Offizieren der Feldprediger als ſolcher genau ſo gleichgültig war wie den Soldaten. Als «Hauptmann» nahmen ſie ihn nicht für voll und machten ſich über ihn luſtig, wenn er den Offizier zu ſehr herauskehrte. Es mag höhere Kommandanten gegeben haben, die das Amt des Militärgeiſtlichen als Stütze der Autorität glaubten fördern und ſchützen zu müſſen. Solche Tendenzen haben das Feldpredigeramt nur noch mehr diskreditiert; denn der Soldat merkte ſie ſchnell heraus und ſeine innere Ablehnung wurde nur noch größer.

Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat ſich während dem wochen- und monatelangen Grenzdienſt oft geärgert über die Stupidität und Phantaſieloſigkeit des Dienſtbetriebes. Um die Zeit totzuſchlagen, wußte man nichts Geſcheiteres zu tun als immer wieder die gleichen Uebungen und Exerzitien anzuwenden, die von uns tief in der Friedensmentalität ſteckenden Soldaten als zwecklos und ſchikanös empfunden wurden. Die verharzte militäriſche Bürokratie konnte ſich aus der überkommenen Schablone nicht befreien; es kam ihr nie der Gedanke, man könnte einen Teil der reichlich vorhandenen Zeit dazu verwenden, ſtaatsbürgerliche Erziehung an den Wehrmännern zu treiben, allgemein bildende Unterrichtskurſe zu geben, den Soldaten die großen Zuſammenhänge der Weltgeſchichte aufzuzeigen, mit einem Wort in irgend einer Form den Volkshochſchulgedanken in das Heer hineinzutragen. Man hat nicht gewagt, den Soldaten klar und eindeutig zu ſagen, um welche höchſten Werte im vergangenen Krieg gerungen wurde; man vermied es uns zu ſagen, wer recht und wer unrecht habe. Man war dazu — ſagen wir einmal — viel zu neutral. Wer hätte in dieſem Falle richtungweiſend ſein müſſen, wer hätte dem Einheitskommandanten ein Licht aufſtecken ſollen, wenn nicht die Feldprediger? Aber ſie haben nach meinem Wiſſen nichts dergleichen getan. Einzelne Verſuche, die aber keine weitere Nachahmung gefunden haben, ſind von geiſtig weiter ſehenden Offizieren gemacht worden. Auch da haben die Feldgeiſtlichen verſagt. Dann und wann, höchſt ſelten, hat einer einen lendenlahmen Vortrag gehalten; möglichſt im militäriſchen Rahmen, nur ja dem offiziell befohlenen Patriotismus, der ängſtlich gehüteten Neutralität nicht nahezutreten.

So ſind, alles im allem geſagt, die Feldprediger kein Ruhmesblatt unſerer reformierten Kirche geweſen. Der Katholizismus kam da beſſer weg, weil aus dem Munde des Prieſters immer die objektive Kirche ſprach, während das Weſen des Proteſtantismus größte ſubjektive Freiheit des Geiſtlichen vorausſetzt. Dieſen freien, hohen, unabhängigen Sinn unſerer Kirche im Rahmen der Armee aufrecht zu erhalten,

haben die Pfarrer im Waffenrock im allgemeinen nicht verſtanden.

Aus all den dargelegten Erwägungen heraus kommt der Schreibende zu dem Schluß, daß das Feldpredigeramt in der hergebrachten Form ſeinen Sinn verloren hat. Es darf aus der Armee verſchwinden; es wird ihm kaum jemand eine Träne nachweinen. Es mag Soldaten geben, die aus Liebedienerei oder berechneter Politik die eine und andere Feſtſtellung des Schreibenden beſtreiten möchten; die große Mehrzahl der Wehrmänner wird ihm beipflichten. A. A.

Zum Rußlandproblem

DIE STIMME EINES ARBEITERS

Zur Rußland-Frage:

Mit leidenſchaftlichem Intereſſe, aber auch mit großem Bangen hatte ich die Entwicklung der ruſſiſchen Revolution ſeit dem Oktober 1917 und anſchließend das weitere Werden des ruſſiſchen Volkes im wirtſchaftlichen und politiſchen Geſchichtsablauf verfolgt.

Wie jeder andere Arbeiter, ſo ſah auch ich die Morgenröte der Befreiung des Proletariats Europas und der übrigen Völker der Welt vom Fluch der kapitaliſtiſchen Herrſchaft über Rußland aufſteigen. Hoffnungsvoll blickten wir Arbeiter nach dem Oſten, wo der Waffengang zwiſchen Deutſchland und Rußland zu Ende gegangen und die ruſſiſchen Soldaten unter Führung Lenins und ſeiner Genoſſen den Sturz des Zarentums herbeiführten und die proletariſche Revolution ausriefen und kraftvoll durchführten. Mit Spannung verfolgten wir ihre Kämpfe mit ihren Feinden und freuten uns über die Siege. Dies umſomehr, nachdem die Münchner Räterepublik von den Schergen der erſten deutſchen ſozialpatriotiſchen Revolutionsregierung unter Führung Eberts, Scheidemanns und Noskes und Konſorten zuſammengeſchlagen worden war und wir ſomit für dieſe Verräter am Sozialismus nur noch die gebührende Verachtung übrig hatten. Von Italien her gab es auch noch einmal ein Aufleuchten in der Beſetzung der Fabriken durch die Arbeiter, aber bald war auch dieſe Revolution von der bürgerlichen Reaktion erledigt worden, da es den Revolutionären an der inneren Kraft fehlte. So blieb uns nur noch die Hoffnung auf die ruſſiſchen Arbeiter und Bauern unter der Führung Lenins und ſeiner Leute. Doch nur zu bald kam auch da die bange Frage: Werden dieſe ſozialiſtiſchen Revolutionäre den Idealen des Sozialismus treu bleiben oder werden ſie dem Gewalt- und Terrorgeiſt verfallen. Leider zeigte ſich bald, daß auch bei ihnen die Loſung: Recht iſt, was der Partei und Revolution nützt, zum Leitmotiv ihrer Politik wurde.

Damit war aber auch ſchon der Geiſt des Mißtrauens gegen die ruſſiſchen Parteiführer wachgerufen worden, bei jenen, welche den Sozialismus in erſter Linie als eine geiſtige, auf der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit aufgebaute Ideologie mit ihrem auf dieſen Grundmauern errichteten wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Ueberbau erblickten.

Es kam die Gründung der dritten Internationale und damit die Trennung der organiſierten ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft in den außerruſſiſchen Ländern mit ihren unheilvollen Folgen für die internationale Arbeiterbewegung in geiſtiger und materieller Hinſicht. Lenin ſtarb, Stalin wurde ſein Nachfolger. Es kam in Rußland die große Parteireinigung mit ihrem furchtbaren Blutgericht an einſtigen führenden Kampfgenoſſen; es kam die geheime ruſſiſche Staats- und Parteipolizei mit ihrem ausgeklügelten Spitzelſyſtem und entſprechenden Strafmethoden; es kam die großaufgezogene Gottloſenbewegung mit ihren Chriſtenverfolgungen und Kirchenſchändungen unter den Augen der Regierung; es kam die Abſchließung des ruſſiſchen Volkes und Landes von der Außenwelt unter dem Vorwand von deſſen Sicherung: es kam der Nichtangriffspakt mit Hitler und der Ueberfall der Sowjetarmee auf die drei freien baltiſchen Republiken; es kam die Vermilitariſierung des Volkes nach preußiſchem Muſter mit ihrer Hochzüchtung einer dementſprechenden Offizierskaſte mit Titeln, Orden und Ehrenzeichen; es kam die von oben herab geförderte Vergottung der politiſchen und militäriſchen Führer; es kam zum kompletten Verrat an den Idealen des Sozialismus durch diejenigen, welche ſich vor dem Weltproletariat als ſeine einzigen und wirklichen Beſchützer heute noch aufſpielen, die heutigen Beherrſcher Rußlands.

Für mich und viele meiner Arbeitskameraden war die ruſſiſche Revolution einſt ein hoffnungsvoller Lichtblick, heute iſt ſie eine jämmerliche Enttäuſchung. In ihren Anfängen wirkte ſie wie eine Fügung Gottes, heute laſtet ſie wie ein Fluch über der Arbeiterklaſſe Rußlands und der übrigen Länder. Dieſe Revolution iſt, ſowenig wie alle vorhergegangenen und noch kommenden dem Willen Gottes entſprungen, wie gerne behauptet wird, ſondern ſie war die Folge der geſellſchaftlichen Entwicklung in Rußland, die Zeit und die Verhältniſſe waren dazu reif, nur hätten die ſozialiſtiſchen Ideale im Laufe derſelben von ihren Führern nicht verraten werden ſollen. Das iſt das Schmerzliche und Beängſtigende für kommende Revolutionen, wenn der Macht- und Größenwahn ſeine Führer befällt, dann wird ſie zum materiellen Vorteil für dieſe und zum Verhängnis für die Arbeiter. Dennoch glaube ich, daß Gott die heutige ruſſiſche Regierung als *Werkzeug* für den Aufbau *ſeines* Reiches benützt, indem er mit ihrem vollbrachten Werk die Arbeiterklaſſe der übrigen Länder auf das Reſultat dieſer Arbeit hinweiſt, aber auch die bürgerlich-kapitaliſtiſche Geſellſchaft darauf hinweiſt, zu was ein Verharren in ihrem Be-

ſitz- und Geldgeiſt, ihrer Verantwortungsloſigkeit an den Armen führen kann. Von neuem zeigt Gott, daß die einzig ſieghafte Revolution, welche zur wahren Freiheit und Gerechtigkeit für alle Menſchen führt, die Revolution der Herzen iſt, welche über Chriſtus zum Reiche Gottes führt.

Für uns kann es ſich nach meinem Dafürhalten nur darum handeln, das ruſſiſche Volk und ſeine Regierung als zwei verſchiedene Dinge zu betrachten; auf der einen Seite die gewalt- und machtlüſterne Regierung mit ihrem gefügigen Parteiapparat und gedankenloſen, unkritiſchen Anhang; auf der andern Seite das in ſeiner tiefſten Seele verletzte gläubige ruſſiſche Volk, welchem unſere ganze Zuneigung gehört, während wir für ſeine Gebieter nur tiefſte Verachtung übrig haben, denen nicht das Wohl des Volkes, ſondern nur ihre nationaliſtiſch-militariſtiſche Ehr- und Ruhmſucht und Furcht vor dem kommenden Gericht über ſie Sorge bereitet.

So wie mit Lug und Trug und andern Teufeleien die ruſſiſche Regierung zur Stütze ihrer Macht und ihres Beſtandes ihr Volk und die Welt und mit ihr die notleidende Arbeiterklaſſe Europas genarrt hat bis heute, ſo wird ſie es weiter tun und es damit hoffentlich ſoweit bringen, daß ihre getarnten Vorwerke — die auf die ruſſiſchparteikommuniſtiſche Ideologie eingeſchworenen außerruſſiſchen Parteien — eins ums andere zuſammenbrechen als Folge der Erkenntnis der Verlogenheit und des Unrechts dieſes ganzen Syſtems. Es kommt beſtimmt die Zeit, wo die zum eigenen Denken erwachten irregeführten kommuniſtiſchen Arbeiter ihren Führern nicht danken werden für den gewaltigen Schaden, welchen ſie unſerer Arbeiterklaſſe und dem Sozialismus und dem wahren Kommunismus angetan haben.

Dieſes ganze Geſchehen in Rußland kann uns nur zur eindringlichen Warnung dienen, unſere Augen und Gewiſſen offen zu halten, um ſtandhaft ſein zu können, wenn es auch bei uns einmal zu einer proletariſchen Diktatur nach bolſchewiſtiſchem Muſter kommen ſollte, denn auch unſere ſozialiſtiſchen Führer geben mir in ihrer Mehrheit keine Garantie dafür, daß ſie, einmal an der Macht, unter Zwang anders, menſchlicher handeln werden als die heutigen Machthaber des ruſſiſchen Volkes. *Oskar Wagner.*

EINE WEITERE STIMME

Da ſprach nun Jeſus zu den Juden, die an ihn glaubten: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſo ſeid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 31—32.)

Was iſt der Sozialismus und warum ſetzen ſich die Religiös-

Sozialen für ſeine Verwirklichung ein? Doch nicht aus Haß gegen die «Reichen» oder gegen die «Kapitaliſten», wie es bei dem Vulgärſozialismus der Fall iſt, ſondern weil er eine Forderung der Gerechtigkeit iſt und eine Selbſtverſtändlichkeit für jeden Jünger Chriſti, der weiß, was das heißt:

Was ihr dem geringſten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.

Er wird ſich für den wahren Sozialismus einſetzen, gerade nicht aus Haß, ſondern aus der Liebe Chriſti.

Und wer wollte behaupten, daß ſich dieſe Liebe Chriſti verträgt mit Gewalt, mit Gewalttätigkeit, mit Diktatur, Geheimpolizei, Deportationen und allen andern Mitteln, die in Rußland zur Anwendung gelangen!

Es handelt ſich dabei meines Erachtens gar nicht um die Frage, ob in Rußland ein Sozialismus verwirklicht wurde und wird, worüber man ſehr verſchiedener Anſicht ſein kann. Selbſt wenn es ſo wäre, iſt es auf keinen Fall der Sozialismus der Gerechtigkeit Gottes. Ich kann es nicht anders als ein Hereinfallen auf die Einflüſterungen des Teufels bezeichnen, wenn man meinen ſollte, man könne die Gerechtigkeit Gottes, die aus ſeiner Liebe kommt, mit den Mitteln der Gewalt, der Gewalttätigkeit, alſo gerade mit den Mitteln der Welt, des Teufels erreichen.

«Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit»,

das kann man als den Leitſpruch der religiös-ſozialen Vereinigung anſehen,

aber trachtet man darnach, wenn man dieſe Mittel der Gewalt anwendet oder auch nur entſchuldigt?

Es war kein beſonderes Verdienſt, wenn man ſich gegen das Unrecht der Unterdrückung wandte, ſolange es von den Nationalſozialiſten praktiziert wurde, da man eben die politiſchen Ziele der Nationalſozialiſten ablehnte. Ob man wirklich gegen Unrecht und Ungerechtigkeit zu kämpfen bereit iſt, zeigt ſich jetzt, zeigt ſich an der Stellungnahme zu der Politik Stalins und ſeiner Mitarbeiter in der Innen- wie in der Außenpolitik; denn jetzt werden dort die gleichen teufliſchen Methoden angewandt, diesmal aber zur angeblichen Erreichung eines Zieles, das die religiös-ſoziale Bewegung bejaht. Und nur dann, wenn man auch in dieſem Fall gegen das Unrecht kompromißlos aufzutreten gewillt iſt, zeigt man, daß es uns in dem Kampfe gegen die Nationalſozialiſten wirklich um den Kampf gegen die Ungerechtigkeit gegangen iſt.

5. Juni 1947 *Ernſt Pollatſchek.*

BRIEF VON FRAU ALICE HERZ

Detroit, 6. Juli 1947.

Sehr verehrter Herr Pfarrer Trautvetter,

Für Ihre Erwiderung auf meine «Gedanken zum Problem Rußland» in der Aprilnumer der «Neuen Wege» danke ich Ihnen ſehr. Aus dem, was Sie darin ſagen, ſchließe ich, daß Ihnen eine Fortſetzung unſeres Geſprächs nicht unerwünſcht iſt. Ich erlaube mir daher im Folgenden eine Gegenerwiderung. Wir ſind uns über die Wichtigkeit des Themas und die Dringlichkeit, zur Klarheit darüber zu gelangen, einig.

Wenn ich Ihnen auf die vielen Punkte, die Sie berührten, meine Meinung ſagen wollte, die ich mir durch Verarbeiten zahlloſer Berichte — für und wider — von Rußlandforſchern erwarb, die ich zum Teil mündlich von ihnen hörte, zum Teil aus ihren Büchern kennen lernte, dann würde im Umfang ein Buch dabei herauskommen. Ich muß deshalb davon abſehen und mich darauf beſchränken, nur allgemein Grundſätzliches anzutippen.

Wir ſind beide — wie ich annehme — Menſchen zweier Jahrhunderte. Wir erlebten die relativ gemächlichen Zeiten des «fin» ſowie des «commencement du siècle» mit ihrem Fortſchrittsenthuſiasmus, dem Aufſtieg der Arbeiterſchaft unter glänzenden Führern, den meſſianiſchen Hoffnungen einer Bertha von Suttner, dem Friedenstempel im Haag. Der weſtliche Durchſchnittsbürger lebte damals im Bewußtſein, daß die Kulturmenſchheit langſam ihren Namen zu verdienen ſich bemühe. Die Balkankriege 1912/13, «hinten weit in der Türkei», konnten das Gefühl allgemeiner Lebensſicherheit nicht erſchüttern. Das änderte ſich mit des deutſchen Kaiſers Kriegserklärung an Rußland und Frankreich im Auguſt 1914. Da begann der Boden unter den Füßen zu ſchwanken; die Illuſion bürgerlicher Sicherheit entſchwand. Prophetiſche Geiſter erkannten, daß eine Menſchheitsepoche zu Ende gegangen war, eine neue ſich durch furchtbare Erſchütterungen anbahnte. Schon in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — noch vor dem raſenden Aufſchwung der modernen Technik — hatte Friedrich Nietzſche ſeheriſch den Satz geprägt: «Es naht, *furchtbar* — und unabweisbar wie das Schickſal — der Tag, da die Menſchheit gezwungen ſein wird, die Welt als Ganzes zu verwalten.»

Mit dem erſten Weltkrieg begann dieſe Zeit ſichtbar zu werden, und ſeitdem windet ſich die Erde in Krämpfen, die dem Optimiſten als die Geburtswehen einer neuen Zeit, dem Peſſimiſten als der Unter-

gang — nicht nur des Abendlandes — erſcheinen. Unerhörtes an Greueln der Verwüſtung, an unfaßbarer Barbarei mußten wir in den letzten 30 Jahren mit Entſetzen erleben. Angefangen hatte es damit, daß ein hochbegabtes Volk mit großer geiſtiger Tradition in die barbariſche Primitivität ſeiner Urzeit zurückgeſchritten und mit den Vernichtungswerkzeugen moderner Technik über ſeine Nachbarn hergefallen war. Als es nach vierjährigem Schlachten beſiegt am Boden lag, ſchien es unabweisbar klar geworden zu ſein, daß Kriege nicht mehr zeitgemäß waren, daß internationale Streitigkeiten durch Verhandlungen geſchlichtet werden müßten. Der Völkerbund wurde mit großen Hoffnungen gegründet, ließ aber bald erkennen, daß zur Befriedung der Welt mehr gehört, als Abneigung gegen blutige Metzelei. Es wurde ſichtbar, daß der deutſche Raubtierſprung nur ein Symptom einer Gleichgewichtsſtörung geweſen war, die dadurch entſtand, daß die Menſchheit auf techniſchem Gebiet raſend vorwärtsgeſtürmt war, in ihrem moraliſchen Verhalten aber keine Fortſchritte gemacht hatte.

Nach der deutſchen Niederlage waren viele alte, wackelige Kronen gefallen. In Deutſchland, Oeſterreich, Ungarn, Italien, den Balkanländern ſtanden geknechtete Volksſchichten auf und ſchrieen nach ſozialer Gerechtigkeit. Die für den Völkerbund eintretenden, aber für die Forderungen der Zeit blinden Herren Europas ſorgten dafür, daß die revoltierenden Maſſen gründlich niedergeſchlagen oder mit mageren Almoſen abgefunden wurden. So änderte ſich nichts — mit zwei Ausnahmen: dem neuen Gebilde der Tſchechoſlowakei wußte ihr genialer Gründer Maſaryk lebendigen Odem einzuhauchen; und im Reiche des geſtürzten Zaren hatte ſich die ſeit Jahrhunderten angeſammelte revolutionäre Spannung in ein paar gigantiſchen Kraftmenſchen ausgelöſt, die daran gingen, im rückſtändigſten Lande Europas etwas Neues zu ſchaffen. Nur in Rußland gelang es den vereinigten Hütern der alten Ordnung nicht, die Aufbegehrer niederzuſchlagen und einen antikapitaliſtiſchen Neubau zu verhindern.

Wie kam das? Etwas, was reif geworden war, wurde dort von Menſchen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten angepackt, die dieſes Neue ſeit Jahren praktiſch und theoretiſch vorbereitet hatten und von glühendem Glauben und dem unbeugſamen Willen beſeelt waren, es gegen alle Widerſtände durchzuführen.

Panik ergriff die Mächte der Beharrung ringsherum. Sie empfanden das ruſſiſche Experiment nicht etwa als etwas Verrücktes, das ſich, wie jede Sinnloſigkeit, bald totlaufen müſſe. Sie hatten vielmehr den ſicheren Inſtinkt, daß dort etwas Lebendiges entſtanden ſei, das ihre Rechte, ihre Sicherheit, ihr Behagen bedrohe. Deshalb durften ſie es nicht gelingen laſſen. Ihre Panik ſteigerte ſich bis zur Beſeſſenheit und zeitigte ſonderbare Blüten: als das ſoziale Chaos in Italien und Deutſchland Muſſolini und Hitler, dieſe Monſter nihiliſtiſcher Zer-

ſtörungswut, hervorgebracht hatte, trieb ſie die Furcht vor dem Gelingen des ruſſiſchen Experiments dazu, dieſe ſie ſelbſt bedrohenden Ungeheuer zu ſtärken in der Berechnung, ihre Raubluſt auf das Land im Oſten ablenken zu können.

Sie, verehrter Herr Pfarrer, charakteriſierten die Geiſtesverfaſſung der Menſchen, beſonders der Staatenlenker zwiſchen den zwei Weltkriegen, in Ihrer geiſterfüllten Einführung zum Buche «Gedanken von Leonhard Ragaz» wie folgt:

> «Es gab immer Egoismus, Roheit, Grauſamkeit und jede Art von Sünde in der Welt, aber es hat vielleicht noch kaum je ein Zeitalter gegeben, in dem ſo viel Dummheit, ſo viel abſolute Sinnloſigkeit und Sinnwidrigkeit da war. Noch kaum je ſind die Menſchen ſo blind geweſen, noch kaum je hat die Welt ſo ſehr den Eindruck eines Irrenhauſes gemacht. Noch nie haben die Menſchen ſo falſch gerechnet, noch nie ſo offenſichtlich gegen die eigenen Intereſſen gehandelt, noch nie mit ſolch blindem Eifer ihre eigene Exiſtenz untergraben, ihren Untergang ſelbſttätig herbeigeführt. Nie ſonſt als in unſerem aufgeklärten Zeitalter hat ſich die Lüge in ſolchem Ausmaß an die Stelle der Wahrheit ſetzen können. Noch nie hat ein ſolcher Mangel an Perſönlichkeiten geherrſcht, noch nie iſt darum das Format der offiziellen Lenker ſo klein und das Niveau der Führenden ſo niedrig geweſen. Noch nie ſind ſo wie heute — gleichſam als Symbol dieſer Lage — die geiſtloſeſten Scharlatane und Hohlköpfe als Retter gefeiert worden.»

Sie gaben der «Feigheit des Geiſtes», dem «Verrat der Geiſtigen» die Schuld an dieſer Lage. Nach den Erfahrungen, die wir ſeitdem machten, glaube ich, daß hinter dem Verrat der Geiſtigen, der zu der geſchilderten Maſſenverblödung führte, als hervorragender Faktor die Furcht vor der ſich aufdrängenden ſozialen Umwälzung ſtand, die im ruſſiſchen Experiment einen konkreten Anfang genommen hatte. Dieſe Furcht brachte bei führenden Staatsmännern, wie Lloyd George, Stanley Baldwin, Pierre Laval, Neville Chamberlain, nicht zu vergeſſen Motta, jene von Ihnen geſchilderte ſelbſtzerſtöreriſche Blindheit hervor, die mehr oder weniger klar durch das Bewußtſein verſtärkt wurde, daß die beſtehende Ordnung überlebt ſei und etwas anderm Platz machen müſſe. Schlechtes Gewiſſen und Angſt ließen dieſe demokratiſchen Lenker und die hinter ihnen ſtehende Geſellſchaftsklaſſe vor Hitler und Muſſolini rückgratlos zuſammenknicken, machten ſie zu jedem grauſamen Frevel, zu jeder Dummheit fähig. Sie ernteten Sturm, aber nicht den erſehnten Zuſammenbruch der Sowjet-Union. Dieſe erwies ſich als ſturmfeſt. Und außerdem wollte es ein gnädiges Geſchick, daß es unter den «Nullen» von Staatsmännern einen einzigen gab, Franklin D. Rooſevelt, der nicht von Furcht gelähmt der Verblödung verfallen war, ſondern durch Gerechtigkeit

ſtark, klaren Geiſtes die Lage durchſchaute und zum Heile der Welt meiſterte.

Als der Sieg geſichert war, ſtarb er. Damit endete in ſeinem Lande das glückliche Dezennium, da der alte Teufel Mammon gebunden in einem «verſiegelten Abgrund» ſchmachtete. Nach dem Tode ſeines Bändigers kam er blitzſchnell wieder obenauf und machte ſich daran, das während ſeiner Knebelung begonnene Werk friedlicher Organiſierung der Welt zu vernichten. Der abgelebte Kapitalismus arbeitet mit Hochdruck, ſeine Herrſchaft neu zu feſtigen.

Und wieder iſt das aus dem Kriege furchtbar geſchundene, doch als Großmacht hervorgegangene Sowjet-Reich der tödlich gehaßte und gefürchtete Feind, deſſen Erholung und Aufſchwung mit allen Mitteln verhindert werden muß. Heute iſt die Lage in Amerika ſo, daß die Mächte des ſtatus quo eine etwaige Hebung des ruſſiſchen Lebensſtandards als einen Angriff auf ihr Wirtſchaftsſyſtem anſehen würden. Einer der Befürworter des Atom-Präventivkrieges gegen Rußland hat kürzlich geäußert, daß er lieber die ganze Welt (ſich ſelbſt eingeſchloſſen!) atomiſieren würde, als in die Aufhebung des «freien Unternehmertums» der USA. einzuwilligen. Da haben wir abſolut die gleiche Verblendung, den ſelbſtzerſtörenden Irrſinn, den Sie, lieber Herr Pfarrer, 1938 in Europa feſtſtellten. Und dies zu einer Zeit, da die USA. unverletzt, reicher, mächtiger, geſicherter denn je daſtehen, ausgeſtattet mit allen materiellen, geiſtigen und Preſtigemöglichkeiten, um ſich ſelbſt und die übrige Menſchheit einem glücklicheren Zeitalter zuführen zu können, den demoraliſierten Maſſen Europas durch ihr Beiſpiel Richtung, Hoffnung und Schwung zu geben und die in Europas Ruinen noch brütenden Kräfte des Böſen durch Handlungen weiſer Großherzigkeit zum Abſterben zu bringen. Welche Möglichkeiten, ſich begeiſterte Liebe, ja, Anbetung zu erwerben, ſich den Segen kommender Geſchlechter zu ſichern! Außerdem würde es die große freiheitliche Tradition der Vereinigten Staaten ermöglichen, dem ruſſiſchen Beiſpiel gewaltlos etwas Beſſeres, ihrem Charakter und Entwicklungsſtand Angepaßtes gegenüberzuſtellen. Aber nein! Es muß gehaßt, vernichtet und Selbſtzerſtörung betrieben werden!

Der an der Quelle wiſſenſchaftlicher Kriegsvorbereitung ſitzende Präſident der Chicagoer Univerſität, Robert M. Hutchins, enthüllte kürzlich, daß die USA. heute genug Atombomben beſitzen, um alle Großſtädte der Welt vernichten zu können. Das Militärbudget dieſes unbedrohten Landes iſt ſo hoch, wie nie, dagegen werden an Ausgaben für Erziehung und Wohlfahrt überall Kürzungen vorgenommen.

Ich berichte dies, um zu zeigen, daß der chaotiſche Zuſtand der Welt, in dem die Ruſſen vor 30 Jahren ihr revolutionäres Werk begannen, der in den Bergen ausgemergelter Leichen in den Konzen-

trationslagern ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, ſich zwangsläufig weiter ſteigert, je dringender die Zeiten und die Enterbten der Welt nach ſozialen Aenderungen ſchreien. Ob es 30 oder 50 Millionen waren, die in der letzten Kataſtrophe einen qualvollen Tod fanden, wieviele Millionen ſeeliſch durch unerhört ſataniſche Zertrampelung ihrer Menſchenwürde gemordet wurden, das iſt nicht das Weſentliche. Was für unſere Gegenwart weſentlich iſt, das iſt die Tatſache, daß heute wohlgenährte Menſchen, die durchaus nicht als Schurken geboren wurden, ſich dafür einſetzen, dieſe Greuel hundertfach zu wiederholen.

Nur wenn wir die Tugenden und Laſter des Sowjet-Syſtems im Lichte dieſes Weltzuſtandes betrachten, nur wenn wir berückſichtigen, daß ſeine Gründer ununterbrochen unter dem Druck tödlicher Bedrohung, ohne Hilfe durch Vorbilder, unter einer Art von Belagerungszuſtand abſolut Neues ausprobieren mußten, können wir zu gerechter Beurteilung kommen. — Hilft es aber zur Gerechtigkeit, wenn wir auf die blutigen Flecken im ruſſiſchen Bilde weiſen, ohne ſie ins Verhältnis zu den Strömen von Blut zu ſetzen, die Rußlands Feinde, mit dem Interventionskriege beginnend, über ſeine Erde ergoſſen? Dürfen wir es tadeln, daß die Ruſſen unter den gegebenen Verhältniſſen nicht mit dem Kopfe durch die Wand zu einem unſerer Vorſtellung nach echten Sozialismus vorſtießen, ſondern ſich durch Kompromiſſe, auch Rückzüge, auf das Erreichbare beſchränkten? Zum Dienſt für die Wahrheit, die Gerechtigkeit und damit für den Frieden gehört doch unbedingt, daß man neben dem Negativen auch dem Poſitiven in den Leiſtungen der Bolſchewiſten ſein Recht gibt. Sie haben doch unbeſtritten ausgebeutete Volksſtämme aus dem Tierzuſtand, aus Unwiſſenheit und Aberglauben befreit und ihnen eine neue Welt des Könnens, Wiſſens und Wollens, der Bewußtwerdung ihrer Menſchenwürde vermittelt. Ebenſo unbeſtritten, auch von den ärgſten Feinden, iſt, daß das Sowjet-Syſtem Eroberungskrieg ausſchließt, daß die Rote Armee nur eine Defenſiv-Armee iſt. Iſt uns die Tatſache klar, daß die entrüſtetſten Anklagen gegen ruſſiſchen Totalitarismus und Barbarismus von jener Seite erfolgen, die heute elegant und kaltblütig den totalen Welt-Maſſenmord vorbereitet? Und daß wir durch Einſtimmen in dieſe Anklagen ihr ungewollt in die Hände arbeiten, d. h. für den dritten Weltkrieg? Dürfen wir außerdem die Augen vor der Tatſache ſchließen, daß noch immer, wie Sie, verehrter Herr Pfarrer, 1938 feſtſtellten, die «Lüge, wie nie ſonſt», ſich an die Stelle der Wahrheit ſetzen kann? — Der bekannte und menſchlich vertrauenswürdige Weltreporter und Schriftſteller Quentin Reynolts ſagte kürzlich aus, daß über kein Land ſo viel gelogen wird wie über Rußland.

Ich glaube, daß wir, die wir verflucht und geſegnet ſind, in dieſer Sturmzeit zu leben, die wir durch den Glauben atmen, daß trotz allem

ein Näherkommen des Gottesreiches möglich ist, ja, sich gerade in diesen Orkanen ankündigt, die Verpflichtung haben, das, was an Rußland bös ist, durch Verständnis und guten Willen zu überwinden.

Henry Wallace schrieb vor einem Jahr in seinem klassischen Brief an Präsident Truman: «When we get tough with Russia, Russia will get tougher.» (Wenn wir unnachgiebig gegen Rußland werden, wird Rußland gegen uns noch unnachgiebiger sein.) Und er machte dem Präsidenten konstruktive Vorschläge für umfangreichen Handelsaustausch zum materiellen Nutzen beider Teile und zur Schaffung einer Atmosphäre des Vertrauens und der Freundschaft. (Wallace hatte sich persönlich durch eine Inspektionsreise durch das asiatische Rußland im Jahre 1944 von den großen Aussichten solchen Handelsverkehrs und von der Fähigkeit der Russen dazu überzeugt.)

Die Weltlage wird heute mit jedem Tage gefahrdrohender. Wallace's Worte des Friedens und der Vernunft werden täglich lauter übertönt durch Haßgeschrei, durch Schlag und Gegenschlag zwischen den feindlichen Parteien. Die Mächte des status quo scheinen den Riß, der seit langem mitten durch die Völker geht, bis zum Welt-Bürgerkriege treiben zu wollen, dem Grauenvollsten vom Grauenvollen.

Divide et impera! — Zerteile und herrsche! Das ist das Losungswort des Satans.

Möchten doch in dieser Welt-Todesgefahr alle Menschen guten Willens sich einigen, dem Satan zu trotzen und sich zusammenfinden *gegen* ihren gemeinsamen Feind, *für* ihren Traum des Friedens und der Bruderschaft. *Alice Herz.*

BRIEF VON HERRN OTTO HERRMANN AN HERRN PFARRER TRAUTVETTER

Verehrter Herr Trautvetter,

Die Ausführungen zu meinem Artikel «Vernebelung?» («Neue Wege» Juni, S. 278) nötigen mich zu einer Erwiderung. Das mündliche Verfahren wäre in solchen Diskussionen allerdings vorzuziehen.

Ich muß zuerst einige Richtigstellungen anbringen. Sie behaupten (S. 284), ich «glaube der russischen Propaganda», und etwas später ermahnen Sie mich, «das sollte ich nicht einfach der russischen Propaganda nachsagen». Dazu muß ich bemerken, daß ich überhaupt keine Propagandaliteratur lese, weder für noch gegen Rußland. Weitaus den größten Teil meiner politischen Informationen entnehme ich der bürgerlichen Presse. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß der Gedanke an den «dreißigjährigen Krieg», der gegen die Sowjetunion

geführt wird, auf einer jahrzehntelangen ſorgfältigen Beobachtung der politiſchen Vorgänge beruht. Früher hatte ich die Theſe vieler Sozialiſten, der Kapitalismus ſei die Urſache des Krieges, bekämpft. Als ich aber ſah, wie durch eine gewiſſe großkapitaliſtiſche Reaktion der Gedanke des Völkerbundes immer mehr untergraben und gleichzeitig jede faſchiſtiſche oder nationalſozialiſtiſche Regierung begünſtigt und ſo die Grundlage für den zweiten Weltkrieg geſchaffen wurde, mußte ich die gewaltige Rolle des Kapitalismus als Kriegsurſache anerkennen. Daß Sie dieſe Kräfte unterſchätzen, muß ich ſchließen aus Ihrer auffallend milden Ausdrucksweiſe, daß es im Weſten Kreiſe gegeben habe, die es nicht ungern geſehen hatten und auch wohl das Ihrige dafür taten, daß ... Deutſchland und Rußland aneinander geraten ſollten». Welche fundamentale Gefahr dem Reiche Gottes vom eigentlichen Kapitalismus her droht, zeigt das Wort Chriſti: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Ich erinnere auch an die vor vielen Jahren erſchienene Schrift über «Die blutige Internationale der Rüſtungsinduſtrie». Ferner habe ich nicht, wie Sie ſagen, «der engliſchen und amerikaniſchen Demokratie Angriffsabſichten gegen die Sowjetunion unterſchoben», ſondern ausdrücklich dieſe Rolle der amerikaniſchen Hochfinanz zugeſchrieben. Die Gefahr beſteht immer, daß auch ein demokratiſcher Staat ſolchen Mächten erliegen kann, wie anderſeits nicht unbedingt jede Diktatur zu Krieg führen muß. Sie weiſen ja ſelber auf das Vollmachtenregime der älteſten Demokratie Europas hin.

Es hat mich vor allem befremdet, daß Sie meine geſchichtlichen Ausführungen mißverſtanden haben. Dabei habe ich genau die gleiche Frage, die Arthur Rich geſtellt hat, in Zuſammenhang gebracht mit großen geſchichtlichen Tatſachen der Vergangenheit. Ich glaube, wir dürfen und wir müſſen dieſe Fragen in der Geſchichte ſtellen. Ich habe mich ſeit vielen Jahren mit dieſem Problem beſchäftigt, und es war für mich nichts weniger als eine «erbauliche Betrachtung». Wenn wir an das — allmähliche — Kommen des Reiches Gottes glauben, ſo müſſen wir es doch auch irgendwie ſehen können, trotz «Mord und Grauen». Wenn nur das letztere exiſtiert in der Geſchichte, dann müſſen wir wieder zurückkehren zu dem Glauben vieler Frommen, daß das Reich Gottes erſt eine Sache des jenſeitigen Aeons ſein werde, und wir uns hier nur um die perſönliche Frömmigkeit zu bekümmern haben. — Im zweiten Teil meiner Geſchichtsbetrachtung wollte ich nur kurz darauf hinweiſen, daß das gigantiſche Ausmaß des Böſen in der Welt kein Anlaß iſt zur Verzweiflung und zu dem daraus folgenden religiöſen Unglauben. Darum war der «ſchöne Vers» von C. F. Meyer keine «Vernebelung». Wir verſtehen deſſen Sinn beſſer, wenn wir die ganze Strophe beachten:

Doch es iſt ein ew'ger Glaube,
daß der Schwache nicht zum Raube
jeder frechen Mordgebärde
werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
webt und wirkt in Mord und Grauen,
und ein Reich will ſich erbauen,
das den Frieden ſucht der Erde.

Ihre Ausführungen haben inſofern zur Klärung beigetragen, als ſie nochmals mit aller Deutlichkeit auf Ihre Beweggründe hinweiſen. Worin beſteht denn der Unterſchied zu unſerem Standpunkt? Er iſt im Grunde gar nicht ſo groß, wie es ſcheint. Sie können uns glauben, daß wir die Ermahnung zur Liebe (die ſich in meinem letzten Artikel vor allem auf die Auseinanderſetzungen im Kreiſe der Religiösſozialen bezog) nicht weniger ernſt nehmen als Sie. Auch wir empfinden all das Furchtbare, das Sie ſchildern, mit gleichem Schmerz. Es ſpielt grundſätzlich dabei keine Rolle, wenn vielleicht manches, was uns berichtet wird, nicht unbedingt der Wahrheit entſpricht. Sie ſehen Rußland allerdings ganz ſchwarz, und Sie glauben, daß von dort dem Bürgertum nur noch Liquidierung und Ausrottung drohen. Auffallend iſt nur, daß dieſe Auffaſſung erſt neuerdings vertreten wird. Als wir z. B. die diplomatiſchen Beziehungen zu Rußland aufnahmen, wurde dieſer Schritt von allen Seiten begrüßt. Es ſcheint mir, daß Sie ſich beim Studium Ihrer Quellen ſo ſehr in all das Entſetzliche, das dort dargeſtellt wird, vertieften, daß Sie den Blick für andere Formen des Böſen etwas verloren haben. Sie betrachten als die ärgſte Hölle die mit der Diktatur verbundenen Gefahren und Gewalttaten. Wenn Sie aber betonen, daß das Gericht Gottes über die Konzentrationslager ergangen iſt in unſerer Zeit, ſo vergeſſen Sie, daß das Gericht Gottes noch viel ſtärker ergangen iſt über den frevelhaft heraufbeſchworenen Weltkrieg. Und das unterſcheidet uns von Ihnen: Wir ſehen die größte Gefahr im Kommen eines dritten Weltkrieges und betrachten deshalb als das Allerdringlichſte, alle Kräfte zu bannen, die daraufhin drängen. Freiheit, Demokratie, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Achtung der Menſchenwürde müſſen kommen und erkämpft werden. Aber dann darf nicht zuerſt die Senſe des Todes den ganzen Acker, den Weizen ſamt dem Unkraut, vernichten. Uns dünkt der Krieg die furchtbarſte Hölle, die es gibt, wo der Menſch vom Säugling bis zum Greiſe erbarmungslos zertreten wird, wo die Heiligkeit des Menſchenlebens in einem Maße verachtet wird, wie ſonſt nirgends. Im Gegenſatz zu Ihnen ſehen wir nicht in Rußland die alleinige Kriegsurſache. Es iſt gerade heute, wo in ſo gewaltigem Maße immer nur der Oſten als der Sündenbock hingeſtellt wird, um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen notwendig, daß wir — wie Kramer in der

Weltrundſchau — auch auf die andere Seite hinweiſen. Erſt kürzlich griff Wallace, der doch wahrhaftig auch ein guter, demokratiſcher Amerikaner iſt, die Außenpolitik Trumans mit aller Schärfe an, da ſie direkt zu einem neuen Krieg führe. Nach wie vor bin ich der Ueberzeugung, daß ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß nur vermieden werden kann, wenn beide Teile in ſich gehen und einander entgegenkommen.

Verehrter Herr Trautvetter! Ich könnte auch zu Ihnen ſagen, «Ihre Betrachtungen würden Ihnen in der Kehle ſtecken bleiben», wenn Sie mit der ganzen Kraft Ihrer Phantaſie ſich vorſtellen könnten, wie eine einzige Atombombe, auf eine Großſtadt geworfen, in wenigen Sekunden eine Million Menſchenleben vernichtet. Aber dieſe Bemerkung iſt ſicher unnötig. Ich glaube, daß es in unſern Reihen keinen Menſchen gibt, den man der ſittlichen Stumpfheit, der Kaltherzigkeit oder der Verantwortungsloſigkeit gegenüber Gott zeihen könnte. Man muß auch keine Gruppe von uns zuerſt zu den realen Dingen hinführen. Wir kommen nur von verſchiedenen Seiten an ſie heran. Wir ſind ungleicher Meinung, wo bei dem großen Weltbrande die Feuerwehr zuerſt oder wo ſie in ſtärkerem Maße eingeſetzt werden muß. Und damit komme ich zum Schluß auf meine frühere Anſicht zurück, daß wir in den tiefſten und grundſätzlichſten Dingen gar nicht ſo weit voneinander entfernt ſind, als daß wir nicht auch künftig gemeinſam wirken könnten. *Otto Herrmann.*

ANTWORT AN FRAU A. HERZ UND HERRN O. HERRMANN

Ich begnüge mich, zu den Repliken von Frau Alice Herz und Herrn Otto Herrmann einige Bemerkungen zu machen. Man mag das als Reſignation auffaſſen, und ich gebe zu, daß ich für den Augenblick wenig Hoffnung habe, Menſchen, die auch jetzt noch gläubig auf das ruſſiſche Syſtem ſchauen, zu überzeugen. Man muß da nun einfach warten und ſich einſtweilen damit abzufinden ſuchen, daß auch Menſchen beſten Willens ſich an idealiſierende Träume klammern, gegen die nicht einmal mit Tatſachen aufzukommen iſt. Das Licht der Wahrheit wird ſchon einmal aufgehen. Vielleicht im Oſten ſelbſt, denn von dem Volk Tolſtois und Doſtojewskis iſt noch etwas zu erwarten. Vorläufig rückt die Enthüllung der Wahrheit allerdings in einem ganz anderen Sinne vom Oſten heran, ungefähr in dem Tempo, in dem ſich der ruſſiſche Machtbereich ausdehnt. In Oſteuropa würde man heute ſolch' enthuſiaſtiſche Worte, wie Frau Herz ſie für das Sowjetſyſtem findet, mit Erſtaunen und Bitterkeit anhören. Denn dort iſt *die Furcht* die herrſchende Stimmung. Das iſt das vorläufige

Ergebnis der Niederwerfung des Faſchismus: daß Völker wieder in Furcht leben müſſen. In der Furcht vor einem Land, das ſich ſozialiſtiſch nennt. Aber nicht etwa in der Furcht vor dem vorrückenden Sozialismus, ſondern in der Furcht vor genau den gleichen Dingen, vor denen ſie zu Hitlers Zeiten gezittert haben: vor nächtlichen Verhaftungen, vor willkürlicher Einſperrung, vor Verſchleppung, Deportation, Gefängnis, Konzentrationslager, Folter, Mord und Furcht vor all jenen Mitteln, mit denen in Rußland ſelbſt der Terror ausgeübt, die geiſtige Freiheit zerſtört, der Geiſt erſtickt und die Menſchenwürde zertreten wird. Es gibt immer noch Menſchen, die zäh an der Fiktion feſthalten, daß in Rußland die ſoziale Revolution geſiegt habe und das Ziel der klaſſenloſen Geſellſchaft, die Beſeitigung der Ausbeutung erreicht worden ſei, es gibt immer noch ſolche, die es nicht glauben wollen, daß es in Rußland wieder eine privilegierte Klaſſe, Menſchen mit Rieſeneinkommen, mit Villen und Automobilen und dem Zugang zu jeglicher materieller Vergünſtigung gibt und daneben ein verelendetes, ſchlangenſtehendes, hungerndes und zerlumptes, ſtummleidendes Proletariat. Frau Herz z. B. hält daran feſt, daß dort «etwas Neues» geſchaffen worden ſei von Menſchen «mit glühendem Glauben» und «unbeugſamem Willen, es gegen alle Widerſtände durchzuführen». Man könnte allerdings daran erinnern, daß der größte Teil der führenden Männer der erſten Generation, der Männer, die «das Neue ſeit Jahren praktiſch und theoretiſch vorbereitet hatten», erſchoſſen und liquidiert worden ſind, die Trotzki, Sinowjew, Kamenew, Bucharin, Radek und wie ſie alle heißen. Und geblieben iſt einer, der einſah, daß man — wie Frau Herz ſagt — «unter den gegebenen Verhältniſſen nicht mit dem Kopf durch die Wand zu einem nach unſerer Vorſtellung echten Sozialismus vorſtoßen» könne, ſondern ſich «auf das Erreichbare» beſchränken müſſe. Und dieſes Erreichbare iſt die Wiedereinführung kraſſeſter Unterſchiede in den Einkommensverhältniſſen, in der Lebenshaltung, Wiedereinführung des Unterſchiedes von Reich und Arm, Unterſchiede in der ärztlichen Betreuung, in der Möglichkeit der Bildung, z. B. für den Arbeiter unerſchwinglich hohe Schulgelder für jede höhere Ausbildung. «Man konnte nicht mit dem Kopf durch die Wand», aber man hatte den «unbeugſamen Willen» zur Macht. Dieſes eine war ihnen allen, den Erſchoſſenen und dem, der ſie erſchießen ließ, gemeinſam: der Glaube an die brutale Gewalt, der Glaube an den Terror, an das Maſchinengewehr, an die Folter als Mittel zur Einführung des «Neuen». In bezug auf die Anwendung dieſes Mittels gab es kein Schwanken, keine Kompromiſſe, keine Halbheit. Am Sozialismus ließ man ziemlich vieles abmarkten, «ging nicht mit dem Kopf durch die Wand», nahm Rückſicht auf die menſchliche Natur, die den Profitantrieb zur Arbeit in Rußland ſo wenig entbehren kann wie in Amerika, nannte das ſozialiſtiſche Ideal der

Gleichheit ein «kleinbürgerliches Vorurteil», hingegen machte man keine Kompromiſſe gegenüber der Moral, der Anſtändigkeit, der Menſchlichkeit, dem Recht. Kein Mittel war zu unmenſchlich, zu unanſtändig, zu verabſcheuungswürdig, denn man vertrat ja das «Neue», alſo auch eine neue Moral, die mit den bürgerlichen oder gar chriſtlichen Sentimentalitäten und mit den «heuchleriſchen» Rechts- und Freiheitsbegriffen einer untergehenden Epoche entſchloſſen gebrochen hatte. Einfach denkende Menſchen würden, wenn ſie all das betrachten, kaum darauf kommen, da von etwas «Neuem» zu reden, wenn nicht eben die Wiedereinführung der Inquiſition in *unſerer* Zeit tatſächlich ein Novum darſtellte. Die Abſchaffung der Menſchenrechte war allerdings ein großer Schritt, und die Bolſchewiſten ſind die erſten geweſen, die dazu den Mut gefunden haben. Aber dieſen Schritt einen Fortſchritt zu nennen, iſt nicht jedermanns Sache. Es war der folgenſchwerſte Schritt, der in der neueren Geſchichte von einer politiſchen Richtung getan wurde. Es war die Oeffnung eines Höllentors, aus dem nun alle Dämonen wieder hervortreten konnten. Und ſie ſind hervorgebrochen. Das heilige Recht, das den Menſchen vor willkürlicher Antaſtung ſeiner Würde, ſeiner Freiheit, ſeines Lebens ſchützen ſollte, war in den Kot getreten. Und dann ſind die Nachahmer gekommen, die Breſche war geſchlagen. Mir hat dieſer Tage ein ſehr verſtändiger Schweizer Militär, der in verſchiedenen Lagern internierte ruſſiſche Männer und Frauen zu betreuen hatte und ihr Vertrauen zu gewinnen wußte, erzählt, er habe immer wieder an dieſe ruſſiſchen Menſchen die Frage gerichtet: «Aber nicht-wahr, Stalin iſt doch wirklich ein großer Mann?» — und er habe immer wieder die Antwort erhalten: «Stalin? Das iſt das gleiche wie Hitler.» — Das iſt das «Neue». Es *leuchtet* nicht, dieſes Neue. Sozialismus müßte etwas Leuchtendes ſein; die Bolſchewiſten haben es fertiggebracht, ihm den letzten Reſt von Leuchtkraft zu nehmen. Auch wenn da noch etwas, wenigſtens von *wirtſchaftlichem* Sozialismus, leuchtete, es wäre verdunkelt durch die Finſternis der N. K. V. D.-Verhöre, der mittelalterlichen «Säuberungsprozeſſe», der Liubianckakaſerne, der ſibiriſchen Sklavenkolonien, und nicht zuletzt durch die Finſternis der offiziellen Sowjetwiſſenſchaft, der Sowjetpropaganda mit ihrem Apparat der Volksverdummung. Und wenn es auch wahr ſein mag, was Frau Herz mitteilt, daß die Bolſchewiſten «ausgebeutete Volksſtämme aus dem Tierzuſtand (?), aus Unwiſſenheit und Aberglauben befreit und ihnen eine neue Welt des Könnens, Wiſſens und Wollens, der Bewußtwerdung der Menſchenwürde vermittelt» haben, ſo iſt auch das verdunkelt durch die große Finſternis neuer Formen der Unwiſſenheit, z. B. des offiziellen dürren und primitiven «Marxismus», durch die Finſternis neuer Formen des Aberglaubens, z. B. des Glaubens an die Unfehlbarkeit Stalins und den abſurden, den

Menſchen ſo tief herabwürdigenden Kultus, der mit ſeiner Perſon getrieben werden muß; vor allem aber iſt alles, was an Poſitivem geleiſtet worden iſt — wir beſtreiten es nicht — in furchtbarer Art aufgewogen durch den Schrecken, mit dem das ganze ruſſiſche Volk niedergehalten wird, furchtbarer, eiſerner, raffinierter als es je niedergehalten worden iſt. Dieſe Tatſachen ſind ebenſo eindeutig und unbeſtreitbar wie alles, was etwa Fannina Halle in ihren Büchern über die Befreiung der Frau berichtet. Die Zeit wird kommen, wo die furchtbare Wirklichkeit des bolſchewiſtiſchen Terrors nicht nur durch Bücher, ſondern auch durch Bilder und Filme aufgedeckt werden wird, wie es 1945 in bezug auf Deutſchland geſchah.

Ich möchte das, was mir in dieſer Sache immer klarer geworden iſt, in aller Deutlichkeit ausſprechen: bevor die Welt in bezug auf das ruſſiſche Problem zur Wahrheit und Klarheit gekommen iſt, kann an die Verwirklichung des Sozialismus gar nicht herangetreten werden. Die Bolſchewiſten haben durch die Aufhebung der Menſchenrechte, durch die Rückgängigmachung der Errungenſchaften der franzöſiſchen Revolution, durch die Wiederaufrichtung des abſoluten Deſpotismus, durch die Preisgabe der Heiligkeit und Unantaſtbarkeit der Perſon, durch die Aufhebung der Freiheit des Gedankens, der Rede und der Schrift, durch die Wiedereinführung der Inquiſition und der Folter, eine Weltſituation geſchaffen, in der jede radikale Aenderung der herrſchenden Ordnung nichts anderes bedeuten könnte als Aufhebung *jeder* Ordnung, Ausbruch des Chaos, Weltbürgerkrieg und Untergang der Kultur. Sie haben die Gewalt bejaht, an die Gewalt geglaubt und den Dämonen der Gewalt das Tor geöffnet. Dieſes Tor muß zuerſt wieder geſchloſſen werden und erſt dann kann man mit dem Kampf um den Sozialismus beginnen. Das Lenin-Stalin'ſche Gift muß vorerſt aus dem Körper des Sozialismus ſelbſt ausgeſchieden werden. Erſt dann werden die Sozialiſten wieder nach tiefen und reinen Kräften ſuchen und ſie auch empfangen; erſt dann werden ſie wieder wiſſen, daß der Weg zum Sozialismus ein Weg des Geſtaltens, des Aufbauens, des Sich-vereinigens, der Solidarität iſt. Erſt dann werden ihm ſchöpferiſche Kräfte zufließen. Erſt dann werden wieder die Beſten — auf die es letzten Endes ankommt — von ihm angezogen werden, erſt dann wird ſein Ideal wieder wahrhaft überlegen ſein und zu leuchten beginnen, und der begeiſternde Gedanke, daß auch die wirtſchaftlichen Dinge ein Ausdruck der Gerechtigkeit und der Liebe ſein können, wird wieder Glauben finden. Dann wird der Sozialismus wieder eine Verheißung ſein. Der Bolſchewismus hat aus ihm eine Drohung gemacht, und es iſt grenzenlos oberflächlich zu meinen, daß bloß die Beſitzenden und Privilegierten ihn als Drohung empfinden. Das Erlebnis des Faſchismus und des Nationalſozialismus hat den Gütern der Freiheit in den Augen der Beſten neuen

Glanz verliehen; das Freiheitspathos ist wieder echt geworden, nachdem es lange weithin leer und phrasenhaft gewesen war. Darum muß der Sozialismus wieder so zu den Menschen kommen, wie er ursprünglich gekommen ist, nämlich als Freiheitsbewegung.

Allerdings, «die Mächte des Beharrens» sind da, von denen Frau Herz sagt, daß sie angesichts des russischen Experimentes von Panik ergriffen worden seien, und es ist wahr, daß diese Panik sie zum Versuch der Niederschlagung des Bolschewismus, ja in gewissen Fällen zur Bejahung des Faschismus geführt hat. Ich begreife nur nicht, daß sich Frau Herz darüber wundert. Haben wir es denn je anders gewußt als daß Gewalt Gewalt erzeugt und daß, wer das Schwert nimmt, durch das Schwert umkommen muß? Gerade darum haben wir, wir religiösen Sozialisten, den Gewaltweg immer als tragische Verirrung empfunden. Und darum sind wir nicht erstaunt, daß dieser Weg in Rußland nicht zum Sozialismus, sondern zur totalen Tyrannei geführt hat. Und wenn der Sozialismus diesen Weg weiter beschreiten wollte, dann wird es der Weg zum Untergang sein, zum Chaos oder zu einem neuen Sieg des Faschismus, der ja auch nur eine Form von Chaos ist.

Der Gegensatz zwischen denen, welche die Gewalt und Diktatur bejahen und denen, die sie verneinen, ist realer als der zwischen sogenannten Bourgeois und sogenannten Sozialisten. Es gibt einen sehr realen Gegensatz von Armen und Reichen, von Ausgebeuteten und Ausbeutern. Aber in der politischen und klassenkämpferischen Form verwandelt sich dieser reale Gegensatz zum Teil in einen fiktiven. Es gibt sehr bourgeoise Klassenkämpfer, und wie jedermann weiß, sind gerade unter kommunistischen Führern bürgerliche Lebensformen nicht unbegehrt. Die bolschewistischen Machthaber aber sind die letzten, die uns in ihrer Lebensgestaltung etwas radikal Neues vordemonstrieren. Wir haben nicht im Sinne, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Sie sind Menschen, aber dann sollen sie auch nicht dergleichen tun, als ob sie mehr wären und ihre Gegner weniger. Dann sollen sie nicht mit zu viel Pathos von ihrem Sozialismus und nicht mit zu viel sittlicher Entrüstung von der kapitalistischen Gesinnung der andern reden. Auch wenn es in Rußland mehr von sozialistischer Wirtschaft gäbe als es tatsächlich gibt, sollte man nicht Amerika und Rußland wie Hölle und Himmel einander gegenüberstellen.

Von absoluter und letzter Bedeutsamkeit aber ist der Gegensatz von Recht und Gewalt. Auch die «bloß formalen» Menschenrechte sind von ungeheurer Bedeutung, das schlechthin unentbehrliche Fundament, auf dem allein die soziale Gerechtigkeit aufgebaut werden kann. Die Menschenrechte beseitigen, um den Sozialismus aufzubauen, heißt in Sumpfboden hineinbauen. Der sozialistische Aufbau der Bolschewisten ist in diesem Sumpfboden der Entrechtung und Willkür ver-

ſunken. Das haben auch die Leute geſehen, die Frau Herz zu Bejahern des ruſſiſchen Experimentes machen zu wollen ſcheint, T. G. Maſaryk und Franklin D. Rooſevelt. Ich zitiere nur je ein Wort von jedem dieſer beiden. Maſaryk ſagt: «Sie brachten es fertig, den Zaren loszuwerden, nicht aber den Zarismus. Sie tragen immer noch die zariſtiſche Uniform, nur das Innere nach außen gekehrt», und Rooſevelt: «Die Sowjetunion iſt, wie jedermann weiß, der den Mut hat, den Tatſachen ins Geſicht zu ſehen, geführt von einer Diktatur, die ſo abſolut iſt wie irgend eine andere Diktatur der Welt.» Was Frau Herz und Herr Herrmann über den dreißigjährigen Krieg gegen die Sowjetunion ſagen, iſt eine groteske Entſtellung des Tatbeſtandes. Schon die Interventionskriege gingen nicht primär gegen ein ſozialiſtiſches Land, ſondern gegen das Land, das die Alliierten, vor allem Frankreich, den deutſchen Armeen preisgegeben, das nicht etwa aus Pazifismus den Krieg beendet hatte, ſondern nur, um ihn durch einen furchtbaren Bürgerkrieg zu erſetzen. Es iſt eine unerlaubt weitgehende Parteilichkeit, wenn Frau Herz die «blutigen Flecken» im ruſſiſchen Bilde den «Strömen von Blut» gegenüberſtellt, die «Rußlands Feinde über ſeine Erde ergoſſen». Denn ſie denkt ja dabei offenbar nicht an Hitlerdeutſchland, ſondern an die jetzigen Gegner Rußlands. Schon im Jahre 1922 hat die Sowjetunion einen Ueberfall auf das ſozialiſtiſch regierte Georgien unternommen und es annektiert. Oder hat vielleicht der Zwerg Georgien den Rieſen Rußland angegriffen? Im Jahre 1940, nach dem Ueberfall auf Finnland, ſchrieb Rooſevelt: «Es (Rußland) iſt in ein Nachbarland eingefallen, das im Vergleich zu ihm ſo unendlich klein war, daß eine Bedrohung der Sowjetunion undenkbar war, ein Nachbarland, das nichts anderes erſtrebte als in Frieden zu leben als eine Demokratie, und zwar als eine freiheitliche und fortſchrittliche Demokratie.» (The public Papers and Adreſſes of Fr. D. Rooſevelt, 1940, pag. 93.) Dann hat es die Verträge mit Litauen, Eſtland, Lettland gebrochen. Und dann hat es eine der niederträchtigſten Taten der Weltgeſchichte an Polen verübt und das ganze Grauen ſeiner menſchenverachtenden und menſchenſchändenden Methoden über dieſes im Todeskampf gegen Hitler liegende Land gebracht, wie überhaupt zu ſagen iſt: der Imperialismus Rußlands bedeutet eben für deſſen Opfer unvergleichlich Schlimmeres als das, was man etwa unter Beſetzung und Invaſion verſteht. Es iſt mir ein völlig unfaßbares Rätſel, wie Menſchen, die ſonſt für Recht und Freiheit glühen, kaltherzig, entſchuldigend oder überhaupt die Augen ſchließend an dieſen Dingen vorübergehen und ſtatt deſſen vom Imperialismus der Amerikaner reden können.

Herr Herrmann meint, der Unterſchied zwiſchen ſeiner und meiner Betrachtungsweiſe beſtehe darin, daß er im Kommen eines dritten Weltkrieges die größte aller Gefahren ſehe, während ich den Blick

auf die ruſſiſche Tyrannei und ihre Verbrechen geheftet habe. Iſt denn München 1938 völlig vergeſſen? Hat die Opferung der Tſchechoſlowakei den Frieden gerettet, oder nicht gerade für alle damals Hellſichtigen den Krieg unvermeidlich gemacht? Wer ſoll heute geopfert werden? Was für ein Volk, was für eine Menſchengruppe iſt unbedeutend genug, daß man ſie opfern könnte? Die baltiſchen Staaten ſind bereits geopfert. Die finniſche Freiheit, die Freiheit Polens ſind geopfert. Aber es iſt deutlich, daß dieſe Opfer nicht genügen. Und wenn noch weitere Opfer zur Verfügung geſtellt werden können, glauben wir, daß das Ungeheuer je geſättigt ſein wird? Sind wir derart von allem Glauben an das Recht verlaſſen? Wir ſind der Meinung, daß es nur eines gibt, was die Verheißung des Friedens in ſich trägt: der Glaube an die Heiligkeit des Rechtes jedes einzelnen Menſchen und jedes Volkes. *Paul Trautvetter.*

"Perplexity of the Times"

J. L. Magnes — Jeruſalem 1946

In dieſem Band hat Dr. Magnes, der Präſident der hebräiſchen Univerſität in Jeruſalem, eine Anzahl Reden geſammelt, die er von Ende 1938 bis Ende 1945 dort gehalten hat — mit Einſchluß einiger Briefe, darunter eines Briefes an Gandhi zur Frage des *Satyagraha*, des gewaltloſen Widerſtandes. Es ſind Eröffnungsreden für das akademiſche Jahr, Abſchiedsreden an die Studenten nach vollendetem Studium, ſodann einige Gedenkreden für Verſtorbene: für die jüdiſchen Opfer der Naziverfolgung als ſolche (Dezember 1942), ſowie für Einzelne, die auf jüdiſch-wiſſenſchaftlichem Gebiete (Neu-Ausgabe der hebräiſchen Bibel, jüdiſche Enzyklopädie uſw.), durch landwirtſchaftliche Experimente (Aronſon) oder ſoziale Leiſtungen (Henrietta Szold) mit der Univerſität und der zioniſtiſchen Aufbauarbeit in Paläſtina eng verbunden waren.

In ſeinem November 1938 an Gandhi geſchriebenen Briefe ſagt Dr. Magnes: „Wenn es je durch die Jahrhunderte ein gewaltloſes Volk gegeben hat, ſo iſt es wohl das jüdiſche." Denn Märtyrertum und Bejahung der Heiligkeit des Lebens ſind in ihm immer vereint geweſen. Aber auch für den bedingungsloſen Pazifiſten, auch für den Juden — dem Geſetz und Propheten immer wieder Gewalt und Rache verbieten (Levit. 19), Gnade und Mitleid gebieten (Jeſaja 61) —, auch für den der *keinen* Krieg als gerecht oder menſchlich-moraliſch entſchuldigen kann, weil er *Krieg* iſt, gibt es die Notwendigkeit der Wahl zwiſchen dem abſoluten und relativen Uebel, gibt es Zeiten

und Umſtände, wo es gilt, Satan, das Böſe ſchlechthin, das Böſe als fleiſchgewordenes Prinzip, zu bekämpfen: wo, wie in den Jahren, die dieſem Briefe folgten, das Gebot „Du ſollſt nicht töten" nicht gehalten werden kann und darf. Wie es die Reden an verſchiedener Stelle zeigen, hat denn auch Dr. Magnes die jüdiſche Jugend in Paläſtina zur freiwilligen, aktiven Teilnahme am Weltgeſchehen ſtändig ermutigt. Denn gerade und an erſter Stelle das Judentum erſcheint dem Satan immer wieder — wie es die Geſchichte zeigt — als das Symbol und die Verkörperung alles deſſen, was er von der Erde vertilgen möchte. Es iſt, aus dieſem Grunde, immer ſein erſt-erkorenes Opfer, ſein Anfangs- und Warnungsſignal: ein Signal, das von den andern Völkern nur zu oft blind ignoriert worden iſt, am allerblindeſten in der Zeit, die dem letzten und fürchterlichſten aller Kriege voranging.

In einem ſeiner teufliſch-hellſeheriſchen Momente ſoll Hitler geſagt haben, es ſtände niemand dem Tier ferner als der Jude. Eine ſolche Aeußerung beleuchtet blitzartig den ganzen Boden, worin der Antiſemitismus wurzelt, und daß und warum er ſeinem tiefſten Weſen nach auch das antichriſtliche ſein muß. Der Satan iſt das nur-natürliche, das nur-beſtialiſche, dem die Fähigkeit bewußten Denkens hinzugefügt iſt. Er iſt das anti-göttliche, das noch-nicht-menſchliche, das „Nur-Ich". Darum haßt und fürchtet und bekämpft er alles das, was als innerſte Aufgabe, als eigentlichſte Weſensart, als Menſchheitsmiſſion des Judentums auch in dieſen Reden immer wieder hervorgehoben wird. Die Ehrfurcht vor dem Leben, vor der Menſchheit als *einer* geiſtig-ſeeliſchen Gemeinſchaft, die Würde, Freiheit und das Recht des Einzelnen und jeder Menſchengruppe, Friedfertigkeit, der Wille zum Dienen ſtatt des Willens zur Macht, Mitleid mit den Schwachen und Geringen — alle Gebote einer ſozial und ethiſch voll verwirklichten, voll vermenſchlichten Demokratie —, alles dieſes, das Iſrael als erſtem unter den Völkern von Gott und ſeinen Propheten zum Ziel geſetzt wurde, dagegen ſträubt ſich noch immer die Beſtie im Menſchen, ſei ſie auf ſich geſtellt oder als Herdenmenſch unter einer Superbeſtie tätig. Sie kennt kein Göttliches, kein Moralgeſetz, kein Ziel außer ſich. Sie kennt Inſtinkte, aber keine Ideale; Rechte, aber keine Pflichten einem Höheren gegenüber.

In der Rede „Moraliſche Aufgaben der Demokratie", wie an anderer Stelle, betont Dr. Magnes, daß das Judentum in ſeiner Eſſenz demokratiſch iſt: weil *das Volk Iſrael* in ſeiner Geſamtheit ſeine Exiſtenz überhaupt erſt dem moraliſch-religiöſen Geſetze verdankt, weil es damit identiſch iſt, in ſeinem Weſen dadurch erſt als Volk geſchaffen wurde — während die andern Völker und Nationen von ihren Kirchen und Glaubensbekenntniſſen ſeparat, und auch ohne dieſe als einheitliche ethniſche Gemeinſchaften denkbar und reell waren und ſind. Das Judentum iſt identiſch mit ſeiner menſchlich-

demokratiſchen Miſſion, mit ſeinem religiös-ethiſchen Kern. (In ihrem Buche „Hiob" ſagt Margarete Susman: „Allein der Jude wird als Jude, als Träger ſeiner Heilswirklichkeit geboren". Und anderswo: „Jude ſein ... heißt Menſch ſein".) Es ſind darum ſeine Leiden doppelt bedingt: einmal als Sühne und Strafe, wann und wo immer es ſeiner Miſſion, und damit ſich ſelber, zu lange und zu grell untreu geworden — wie es der Zorn ſeiner Propheten und die Einſicht ſeiner Märtyrer verkündet. Sodann die von den andern Völkern über es verhängten Leiden, weil es *durch* ſeine Miſſion, ſeine Treue dazu und ſein dadurch bedingtes Weſen, ihnen eine ſtändige, nicht bewußterkannte Mahnung zu ihrer eigenen, endlichen, menſchlich-chriſtlichen Selbſtverwirklichung war. (Man möchte hier erinnern an Leonhard Ragaz' Deutung — wenn er hinweiſt auf jenes Iſrael in dem erſt ein in ſeinen Grundzügen voll-verſtandenes, ſich ſelbſt erkennendes und zu ſich zurückgekehrtes Judentum und ein verwirklichtes, geläutertes, nicht länger „pſeudo" Chriſtentum ſich finden, wiederfinden und kennen werden — zur gleichen Beſtimmung. Und auch vielleicht an die Auffaſſung der modernen Pſychologie, wenn ſie ſpricht vom „Schatten", den die noch-heidniſche, pſeudo-chriſtliche Welt auf das Judentum projektiert, in ihrem halb- oder un-bewußten Widerſtand gegen deſſen religiös-ethiſche und ſozial-menſchliche Eſſenz). — Auf die Fragen, warum grade *dieſes* Volk zu einer ſo ungeheuren Miſſion erwählt wurde, und warum die Schwere ſeiner Strafen für das Volk wie für den Einzelnen ſo oft die Schwere ſeiner Sündenabfälligkeit, Verweltlichung, Härte, Korruption — übertreffen, oder die Unſchuldigen treffen mußte —, darauf verſucht und findet auch Dr. Magnes keine Antwort. Am Schluß der eindrucksvollen Rede „Um Deinetwillen tötet man uns den Tag hindurch" (November 1944), in der ſie erörtert werden, ſagt er mit dem Rabbi aus Berdichev in Bubers „Gog und Magog": „Wir wollen nicht fragen nach dem Grund, nach der Meinung unſerer Leiden. Wir möchten nur wiſſen, ob der Menſch *um deinetwillen* leidet, o Herr."

Einige der Reden enthalten kurze geſchichtliche Ueberblicke, wie die über Italien und ſeine Juden. Andere gewiſſe praktiſche Aſpekte des Zionismus als ſolchem oder in bezug auf das Verhalten im Kriege, wie ſchon angedeutet. Was alles „nachherige" anbelangt, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich für den, der vor allem auch die Friedensmiſſion ſeines Volkes betont, daß er den Terrorismus als Waffe im Kampf um die Selbſtändigkeit aufs beſtimmteſte ablehnt (obwohl nicht eine Selbſthilfe wie die der illegalen Einwanderung, die durch die furchtbare Not der Umſtände bedingt iſt). — Das wichtigſte jedoch an dieſen verſchiedenen, kurzen, vielſeitig-einheitlichen Betrachtungen iſt der mit ruhiger Eindringlichkeit und konſequenter Klarheit ſprechende Geiſt unbeirrbarer und unerſchütterlicher Bejahung des jüdi-

ſchen Sonderſchickſals, ſeines Geiſtes und ſeiner Miſſion. Es folgt daraus auch, abgeſehen von den praktiſchen Gründen in der Not der Gegenwart, die Notwendigkeit eines religiöſen, geiſtigen und intellektuellen Zentrums in Paläſtina — wo vielleicht die Elite, der Kern des übergebliebenen Judentums, erneut Kraft und Beſtätigung finden kann, ein Zentrum der Regeneration, wo alle Funktionen des modernen und künftigen Lebens im Dienſte einer wirklich neu-geordneten menſchlichen Gemeinſchaft auf der Baſis der jüdiſchen Eigenart entfaltet werden können. In Anbetracht der heutigen Lage und aller ihrer politiſch-ökonomiſchen Gründe, Machtkämpfe und tieferer Hintergründe, fragt man ſich allerdings, ob die Zeit für ein ſolches wirklich vollkommen geſichertes Zentrum, das auch für die ganze Richtung der ſozialen und geiſtigen Weiter-Entwicklung der neu-ſelbſtändigen aſiatiſchen Völker beſtimmend wäre, ſchon gekommen ſein *kann*, ob nicht alles dieſes doch dazu verurteilt iſt, die Stimme eines Rufenden in der Wüſte zu bleiben. Wie dem auch ſei, ſo bedeutet ein Buch wie dieſe Sammlung der Jeruſalemer Univerſität einen ſehr poſitiven Beitrag zur Klärung und zum Verſtändnis alles eſſentiellen in der heutigen Frage des Judentums. Nicht nur die jüdiſche, ſondern auch die nicht-jüdiſche Welt kann ſein Erſcheinen nur dankbar begrüßen. E. V. S.

Weltrundschau

Um den Marshall-Plan

Aeußere Gründe zwingen mich, die Weltrundſchau diesmal früher zu ſchreiben, als es für die Fertigſtellung des Juli-Auguſt-Doppelheftes techniſch notwendig geweſen wäre. Aber ich hoffe, der Schaden werde nicht groß ſein; die Weltlage wird ſich ja innert der nächſten acht oder zehn Tage kaum weſentlich ändern. Ihr Bild wird, wenigſtens für uns Europäer, für einige Zeit hinaus vor allem von den Auseinanderſetzungen über den ſogenannten *Marshall-Plan* beſtimmt ſein, der noch gar kein wirklicher Plan iſt, deſſen bloße Andeutung aber genügt hat, um die europäiſchen Kabinette in fieberhafte Bewegung zu verſetzen und in ziemlich überſtürzter Weiſe jene *Konferenz* der Außenminiſter Englands, Frankreichs und Rußlands nach *Paris* einberufen zu laſſen, die dann auch glücklich, nicht zuletzt wegen ihrer gänzlich ungenügenden Vorbereitung, geſcheitert iſt.

Während ich dies ſchreibe, hallt die weſtliche Welt, und namentlich auch die Schweiz, immer noch wider von Anklagen und Vorwürfen (ſind ſie immer ſehr ernſt gemeint?) gegen die Sowjetunion, die ſchuld daran ſei, daß Europa nun auf alle abſehbare Zeit hinaus in zwei

gegenſätzliche Lager zerriſſen ſei und keinen einheitlichen Plan für ſeine wirtſchaftliche Wiederaufrichtung fertigzubringen vermöge. Aber ich muß geſtehen: So ſehr ich das ruſſiſche Nein gegenüber den engliſch-franzöſiſchen Vorſchlägen für die Schaffung einer europäiſchen Wirtſchaftsorganiſation ſachlich bedaure, ſo kann ich doch in das ziemlich allgemeine Entrüſtungsgeſchrei, oder gar in die recht unverhohlenen Aeußerungen der Befriedigung über die neuerliche «Entlarvung» des ruſſiſchen Spieles, nicht einſtimmen. Auch wo keinerlei Tendenz oder Propagandaabſicht mitwirkt, ſcheint mir die Reaktion des überwiegenden Teiles unſerer öffentlichen und privaten Meinung auf den Mißerfolg von Paris auf einer gewaltigen Ueberſchätzung des Marshall-Planes und der ſich daraus ergebenden realen Möglichkeiten zu beruhen.

Schon gleich als der Plan lanciert wurde, verkannte man in Europa, vielleicht unter dem Einfluß einer beſtimmten Propaganda, faſt allgemein ſeinen wirklichen Sinn. Eine Regierung um die andere beeilte ſich, ihre Bereitſchaft zur «Zuſammenarbeit» mit Amerika, das heißt zur Einkaſſierung möglichſt vieler Millionen Dollar in Form von Importanleihen, zu erklären, ſo daß man ſich in Waſhington genötigt ſah, energiſch abzuwinken und klarzuſtellen, wie die Sache wirklich gemeint ſei: ſo nämlich, daß ſich *Europa ſelbſt* auf einen umfaſſenden Wiederaufbau- und Wirtſchaftsplan einigen ſolle, und daß dann erſt Amerika ſchauen wolle, was es für die Ausführung dieſes Planes mit *ſeinen* Hilfsmitteln tun könne.

Aber auch nachdem der Marſhall-Plan ſo auf ſeine wirkliche Bedeutung zurückgeführt war, knüpften ſich weit übertriebene Hoffnungen an ſein Zuſtandekommen, Hoffnungen, die dann unvermeidlich enttäuſcht werden mußten. Gewiß, ſein Ausgangspunkt iſt richtig: auf der einen Seite das reiche Nordamerika, bei dem die Hälfte des Weltgoldes und der induſtriellen Produktionskraft der Menſchheit zuſammengeballt liegt und das deswegen den Ausbruch einer neuen *Ueberproduktionskriſe* befürchtet; auf der anderen das verarmte Europa — zu dem ſich die hungernden Völkermaſſen Aſiens, Afrikas und Lateinamerikas geſellen —, das in einer *Unterkonſumtionskriſe* ſteht, die in naher Zukunft einen eigentlichen wirtſchaftlichen und auch politiſchen Zuſammenbruch herbeizuführen droht. Dieſen ungeheuerlichen, verbrecheriſchen Widerſinn des kapitaliſtiſchen Syſtems zu beſeitigen, das wäre allerdings eine zentrale, ja entſcheidende Aufgabe unſerer Zeit, deren Löſung des Schweißes der Edelſten wohl wert wäre. Aber bietet der Marſhall-Plan wirklich Ausſicht auf eine ſolche Löſung?

Davon kann im Ernſte doch gar keine Rede ſein. Der Marſhall-Plan und ſeine Grundlage, der von Bevin und Bidault ins Auge gefaßte europäiſche Wirtſchaftsplan, bleibt durchaus im Rahmen der *kapi-*

taliſtiſchen Produktions- und Verteilungsweiſe, welche die heutige Weltnot erſt erzeugt hat. Er will nicht die *Urſachen* des Widerſinns beſeitigen, der ſich unſeren Augen enthüllt, ſondern nur ſeine *Folgen* mildern: durch Kredite der Vereinigten Staaten an die güterhungrigen, aber dollararmen europäiſchen Länder, die auf Grund eines eigenen Produktions- und Konſumtionsplanes einen möglichſt großen Teil der amerikaniſchen «Ueberproduktion» aufnehmen und dazu beitragen ſollen, die gefürchtete internationale Wirtſchaftskriſe hinauszuzögern. Auf weitere Sicht iſt das ſogar vom Standpunkte des amerikaniſchen Kapitalismus aus eine gefährliche Sache; denn wenn Europa auf dieſe Weiſe wirtſchaftlich, vor allem induſtriell, auf eigene Beine geſtellt ſein und wieder ſelbſtändig gehen lernen wird, hat es dann noch lange amerikaniſche Krücken nötig? Braucht es dann noch ſoviel Blutzufuhr von drüben her, daß damit für Amerika ein rentables Geſchäft möglich bleibt? Mit anderen Worten: Wird dann die hinausgeſchobene Kriſe nicht trotzdem kommen, vielleicht ſogar in noch heftigerer Form?

Aber zugegeben: *eine Zeitlang* mag das von Marſhall und ſeinen Beratern ins Auge gefaßte Mittel zur Wiederankurbelung der europäiſchen Wirtſchaft, wie alle kapitaliſtiſchen Kriſenheilmittel, ſeine Wirkung ſchon tun, und darin liegt denn auch ſein relatives Recht, das keineswegs verkannt ſei.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt man, wenn man ſich den Marſhall-Plan von Europa aus anſieht. Seine Vorausſetzung iſt, wie geſagt, daß ſich die europäiſchen Länder auf einen *eigenen* Wirtſchaftsplan einigen, daß ſie ſich zunächſt ſelbſt zu helfen ſuchen, um der amerikaniſchen Hilfe teilhaftig zu werden. Auch das iſt an ſich durchaus vernünftig. Aber ſofort meldet ſich doch auch die Frage: Nach welchen *Grundſätzen* ſoll ſich Europa zu helfen ſuchen? Auf dem Boden welches *Wirtſchaftsſyſtems* ſoll Europa wieder aufgebaut werden, auf dem Boden des Kapitalismus oder auf dem des Sozialismus? *Darüber* möchte Europa doch vor allem ins Klare kommen, und je nachdem würde ſich dann Amerika über ſeine Mitwirkung zu entſcheiden haben. Natürlich *iſt* ſich Europa auch, ſind ſich insbeſondere die maßgebenden europäiſchen Regierungen, durchaus klar über den Boden, auf den ein Wiederaufbauplan geſtellt werden muß, an dem ſich Amerika ſoll beteiligen können: es kann nur die *kapitaliſtiſche* «Ordnung» ſein, die dieſe Bedingung erfüllt, und zum Ueberfluß reibt man das ihnen von amerikaniſcher Seite auch noch recht kräftig unter die Naſe[1]). Dabei ſei noch ganz von dem Widerſtand abgeſehen,

[1]) Der republikaniſche Senator Ball, der Präſident der Budgetkommiſſion des Senats, erklärte in einer Radioanſprache ganz eindeutig, die Vereinigten Staaten dürften *einem ſozialiſtiſchen Europa ihre Hilfe nicht gewähren.* „Wenn es ſich bei der Regelung der europäiſchen Fragen darum handelt, nur noch zwiſchen Sozialis-

den auch eine ſtreng auf kapitaliſtiſchem Boden bleibende Wirtſchaftshilfe an Europa in der amerikaniſchen Bundesverſammlung wahrſcheinlich finden wird; die famoſe «Hilfsaktion» für Griechenland und die Türkei iſt vom Parlament bis heute noch nicht endgültig genehmigt.

Die Haltung Rußlands Kann man es unter dieſen Umſtänden den *Ruſſen* ſo ſehr verübeln, daß ſie an der Möglichkeit zweifeln, einen geſamteuropäiſchen Wirtſchaftsplan zu entwerfen, der nicht von vornherein auf die Bedürfniſſe des internationalen Kapitalismus und des amerikaniſchen Imperialismus zugeſchnitten wäre? Gewiß, wir hätten gewünſcht, daß die Sowjetunion dennoch mitgemacht und wenigſtens zu einem *Verſuch* die Hand geboten hätte, einen Wirtſchaftsplan aufzuſtellen, der auch *ihren* Bedürfniſſen entgegengekommen wäre, ſtatt ſich unter Berufung auf die nationale Souveränität, dieſes größte Hemmnis internationaler Zuſammenarbeit, einem Schritt zu widerſetzen, der trotz allem vielleicht doch in der Richtung auf eine Weltplanwirtſchaft in ſozialiſtiſchem Sinne hätte führen können. Es hätte ſich dann bald gezeigt, ob die Sowjets mit der Labourregierung und mit dem immerhin auch von Sozialiſten verwalteten Frankreich hätten zuſammenwirken können, um einen irgendwie ſozialiſtiſch inſpirierten Wiederaufbauplan fertig zu bringen und gegen amerikaniſch-kapitaliſtiſchen Widerſtand zu verteidigen, oder ob ſie ſich wirklich, wie ſie von vornherein als gegeben annahmen, einer kompakten Mehrheit von kapitaliſtiſchen oder kapitaliſtiſch beeinflußten Ländern gegenübergeſehen hätten, deren Beſchlüſſen ſie wehrlos ausgeliefert geweſen wären. Die «Entlarvten» wären dann nicht *ſie* geweſen, ſondern ... andere! Statt deſſen haben die Ruſſen aus dem Gegenſatz der beidſeitigen Wirtſchaftsſyſteme ſozuſagen eine dogmatiſche Frage gemacht und, die tatſächliche Unvereinbarkeit von Kapitalismus und Sowjetkommunismus mit einigen unglücklich ſtiliſierten Redensarten verhüllend,

---

mus und Kommunismus zu entſcheiden, nicht aber zwiſchen Kommunismus und Freiheit, dann kann man ſagen, daß ein Zuſammenſtoß unvermeidlich iſt. Wir werden in dieſem Falle beſſer daran tun, unſere Kräfte für dieſen Zuſammenſtoß aufzuſparen." Hinſichtlich des Sozialismus in *England* zeigte ſich der Herr Senator nicht ſehr beſorgt; die Engländer, ſo meinte er, würden ſich ihrer Sozialiſten ſchon zu entledigen wiſſen.

Daß die Wiederaufrichtung der *deutſchen* Wirtſchaft insbeſondere, die im Mittelpunkt des kommenden Europaplanes ſtehen ſoll, nach amerikaniſcher Auffaſſung nur im Geiſte des „privaten Unternehmertums" möglich iſt, weiß man überall zur Genüge, und daß die britiſche Regierung ihre frühere Abſicht, die rheiniſch-weſtfäliſche Großinduſtrie zu ſozialiſieren, gegen den amerikaniſchen Widerſtand weder durchſetzen *kann*, noch es überhaupt *will*, das iſt ebenfalls ein offenes Geheimnis.

ihre Beteiligung am Marſhall-Bevin-Plan in ſo ſchroffer Form abgelehnt, daß ihre Gegner leichtes Spiel hatten, ſie wieder einmal als die ewigen Böſewichter und Störenfriede hinzuſtellen.

Wenn man jetzt behauptet, daß die Sowjetunion *«als totalitäre Macht* jede engere internationale Zuſammenarbeit grundſätzlich ablehne» («Neue Zürcher Zeitung» vom 3. Juli), ſo macht man ſich damit die Erklärung des ruſſiſchen Nein freilich gar zu einfach. Die Sowjetunion war auch in den Dreißigerjahren eine totalitäre Macht, und doch war gerade ſie — in der Aera Litwinow — die konſequenteſte Vorkämpferin einer engen internationalen Zuſammenarbeit, der kollektiven Sicherheit und der ſolidariſchen Abwehr des Faſchismus und Nazismus. Was taten aber die nicht totalitären, die «demokratiſchen» Weſtmächte? Sie brachten — unter dem Drucke kapitaliſtiſcher Klaſſenintereſſen — alle dieſe Bemühungen planmäßig zum Scheitern. Sie ließen, paſſiv und aktiv, den Nazismus und Faſchismus groß werden. Sie weigerten ſich hartnäckig, irgend etwas zu unternehmen, das die Stellung der faſchiſtiſchen Diktatoren hätte erſchüttern oder ihre Ausdehnungspolitik abſtoppen können. Sie opferten ihnen die Völker Chinas, Abeſſiniens, Spaniens, Oeſterreichs und der Tſchechoſlowakei kaltblütig auf und ſchloſſen die Sowjetunion von der maßgebenden internationalen Mitſprache abſichtlich aus; ja es fehlte nicht an nachdrücklichen Verſuchen, Deutſchland, Italien und Japan auf Rußland zu hetzen — zum Vorteil des lachenden Dritten. Und jetzt, da der kapitaliſtiſche Imperialismus, diesmal unter amerikaniſcher Führung, ſtärker daſteht als je und ſich die ſowjetfeindliche, bereits mit Krieg drohende Weltaktion mit einer Folgerichtigkeit entwickelt, die früher — wenn man von den Interventionskriegen abſieht — kaum je erreicht wurde, jetzt markiert man Verwunderung oder Empörung, daß die Ruſſen die Exiſtenz eines internationalen Kapitalismus nicht plötzlich vergeſſen und ſich den Weſtmächten nicht glückſelig an den Hals werfen? Man kann die Heuchelei auch *zu* weit treiben!

Und wenn General Marſhall gar behauptet, die Ruſſen wollten darum nicht auf ſeinen Plan eintreten, weil ſie «die Abſicht hätten, das menſchliche Elend zu verlängern, um es dann politiſch und ſonſt auszubeuten», ſo ſteigt er damit auf ein derartig tiefes Niveau ſowjetfeindlicher Demagogie herunter, daß wir ihm hier wahrlich nicht folgen ſollten. Nicht viel weniger irreführend und ungerecht iſt es aber auch, wenn man — wie es beiſpielsweiſe Unterſtaatsſekretär Clayton und Senator Fulbright tun — von Amerika aus den Eindruck erwecken will, Rußland ſei dem notleidenden Mittel- und Weſteuropa Hilfe ſchuldig, die es ihm nur aus Egoismus verſage, wo doch Rußland, wie kaum ein zweiter Staat, *ſelbſt Anſpruch auf Hilfe hat.* Es tut darum gut, wenn jetzt gerade von amerikaniſcher Seite die wahre

Lage Rußlands ſo ſachlich und anſtändig geſchildert wird, wie das in dem Buch «Stalin muſt have peace» («Stalin braucht den Frieden») von Edgar *Snow* der Fall iſt. Snow, ein weitgereiſter Journaliſt, der mit der Sowjetunion aus jahrelanger Bekanntſchaft gründlich vertraut iſt, fordert ſeine Landsleute auf, ſich doch einmal redlich in die Lage der Ruſſen hineinzudenken:

„Ueber ſieben Millionen Soldaten der Roten Armee wurden von den Deutſchen und ihren Verbündeten getötet und dazu fünf bis ſechs Millionen Zivileiſten. Zwei Dutzend ruſſiſche Soldaten ſtarben für jeden geopferten Amerikaner und etwa zehn für jeden alliierten europäiſchen Soldaten, eingeſchloſſen die britiſchen, kanadiſchen, auſtraliſchen, neuſeeländiſchen, indiſchen, griechiſchen, ſüdafrikaniſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, däniſchen und belgiſchen Verluſte ...

Mehr als 800 000 Quadratmeilen ruſſiſchen Bodens waren von den Deutſchen und ihren Verbündeten beſetzt ... Was die Ruſſen befreiten, war in der Hauptſache eine Wüſte voll wertloſen Schuttes; die großen Städte darin waren zu 30 bis 90 Prozent zerſtört. Im ganzen wurden ſechs Millionen Wohnungen und Häuſer, die 25 Millionen Menſchen ein recht armſeliges Obdach boten, ‚vom Faſchismus aufgezehrt', wie die Ruſſen ſagen ... Man ſtelle ſich vor, daß die ganze Bevölkerung von New York City, Chicago, Philadelphia, Detroit, Baltimore, Cleveland, St. Louis, Boſton, Pittsburgh, Waſhington, San Francisco, Milwaukee, Buffalo und New Orleans durch den Krieg obdachlos geworden wäre. Wieviele von uns würden ſich dann noch darum kümmern, ob den Deutſchen geſagt wird, wie ſie zu ſtimmen haben? Oder ob die Rumänen (die einzig in Odeſſa 200 000 Sowjetbürger abgeſchlachtet haben), ‚abſolut freie Wahlen' bekommen? Oder ob die Oeſterreicher (von denen 700 000 freiwillig für den Führer kämpften) einige ihrer Fabriken verlieren?

All das gehört heute zum Hintergrunde der Sowjetpolitik in Europa. Wenn wir es ganz außer acht laſſen, gibt es für uns keine Brücke zum ruſſiſchen Denken hin — auch nicht zu Jugoſlawien, das von einer Bevölkerung von 17 Millionen volle 1,6 Millionen verloren hat, und nicht zu Polen, wo fünf Millionen Einwohner von den Deutſchen getötet wurden."

In Rußland denkt man jedenfalls an das alles fortwährend und fragt ſich, wieſo die Weſtalliierten zwar Deutſchland, Italien und Japan, ihren früheren Feinden, kräftig unter die Arme greifen, hingegen Rußland, ohne deſſen heroiſchen Widerſtand ſie heute vermutlich die Segnungen des Tauſendjährigen Reiches genöſſen, bisher kühl ſich ſelbſt überlaſſen haben. Die Antwort geben die Exalliierten ja ſelber: Man will nicht auch noch den Sozialismus oder Kommunismus unterſtützen, ſondern ſein Pulver für den großen Endkampf zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft trocken halten. Wiederum aber: Wer wundert ſich eigentlich angeſichts all dieſer Tatſachen noch darüber, daß auch den Ruſſen der Gegenſatz Kapitalismus-Kommunismus ſtändig in Gedanken iſt, und daß ſie die Annahme nicht zu teilen vermögen, der Wiederaufbau Europas könne ſelbſtverſtändlich nur auf dem Boden des bewährten weſtlich-kapitaliſtiſchen Regimes unternommen werden? Ich für meinen Teil wundere mich jedenfalls nicht; ich wäre im Gegenteil erſtaunt geweſen, wenn die Sowjetunion ohne weiteres in Paris mitgemacht und keine Einwendungen dagegen erhoben hätte,

daß die europäiſche Wirtſchaft in Einklang mit der amerikaniſchen Vorſtellung vom «freien Unternehmertum» gebracht werde. Ein großes Unglück iſt das Abſeitsſtehen der Ruſſen ſicher nicht; mag jetzt der Weſten zeigen, was er mit *ſeinen* Methoden für die Wiederingangſetzung der Produktion und die Verhinderung einer neuen Kriſe zu leiſten vermag [2]).

Ein Wallace-Plan? Der Weſten *könnte* es auch zeigen — aber nur wenn er von den neukapitaliſtiſchen Wirtſchaftsmethoden Amerikas mindeſtens ebenſo entſchieden abrückte, wie er von den ſowjetkommuniſtiſchen Methoden abrückt, etwa auf der Linie des Planes, den Henry *Wallace* jetzt ſo unermüdlich verficht. Dieſer Plan beruht — ich folge hier einem Aufſatz von H. N. Brailsford im «New Statesman» — auf dem einfachen Gedanken, daß

„die größte ſoziale Aufgabe, vor der die Menſchheit ſteht, die Hebung des Lebensſtandes der landwirtſchaftlichen Bevölkerungen auf die Höhe desjenigen der Induſtriebevölkerung iſt ... Ob Bulgarien oder Bengalen, die Wurzel des Uebels iſt die gleiche: Zuviel Menſchen müſſen ſich, nur halb beſchäftigt, mit rohen Werkzeugen abmühen, aus ihrem Zwergbetrieb auch nur den baren Lebensunterhalt herauszuholen. Der erſte vernunftgemäße Schritt einer glücklicheren Zukunft entgegen muß darin beſtehen, den Kampf um den Boden dadurch zu entlaſten, daß man einem Teil dieſer Menſchen die Möglichkeit induſtrieller Beſchäftigung gibt. Der kurzſichtige amerikaniſche Fabrikant möchte, wie ſein britiſcher Kollege, dieſe im Grunde koloniale Wirtſchaft ſolange als möglich aufrechterhalten wiſſen, in der Hoffnung, für die amerikaniſche Induſtrie den Löwenanteil bei der Belieferung rückſtändiger landwirtſchaftlicher Gebiete mit exportierten Verbrauchsgütern zu ſichern. Wallace hingegen ſchlug vor, es müſſe die Haupttätigkeit und der Ruhm der amerikaniſchen Induſtrie werden, dieſe Länder mit Maſchinen auszuſtatten ...

---

[2]) Ich bin hier ausnahmsweiſe einmal mit Profeſſor *W. Röpke* einig, der (in der „NZZ.") meint, man habe auf einen Erfolg der Pariſer Konferenz nur hoffen können, „wenn man ernſtlich mit der Möglichkeit rechnete, daß Moskau ſich der weſtlichen Gruppe einordnete". Wer nicht einſehe, daß daran nicht zu denken ſei, der unterliege der Gefahr, „daß man die Ruſſen für böswillige Friedensſtörer hält und auch dramatiſch dafür ausgibt, während es zum wenigſten in dieſem Falle klar iſt, daß ſchon die wirtſchaftliche Logik die echte und aufrichtige Kooperation ausſchließt". Zwiſchen den diametral verſchiedenen Wirtſchaftsſyſtemen der Sowjetunion und der Weſtmächte gebe es nun einfach einmal keine Verſtändigung. Herr Röpke plädierte darum natürlich für eine Zurückverwandlung der weſteuropäiſchen Wirtſchaftsweiſe „in eine auf geſunder Goldgrundlage ruhende Marktwirtſchaft", d. h. in den klaſſiſchen liberalen Kapitalismus. Für europäiſche Regierungen, die „die Flagge des Sozialismus an den Maſt genagelt haben", ſchließe das zwar ſchmerzliche Opfer ein. „Aber die Lage Europas hat ſich ſo zugeſpitzt, daß dieſe Selbſtverleugnung ganz eindeutig der Preis geworden iſt, der für die Rettung unſeres alten Kontinents bezahlt werden muß."

Das iſt wenigſtens deutlich! „Zurück zum Kapitalismus — oder Europa bricht vollends zuſammen." Einen dritten Weg — Vorwärts zum Sozialismus! — ſieht Herr Röpke in dieſem Falle natürlich nicht. Ob ihn Bevin ſieht?

Sein Intereſſe galt nicht weniger der Ausarbeitung der Bedingungen, unter denen zurückgebliebene Staaten ſich dieſe maſchinelle Ausrüſtung auf Grund tragbarer Kredite ſichern könnten, ohne die politiſchen Satelliten und Hörigen der Großmacht zu werden, die ſie beliefert. Er war erleuchtet genug, um zu verſtehen, daß eine ſolche Politik, ſofern ſie in beiden Erdhälften ein Menſchenalter lang fortgeſetzt würde, für Amerika ſelbſt die ſicherſte Gewähr für Vollbeſchäftigung wäre."

Die ſicherſte Gewähr auch, wie Wallace immer wieder betont, für die Aufrechterhaltung des Völkerfriedens, der immer am meiſten durch Not und wirtſchaftliche Zerrüttung bedroht ſei, ſowie für die Ueberwindung des Kommunismus, der in den gleichen Uebeln ſeinen beſten Nährboden finde.

Man erkennt ſofort den Gegenſatz dieſes Programms zu dem jetzt von Truman und Marſhall vertretenen, das Wallace «ſowohl demoraliſierend als unzulänglich» nennt.

„Dieſes Zwei-Welten-Programm", ſo ſagte Wallace in einer ſeiner Londoner Reden, „iſt koſtſpielig und es iſt wirkungslos. Es wird im Namen des Kampfes gegen den Kommunismus ins Werk geſetzt. Statt deſſen wird es zu kommuniſtiſchen Revolutionen führen. Der Kommunismus tritt dort auf, wo in Armut verſunkene Millionen nicht durch die Demokratie aus ihrer Armut herauskommen und eine höhere Lebenshaltung erſtreben können. Der Kommunismus iſt eine Idee für die Ueberwindung von Armut und Ausbeutung. Mit Tanks und Kanonen kann er nicht zerſtört werden. Er kann nur durch eine beſſere Idee überflüſſig gemacht werden; er kann nur überwunden werden, wenn Armut und Ausbeutung nicht mehr zur Demokratie gehören ... Wenn wir aber unſere moraliſchen und materiellen Mittel an verdorbene und undemokratiſche Regierungen hin vergeuden, dann handeln wir als die beſten Agenten, die der Kommunismus je hatte."

Wie armſelig ſteht die Truman-Doktrin neben dieſer Wallace-Doktrin da! Aber wie überlegen iſt der Wallace-Plan auch dem Marſhall-Plan! Hier wird nicht auf die Reorganiſierung Europas nach kapitaliſtiſchem Muſter abgeſtellt, wird nicht die Eingliederung eines mühſam und nur ſcheinbar wiederzuſammengeflickten alten Europa in ein notwendigerweiſe von Amerika beherrſchtes Weltwirtſchafts- und Weltmachtſyſtem angeſtrebt, ſondern der Aufbau einer *neuen* Welt auf einer ſehr praktiſchen, ſehr realiſtiſchen und gleichzeitig doch ſo idealiſtiſchen, ſagen wir beſſer: gerechtigkeitsgetränkten Grundlage, unter der geiſtigen und materiellen Führung der Vereinigten Staaten, die nicht zu warten hätten, bis ein europäiſcher Einheitsplan vorliege, ſondern von ſich aus die Initiative zur Verwirklichung eines New Deal für die ganze Welt zu ergreifen hätten. Sollten wir nicht in *dieſer* Richtung die Löſung des Weltproblems ſuchen, ſtatt darüber zu klagen, daß mit dem Scheitern der Pariſer Konferenz die Hoffnung auf einen geſamteuropäiſchen Wirtſchaftsaufbau zerſtört und die Spaltung unſeres Erdteils in zwei ſich feindſelig gegenüberſtehende Lager endgültig zur Tatſache geworden ſei?

Wir ſollten ſchon. In Wirklichkeit wird aber jetzt einfach der

Marſhall-Plan *ohne* Rußland und ſeine Satelliten weiterverfolgt und womöglich durchgeführt werden; die neue Pariſer Konferenz, die in den nächſten Tagen beginnen ſoll, ſtellt bereits die erſte Etappe auf dieſem Wege dar. Auch das kann ſein Gutes haben, zumal wenn es nicht zur Bildung eines eigentlichen Weſtblockes kommt und im Gegenteil verſucht wird, die wirtſchaftlichen und ſonſtigen Beziehungen zwiſchen Oſt und Weſt illuſionsfrei zu verſtärken. Wünſchen wir allen Bemühungen darum Erfolg; ſeien wir uns aber auch immer klar bewußt, daß nur eine gründliche Abkehr von den Wegen, welche die Welt bisher gegangen iſt, den Völkern Rettung bringen kann.

Amerikaniſche Entwicklungen

Ob und wie bald es dazu kommen wird, das hängt, wie immer wieder geſagt werden muß, in ſtärkſtem Maße insbeſondere von der *inneramerikaniſchen* Entwicklung ab. Hier triumphieren vorläufig freilich die reaktionären Mächte. Das neue *gegen die Gewerkſchaften* gerichtete Geſetz, das ſogenannte Taft-Hartley-Geſetz, iſt nun, trotz dem Einſpruch des Präſidenten, tatſächlich in Kraft getreten und wird ſeine unheilvollen Wirkungen ausüben. Herr Truman ſelber hat böſe Vorahnungen.

„Die Vorlage", ſo ſtellte er in ſeiner Vetobotſchaft feſt, „iſt eine offenkundige Bedrohung des erfolgreichen Funktionierens unſerer demokratiſchen Geſellſchaft. Eine der Hauptlehren der jüngſten Weltgeſchichte iſt, daß freie, lebendige Gewerkſchaften ein ſtarkes Bollwerk gegen das Aufkommen totalitärer Bewegungen ſind. Wir müſſen darum ſtändig auf der Hut ſein, um nicht in der Abwehr gewerkſchaftlicher Mißbräuche den Beitrag zu zerſtören, den die Gewerkſchaften an die Kraft unſerer Demokratie leiſten.

Dieſe Vorlage würde unſere Gewerkſchaftsbewegung weithin lahmlegen. Und ſie würde unſere nationale Einheit weithin zerſtören. Durch Aufrichtung von Schranken zwiſchen Arbeiterſchaft und Unternehmertum und durch die Verquickung normaler wirtſchaftlicher Entſcheidungen mit politiſchen Erwägungen würde ſie die Gewerkſchaften veranlaſſen, ihre Ziele durch direkte politiſche Aktion zu erſtreben. Ich glaube, es wäre für unſer Land äußerſt gefährlich, auf klaſſenmäßiger Grundlage politiſche Aktionen zu entfalten."

Herr Truman meint natürlich nur klaſſenpolitiſche Aktionen der *Arbeiter*, die bisher ſo ſteuerlos im Fahrwaſſer der herrſchenden Parteien ſegelten. Denn daß ſich das *Bürgertum*, genauer das konſervative Großbürgertum, ſeiner Klaſſenintereſſen im höchſten Maße bewußt iſt, das beweiſt gerade ſeine Aktion zur Lähmung, ja Zerſtörung der Gewerkſchaften wiederum ſchlagend, wie überhaupt die ganze innere Politik der Vereinigten Staaten durchaus im Zeichen der wiedererwachten und neugeſtärkten ſozialen Reaktion ſteht.

Das gleiche gilt für ſeine äußere Politik, wie ich hier wiederholt zu zeigen verſucht habe. Dabei tritt in der letzten Zeit *ein* Zug dieſer Außenpolitik beſonders auffällig hervor, der früher überhaupt fehlte: der wachſende Einfluß *militäriſchen* Denkens und militäriſcher Stellen auf die Staatsführung. «Jedermann weiß», ſo bemerkt Edgar Snow

in dem vorhin erwähnten Buch, «daß ſeit Rooſevelts Tod unſere auswärtige Politik mehr und mehr von Generälen und Admiralen beſtimmt wird auf Grund der — wie ſie meinen — ‚ſtrategiſchen Notwendigkeiten' in einem allfälligen Kriege mit Rußland.» Und von den andauernd geſteigerten und immer weiter ausgedehnten Rüſtungsmaßnahmen, insbeſondere auch von der beabſichtigten Vereinigung aller Wehrmachtszweige unter einheitlicher Leitung, befürchten die amerikaniſchen Liberalen ſogar eine eigentliche Militariſierung der Vereinigten Staaten. Von dem jetzt vor der Bundesverſammlung liegenden Geſetz über die neue Militärorganiſation ſagt der Senator McCarthy aus Wisconſin geradezu, es werde «in den nächſten 20 Jahren dem Militär vollſtändige und unbeſchränkte diktatoriſche Herrſchaft über das bürgerliche Leben geben». Aber die wachſende Ueberzeugung, daß Amerika angeſichts der ruſſiſchen Abſichten nur noch die Wahl zwiſchen Militariſierung und Bolſchewiſierung habe, bringt in den offiziellen Kreiſen und der von ihnen geleiteten öffentlichen Meinung eben jede Kritik zum Schweigen.

Freilich, es regt ſich in der letzten Zeit auch das *andere*, das fortſchrittliche Amerika wieder kräftiger als auch ſchon. Vor allem die Arbeiter, offenbar allmählich doch zu dem von Truman ſo gefürchteten Bewußtſein ihrer Klaſſenlage erwachend, proteſtieren maſſenhaft, mit Kundgebungen und Streiks, gegen das neue Gewerkſchaftsgeſetz, und die Bewegung für einen Zuſammenſchluß der beiden Spitzenverbände der amerikaniſchen Gewerkſchaften hat dadurch einen friſchen, hoffentlich etwas länger wirkenden Antrieb erhalten. Aber auch die Außenpolitik der Regierung Truman-Marſhall findet zunehmende Oppoſition in breiten Schichten der Bevölkerung, und wenn nicht unerwartete Ereigniſſe eintreten, ſo wird die Bewegung für einen Geſamtumſchwung der amerikaniſchen Politik in den kommenden Jahren immer ſtärker werden.

Ein Anzeichen dafür iſt der erſtaunliche Erfolg der Vortragsreiſe, die Henry Wallace nach ſeiner die Geiſter aufrüttelnden Reiſe durch Weſteuropa kürzlich kreuz und quer in den Vereinigten Staaten herum gemacht hat. «Auf meiner Fahrt durch das Land hindurch», ſo berichtet er in ſeiner «New Republic», «habe ich bisher zu mehr als 100 000 Amerikanern von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen. Mehr als je bin ich ſicher, daß *ſich ein neuer Geiſt in Amerika regt*, der ſich innert kurzem in Waſhington und in der ganzen Welt fühlbar machen wird.» Und wiederum: «Das Volk ſchickt ſich an, ſeinen Vormarſch zu einem fortſchrittlichen Amerika wieder aufzunehmen ... Die tiefen und ſtörenden Spaltungen in der fortſchrittlichen Bewegung verhindern allein noch das raſche Auftreten einer neuen politiſchen Kraft im amerikaniſchen Leben.»

Das iſt — ſo betrüblich die Uneinigkeit im oppſitionellen Lager

an ſich auch iſt — gute Kunde. Weder die beiden hiſtoriſchen Parteien noch die mehr und mehr gleichgeſchaltete Preſſe noch das ebenfalls ſo ziemlich von allen liberalen Elementen geſäuberte Radio geben allerdings dem beginnenden Umſchwung der Volksmeinung angemeſſenen Ausdruck; die Verſchwörung des Schweigens hält dicht. Aber das zeigt nur wieder einmal die tiefe Kluft an, die ſich trotz formaler Preſſe- und Redefreiheit zwiſchen dem offiziellen Beeinfluſſungsapparat und dem wirklichen Volkswillen auch in den Vereinigten Staaten aufgetan hat, wobei uns freilich ſtets gegenwärtig bleibt, daß die Möglichkeit des Durchdringens einer Oppoſitionsbewegung grundſätzlich wie tatſächlich dennoch beſteht. «Das Volk fühlt», wie Wallace bemerkt, «in wachſendem Maße, daß die Preſſe ſeine Wünſche nicht weitergibt und oft genug ſogar gegen ſeine Intereſſen arbeitet. Es fühlt, daß es von der Preſſe fernerhin nicht die Wahrheit erwarten kann. Das iſt für mich ein wirklicher Grund zur Beunruhigung in einer Demokratie[3]). Infolge der extremen und blinden Parteilichkeit unſerer Verleger und ihrer Bereitſchaft, ihre Macht durch parteiiſche Färbung des Nachrichtenſtoffes zu mißbrauchen, verliert unſere freie Preſſe reißend ſchnell das Vertrauen des Volkes.»

Ein neuer Beleg für die Notwendigkeit, das Preſſeweſen — und dazu den Radiobetrieb — *radikal* umzugeſtalten, wenn die heutige, kapitaliſtiſch verfälſchte und mißbrauchte Demokratie zu einer wirklichen Demokratie werden ſoll!

Der Weg Englands Wie bedeutſam auf die Länge die fortſchrittliche Bewegung in den Vereinigten Staaten auch werden mag — für die *nächſte* Zeit, das heißt bis mindeſtens zur Präſidentenwahl Ende 1948, wird ſie den Kurs der amerikaniſchen Außenpolitik nicht umzubiegen imſtande ſein. Ebenſowenig wird man dies aber von der ſozialiſtiſchen Bewegung in *England* und ihrem Organ, der Labourregierung, erwarten dürfen. Profeſſor H. Laski hat zwar kürzlich («Rote Revue», Juniheft) gemeint:

«Mr. Trumans Außenpolitik iſt die Außenpolitik, deren der amerikaniſche Kapitalismus bedarf, um ſich auch weiter, trotz ſehr mäßigen Leiſtungen, an der Macht zu halten ... Mr. Truman iſt dem amerikaniſchen Volk ein gutes Stück auf einer ſehr gefährlichen Straße vorausgegangen. Ich glaube, es darf mit Sicherheit vorausgeſagt werden, daß ihm die britiſche Regierung — trotz anglo-ruſſiſchen Schwierigkeiten — auf dieſem Wege nicht folgen wird. Denn eine Arbeiterregierung, die ſich zum Ziele ſetzt, Großbritannien in eine ſozialiſti-

---

[3]) Man halte neben dieſe Feſtſtellung die jüngſte Note der Vereinigten Staaten an die *rumäniſche* Regierung, die „nachdrücklich" gegen die „weitgehende Beraubung der bürgerlichen Freiheiten, die das rumäniſche Volk erleidet", proteſtiert ...

ſche Demokratie umzuwandeln, muß eine ſozialiſtiſche Außenpolitik betreiben, wenn ſie ihre innenpolitiſchen Ziele erreichen will. Sie darf ſich darum nicht auf die Geleiſe einer amerikaniſchen Außenpolitik manövrieren laſſen, die darauf abzielt, die kapitaliſtiſchen Gehege vor dem Eindringen des Sozialismus zu ſchützen. Ein Einſchwenken auf dieſe Linie müßte ſie in Widerſprüche verwickeln, die den weſentlichen Zielen der Regierung Mr. Attlees zum Verhängnis würden.»

Das iſt durchaus richtig gedacht. Aber tatſächlich läßt ſich eben die Labourregierung doch immer mehr auf die Geleiſe einer höchſt bedenklichen, ſicherlich nicht ſtark ſozialiſtiſch orientierten, amerikaniſchen Außenpolitik manövrieren. Nicht ohne verſtändlichen Grund! Die *wirtſchaftliche Lage* Englands wird ja zuſehends ſchlechter. Trotz allen Einſchränkungen und Entbehrungen, die es ſich auferlegt, führt Großbritannien im Vergleich zu ſeinem Export immer noch viel zu viel ein. Die letztjährige amerikaniſche Anleihe half zwar bisher das daraus entſtehende Defizit ausgleichen. Aber mit dieſen Dollars wird es ziemlich bald zu Ende ſein, und da der britiſche Export angeſichts der übermächtigen amerikaniſchen Konkurrenz vorerſt nicht genug Geld ins Land hereinbringen kann, ſo wird England nur noch die Wahl haben, entweder den Riemen *noch* enger zu ſchnallen oder aber einen neuen amerikaniſchen Kredit, diesmal wohl im Rahmen des Marshall-Planes, nachzuſuchen. Vielleicht wird es auch beide Möglichkeiten probieren. Auf jeden Fall nähert ſich Großbritanniens Volks- und Staatswirtſchaft raſch einer kritiſchen Lage, und wenn die Anzeichen nicht ſehr täuſchen, ſo wird ſich die Labourregierung vor allem dadurch zu helfen ſuchen, daß ſie ſich *noch* ſtärker auf Amerika ſtützt als bisher. Die Eilfertigkeit, mit der Bevin das von Marſhall ausgeworfene Rettungsſeil (oder iſt es vorerſt nur ein Strohhalm?) ergriffen hat, deutet ebenſo beſtimmt in dieſer Richtung wie Bevins jüngſter Ausſpruch: «Solange ich an der Spitze des Außenminiſteriums ſtehe, wird Großbritannien aufs engſte mit den Vereinigten Staaten zuſammenarbeiten.»

Das heißt aber, daß England keinen Anſpruch mehr darauf macht, einen eigenen außenpolitiſchen Weg zu gehen, ſondern — wenn auch reſigniert — bereit iſt, den amerikaniſchen Weg mitzugehen. Es wird ſeine weltpolitiſchen Stellungen nicht ſoweit abbauen, daß Amerika dadurch in ernſtliche Verlegenheit käme, obwohl ihre Aufrechterhaltung auch nur in dem heutigen, gegen früher ſo gewaltig verminderten Maße mehr und mehr *über* ſeine Kraft geht. Es wird in der Deutſchlandpolitik wie überhaupt in der Organiſierung eines rußlandfreien Weſteuropa grundſätzlich auf Seiten Amerikas ſtehen. Es wird ſich aber auch in ſeiner inneren Politik beſinnen, wie weit es mit der Sozialiſierung noch gehen kann, ohne den großen Freund und Geldgeber jenſeits des Ozeans allzuſehr vor den Kopf zu ſtoßen. Kurz, es

wird in allen entſcheidenden Dingen die Initiative den Vereinigten Staaten überlaſſen und ſich darauf beſchränken, an eigener Aktion ſoviel zu retten, wie unter den gegebenen Umſtänden eben noch möglich iſt. Man mag das bedauern, mag finden, daß ebenſo wie England auf Amerika, ſo auch Amerika auf England angewieſen iſt, und ſich insbeſondere an die alte Wahrheit erinnern, daß der Schuldner den Gläubiger oft mehr in der Hand hat als dieſer den Schuldner. An der Tatſache ſelber, daß ſich das Verhältnis England-Amerika mehr und mehr in der angedeuteten Richtung entwickelt, iſt kein Zweifel mehr möglich.

Kein Wunder aber, daß radikal denkende Engländer immer tiefer von der Notwendigkeit einer völligen Umkehr der britiſchen Außenpolitik durchdrungen werden. F. A. Lea zum Beiſpiel, der Redaktor der antimilitariſtiſchen «Peace News», ſetzt ſich kräftig dafür ein, daß England ſeine weltpolitiſche *Neutralität* erklären und bis auf die Aufrechterhaltung einer bloßen Polizeimacht für innere Ordnungszwecke völlig *abrüſten* ſolle.

„Ich bin", ſo ſagte Lea, „nicht ſo ſanguiniſch, daß ich annähme, unſere Neutralität würde geachtet werden, wenn zwiſchen den beiden Erdhälften Krieg ausbrechen ſollte. Aber ein neutrales, abgerüſtetes England würde klarerweiſe nicht in größerer Gefahr ſtehen als ein bewaffnetes. Und was für Großbritannien, das gilt auch für alle anderen Länder Weſteuropas. Sie haben nichts zu verlieren durch die Abrüſtung — nichts als ihre Ketten.

Hingegen hätten ſie viel zu gewinnen. Denn während ein Vereinigtes Europa, ſo wie Churchill (und vielleicht Truman) es auffaßt, notwendigerweiſe wie ein ſowjetgegneriſcher Block ausſähe und es vielleicht auch wäre, könnte ein neutrales, abgerüſtetes Europa das in keiner Weiſe. Die Verwendung ſeiner Arbeits- und Wirtſchaftskräfte zu aufbauenden Zwecken ſtatt zu Rüſtungen würde es nicht allein inſtand ſetzen, den Kommunismus in Schranken zu halten, ſondern es gleichzeitig ſogar von den Vereinigten Staaten wirtſchaftlich weniger abhängig machen, als das gegenwärtig der Fall iſt.

Ich glaube, Rußland wie Amerika würden die Neutralität eines ſolchen Europa oder Großbritannien bereitwillig garantieren, wenn auch nur in Anerkennung der offenbaren Tatſache, daß keines von beiden dem anderen deſſen Beſetzung erlauben würde, ohne damit einen Krieg heraufzubeſchwören ... Wenn aber der unmögliche Fall einträte und Rußland oder Amerika ruhig zuſähe, wie der andere Europa verſchlänge, ſo würde ein derart ‚friedlich' beſetztes Europa weit beſſere Ausſicht haben, ſeine Kultur zu retten, als wenn es zuvor in einem hoffnungsloſen Verſuch zu bewaffnetem Widerſtand atomiſiert worden wäre."

Was insbeſondere auch für die *Schweiz* gilt! Aber wer hört heute noch auf ſolche Stimmen, aus denen die natürlichſte Vernunft ebenſo deutlich ſpricht wie das wache und erſchütterte Gewiſſen?

Frankreich im Kampf In der verſchärften Auseinanderſetzung zwiſchen Rußland und den angelſächſiſchen Mächten hat die Franzöſiſche Republik noch nicht endgültig Stellung genommen. Wohl hat ſich ihre Regierung in der letzten Zeit immer deutlicher auf die Seite Englands und beſonders Amerikas ge-

ſtellt, auf das es auch materiell aufs ſtärkſte angewieſen bleibt; aber die Rolle, die es auf dem internationalen Plan ſpielen wird, hängt ſchließlich wohl doch vom Ergebnis des *innerpolitiſchen* Kampfes ab, in den es ſich jetzt verwickelt ſieht.

Den Hintergrund dieſes Kampfes bildet die große wirtſchaftliche und ſoziale Not, unter der das franzöſiſche Volk ſeit ſeiner Ausplünderung durch die Deutſchen leidet, eine Not, die mit der Befreiung von der Fremdherrſchaft keineswegs verſchwunden iſt. Mit dieſer Befreiung verbindet ſich ja eine eigentliche Tragödie. Die Hoffnung auf eine nationale Erneuerung, die der Vertreibung der Deutſchen folgen werde, iſt elendiglich enttäuſcht worden; die alten Mächte, vor allem die kapitaliſtiſch-klerikale Reaktion, haben Schritt für Schritt den verlorenen Boden zurückerobert; die Vierte Republik iſt — abgeſehen von der Faſſade — nicht viel anderes als die Geſchäftsnachfolgerin der Dritten, mit all ihren Schwächen, Fehlern und Laſtern.

Bei dieſer Reſtaurierung des ancien régime hat *amerikaniſcher* Einfluß auf beſonders verhängnisvolle Weiſe mitgewirkt. Schon die Botſchafter Bullitt und Leahy hatten da vor und während der Beſetzung tüchtig vorgearbeitet; das Kernſtück der amerikaniſchen Intervention zugunſten der franzöſiſchen Rechten bildet aber, wie Walter Gyßling in der «Roten Revue» darlegt, «jenes Abkommen mit de Gaulle, wonach die proviſoriſche Regierung den Verwaltungsapparat Vichys zu übernehmen habe». «Nach der Befreiung oder, wie manche Franzoſen ſagen, unter der amerikaniſchen Beſetzung des Landes, hat dann das Zuſammenſpiel zwiſchen franzöſiſcher und amerikaniſcher Bourgeoiſie gegen die ſoziale Erneuerung Frankreichs in mannigfaltiger Form ſeine Fortſetzung genommen» — zuletzt durch die mehr oder weniger direkten Ausſtrahlungen, die von den Weltbankkrediten auf die franzöſiſche Innenpolitik und die Zuſammenſetzung der franzöſiſchen Regierung ausgegangen ſind.

Die Lage, die dadurch entſtanden iſt, ſpiegelt ſich beſonders klar in der Behandlung der *Preis-Lohn-Frage* wider, die jetzt im Mittelpunkte des innerfranzöſiſchen Kampfes ſteht. Auf dem Boden des herrſchenden Wirtſchaftsſyſtems iſt dieſe Frage natürlich nur in kapitaliſtiſchem Sinne zu «löſen». Das heißt: da der Kapitalgewinn nicht geſchmälert werden darf, ſo ſind Lohnerhöhungen, welche die Preisſteigerung einigermaßen ausgleichen ſollen, grundſätzlich nur bei neuen Preisſteigerungen «tragbar»; denn die andere Möglichkeit, die Preiſe zu ſenken und dadurch Lohnerhöhungen überflüſſig zu machen, käme einer Stärkung der Kaufkraft und damit der ſozialen Stellung der Arbeiter und Angeſtellten gleich und iſt deshalb für die kapitaliſtiſche Klaſſe ebenfalls ausgeſchloſſen.

Die Aufgabe einer Regierung, die keine grundlegenden ſozialen Veränderungen will, kann unter ſolchen Umſtänden nur die ſein, die

Durchführung der «Geſetze» der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft zu ſichern unter Vermeidung allzu ſtoßender Härten für die Lohnempfänger. Das iſt denn auch die Rolle, die jetzt das Kabinett Ramadier ſpielt, wobei es freilich dem linken Flügel der Sozialiſten, der an den beiden letzten Parteitagen bis nahe an die Mehrheit herankam, immer unbehaglicher zumute wird. Die Kommuniſten wollten bei dieſem Spiel von vornherein nicht mitmachen und traten deshalb aus der Regierung aus, ohne aber ſtark genug zu ſein, ja wahrſcheinlich ohne auch nur den feſten Willen zu haben, von außen her, geſtützt auf die Arbeiter- und Angeſtelltenſchaft, eine revolutionäre Umgeſtaltung von Staat und Wirtſchaft herbeizuführen. Sie haben ſich damit glücklich zwiſchen Stuhl und Bank geſetzt und werden ſich wohl vergeblich bemühen, wieder in eine Regierung hineinzukommen, deren Träger froh ſind, die Kommuniſten vermeintlich ſo billigen Kaufes losgeworden zu ſein. Vermeintlich, ſagen wir; denn in Wirklichkeit wird ja wohl der Preis für die Ausſchaltung der Kommuniſtiſchen Partei, hinter der die große Maſſe der politiſch und gewerkſchaftlich organiſierten franzöſiſchen Arbeiterſchaft ſteht, die Aufrichtung eines offen autoritär-kapitaliſtiſchen Regimes ſein, auf deſſen Kommen alles hindeutet, nicht zuletzt auch das merkwürdige «Komplott gegen die Vierte Republik», das jüngſt aufgedeckt worden iſt, und deſſen Urhebern außer reichen Geldmitteln eine Truppe von nicht weniger als 25 000 Mann zur Verfügung geſtanden haben ſoll. Der Anſchluß Frankreichs an den angelſächſiſchen Block wird dann jedenfalls keine Hinderniſſe mehr auf ſeinem Weg finden[4]).

Und Deutſchland? Wo iſt nun aber der Platz *Deutſchlands* in dem großen Ringen zwiſchen Oſt und Weſt? Sein *natürlicher* Platz wäre der eines Ausgleichers und Vermittlers zwiſchen den beiden Welten, wie das ſeiner vom Erſten Reich bereits deutlich erfaßten europäiſchen Lage und Aufgabe entſpräche. Aber

---

[4]) Es freut mich, in dieſem Zuſammenhang auf das Erſcheinen der erſten Nummer des „*Socialiste Chrétien*“ hinweiſen zu können, des neuen Monatsblattes der religiöſen Sozialiſten Frankreichs, die unſerer im letzten Jahre in Konolfingen wieder aufgerichteten Internationale angeſchloſſen ſind. Sein Motto iſt: „Revolutionär, weil Chriſt“, und im einführenden Artikel heißt es: „In dieſer Epoche, da der Kapitalismus jeden Tag ſeine Schädlichkeit offenbart, da der Profitantrieb alle Tätigkeiten verdirbt, da die menſchliche Perſon durch die Herrſchaft der Wirtſchaftskräfte verſklavt wird, glauben wir, daß ein Chriſt nur revolutionär ſein kann und verpflichtet iſt, gegen das beſtehende Regime einen erbarmungsloſen Kampf zu führen. An Stelle der Privilegienherrſchaft, die den Klaſſenkampf unvermeidlich macht, wollen wir eine brüderliche, klaſſenloſe Geſellſchaft, in der alle Menſchen die gleichen Möglichkeiten haben, ihre beſten Anlagen und Kräfte zu entfalten.“ Man ſieht, worauf es unſeren franzöſiſchen Freunden in erſter und letzter Linie ankommt!

Deutſchland iſt ja, unter dem Einfluß des preußiſchen Gewaltſtaates, der ſich inzwiſchen gebildet hatte, im Zweiten und vollends im Dritten Reich von dieſer ſeiner föderativen Aufgabe gänzlich abgefallen und zur Strafe nun in einem derartigen Maße das Opfer der europäiſchen Zerriſſenheit geworden, daß es zur ſelbſtändigen Geſtaltung ſeines Schickſals vorläufig überhaupt nicht mehr fähig zu ſein ſcheint. Dieſen Eindruck bekommt man beſonders ſtark aus den Antworten auf eine große Rundfrage, die *«Esprit»* unter Deutſchen aller Schichten und Bekenntniſſe veranſtaltet hat, und die im Juniheft der wertvollen franzöſiſchen Zeitſchrift geſammelt ſind. Zwei oder drei Hinweiſe müſſen hier genügen.

Der *Weſten* und ſeine Demokratie wird im allgemeinen vom deutſchen Volk enttäuſcht, verbittert oder zyniſch abgelehnt. «Die Methoden, die gegenwärtig das Geſchick Deutſchlands durch Vermittlung des Kontrollrates beſtimmen, unterſcheiden ſich kaum von den Nazimethoden», ſo lautet eine typiſche Aeußerung. «Verbot von Kritiken an der Regierung, Preſſeknebelung, Aufhebung des Telephon- und Briefgeheimniſſes, Ausnahmegerichte, die drakoniſche Strafen ausſprechen, Denunziationen, willkürliche Verhaftungen und Abſchub in die Konzentrationslager, kurz Willkürherrſchaft auf der ganzen Linie — alles haben wir, was ſo viel Haß gegen das deutſche Naziregime erregt hatte.» Was inſoweit natürlich ungerecht iſt, als Deutſchland zur Zeit autoritär regiert werden *muß;* ihm das Selbſtbeſtimmungsrecht zu geben, hieße nicht die Demokratie verwirklichen, ſondern einen neuen, mit elementarer Macht hervorbrechenden Nazismus entfeſſeln.

Auf der andern Seite herrſcht gegenüber dem *Kommunismus* und der Sowjetunion überall in Deutſchland eigentlicher Haß und tiefer Abſcheu, geſteigert durch die Abtrennung des deutſchen Oſtens und die Vertreibung der dort anſäßig geweſenen Bevölkerung[5]). Aber, ſo

---

[5]) Daß zu dieſer Stimmung auch die Weſtalliierten einiges beigetragen haben, ſteht außer Zweifel. Einem Privatbrief aus Berlin, der von einem ſehr kompetenten britiſchen Beobachter ſtammt, entnehme ich die folgende Stelle: „Die Richtlinien, die unſere Verwaltung in der engliſch-amerikaniſchen Zone herausgibt, unterſtützt von der faſt einmütigen Stimme der Weltpreſſe, haben ſicher eines erreicht: die Rehabilitierung des deutſchen Volkes, dem ſie bei der Wiederbelebung des Nazismus ſicher helfen. Das deutſche Volk ſagt tatſächlich: Jetzt gebt ihr zu, daß ihr einen Fehler gemacht habt. Unſer Führer hatte recht. Die Bolſchewiki ſind der Feind des Menſchengeſchlechtes. Wir trugen die Hauptlaſt des Kampfes, und infolgedeſſen ſind unſere Städte zerſtört und unſere Länder uns genommen worden. Wir leiden Hunger. Was tut aber ihr dagegen? — Die Deutſchen ſind tatſächlich von Verbrechern zu Märtyrern aufgeſtiegen. Was immer möglich iſt, um irgendeine Handlung Rußlands falſch darzuſtellen, das wird getan. Und doch geht aus unſeren perſönlichen Nachforſchungen hervor, daß Rußland nichts getan hat, was mit dem verglichen werden könnte, was wir in Griechenland getan haben. Man ſtelle ſich vor, daß wir eine Regierung unterſtützen, die erſt vor 14 Tagen drei Frauen hin-

meint ein hochgeſtellter deutſcher Politiker, das kann ſich ändern. Die Lage in den weſtlichen Zonen entwickelt ſich derart, daß ſich den Kommuniſten erhebliche Ausſichten eröffnen. «Außerdem ſtellt Rußland für Deutſchland den beſten Wirtſchaftspartner dar, und Deutſchland wird dank ſeiner Intelligenz und ſeinem Arbeitswillen in einem von Rußland beherrſchten Europa einen hervorragenden Platz einnehmen. Rußland wird ſich in fünf oder ſechs Jahren erholen können (?), und dann könnte man die Möglichkeit eines bewaffneten Zuſammenſtoßes ins Auge faſſen. Die Ruſſen werden den Rhein überſchritten haben, bevor die angelſächſiſchen Truppen Zeit gehabt haben, eine aktive Verteidigung zu organiſieren. Es ſieht nicht ſo aus, als werde die franzöſiſche Armee allein die Flut der ruſſiſchen Armeen aufhalten können, ſo daß dann eben ganz Weſteuropa von den Ruſſen überſchwemmt werden wird.»

Wir sind gewarnt! So ſtoßen wir auch auf dieſer Linie wieder auf die Frage, die ſich uns ſchon bei der Auseinanderſetzung mit der Truman-Doktrin und dem Marſhall-Plan immer wieder geſtellt hatte: Was muß geſchehen, damit der kataſtrophale Zuſammenſtoß zwiſchen Oſt und Weſt, deſſen Folgen bei einem Wiederausbruch des deutſchen Nationalismus doppelt fürchterlich werden müßten, *nicht* eintritt? Wenn Mittel- und Weſteuropa *nicht* bolſchewiſiert, nicht doch noch nazifiziert werden ſoll, was müſſen dann ſeine Völker und ſeine Freunde in andern Weltteilen tun, um die Gefahr, die ſie fürchten, abzuwehren?

Und wiederum müſſen wir antworten, wie wir ſchon ſo manchesmal geantwortet haben: Es genügt nicht, ja es iſt ſogar das Verkehrteſte, was man tun könnte, dieſe Gefahr recht grell an die Wand zu malen, ſich einfach für die Erhaltung der ſtaatsbürgerlichen und perſönlichen Freiheiten und der Schätze der abendländiſchen Kultur zu entflammen und zum Kreuzzug gegen den «aſiatiſchen Deſpotismus» aufzurufen mit dem Schlachtgeſchrei: «Völker Europas, wahret eure heiligſten Güter!» Hinter dieſem ganzen Getöſe ſtehen ja als tätigſte Antreiber Mächte, die alles andere, nur kein Recht haben, ſich als Vorkämpfer von Freiheit, Kultur und Menſchenrecht zu gebärden.

---

richten ließ, darunter eine junge Lehrerin, weil ſie das Verbrechen begangen hatten, junge Männer zur Auflehnung gegen eine Regierung zu ermutigen, die ſolcher Schandtaten fähig iſt." — Soweit der Brief aus Berlin. Neuerdings wird aus Athen gemeldet, daß die griechiſche Regierung in ihrer Ausrottungsaktion gegen die „Kommuniſten" (in Wahrheit: die nur zu einem geringen Teil aus Kommuniſten beſtehende aktive Widerſtandsbewegung) fortfahre und ſich die ausdrückliche Zuſtimmung der angelſächſiſchen Mächte dazu geſichert habe.

Wie ein politiſcher Kommentator der «Peace News» unlängſt zutreffend ſchrieb:

„Ueber die tiefere Frage, ob die amerikaniſche Finanz die weſtliche Kultur retten könne, mache ich mir keine Illuſionen ... Die Vereinigten Staaten ſind wie England, Frankreich und Deutſchland durch einen verzehrenden Materialismus verdorben und ausgehöhlt worden. Der amerikaniſche Kapitalismus iſt ein Gemengſel widerſtreitender Intereſſen, die beſtändig auf der Lauer nach der großen Chance liegen. Seine Rückſichtsloſigkeit iſt erſchreckend. Jedes Gebiet in den Vereinigten Staaten hat ſeine Finanzräubergeſchichten, während die Macht des Geldes über die öffentliche Meinung, ausgeübt durch Preſſe, Kino, Radio und oft durch kulturelle und religiöſe Einrichtungen, den Menſchengeiſt durch Vervielfachung der Begierden verkrüppelt hat. Und was England betrifft — iſt nicht ſein Streben nach Produktionsſteigerung durch die Ausſicht und das Verlangen nach einem geldmäßig hohen Lebensſtand veranlaßt? Eben dieſer Materialismus aber hat uns in die gegenwärtige Sackgaſſe geführt. Kann man aus ihr durch das gleiche Uebel herauskommen, das in ſie hineingeführt hat? Die Rettung liegt national und international in der Annahme geiſtiger Werte als der oberſten Lebenszwecke."

Konkret geſprochen: Solange Europa und Amerika an der kapitaliſtiſchen Beſitz- und Produktionsordnung feſthalten und das «freie Unternehmertum», den freibeuteriſchen Individualismus als Ideal verherrlichen, iſt die Völkernot nicht zu beheben, iſt der Krieg nicht aus der Welt zu ſchaffen, ſind Freiheit und Menſchenrecht niemals zu ſichern. Der Sieg über den Faſchismus hätte darum zum Sieg auch über den Kapitalismus, mindeſtens in der Alten Welt, ausgenützt werden ſollen, wenn *gründliche* Arbeit geleiſtet werden wollte. Die herrſchenden Klaſſen haben das in weiſer Vorausſicht hintertrieben. Statt einen Weltkampf gegen den Kapitalismus und den von ihm ausgehenden Imperialismus ſich entwickeln zu laſſen, haben ſie den Weltkampf gegen den Kommunismus und gegen die Sowjetunion proklamiert — und ein nicht geringer Teil der Sozialiſten und Chriſten aller Länder iſt darauf hineingefallen. So droht nun eben, wenn nicht die Umkehr rechtzeitig einſetzt, die fällige ſoziale Umwälzung in einer Geſtalt zu kommen, die weder den freiheitlichen Sozialiſten noch den ernſthaften Chriſten gefallen kann. Aber ſie werden ſich dann beide wohl oder übel, im Bewußtſein ihres Verſagens, damit abfinden und nachträglich dem amerikaniſchen Prediger *Pierre van Paaßen* recht geben müſſen, der in einer weitverbreiteten, aufſehenerregenden Kanzelrede dieſes Frühjahr in Boſton ſagte:

„Profeſſor Ragaz, der große ſchweizeriſche Unitarier und Kämpfer für das Reich Gottes auf Erden, fragte mich einmal: ‚Wiſſen Sie, warum Marx kam? Marx kam, weil Chriſtus nicht kommen *durfte*.' Und ich ſage Euch heute: Wenn die Kirche Chriſti jetzt, in dieſer bedeutſamen Stunde, ihrem Meiſter nicht zu folgen wagt, um den Preis unaufhörlichen Aufwandes von Kraft, Schweiß, Blut und Tränen, ja um den Preis des Kreuzes und neuer Katakomben und Verfolgungen, wenn ſie nicht ihr Aeußerſtes tut, um den Traum und das Ideal des Reiches Gottes auf Erden jener alten Ordnung entgegenzuſetzen, die Krieg und Elend ebenſo natürlich und regelmäßig hervorbringt, wie der Regen Giftpilze im Wald hervorbringt, ſo werden es eben andere tun. Und dieſe anderen werden dann, wie man ſie auch heißen und

etikettieren mag, ob Ungläubige oder Antichriſten oder Satansbrut, in Wirklichkeit die Militia Chriſti ſein, das heißt die Kraft, die durch ihren Gerechtigkeitsſinn und ihre Liebe und ihren Opfergeiſt das Werk vollenden wird, das Jeſus mit ſeinem Tod auf Golgatha begonnen hat."

Wer Ohren hat zu hören, der höre!
10. Juli. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Ein Ruck nach vorwärts ... Noch immer ſchwingt etwas von der Freude, die wir am Abend des 6. Juli empfanden, in den Aeußerungen der öffentlichen Meinung über die Annahme der *Alters- und Hinterbliebenenverſicherung* nach. Und mit Recht! Wir hatten eine *wuchtige* Bejahung der Vorlage gewünſcht und erwartet; aber die geradezu *überwältigende* Mehrheit, die das Geſetz tatſächlich gefunden hat, war doch für uns alle eine freudige Ueberraſchung und ein Lichtblick in dem Dunkel, das ſonſt über unſerer Lage gebreitet iſt. Für dieſen Durchbruch ſolidariſcher Geſinnung im Schweizervolk — denn der bloße Appell an den Eigennutz hätte niemals ausgereicht, um die Vorlage zum Sieg zu führen, ja er ſtellte eine ernſte Gefahr für ſie dar — ſind wir herzlich dankbar; es hat ſich gegen früher doch einiges geändert in unſerem politiſchen Klima!

Nun aber heißt es: Nicht ſtehen bleiben, ſondern den Ruck nach vorwärts, der geſchehen iſt, zur weiteren Ausgeſtaltung und Befeſtigung der ſozialen Sicherheit ausnützen! Ich denke dabei an Dinge wie die Invalidenverſicherung, die Mutterſchaftsverſicherung, die Reviſion der Arbeitsloſen- und Krankenverſicherung ſowie der Altersverſicherung ſelber (im Sinne der Erhöhung der Renten), überhaupt an all das, was ein ſchweizeriſcher Beveridgeplan in ſich ſchließen müßte. Laſſen wir ja nicht die Vorſtellung aufkommen, das Volk habe mit der Annahme dieſes «größten Sozialwerkes aller Zeiten» (wie ſich ein Arbeiter in einer Zuſchrift an eine Zeitung ausdrückte) eine Höchſtleiſtung ſozialpolitiſchen Reformwillens vollbracht, die in vielen Jahrzehnten nicht mehr überboten werden könne. Nein, es war wirklich nur eine *Mindeſtleiſtung,* die von ihm verlangt wurde, und wir werden noch vor ganz anders umwälzende Aufgaben geſtellt werden, wenn wir den Notwendigkeiten unſeres Gemeinſchaftslebens wirklich gerecht werden wollen. Rufen wir darum den Solidaritätswillen des Volkes weiterhin kräftig zur Tat auf und machen wir insbeſondere der öffentlichen Meinung klar, daß die Altersverſicherung und die

Sozialpolitik ganz allgemein unzulänglich und ſtets gefährdet bleiben muß, ſolange ſie nicht durch eine im Gleichgewicht gehaltene, *kriſenfreie Wirtſchaft* unterbaut iſt. Wenn in ein paar Jahren wieder große Arbeitsloſigkeit kommt, die die privaten Erſparniſſe aufzehrt, und Geldentwertung die Verſicherungsfonds annagt ſowie die Kaufkraft der Renten vermindert, wird die heutige Freude über das Gelingen des Verſicherungswerkes ganz anderen Gefühlen Platz machen!

Ob die neuen *Wirtſchaftsartikel* der Bundesverfaſſung, die am vergangenen Sonntag zweifellos nur dank ihrer ſchlauen Verkoppelung mit dem Verſicherungsgeſetz angenommen worden ſind, wenn auch mit ſchwachem Mehr, ob dieſe neuen Artikel genügen werden, um eine wirkliche, energiſche Konjunkturlenkung zu ermöglichen, das muß aufs ſtärkſte bezweifelt werden. Sie mögen gewiſſen ſoweit ganz nützlichen planwirtſchaftlichen und ſozialpolitiſchen Vorkehrungen die geſetzliche Grundlage geben (ſofern man ſie überhaupt treffen *will*), mögen insbeſondere auch die kommende Agrargeſetzgebung auf verfaſſungsmäßig einwandfreien Boden ſtellen (obwohl man das auch auf andere Weiſe hätte tun können) — aber gerade das, was jetzt vor allen Dingen nottut, die durchgreifende Neugeſtaltung unſeres ganzen Wirtſchaftsſyſtems, das werden ſie nicht fertig bringen, *ſollen* es ja auch gar nicht. Sie ſollen wohl die Illuſion erwecken, daß jetzt etwas Rechtes geſchehen werde und daß man dem wirtſchaftlichen Liberalismus den Rücken gekehrt habe, aber daß ihre Väter irgendwie die Hand dazu bieten würden, ein neues, plan- und gemeinwirtſchaftliches Regime aufzurichten, das wäre eine ganz phantaſtiſche Vorſtellung. Ihre Annahme iſt darum eher ein Schaden als ein Gewinn; Einſchläferungsmittel haben wir ſchon ohnehin mehr als genug und brauchen darum nicht noch eine weitere Doſis Opium für das Volk. Aber eben, dieſes Volk hat ja mit der Verwerfung der Initiative für Wirtſchaftsreform und Rechte der Arbeit ſelbſt gezeigt, daß es radikale Maßnahmen gar nicht will; und daß die halbe Million Stimmen, welche die Wirtſchaftsartikel verworfen haben, im Bundeshaus als neue Warnung vor aller Planwirtſchaft gerne zur Kenntnis genommen worden ſind, das hat man uns obendrein gleich mit aller wünſchenswerten Klarheit verſichert.

... und einer nach rückwärts

War die Gutheißung der Alters- und Hinterbliebenenverſicherung durch das Volk (diesmal kann man ja wirklich vom Volk reden, das geſprochen habe) das erfreulichſte politiſche Ereignis der Berichtszeit, ſo muß die Bewilligung für den Ankauf von *75 Armeeflugzeugen* durch den Nationalrat als das unerfreulichſte Ereignis bezeichnet werden. Denn mit dieſer Krediterteilung iſt ja grundſätzlich bereits die ganze Richtung unſerer Militärpolitik für die kommende Zeit feſtgelegt worden,

und zwar im Sinne der hemmungsloſen Neuaufrüſtung, wie ſie das bekannte Programm der Schweizeriſchen Offiziersgeſellſchaft vorſorglich ſchon im Jahr 1944 gefordert hatte.

Das iſt eine Tatſache von ernſteſter Bedeutung. Erinnern wir uns daran, wie beſtürzt man überall im Lande herum war, als der Bundesrat für das Jahr 1946, das erſte Friedensjahr, den eidgenöſſiſchen Räten ein Militärbudget vorzulegen wagte, das nicht weniger als 811 Millionen Franken Ausgaben vorſah. Die ſozialdemokratiſche Fraktion machte ſich damals zum Sprecher der Volksmeinung, indem ſie die Zurückweiſung des Militärbudgets an den Bundesrat forderte mit der Begründung, daß die Rüſtungsausgaben nicht nur viel zu hoch im Verhältnis zur finanziellen Leiſtungsfähigkeit des Bundes ſeien, ſondern auch im Hinblick auf die Umwälzung der Kriegstechnik an und für ſich einen fragwürdigen Charakter hätten. *«Hat die ſchweizeriſche Rüſtung überhaupt noch einen Sinn?»* fragte (in der Sitzung vom 18. Dezember 1945) der ſozialdemokratiſche Hauptredner. «Iſt nun überhaupt noch die Verteidigung eines Landes möglich, wie wir es ſind? Iſt durch die modernen Mittel des Krieges, vor allem in ſeinem letzten Stadium, nicht ein Zuſtand eingetreten, der es den kleinen Ländern verunmöglicht, eine ſelbſtändige Verteidigung zu organiſieren? Hat nicht die Atombombe von Hiroſhima nicht bloß Hiroſhima zerſtört, ſondern auch die Landesverteidigung aller kleinen Staaten? ... Haben wir ſchon eine klare Geſamtkonzeption unſerer möglichen künftigen Verteidigung? Haben wir eine klare Vorſtellung deſſen, was bei künftigen Konflikten und bei der künftigen Entwicklung der Kriegswaffen für eine Verteidigung unſeres Landes überhaupt noch möglich iſt? ... Was wir zur Neuorganiſation unſerer Landesverteidigung verlangen müſſen, iſt eine unité de doctrine; ohne dieſe iſt der ganze Aufbau unſerer militäriſchen Organiſation zum vorneherein problematiſch.»

Von ſolchen Erwägungen vernimmt man heute nichts mehr. Auch der Antrag des Bundesrates auf Anſchaffung einer Serie modernſter Jagdflugzeuge (urſprünglich 100 Stück) begegnete im Nationalrat keiner grundſätzlichen Oppoſition; die Diskuſſion ging lediglich um techniſche Einzelheiten und finanzielle Fragen — und auf dieſem Boden hatten natürlich die «Fachleute» (denen man bekanntlich, nach einem franzöſiſchen Wort, die Landesverteidigung niemals überlaſſen darf) gewonnenes Spiel. Die Verminderung der Zahl der zu kaufenden Flugzeuge auf «nur» 75 war der einzige Erfolg, den die Oppoſition buchen konnte.

Und auch der wird nicht von Dauer ſein. Denn daß die Fachleute bald mit neuen, «unabweisbaren» Forderungen kommen werden; daß die heute «neueſten» Modelle ſchon in wenigen Jahren veraltet ſein werden; daß es in der Kriegsrüſtung überhaupt keinen Stillſtand geben

kann, wenn man ſich überhaupt einmal auf das Wettrennen um die modernſten Waffen und Einrichtungen eingelaſſen hat, das ſteht ja von vornherein feſt. Der Zehnjahresplan für die Steigerung der ſchweizeriſchen Kriegsrüſtung, den der Generalſtab in Auftrag bekommen hat, wird darum ausgeführt werden, und wenn die Welt zugrundegehen ſollte. Unſere Militärs ſind einfach, wie «Servir» letzthin bemerkte, «von der rieſigen kontinentalen Macht der Sowjetunion geblendet und hypnotiſiert» und tragen einen «ſchwarzen Peſſimismus» in bezug auf die weitere Entwicklung der internationalen Lage zur Schau — den gleichen Zweckpeſſimismus, dem auch die amerikaniſchen Militärs huldigen, um *ihre* Rüſtungsforderungen durchzudrücken.

Wohin ſoll das alles aber führen? Die zunehmende Militariſierung der Schweiz iſt wahrlich kein Hirngeſpinſt, ſondern eine Tatſache und eine ſchwere Gefahr, der ſich freilich nur wenige an verantwortlicher Stelle ſtehende Menſchen bewußt ſind. Sie dem Volke klar vor Augen zu führen und jene «klare Geſamtkonzeption unſerer möglichen künftigen Verteidigung» herauszuarbeiten, der im Nationalrat gerufen wurde, muß darum viel mehr als bisher eines unſerer dringendſten Anliegen ſein. Es *muß* doch endlich einmal die Wahrheit durchdringen, daß es nicht «Wagen und Roſſe», nicht unſere Armee und ihre Schlagfertigkeit waren, welche die Schweiz davor bewahrt haben, in den Krieg hineingeriſſen zu werden; daß in einem künftigen Krieg die bewaffnete Neutralität erſt recht nicht unſere Rettung ſein könnte; daß unſere Sicherheit nur noch in der *Verhinderung* einer neuen Weltkataſtrophe liegt und es darum unſere Pflicht iſt, an der Schaffung eines Syſtems kollektiver Kriegsabwehr ohne Vorbehalt mitzuarbeiten. Daß ſich die Schweiz an den kulturellen, techniſchen und wirtſchaftlichen Organiſationen der Vereinten Nationen beteiligt, daß ſie dem Internationalen Gerichtshof beitreten und nun auch bei der Aufſtellung eines europäiſchen Wiederaufrichtungsplanes mitmachen will, das iſt gewiß löblich und nützlich; aber die entſcheidende Probe auf ihren Willen zur internationalen Solidarität bleibt immer ihre Bereitſchaft, an der eigentlichen, direkten Kriegsverhinderung mitzuwirken. Solange ſie das ablehnt und ſich hinter ihrer nationalen Souveränität (genannt ewige Neutralität) verſchanzt, um nicht das «Einer für alle» wahr machen zu müſſen, das jetzt dann wieder bei allen Auguſtfeiern in den Mund genommen werden wird, ſolange verſäumt ſie die elementarſte Pflicht gegen ſich ſelber, eine Pflicht, über die ſie ſich auch durch die Bewilligung noch ſo vieler Millionen für eine Landesverteidigung «aus eigener Kraft» nicht beliebig lang mehr wird hinwegtäuſchen können.

11. Juli. *Hugo Kramer.*

Einladung zum Ferienkurs

im Hotel Fürigen am Bürgenſtock,
von Montag, 13. Oktober bis Samstag, 18. Oktober 1947

Naturwissenschaft, Philosophie und Religion im Lichte des Reich-Gottes-Glaubens

Montag, 13. Oktober: *Naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung und Gottesglaube.* Referent: Dr. Erwin Lejeune, Kölliken.
Dienstag, 14. Oktober: *Das neue Weltbild in der Phyſik.* Referent: Dr. Rudolf Stössel, Rorſchach.
Mittwoch, 15. Oktober: *Recht und Unrecht der materialiſtiſchen Geſchichtsbetrachtung.* Referent: Pfr. R. Lejeune, Zürich.
Donnerstag, 16. Oktober: *Was wollen und können uns die Philoſophen ſagen?* Referentin: Margarethe Susman, Zürich.
Freitag, 17. Oktober: *Pſychologie, Pſychiatrie und Gottesglaube.* Referent: Prof. Dr. Walter Gut, Zürich.
Samstag, 18. Oktober: *Weltanſchauung, Religion und Gottesglaube.* Referent: Pfr. Otto Hürlimann, Zürich.

Leitung des Kurſes: Pfr. Hermann Bachmann, Zürich.

Die Vorträge und Ausſprachen finden jeweilen am Vormittag ſtatt und beginnen um 9 Uhr mit einer kurzen Bibelleſung.

Die *Nachmittage* werden, wenn das Wetter es erlaubt, zu gemeinſamen Spaziergängen und Ausflügen verwendet. Die Gegend iſt ſehr ſchön und das Klima verhältnismäßig mild.

Für einen der *Abende* iſt ein Vortrag von Pfr. Paul Trautvetter über *Vinet und der Sozialismus* vorgeſehen, für die anderen Abende Berichte über unſere Beziehungen zu anderen Ländern und geſelliges Zuſammenſein mit Muſik und Vorleſen.

Nach Fürigen gelangt man, indem man mit dem Schiff nach Stansſtad fährt oder mit der Brünigbahn nach Hergiswil und von dort mit dem Poſtauto oder in 30 Minuten zu Fuß Stansſtad erreicht. Von Stansſtad geht man in 10—15 Minuten zu Fuß oder in 4 Minuten per Poſtauto zur Fürigenbahn, die in 4 Minuten zum Hotel führt.

Kursgeld und Penſion, einſchließlich Trinkgeld, betragen für den ganzen Kurs Fr. 66.— bis Fr. 70.— für Zweierzimmer und Fr. 70.— bis Fr. 80.— für Einerzimmer (bei Ankunft Sonntagabend). Auf Wunſch wird ein Maſſenlager zum Zweck der Verbilligung des Aufenthaltes eingerichtet. Die Teilnehmer ſind gebeten, bei der Anmeldung ihre Wünſche in bezug auf den Preis, eventuell auch wegen ſpezieller Preisermäßigung, mitzuteilen. Rechtzeitige Anmeldung iſt dringend erwünſcht.

Das *Sekretariat, Gartenhoffſtraße 7, Zürich 4,* nimmt Anmeldungen entgegen, erteilt Auskunft und ſtellt weitere Programme zur Verfügung. Freunde und Intereſſenten ſind herzlich willkommen.

Für die Religiös-ſoziale Vereinigung:
Der Präſident: *R. Lejeune.* Die Sekretärin: *Chriſtine Ragaz.*

VORANZEIGE

Wir freuen uns, den Lesern mitzuteilen, daß der zweite Band des Bibelwerkes von Leonhard Ragaz: *Die Bibel — eine Deutung*, anfangs September erscheinen wird, unter dem Titel: MOSES.

Er enthält die folgenden Untertitel:

I. DER RETTER

Die Offenbarung — Das Volk Gottes — Der Führer — Die Auseinandersetzung — Der Weg ins gelobte Land

II. DAS GESETZ

Das soziale Gesetz — Die Natur — Das religiöse Gesetz — Der Weg ins gelobte Land — Des Moses Gestalt und Ende

Der Band kostet im Buchhandel in Leinen Fr. 9.—, broschiert Fr. 6.50

Adressen der Mitarbeiter dieser Nummer:

Herr U. W. Züricher, Sigriswil, Bern
Prof. Martin Buber, Hebräische Universität, Jerusalem
Herr Oskar Wagner, Breisacherstraße 27, Basel
Herr Ernst Pollatschek, Friedheim, Walzenhausen-Lachen
Frau Alice Herz, 92 W. Ferry, Detroit, Mich. U. S. A.
Herr Otto Herrmann, Anton-Graffstraße 65, Winterthur

BERICHTIGUNG

In dem Beitrag von Martin Buber im Maiheft soll es heißen:

S. 228 Z. 33 statt „Problemationismus": Proklamationismus.
S. 229 Z. 24 statt „Gebotene": gebotene.

In diesem Zusammenhang sei noch bemerkt, daß „Ichud" (S. 224) auf Hebräisch „Einung" bedeutet und „Ba'ayot" (daselbst) „Probleme".

Gebet

Von Leonhard Ragaz †

Sonntag

Vater! Ich gedenke des Wortes, daß du selbst am siebenten Tage geruht und deine Werke beschaut habest. Die große, heilige Sabbatruhe hat sich auf deine Schöpfung gesenkt. Ein Abglanz deines Sabbats ruht auch auf diesem Tag. Laß ihn mich tief empfinden. Laß mich davon erfüllt werden bis in den Grund meines Wesens. Laß mich dich schauen und alles in dir. Laß mich das «heilig, heilig, heilig» vernehmen, das deine Gegenwart uns gibt, laß mich durch die Versenkung in dieses Licht, durch das Hören auf dieses Wort genesen bis in die Tiefen meines Wesens. Laß mich erfüllt werden von deinem Leben, von der Erkenntnis deiner Macht und dem Walten deiner Ordnungen. Laß mich durchdrungen werden von der Klarheit, daß du bist, du allein.

Herr, du hast alle deine Werke beschaut, und siehe, es war alles sehr gut. Wir, wenn wir unsere Werke der vergangenen Woche übersehen, können dies nicht sagen. Es scheint uns vieles nicht gut, was wir erlebt haben. Es scheint uns übel. Es ist gegen unser Wollen und Wünschen. Es ist Schmerz, Enttäuschung, Rätsel. Aber was noch schwerer ist: es war vieles nicht gut, was wir getan. Wir haben vieles getan ohne dich, und wir haben es darum übel getan. Aber auch die ganze Schöpfung, die du vollkommen geschaffen, ist nicht mehr gut; sie ist verderbt durch die Sünde und Schuld der Menschen und ist zum Teil eine Hölle geworden. Wie sollen wir dann deinen Sabbat mitfeiern, im Glanze deines Sabbats wandeln?

Herr und Vater, wenn vieles, was wir in dieser Woche wie auch sonst erlebt haben, uns nicht gut scheint, so ist es doch von dir aus gut gewesen. Laß mich das an deinem Sabbat mit Zuversicht festhalten. Weil wir aber nicht wie Stein, Pflanze und Tier, wie Sonne, Mond und Sterne und alle Gebilde und Ordnungen der Natur fertige Wesen, sondern im Werden sind, so auch unser Geschick. Was jetzt übel scheint, kann eines Tages sich als gut offenbaren. Es liegt auch an uns, ob wir es so sehen und uns so verhalten, daß es gut werden kann. Laß uns heute von der Vorahnung, ja Gewißheit erfüllt werden, daß dann eines Tages, vielleicht in der Ewigkeit, darüber gesprochen wird: «Siehe, es war alles sehr gut.»

Wo wir aber übel getan haben, wo die ganze Welt tief im argen liegt, da laß uns gerade heute an den denken, in dem deine Schöpfung ihre Erlösung und Neugeburt gefunden hat und finden wird, daß sie befreit von Schuld und Qual wieder im Lichte deiner Heiligkeit und Güte leuchtet. Er sei unsere Sabbatsonne. Laß uns an den Glanz

seines Reiches denken, das ja dein Reich ist und in dem alles wieder sehr gut sein wird, ja sogar alles besser sein wird, weil nicht mehr bloß bestrahlt durch den Glanz deiner Heiligkeit und Güte, sondern auch von dem überlegenen Wunder deiner rettenden und schaffenden Gnade. Laß uns in ihm auch die Überwindung dessen, was wir übel gemacht, durch seine Gutmachung erhoffen, daß wir wissen: auch das wird zum Guten dienen müssen. Laß auch das unsere Sonntagssonne sein.

Laß uns alle, laß auch mich so deinen Sabbat in uns werden, uns so in deinem Sabbat aufgehen, daß wir dadurch gereinigt, gestärkt, erneut in die Woche und zu ihrem Werke gehen können, und daß Sabbat auch in den Werktag kommen könne. Amen.

Gebet und Fasten

«Und als sie zu den Jüngern kamen, sahen sie viel Volk um sie her und Schriftgelehrte, die mit ihnen verhandelten. Und alles Volk erstaunte, sobald sie ihn sahen, und sie liefen hinzu und grüßten ihn. Und er fragte sie: Was verhandelt ihr mit ihnen? Und einer aus dem Volke antwortete ihm: Meister, ich habe meinen Sohn zu dir gebracht, der einen stummen Geist hat; und wo er ihn überfällt, reißt er ihn herum, und er schäumt und knirscht mit den Zähnen, und er magert ab. Und ich sagte deinen Jüngern, sie möchten ihn austreiben; und sie vermochten es nicht. Da antwortete er ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn zu mir! Und sie brachten ihn zu ihm. Und als er ihn sah, riß ihn der Geist alsbald hin und her, und er fiel auf die Erde und wälzte sich schäumend. Und er fragte seinen Vater: Wie lange ist es her, daß ihm dies widerfahren ist? Er antwortete: Von Kindheit an; und er hat ihn oft sogar ins Feuer und ins Wasser geworfen, um ihn umzubringen. Aber wenn du etwas vermagst, so hab Erbarmen mit uns und hilf uns! Da sprach Jesus zu ihm: Wenn du etwas vermagst? Alles ist möglich dem, der glaubt. Alsbald rief der Vater des Knaben laut: Ich glaube; hilf meinem Unglauben! Als aber Jesus sah, daß das Volk zusammenlief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du stummer und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre aus von ihm und fahre nicht mehr in ihn hinein! Und nachdem er geschrien und ihn heftig hin und her gerissen hatte, fuhr er aus; und er wurde wie tot, so daß die meisten sagten: Er ist gestorben. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf. Und als er in ein Haus gegangen war, fragten ihn seine Jünger für sich allein: Warum konnten *wir* ihn nicht austreiben? Da sprach er zu ihnen: Diese Art kann durch nichts ausgetrieben werden außer durch Gebet und Fasten.»

Markus 9, 14–29.

Es ist eine zunächst einmal sehr alltägliche Geschichte; denn sie handelt vom *Versagen*. Und zwar vom Versagen der Jünger, der berufenen Nachfolger Christi. Es ist nicht die ihnen anvertraute Sache an sich, es ist nicht Gott, nicht Christus, der versagt. Es sind die Jünger. Sie vertreten die Botschaft von dem Reiche Gottes, das nahe herbei-

gekommen ist, auf eine sehr wenig wirksame und wenig überzeugende Weise. Ja, sie vertreten sie so, daß nicht nur die Erlösungsmacht Gottes sehr wenig, sehr ungenügend in Erscheinung treten kann, sondern daß ihre eigene Botschaft kompromittiert, widerlegt wird. Sie tun der Sache Christi Abbruch. Anstatt Staunen und Glauben erwecken sie Enttäuschung, Widerwillen und Gelächter.

Es gibt Geister, denen man nicht beikommt, deren man nicht Meister wird. Es gibt menschenfeindliche Mächte der Unordnung, der Zerstörung, der Verneinung und des Verderbens, gegen die man nicht aufkommt, von denen unser Angriff einfach abprallt. Es gibt Kämpfe, aus denen man als ein auf der ganzen Linie Geschlagener zurückkommt. Es gibt dämonische Mächte, die sitzen viel zu fest, die haben sich viel zu tief in die Welt eingegraben und eingefressen, die sind viel zu stark, viel zu zähe und auch viel zu wendig, als daß man sie herausbrächte.

Das ist aber eine böse Sache, nicht nur an sich, sondern auch der Konsequenzen wegen, die aus solchen Niederlagen gezogen werden. Sie werden sehr rasch von der Welt gezogen, und gegen die daraus sich bildende Überzeugung ist nachher sehr schwer wieder aufzukommen. Sie werden aber auch von den Jüngern selber gezogen; denn irgendwie muß man mit solchen Erlebnissen fertig werden, und sie werden in dem Sinne gezogen werden, daß man sich mit diesem Zustand a b f i n d e n muß. Zwar, das dürfte in Wahrheit der Sachverhalt sein, wird die Bereitschaft, einen allfälligen Fehlschlag in Kauf zu nehmen, zum vornherein dagewesen sein. Denn der Mensch liebt es, gerade an seine größten Kämpfe mit einer gewissen Skepsis heranzutreten, um eine allfällige Niederlage nicht als allzu schwer, vielleicht als geradezu vernichtend erleben zu müssen. Man kann es ja einmal probieren, man wird es anständigerweise tun müssen, man tut es vielleicht auch mit einer gewissen Neugier darauf, was dabei herauskommen wird; aber man macht sich auf alles gefaßt, man erwartet nicht allzuviel, man macht sich keine Illusionen darüber, *welche* Geister die Welt beherrschen.

Keine Illusionen. So sagt man. Und man kann dann noch weiterfahren: Man hat es ja schon gedacht. So mußte es ja kommen. Man hat es schon lange gesehen, daß es mit diesem Menschen abwärts gehen müsse, daß er eines Tages straucheln und fallen werde. Man hat es schon lange vorausgesehen, daß da etwas einen bösen Ausgang nehmen werde. Man hat es schon lange gesagt, daß dieser Welt nicht zu helfen sei, daß sie unfehlbar und immer mehr in ihr eigenes Verderben rennen werde. Man hat das Seine ja gesagt und getan, bitte sehr – hat man es etwa nicht probiert? – aber diese Welt hat ja noch nie etwas wissen wollen von dem, was ihr helfen könnte, und darum hat sie ja auch jetzt wieder einen Krieg gehabt und ist von allen Geistern der Hölle überschwemmt und verwüstet; aber es wird nichts

Besseres nachkommen. Eine Zeitlang – man lernt nie aus – hat man selber noch geglaubt, daß doch etwas Besseres nachkommen werde; aber damit ist es ja nun nichts und wird nichts sein.

Diese kahle Erwartungslosigkeit, die höchstens noch zu einem mit reichlicher Skepsis unternommenen Experiment führen kann, dieses Preisgeben des Verlorenen, des von den bösen Geistern der Erniedrigung, der Unmenschlichkeit und des Todes Überwältigten und Gezeichneten, das ist die Sünde, das ist der Unglaube, das ist der Tod. Dieser Unglaube ist eine Macht, eine zerstörerische Macht zum Tode, er belegt Menschen und Welt mit einem bösen Bann, er überantwortet sie ihrem Schicksal. Wenn wir sie anstatt dessen Gott überantworten könnten und würden, wenn wir Glauben hätten, wieviel Auferstehung müßte das geben in aller Welt!

Warum können wir es nicht? Warum können wir es nicht in großer Kraft und Vollmacht? Warum stehen wir den Schicksalen und den Entwicklungen in der Welt in solcher Hilflosigkeit und in solchem Versagen gegenüber? Warum bringen wir es fertig, uns abzufinden, warum ermangelt unser Wort und unsere Tat der aus unbedingter Gewißheit erwachsenden durchschlagenden Wucht? Es fehlt an Zweierlei.

Es fehlt einmal am *Gebet*. Es ist dabei wohl nicht an reglementiertes, gewohnheitsmäßig, lediglich aus religiöser Pflicht und Sitte geübtes Gebet zu denken, sondern mehr an das, was das Gebet seinem Wesen und seiner Absicht nach ist: Verbindung mit Gott, Einswerden mit Gott, Hineinleben in Gott, Hineinwachsen in die Gedanken, die Empfindungen, den Willen Gottes. Wenn wir davon mehr hätten, daß wir in den Gedanken Gottes denken und mit den Augen Gottes zu schauen vermöchten, wir sähen die Welt ganz anders, wir sähen offene Tore, wo wir jetzt vor Mauern stehen, Möglichkeiten, wo wir jetzt Unmöglichkeiten erblicken. Wir würden auch «in Taten Gottes leben».

Warum können wir Not und Elend, Qual und Leid der Erde immer wieder erträglich finden? Weil wir es von uns aus ansehen und beurteilen. Aus unserem abgestumpften Gemüt und trägen Herzen bringen wir es immer wieder fertig, uns abzufinden. Wir erklären es als unvermeidlich, nötig und unentbehrlich, als Mittel irgendeiner großartigen Pädagogik, zur Selbsterkenntnis, zur Läuterung – lauter Gedankengänge, in denen ein gewisses Recht und eine gewisse Wahrheit stecken mögen, aber ein vorläufiges, bedingtes, gelegentliches Recht, nicht von entscheidender und endgültiger Art, von dem man darum seine grundsätzliche Haltung gegenüber der Not des Geschöpfes nicht bestimmen lassen darf.

Zutiefst darf man das alles nicht «verstehen» und nicht «erklären»: Man steht in der Offenbarung eines sehr realen menschenfeindlichen

Bösen letztlich vor etwas Unerklärlichem, Unfaßbarem, Grausigem, vor etwas ganz und gar Ungeheuerlichem, ganz und gar Fremdem, aus irgendeiner andern Welt Stammendem, vor etwas ganz und gar Unerträglichem, das niemals sollte seine Hand an das Geschöpf Gottes legen dürfen, das nie und nimmer, unter keinen Umständen und um keinen Preis, sein und bleiben darf!

Gott ist es unerträglich, Gott ist dieses Böse, Quälerische, das in seine Schöpfung eingebrochen ist, sie schändend und verderbend, ganz und gar unerträglich, und *er* kennt ihm gegenüber – bei all dem relativen Recht, das es hat und das er ihm selber zubilligt – zuletzt doch nur das unbedingte, das kompromißlose, das absolute Nein! Er haßt es, ihm ist es unerträglich als dem *Herrn*, der das sein will ohne Einschränkung, ohne Konkurrenz, ohne Widersacher. Ihm ist es unerträglich als frecher Einbruch in sein Gebiet, als höhnische Antastung seiner Ehre, als offene Aufrichtung einer Gegenherrschaft. Ihm ist es so unerträglich, daß in seiner Schöpfung die Geister der Lüge und des Unrechts, der Qual und des Elends, des Hasses und des Todes sich eingenistet haben, daß der Prophet darob Gott laut aufbrüllen hört. Und wenn auf der ganzen Welt nur ein einziger Mensch wäre, der zertreten und beleidigt würde, Gott könnte niemals darüber hinweggehen oder sich beruhigen, bevor auch dieser letzte Fleck getilgt wäre.

So muß man es sehen, so empfinden. Diese Schau und Empfindung aber kommt nur aus der Gebetshaltung, aus der Solidarisierung mit Gott.

Und es braucht das *Fasten*. Wieder ist weniger an ein reglementiertes Fasten zu denken, das einfach religiöse Pflicht und Form und damit leicht auch bloße Formalität ist und das Jesus selber mit seinen Jüngern so nicht gehalten hat. Es ist mehr an eine Grundhaltung zu denken, die aber schon auch wieder zur besonderen Tat wird. Als Fasten möchte ich die ganze Haltung Christi und seine Stellung zur Mitwelt bezeichnen: die völlige Solidarisierung mit den Menschen, vor allem mit denen, die es getroffen hat, mit den Armen, Elenden, Unglücklichen. Nicht als bloßes Mitempfinden oder bloßes Mitleid, sondern mit der Tat. Nicht herablassend, das eben ist ja für die Art Jesu so kennzeichnend, daß er gar nie etwas Herablassendes an sich hat. Er hat nicht gelegentlich einem Menschen gnädig die Hand herabgestreckt, ihn heraufzuziehen, sondern er ist zu ihnen hinabgegangen, hat sich unter die Armen und Verlorenen gestellt als einer von ihnen. Ohne irgendein Getue, mit großer Schlichtheit und Selbstverständlichkeit hat er das getan. Und als alle finsteren Mächte sich zusammenballten und aus dieser dunkeln Wolke der Blitz schlug, den Geringsten, Wehrlosesten zu treffen und zu vernichten, da hat es ihn getroffen. Er stand dort, nicht mutwillig, nicht herausfordernd, nicht trotzig in dieser furchtbar schweren und ernsten Sache, er stand dort in großer Angst und Verlorenheit. Aber er stand dort, und er stand halt doch

nicht einfach zufällig dort. Und was für eine ungeheuerliche Sache die Herrschaft des Bösen auf Erden ist, das weiß der, der geschrien hat: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Er weiß es. Er ist fortan jeder Täuschung und jeder Versuchung enthoben. Er ist darin nun unbeirrbar und unbeugsam geworden.

Warum finden wir die verwüstende Herrschaft der Dämonen immer noch und immer wieder erträglich? Weil wir selber mehr oder weniger, vielleicht ziemlich mehr, nebenausstehen, weil wir nicht unter denen sind, die es mit ganzer, mit vernichtender Wucht getroffen hat. Warum gehören wir nicht zu ihnen?

Man ist froh, nicht zu ihnen zu gehören. Man ist dankbar, man ist vielleicht sogar Gott und der Vorsehung dankbar. Darin ist zunächst auch ein Recht, aber es kann auch zum Unrecht werden, wenn das nämlich *alles* bleibt. Wie oft ist es uns in unseren Tagen vorgerechnet worden, daß wir nicht genug dankbar sein könnten für unsere Bewahrung vor den Schrecken und Leiden der andern Völker. Gewiß, darin ist ein Recht. Wer wollte sich vermessen, zu behaupten: Wenn es auch uns getroffen hätte, wir wären damit schon fertiggeworden? Wer hätte die Stirne gehabt, unserem Volke anzuwünschen oder gleichsam als eine Medizin zu verordnen, daß es auch mithineingerissen werde? Aber nun darf es nicht einfach bei einer gewissen, wenn auch fromm drapierten Dankbarkeit bleiben. Die kann auch zur Lüge, zur unerträglichen Lästerung Christi werden, zu der Lästerung der Satten, die es ja wirklich immer fertigbringen, «die Leiden anderer heroisch zu ertragen».

Es muß zum Fasten kommen. Es ist nicht damit getan, daß man – wenn auch mit Mitgefühl – von den Leiden der andern Kenntnis nimmt, um dann mit um so größerem und unbedenklicherem Appetit in das Brot zu beißen, das auf dem eigenen Tische liegt. Man darf nicht allezeit dankbar das Brot essen können, das man hat. Es muß auch einmal dazu kommen, daß einen dieses Brot im Halse würgt und man es nicht hinunterbringt im Gedanken an die, die es nicht haben. Die unbekümmerte Sattheit inmitten einer Welt des Hungers offenbart eine sündhafte Stumpfheit. Davon zu schweigen, wie viele Leute in unseren Tagen gierig allen Orten und Gelegenheiten nachliefen, wo man trotz Rationierung und böser Zeit sich noch irgendein besonderes Genüßchen ergattern konnte.

Man muß auch einmal fasten können, fasten müssen. Nicht aus sauertöpfischem Wesen oder falscher Askese, sondern darum, weil man mit seinen Menschenbrüdern solidarisch und verbunden ist, mit ihnen seine Zeit lebt und erlebt. Das gilt wohl auch auf andern Gebieten, für unsere ästhetischen, kulturellen und ähnliche Bedürfnisse. Nicht aus Kulturverneinung, sondern aus echtem Kulturempfinden, das auch auf eine gewisse moralische Sauberkeit und Berechtigung unserer kulturellen Genüsse achten muß.

In dieser Solidarisierung mit den Untersten, mit den Opfern der Dämonenherrschaft, indem man nicht ihr Schicksal mit einigem Bedauern verfolgt, sondern indem man es teilt, so – und erst so! – wird man zum zweitenmal inne, daß das Böse, das Unmenschliche, das Menschenschänderische nicht sein, nicht bleiben darf. Da lernt man das klare, entschiedene Nein. Da lernt man glauben: daß man es nicht ertragen, nicht verharmlosen, sich nicht damit abfinden darf, daß es überwunden, ausgetrieben werden muß, aus letzter und höchster Notwendigkeit, um Gottes und des Menschen willen. Daß es fallen muß und wird.

Wer die Welt ganz mit Gott erlebt und wer sie mit dem Geringsten zusammen erlebt, der wird die Wahrheit erkennen, der wird in der Schau und in der Kraft des Reiches, des Gottes- und des Menschenreiches leben. Vor dieser Haltung werden die bösen Geister weichen, alle.

Otto Hürlimann.

Pestalozzi als Pionier der Sozialpädagogik[1]

von Dr. *Ernst Simon*, Universität Jerusalem

(Aus dem Hebräischen übersetzt)

I. *Über die Schwerverständlichkeit Pestalozzis*

Pestalozzi ist einer der schwerstverständlichen und schwerstzugänglichen Schriftsteller. Als ein Schriftsteller wider Willen, der fast nur dann schrieb, wenn ihm die praktische Tätigkeit versagt war, ringt er mit dem sprachlichen Ausdruck, ja, mit dessen orthographisch korrekter Wiedergabe, weit mehr noch als seine Zeitgenossen. Als ein Mann des Denkzwanges ohne systematische Denkschulung sucht er den strengen Begriff, den er eher in immer enger werdenden Spiralen umkreist, als daß er ihn mit einem scharfen Wort träfe. Ja, sein Verhältnis zur Begriffssprache selbst ist problematisch, und der Ausruf aus der «Abendstunde» vom Jahre 1779: «Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerstören – tröstet dich dieses Gerede der Weisen?»[2] gilt für viele seiner Lebensstunden.

Eine zweite Schwierigkeit beruht in der scheinbaren Sentimentalität seines Stils, die er aber mit vielen seiner Zeitgenossen gemeinsam hat. Wieviel wurde damals geweint, und wie heiße Tränen wurden vergossen, in der Wirklichkeit und auf dem Papier! Pestalozzi war

[1] Rede zum 200. Geburtstag Pestalozzis (12. Januar 1946), gehalten im Auditorium Maximum der Hebräischen Universität Jerusalem.

[2] Pestalozzis Gesammelte Werke, Ed. L. W. Seiffarth, Liegnitz, 1899, III. Band, Seite 321.

auch im Leben leicht gerührt, und sein heftiges, höchst unstoisches Temperament breitete sich nach allen Extremen hin schnell und hitzig aus. Im ersten Band von «Lienhard und Gertrud» habe ich mindestens elf Tränenszenen gezählt, und das ist sicher eine recht unvollständige Statistik. Trotzdem ist diese Sentimentalität höchst scheinbar. Hinter dem Nebelschleier ihrer Tränen verbirgt sich eine wirklichkeitsnahe Gestalt. Wie die jedes Kämpfers um die Verwandlung der Realität stößt sich Pestalozzi zwar immer wieder an ihr blutig, lernt sie aber gerade dadurch in steigendem Maße kennen und meistern. Es bedarf eingehender Analyse, um diesen realen Pestalozzi aus der Aura seines rührseligen Stils herauszulösen.

Auf eine weitere Schwierigkeit hat Friedrich Delekat in seinem bedeutenden Pestalozzibuch aufmerksam gemacht[3]: er spricht zwar in der Redeweise des deutschen philosophischen Idealimus – dem sein Begriff der aktiven Anschauung, zum Unterschied von der noch durchaus passiven des Comenius, auch systematisch nahe ist, so daß Paul Natorp ihn für die Kantsche Philosophie mit in Anspruch nehmen konnte –, aber er ist in Wirklichkeit ein Denker aus dem Glauben, dem sich die Kreatur, der von Gott geschaffene Mensch, keinesfalls in das autonome Subjekt der erzeugenden Vernunft verwandelt hat. Auch hier wieder gilt es, den religiösen Kern aus seiner idealistischen Sprachhülle zu befreien.

Und noch auf anderes hat Delekat, in ähnlichem Zusammenhang, hingewiesen, was sich freilich jedem ernsten Leser aufdrängt: fast alle Bücher Pestalozzis sind ein sonderbares Gemisch von Autobiographie und systematischer Darlegung. Er muß immer wieder die Erzählung seines Lebenskampfes von vorn beginnen, sie bis zum gegenwärtigen Augenblick führen und hat sich dann erst so weit vom zugleich lastenden und befruchtenden Druck der Vergangenheit freigesprochen, daß er nun auch die ihm jeweils aktuellen Gedanken theoretisch darlegen kann. Dies vereinfacht die Lektüre nicht, bereichert aber ihren Ertrag, wenn der Leser gewillt ist, sich den religiösen Antrieb dieser autobiographisch-systematischen Haltung zu eigen zu machen: den Glauben daran, daß das Schicksal der Welt immer wieder im Lebenslauf und in der Lebenshaltung des einzelnen Menschen mit entschieden wird.

Die größte Schwierigkeit aber ist am bekanntesten, freilich auch am wenigsten überwunden: sie beruht auf dem falschen, dem verfälschenden Nachruhm, der sich an Werk und Gestalt Pestalozzis, wie

[3] «Johann Heinrich Pestalozzi, der Mensch, der Philosoph und der Erzieher», Leipzig 1926. Die offenbar ähnlich gerichtete Arbeit von Karl Würzburger «Der Angefochtene» ist mir hier nicht zugänglich, doch konnte ich ihre Hauptthese aus einem Aufsatz von Erwin Brunner «Pestalozzi, der Christ» in der «Neuen Zürcher Zeitung», Jahrgang 1944, erkennen. – Vgl. auch A. Heubaum «Pestalozzi», Berlin, 1910, Seite 336.

an die der meisten wirklich Großen und daher prinzipiell Unverstandenen, geheftet hat und noch heftet. Pestalozzi wurde berühmt als ein Volksschriftsteller mit «Lienhard und Gertrud», dessen erster Band im Jahre 1781, gleichzeitig mit Schillers «Räubern» und Kants «Kritik der reinen Vernunft», erschien; er wurde einflußreich und für Jahrzehnte hinaus zu einem posthumen Machtfaktor durch seine «Methode», von der ein geistreicher Franzose ihrem Schöpfer nicht zu Unrecht gesagt hat: «Vous voulez mécaniser l'éducation.» Diese Methode ging von der unglücklichen Vorstellung aus, die «elementaren» Atome der Wissensfächer seien auch die am leichtesten zugänglichen, das heißt also, man lerne sprechen nicht durch Sätze, sondern durch Töne und Silben, zeichnen nicht durch noch so primitive Gestalten, sondern durch Striche, singen nicht durch Lieder, sondern durch Töne. Erst die neuere Psychologie mit ihrer Entdeckung der seelischen Ganzheit und der «Gestalt» hat der pestalozzianischen Methode endgültig ein Ende bereitet, wie man sagen muß: zum Segen des Unterrichts, und zwar gerade des Elementarunterrichts, der Pestalozzi so sehr am Herzen lag. Bleibt er also der Mann eines verfehlten didaktischen Versuchs, der insbesondere in der preußischen Volksschule zur langen Herrschaft gekommen ist, und ist uns sein Name nichts als der Träger eines großen Irrtums?

Wir fühlen alle, daß dem nicht so ist, aber wir müssen auch formuliert aussprechen können, *warum* dem nicht so ist. Die Antwort ergibt sich, wenn wir nach dem Motiv fragen, das hinter Pestalozzis Leidenschaft für seine Methode steht. Dies Motiv ist – wie Natorp wohl als erster wieder betont hat – ein sozialpädagogisches: er sucht die «einfachsten Elemente» der Lehrfächer, um das Licht der Bildung auch in den Keller des Menschenhauses zu bringen, in dem die Masse der Bevölkerung in Armut, Schmutz und Dunkelheit lebt. Die «Methode» sollte eine Emanzipationstat für die pädagogisch Unterdrückten sein: für den Dorfschullehrer und vor allem für die Mutter. Sie sollte, allmählich zur Herrschaft gekommen, den Lehrerstand womöglich überflüssig machen und das Erziehungsgeschäft, wenigstens in den ersten, entscheidenden Jahren, ganz in die Hand der «Wohnstube» geben.

So ist es Pestalozzi, der Sozialpädagoge, von dem aus allein der *ganze* Pestalozzi verstanden und wieder lebendig gemacht werden kann. Nicht nur seine Methode, sondern auch sein Ringen um den Begriff und mit der Wirklichkeit, sein Streben aus der Dunkelheit von Sprache und Ausdruck und sogar sein Schwelgen in der Rührung wurzeln im Urgrund seines großen Selbtbekenntnisses: «Liebes Volk, ich will dir aufhelfen.» Von hier aus wollen wir versuchen, uns seinem währenden Kern zu nähern.

II. *Die Grundlagen der Pestalozzianischen Sozialphilosophie*[4]

Pestalozzis Denken über die Gesellschaft erwacht gleichzeitig mit seinem Trieb, sie zu ändern. Die erste, anonym veröffentlichte Abhandlung des 19jährigen ist jenem späten Spartanerkönig *Agis* gewidmet, der im dritten vorchristlichen Jahrhundert den uns durch Plutarch aufbewahrten Versuch gemacht hat, dem Niedergang seines Staates durch eine Renaissance der alten, halb sagenhaften lykurgischen Verfassung zu steuern. Pestalozzis Jugendkreis sah die Verderbnis der Vaterstadt Zürich, die ja nicht umsonst «Limmat-Athen» hieß, in einer Verweichlichung der Sitten, der nur durch eine Rückkehr zu spartanischer Härte und Männlichkeit zu begegnen sei. Von diesem Ausgangspunkt hat sich Pestalozzi weit entfernt, so sehr auch jenes Element der männlichen Härte zu den bleibenden Zügen seines Charakters und Wesens gehört. Etwa 15 Jahre später, in der «Abendstunde eines Einsiedlers», überrascht uns der halb ekstatisch, halb elegisch strömende Fluß der Aphorismen, der schon in einer ersten Sammlung «Wünsche» – kurz nach «Agis»! – an die Oberfläche getaucht war, nun aber eine noch entschiedenere Richtung auf das Soziale zeigt.

Sie wird am klarsten in jener denkwürdigen Anrede an den jungen Fürsten im Geisterreich, dessen Sonne gerade damals herrlich aufstieg.

So nämlich spricht Pestalozzi zu Goethe:

«Äußere und innere Menschenhöhe, auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Vaterstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.
Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zweck! Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit.
Oh Fürst in deiner Höhe!
Oh Goethe in deiner Kraft!
Ist das nicht deine Pflicht, oh Goethe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist?
Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit.
Oh Goethe in deiner Höhe, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze.

[4] Vgl. Wilh. Leibersberger «Pestalozzis sozialpolitische Anschauungen in ihrer Entwicklung dargestellt», Ludwigsburg 1927, und natürlich die bekannten Bücher von Paul Natorp, vor allem auch die Aufsätze über Pestalozzi in den «Gesammelten Abhandlungen zur Sozialpädagogik», Stuttgart 1907, sowie die einschlägigen Bemerkungen von Alfred Heubaum in seiner «Pestalozzi-Biographie», Berlin 1910, II. Auflage, besorgt von Karl Muthesius, 1920; besonders Kapitel 7. Aus der ungeheuren Literatur möchte ich noch den Habilitationsvortrag von Otto Hunziker «Pestalozzi und Fellenberg» vom 16. Dezember 1878 hervorheben, wieder abgedruckt in «Heinrich Pestalozzi, Vorträge, Reden und Aufsätze», Zürich, 1927.

Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volksseelen opfern.
Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens.
Oh meine Zelle, Wonne um dich her! Auch du bist Folge dieses Glaubens.
Heil mir und meiner Hütte!
Darum, daß die Menschheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieser Hütte[5].»

Diese Sätze – in der hebräischen Übersetzung fast leichter verständlich, weil notgedrungen vereinfacht, als im deutschen Urtext! – geben trotz ihrer lyrischen Fassung eine recht genaue Vorstellung von der Sozialphilosophie ihres 33jährigen Verfassers: er sieht in der erhöhten Stellung eines Regenten oder Geistesfürsten vor allem die Verpflichtung und die Gefahr des Mißbrauchs, segnet die eigene niedrige Hütte, die solchen Verlockungen nicht ausgesetzt ist und von der aus das Werk der Liebe zwischen den Menschen in der Gesinnung des Glaubens getan werden kann. Wenn wir nicht irren, ist Pestalozzi der erste, der solche Anklagen gegen das «Olympiertum» Goethes – ein damals noch nicht gängiger Terminus – gerichtet hat. Das soziale Pathos der breiten leidenden Massen wendet sich hier gegen das Genie, das immer ein einzelnes ist. Mit ähnlicher Wucht ist dieser Ton erst wieder aus Ludwig Börnes Munde erklungen, in der herrlichen «Denkrede auf Jean Paul» vom 2. Dezember 1825, in der er Goethe nicht nennt, aber ihn deutlich seinem «Priester des Rechts und der Liebe», dem «sittlichen Sänger» kontrastiert. So zum Beispiel, wenn er sagt: «Auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln, aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich-heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.» Es klingt fast wie bei Pestalozzi, wenn Börne sagt: «Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen – unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.» Der Schluß bringt eine Anspielung auf Prometheus von unheimlich ironischer Kraft der Umkehrung, wenn es von Jean Paul heißt: «Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchen Himmel er auch wandere, auf welchem Stern er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde

[5] Werke, III, Seite 327, die «Abendstunde», ist auch wieder abgedruckt in der dreibändigen Auswahl aus «Pestalozzis Werk» von Martin Hürlimann, Zürich, 1927. Über die höchst ephemären Beziehungen «Zwischen Pestalozzi und Goethe» vergleiche die Monographie von Karl Muthesius.

nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er[6].»

Als Börne schrieb, war der junge Prometheus längst zum alten Olympier geworden; Pestalozzi aber fühlte die Möglichkeit einer solchen Entwicklung fast seherisch voraus.

Wie wirkte sich dieses soziale Pathos aus, wenn es galt, eine der im Zeitalter vor der Französischen Revolution so zahlreich angebotenen sozialen Theorien zu ergreifen? Man kann sagen: Pestalozzi hat sie fast alle benützt und sich auch zeitweise von ihnen einfangen lassen, sich aber auf die Dauer keiner einzigen verschrieben, sondern seine eigene Synthese gesucht. Besonders nahe ist ihm, durch den Einfluß von Isaak Iselin und der Helvetischen Gesellschaft, der Physiokratismus mit seiner Lehre vom volkswirtschaftlichen Kreislauf und der alleinigen «Fruchtbarkeit» der Bodenarbeit getreten[7], aber auch ihm ist er nicht lange treu geblieben. Schon bei seinem ersten praktischen Versuch auf dem Neuhof hat er bekanntlich Hausindustrie mit der Landwirtschaft verbunden und sich damit seine physiokratischen Freunde zum Teil zu Gegnern gemacht. Auch der überwältigende Einfluß Rousseaus[8] hat in dieser Beziehung nicht vorgehalten. Eben jener realistische Kern in Pestalozzis Grundstruktur hinderte eine romantische Rückwendung zu einer Wirtschaftsreform, deren Zukunftsaussichten ihm zweifelhaft erschienen.

Derselbe Realismus zeigt sich in den sozialpolitischen Diagnosen über den Zusammenhang zwischen der ökonomischen Lage der Bauern und deren Geneigtheit zu Aufständen und Revolutionen. Pestalozzi scheint wiederum der erste zu sein, der in zahlreichen Äußerungen[9] die Funktion einer aufsteigenden Klasse in revolutionären Bewegungen bemerkt hat, die heute, besonders seit den Forschungen von Adalbert Wahl zur «Vorgeschichte der Französischen Revolution», von der Wissenschaft fast allgemein anerkannt ist: die verelendeten Bauern der Vendée erhoben sich für Ldwig XVI., aber die wirtschaftlich Bessergestellten suchten, als Bundesgenossen des Bürgertums, für ihren ökonomischen Kraftüberschuß den politischen Ausdruck, der ihnen im Rahmen der absoluten Monarchie versagt war. Ganz ähnlich warnt Pestalozzi die Inhaber der städtischen Privilegien vor der Kraft der

---

[6] Börnes Gesammelte Schriften, Reclam, Band I, Seiten 151–168. Nach *Walter Benjamin* ist Jean Paul selber Urheber des Begriffs «Olympier» für Goethe. (Mündliche Mitteilung von Dr. *W. Kraft*, Jerusalem.)

[7] Vgl. Franz Werneke «Pestalozzi und die Physiokraten», Langensalza, 1927. Isaak Iselins Pädagogische Schriften sind in Friedrich Manns «Bibliothek pädagogischer Klassiker» in einem Bande erschienen.

[8] Vgl. Otto Hunziker, a. a. O., Seiten 65–92.

[9] Vgl. besonders die Revolutionsschriften, die im VIII. Band der Seyffarthschen Ausgabe gesammelt sind.

aufsteigenden Bauern, wenn er auch nicht müde wird, gleichzeitig das Elend der heruntergekommenen zu schildern[10].

Pestalozzi hat seine sozialphilosophischen Grundüberzeugungen, wie sie sich, lange im Flusse bleibend, doch allmählich zu festeren Formen kristallisierten, in zwei theoretischen Büchern dargelegt und außerdem, keineswegs minder lehrreich, in den verschiedenen Bearbeitungen und Auflagen seines Romans «Lienhard und Gertrud» und dem Selbstkommentar dazu: «Christoph und Else» abgespiegelt. Der durchgehende Grundzug ist durchaus patriarchalisch, im Sinne einer strengen Verpflichtung der Vatergewalten – als die im Roman der Leutnant, der Pfarrer und der Amtmann auftreten – gegenüber dem Kinde, dem Volke. Um so bemerkenswerter ist, daß er, bei aller psychologischen und grundsätzlichen Abneigung gegen Gewalttaten, tiefes Verständnis dafür zeigte, als dies allzulange in Unmündigkeit gehaltene Kind von Volk revolutionär losbrach. Er läßt sich auch nicht durch die terroristischen Akte der Pariser Massen vom grundsätzlichen Recht der Revolution abdrängen und betont ausdrücklich, daß solche Ausschreitungen mehr gegen den Zustand sprechen, aus dem die Revolution hervorgegangen ist, als daß sie etwas über den Zustand aussagen, in den die Revolution hineingeht. Gewiß wirkte die Tatsache mit, daß er vom Konvent zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden war und von ihr – vergeblich, wie später von Napoleon – und übrigens auch von den Kaisern von Österreich und Rußland – eine direkte Förderung seiner pädagogischen Reformvorschläge erhoffte, aber vor allem sprach sich doch hier die Einsicht aus, daß die Inhaber des patriarchalischen Mandats es durch Mißbrauch verscherzt hatten. Daher findet er sich denn auch bereit, im Jahre 1798 der «Helvetik» – der unter Frankreichs Ägide neu zusammengefaßten Schweizer Republik – als offizieller Publizist zu dienen. Dieses Amt findet freilich sein baldiges Ende, als er nach einem Straßenkampf in Stans ein Häuflein sich ängstlich an eine Mauer drückender, eben verwaister Kinder sieht und sofort in der Seele erkennt: hier muß ich helfen, hier ist meine Pflicht.

So zog ihn die praktische Pädagogik immer wieder von der Politik und der politischen Theorie ab. Trotzdem sind diese nicht gleichgültiges Nebenwerk für ihn. Die beiden theoretischen Hauptschriften fallen vor und hinter die Französische Revolution: «Über Gesetzgebung und

---

[10] Eine interessante Parallele aus dem Notgebiet der schlesischen Weber bringt Will-Erich Peuckert, «Volkskunde des Proletariats», Frankfurt a. M., 1931, Seite 77: «Es ist charakterisch, daß 1843 der Weberaufstand in Langenbielau ausbricht, dem Ort, von dem es bei Schneer heißt: ... beinahe überall fand ich in den Häusern, die mir als die ärmsten bezeichnet wurden, ordentliche Betten, feste Wohnungen und nicht schlecht bekleidete Menschen ...»

Kindermord»[11] ins Jahr 1783 und «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes» ins Jahr 1797[12].

Kein Geringerer als Herder hat die «Nachforschungen» in den «Erfurter Nachrichten»[13] ausführlich besprochen und sofort das Entscheidende bemerkt, nämlich, daß es sich hier um «erzählende Philosophie» handelt, um mit Schelling und Franz Rosenzweig zu sprechen. Wie «Lienhard und Gertrud» sei auch die gegenwärtige Schrift «eine Geschichte, die Geschiche eines großen Kampfes und Zwiespaltes; nicht aber in einzelnen Auftritten zwischen wenigen Personen, sondern in sämtlichen Zuständen unseres Geschlechts und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen». Noch in Rousseauscher Stimmung, aber mit ganz andern Ergebnissen, erzählt Pestalozzi die Geschichte der menschlichen Gesellschaft in drei Stadien: erstens, dem des Naturzustandes der ursprünglichen Harmonie, zweitens dem des gesellschaftlichen Rechtszustandes der Herrschaft und der Gewalt, drittens dem Zustande der Sittlichkeit, der die Harmonie des Naturzustandes auf der Höhe einer reich ausgegliederten Entwicklung und im Lichte eines voll entwickelten menschlichen Selbstbewußtseins wieder erreichen wird. Das Schema, in vielem Hegel vorwegnehmend, aber auch in seiner Zeit nicht in allem originell[13a], ist es meines Wissens in einem entscheidenden Punkte: der Naturzustand wird, für den Menschen, in einen einzigen Augenblick zusammengedrängt, den seiner Geburt[13b]. Gleich nach ihrem Abschluß tritt er unweigerlich in den objektiven Zusammenhang gesellschaftlicher Kräfte, der ihn nicht mehr losläßt. Erst die Zukunft wird, durch Erziehung vorbereitet, eine Gesellschaftsordnung bringen, in der Natur und Kultur – Rousseaus unversöhnliche Feinde! – sich verbinden und vereinigen werden.

Als Pestalozzi sich in langjähriger, schwerer Arbeit diese Gedanken klärte und formulierte, stand er in der Krise des Mannes am Ende der vierziger Jahre. Es ist dieselbe biographische Stunde, in der Tolstoj, in

---

[11] Heute bequem zugänglich in dem schönen Neuabdruck von Karl Wilker, Leipzig, 1910, später vom Verlag Felix Meiner in die «Philosophische Bibliothek» übernommen. Bei Seyffarth in Band V, Seiten 343 ff.

[12] Seyffarth, Band VII, Seiten 385–519.

[13] 1797, wieder abgedruckt in «Zur Philosophie und Geschichte», XV; hier zitiert nach Seyffarths Einleitung, a. a. O., Seite 376.

[13a] Vgl. z. B. Kants «Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht» von 1784, 4. und 5. Satz, sowie seine Rezensionen der Herderschen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» von 1785.

[13b] Rein systematisch – wenn auch natürlich nicht philosophiehistorisch – darf an die kosmologische Spekulation des *Empedokles* erinnert werden: der Harmoniezustand des «Sphairos», in dem sich die vier weltbildenden Elemente durch die Übermacht der Liebe zur «Kugel» einen, dauert jeweils nur *einen* Augenblick. (W. Tapelles, «Die Vorsokratiker», Stuttgart, 1938, Seite 185.

den Fundamenten seines Lebens erschüttert, seine «Beichte» schreibt. Auch Pestalozzis Buch ist, wiederum, eine Beichte: er schreibt es vor allem aus dem unabweisbaren Drange, sich selbst über jene Grundfragen klar zu werden: «Was bin ich? Und was ist das Menschengeschlecht? Was habe ich getan? Und was tut das Menschengeschlecht?

Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat. Ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht[14].»

Man sieht: es handelt sich um eine vollkommene Parallele zwischen dem Denken über sich selbst und dem über die gesamte Menschheit: beide verdunkeln sich gegenseitig, solange er keine Klarheit über sie hat; beide werden sich gegenseitig erhellen, sowie diese Klarheit erreicht ist. Er gelangt zu einem gewissen Abschluß, nicht nur in jener dialektischen Geschichtsphilosophie im Dreischritt, sondern auch in der praktisch entscheidenden Frage über das Verhältnis zwischen den Umständen und der Kraft des Menschen selber. Pestalozzi bedient sich für seine Ergebnisse zweier Formeln, die nicht genau miteinander übereinstimmen. Er sagt einmal, daß die Umstände den Menschen machen, aber auch der Mensch die Umstände, und so mag es scheinen, er beruhige sich bei einer Synthese, die gerade wegen ihres stilistischen Gleichgewichts die wirkliche Entscheidung wieder offen läßt. Aber diese fällt in jener zweiten Formel, die vom Menschen sagt, er sei sehend, wenn er will, und blind, wenn er will, frei, wenn er will, und Knecht, wenn er will, geradsinnig oder boshaft.

Dies wird das letzte Wort des Sozialphilosophen Pestalozzi bleiben; bei allem tiefen Blick für die Macht der gesellschaftlichen Bedingungen sieht er den Ansatzpunkt zur Änderung der Welt doch mit einem leichten, aber entscheidenden Übergewicht beim Menschen selbst. Viele von uns werden heute meinen – und ich mit ihnen –, daß hier die grundsätzliche Schwäche des pädagogischen Denkens in seinem größten Vertreter offenbar wurde, der, leicht begreiflicherweise, den Ansatzpunkt der erzieherischen Aktivität mit der Hebelkraft verwechselte, die das Ganze der Gesellschaft in Bewegung bringen kann. Aber ohne diese Illusion würde freilich die Pädagogik nicht nur um viele Niederlagen ärmer sein, sondern auch um einige ihrer größten Siege, die mitten in diesen Niederlagen erfochten worden sind; die größten von ihnen durch Pestalozzi selbst.

Diese Verlagerung des, immer sozialpädagogisch bleibenden, Akzents auf den *Menschen* in der Gesellschaft wirkte sich auch in einer allmählichen Wandlung von Pestalozzis Stellung zum Staate aus. Seine spartanisierenden Anfänge weisen dem Staate folgerichtig die schlechthin entscheidende, wir würden heute sagen: totale, Funktion zu, aber

[14] a. a. O., Seite 386.

in späteren Jahren kommt Pestalozzi zu immer stärkerem Abscheu gegen die Staatsvergottung, die ihm vor allem in der Gestalt Napoleons erschreckend vor Augen trat. Aber auch als der gewaltige Popanz verschwunden war, setzte sich seine Wirkung, mit der er nicht nur sein eigenes Volk, sondern vor allem seine Besieger angesteckt hatte, weiter fort, und Pestalozzi denunziert diesen Tatbestand unerbittlich in den folgenden Worten:

«Ich habe erst neulich einen bürgerlichen Regierungsstölzling, der noch vor keinem Jahre vor Bonapartes Konskription seines Söhnchens wie ein Espenlaub zitterte, jetzt nach seinem Sturz in unserer Mitte das Wort aussprechen hören: ‚Die Kinder gehören nicht den Eltern, sie gehören dem Staat.' Aber nein, Mitbürger, unsere Kinder gehören gottlob noch uns und durch uns, und durch niemand anders dem Vaterland, dem Staat ... das Wort unseres eitlen, verirrten Stölzlings ... sagt indessen selbst nicht weniger als: der Mann muß die Ansprüche seiner kollektiven Existenz als die höchste ob ihm waltende und ihn allein beherrschende Gewalt anerkennen. Das Wort sagt nichts weniger als: die kollektive Existenz unseres Geschlechts ist ihm alles, seine Individualität und ihr Recht ist ihm nichts. Es sagt nichts weniger als: der Mensch muß seine Individualität und ihr heiliges Recht der kollektiven Existenz unseres Geschlechts aufopfern, wenn und wo und wie diese es begehrt. Das Wort sagt nichts weiter als: der Mensch gehört der Welt, er gehört nicht Gott und nicht mehr sich selbst, er gehört nicht der heiligen Macht des Souveräns, er gehört jedem Gewaltsrecht seiner Behörden. – Das ist zuviel – das ist zuviel! –[15]»

Der flammende Ton dieser Worte zeigt, daß Pestalozzis innerstes Herz aus ihnen anklagt. Sie erlauben uns, seine sozialphilosophische Lehre noch einmal dahin zusammenzufassen, daß zwar die *Gemeinschaft* der Menschen ihr Hauptanliegen in Politik und Pädagogik ist, daß sie aber nur dann zur echten Menschengemeinschaft werden kann, wenn sie in Ehrfurcht vor jedem Einzelnen diesem das Höchstmaß seiner Entwicklung und seiner Rechte sichert. Diese Gesinnung beseelt auch Pestalozzis Sozialpädagogik. (Fortsetzung folgt)

Deutschland im Sommer 1947

Die Arbeit der religiösen Sozialisten geht in einer sehr erfreulichen Weise weiter. Die Aufgaben wachsen. Leider fehlt es an arbeitenden Kräften. Alle die, die heute in einem Amte stehen, sind so belastet, daß es übermenschlicher Anstrengung bedarf, daneben noch unserer Bewegung zu dienen.

[15] Werke, XII, Seite 102 f., vgl. Leibersberger, a. a. O., Seite 113 f., und Max Konzelmann, «Pestalozzi – Ein Versuch», Zürich und Leipzig, 1926, Seite 109 f.

In Hessen und Hannover-Westfalen haben sich die Freunde unter dem Namen «Arbeitsgemeinschaft für Christentum und Sozialismus» zusammengeschlossen. Sie meinen, daß wir ganz deutlich machen müssen gegenüber den Erfahrungen der schweren Jahre, daß wir Menschen sind, die eine Ordnung der Gesellschaft fordern, die im Geiste Jesu Christi geschieht. In diesen Kreisen ist die starke Mitarbeit katholischer Christen und Geistlicher besonders deutlich. Gerade aus ihren Kreisen kommen Menschen, die mit großem Verstehen dessen, was Karl Marx bedeutete, doch auch wieder ganz klar darzustellen wissen, wo die Grenze seiner richtigen Erkenntnisse ist. Ein Artikel, den Walter Dirks in den «Frankfurter Heften» schrieb, «Marxismus in christlicher Sicht», ist geradezu vorbildlich in seiner verständnisvollen Auseinandersetzung mit Karl Marx und wegweisend für unsere Einstellung zu ihm. Der Artikel ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den Walter Dirks in einer Frankfurter Tagung der hessischen Arbeitsgemeinschaft hielt.

Diese Vorträge finden alle sechs Wochen etwa statt und sammeln jedesmal den Kreis der Mitarbeiter aus ganz Hessen, Freunde aus Bayern, Württemberg und Baden kommen meistens auch dazu. Seit einiger Zeit haben wir begonnen, nun auch in den einzelnen Städten die Freunde zu besonderen Ausspracheabenden zu sammeln.

Ähnliches geschieht in Westfalen, Württemberg, Bayern und Baden.

Sehr stark sind wir durch die beiden Aufgaben unserer Bewegung beansprucht, in den sozialistischen Parteien Verständnis für die Notwendigkeit christlicher Begründung des Sozialismus zu wecken und in den Kirchen die Erkenntnis, daß sie zu ernster Mitverantwortung für das ganze Schicksal unseres Volkes mit aufgerufen sind, also gerade als Kirchen nicht an der politischen und gesellschaftlich-gestaltenden Aufgabe vorübergehen können.

Nun sind in den sozialistischen Parteien sicherlich viele Menschen tätig, die ganz im Geiste von vor 1933 stehen. Ihnen ist der Sozialismus eine praktische Lebensaufgabe, die wir lösen müssen, damit Menschenrecht, Menschenglück und Menschenwürde nicht immer wieder zertreten werden. Aber sie glauben immer noch, daß dazu eine materialistische oder positivistische Geisteshaltung genüge. Sie stehen in der alten Unfähigkeit des intellektualisierten Menschen, die tieferen Wirklichkeiten des Daseins irgendwie zu ahnen.

Deutlich aber ist, daß ein entscheidend großer Kreis – besonders unter den geistig Führenden und den Jungen – in eine andere Richtung geführt wird. Ihnen ist aus dem Erleben der zwölf Jahre ganz deutlich, daß der bloße Intellekt unfähig ist, wirkliches Menschsein und menschliche Gesellschaftsgestaltung zu wirken. Sie suchen nach den Kräften und Wirklichkeiten, die einer Zersetzung des Menschseins, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, entgegenwirken.

Ganz deutlich ist auch, daß ein großer Teil der Arbeiterschaft in-

stinktiv dasselbe begriffen hat. Man wendet sich von allem Freidenkertum und Materialismus ab und sucht eine neue Lebenshaltung, sucht Kräfte einer neuen Gestaltung, die stark genug sind, den Geist des Nationalsozialismus und Nationalismus zu überwinden, dessen unheimliche Macht über die Menschen man noch immer fühlt.

Wie stark ist die Zahl dieser Menschen? Wir wissen es nicht. Wir spüren nur das Suchen, spüren, wie wir überall gefordert werden, wie man unser Wort aufnimmt und hört. Wir können nur froh darüber sein und warten und hoffen, daß es sich einmal entscheidend zeigen wird.

Erschreckend ist, daß wir schon wieder ein gewisses Enttäuschtsein der Arbeiter der Kirche gegenüber erleben, das uns unsere Arbeit erschwert.

Dabei ist es doch so, daß in beiden Kirchen kraftvolle Menschen an der Arbeit sind, die Kirchen zu der Verantwortung zu wecken, die sie heute unserem Volke schuldig sind. Sie werden von den führenden und wahrhaft christlichen Kreisen in der Kirche gehört, gerufen, in ihrer Wirksamkeit gefördert. Dabei hat man fast den Eindruck, daß die Energie dieser Kreise, die um eine geistige Neueinstellung zur Politik des Friedens, der Gerechtigkeit, der Demokratie und des Sozialismus rufen, in der katholischen Kirche stärker ist als in der evangelischen. Da sind sie in beiden Kreisen. Überall ist nicht nur eine Verständigung mit dem Anliegen der religiösen Sozialisten im Gange, sie werden in die Synoden berufen und gehört, in vielen Ländern finden Besprechungen kirchlich führender Kreise mit den führenden Kreisen der Sozialdemokratie statt. Man will deren Stellung, deren Pläne, deren Geistigkeit kennenlernen, um eine zielbewußte Haltung zu ihr, ja Mitarbeit mit ihr finden zu können.

– Und trotzdem – wieder wachsendes Mißtrauen? –

Das schafft auch hier die Masse des Kirchenvolkes und der Pfarrer, die nichts gelernt haben. Das ist ja deutlich, daß Not nur die Menschen zu den Quellen der Kraft treibt, die schon etwas von ihnen ahnen. Die andern werden nur noch mehr verhärtet oder verzweifeln. Das deutsche Volk aber hat in seinem Erbe noch ein besonderes Hindernis auf dem Wege zur Klarheit, eben den Untertanengeist, dem die Unterordnung unter die herrschenden Mächte unter allen Umständen das Rechte scheint und die Empörung dagegen die Sünde. Diese Leute gutbürgerlich-deutscher Gesinnung empfinden so: «Als Hitler am Ruder war und Deutschland im Krieg, gehorchten wir und taten unsere Pflicht. Nun ist alles anders, aber wir sind ja wieder bereit, zu gehorchen und unsere Pflicht zu tun! Was will man nun von uns?» – Von hier aus erscheint das Schicksal, das sie trifft, nur als eine ungerechte und gänzlich unmotivierte Härte, mit der man sie, die zähmsten und brävsten aller Leute, die lieber ihre Kinder im Kriege opfern,

als einer Obrigkeit Widerstand entgegenzusetzen, quält. Diese brävsten aller Leute sind ja nun die, die immer auch die kirchlichen Leute waren. Sie sind die Bauern, die jetzt darum kämpfen, so wenig als möglich abliefern zu müssen und so viel als möglich für Sachwerte vertauschen zu können. Sie sind die Pfarrer, die grollend feststellen, daß das Ausland uns mit einem ganz ungerechten Haß verfolgt, die es als eine Schande empfinden, daß die Kirche jenes Schuldbekenntnis gesprochen hat. Wie sollen sie von hier aus einsehen, daß das deutsche Volk seine Zukunft auf einen ganz andern Geist bauen muß, als der der Vergangenheit war – eben auf den Geist Jesu Christi an Stelle des Geistes des nationalen Hochmutes und der Gewalt. Es ist der Kreis dieser braven, kirchlichen Leute und Pfarrer, in denen der alte widerchristliche Geist – nicht des Nationalsozialismus – aber des Nationalismus als tiefe Bitterkeit grollt – und manchmal auch wieder als eine merkwürdige, törichte Hoffnung sich zeigt, daß da doch wieder das Schicksal Deutschland eine Chance geben könne, mit denselben Mitteln frei zu werden.

Das ist der öde, giftige Dämpfe aushauchende Sumpf, der inmitten des deutschen Lebens steht und zu aller äußeren und inneren Not dies Hoffnungslose hinzubringt, an dem man wohl den Mut verlieren könnte.

Es kommt dazu, daß der Pfarrer zu den Klassen gehört, die in traditionellem Untertanengeist von den Spruchkammern gnädiger behandelt werden als kleine Leute, während man doch annehmen sollte, man müsse die, die in öffentlicher Verantwortung standen, härter anfassen. Allerdings weiß man nicht, ob es an den Spruchkammern selbst liegt oder an der Tatsache, daß der einflußreiche Mann leichter genügend Leute findet, die ihm für seine Haltung in den schlimmen Jahren ein gutes Zeugnis ausstellen. Jedenfalls werden weite Kreise gegen die Kirche eingenommen durch die verhältnismäßig leichte Art der Entnazifizierung vieler Pfarrer. Die Kirche von sich aus hat den Grundsatz aufgestellt, daß sie als Kirche nur gegen die vorgeht, die ihre kirchliche Verpflichtung verletzt haben. Das bedeutet, daß ein Pfarrer, der Deutscher Christ war, bestraft, vielleicht entlassen wird, während ein Mann wie Gogarten unangefochten Professor der Theologie in Göttingen bleibt. Ein Mann wie Althaus mußte von den Amerikanern beseitigt werden. Sie haben ja nur politisch für Hitler Stellung genommen, gegen die Lehre und Haltung der Kirche haben sie sich nicht verfehlt.

Jedenfalls wird dadurch die Lage so, daß die Kirchen für das ethisch so sehr belastende Problem der Überwindung des Geistes des Nationalsozialismus nicht eine klare Führung geben und daß sie gegenüber dem nationalistischen Wahn erst recht versagen.

Wenn nun der Arbeiter dies erlebt, wenn er aus den Kreisen der Kirche Stimmen hört, die in der Frage des Friedens, der Demut dem

Urteil des Auslandes gegenüber zweideutig – oder auch sehr eindeutig – sind – wie soll er Vertrauen gewinnen, daß er hier zu den Kräften geführt wird, deren Notwendigkeit für die Zukunftsaufgaben er ahnt?

Die Kirchen sind in Gefahr, sich eine Art Dolchstoßlegende zu schaffen. Man verkündet dort, daß die Auflösung der christlichen Lehre und Bekenntnishaltung die Ursache gewesen sei für den Zusammenbruch der Kirche vor dem Nationalsozialismus. Man verdunkelt sich damit die Einsicht, daß alle Kreise versagt haben, Orthodoxe wie Liberale – mit Ausnahmen. Entgleisten Liberale leichter ins Deutsch-Christliche hinein, so hatten Männer wie Gogarten und Althaus und andere andere Gründe, für Hitler einzutreten. Nun will man heute die Kirche vor solchen Entgleisungen schützen durch Rückkehr zu den Bekenntnissen, und man streitet sich um lutherisch und reformiert und reißt sich auseinander um diese Dinge – und die Machtbestrebungen bestimmter Richtungen können schon wieder bestimmend etwas im kirchlichen Leben bedeuten, während rings ein Volk um seine materielle und geistige Existenz ringt.

Das gilt nicht für die eigentlichen geistigen Führer im kirchlichen Leben. Sie ringen um eine Erneuerung aus der Tiefe, dessen freuen wir uns immer wieder. Aber es scheint fast, daß sie sich von jener Legende zu sehr haben mitbestimmen lassen, daß es an der Auflösung der Bekenntnisse liege. Sie sehen offenbar nicht, daß es an einem ganz andern liegt, nämlich daran, daß die Kirche wagt – nein – sich aus der Macht ihres geistigen Lebens gezwungen sieht – zu allen Fragen des Lebens im Geiste Jesu Stellung zu nehmen. Sie muß Stellung nehmen zur Frage Friede oder Gewalt, demütige Hinnahme unseres verdienten Schicksals und demütige Einordnung in die werdende Völkerwelt – oder Bitterkeit und Hochmut und Verhärtung. Sie muß Stellung nehmen zur Frage, ob wir uns Christen nennen dürfen, wenn wir weiter in unserem Gemeinschaftsleben dulden, daß der eine – der Bauer, der Besitzer von Werten und Produzent von Waren – herrlich und in Freuden lebt, während der andere, der Ausgebombte, der Ostflüchtling, der fleißige Arbeiter, hungernd neben ihm lebt? Sie muß Stellung nehmen zu der Frage, ob wir weiter das Werden der Demokratie in unserem Volke durch eine Verantwortungslosigkeit allen Dingen des öffentlichen Lebens gegenüber verhindern dürfen, die wir gerade im «christlichen» Bürgertum erschreckend erleben. Sie muß Stellung nehmen zur Frage, wie wir aus dem Chaos eine neue Ordnung der Gesellschaft und des Staates bauen und ob wir die bauen wollen im Geiste des alten Egoismus oder in wahrhaft christlicher Verantwortung für den Bruder.

Hier liegen die Fragen, an denen es sich entscheidet, ob wir Christen sind oder nicht. Nicht daran entscheidet es sich heute, ob ich mich zum Apostolikum oder zur Augsburger Konfession oder zum Heidelberger Katechismus bekenne.

Ich lese die «Frankfurter Hefte»; ein Kreis glänzend geschulter, unbedingt katholisch gesinnter Menschen gibt sie heraus. Ich lese jede Nummer mit tiefer, zustimmender Freude. Hier werden die Fragen und Ereignisse rücksichtslos beurteilt nach dem Maßstab, den der Geist Jesu Christi uns gibt. Hier werden die Wege gesucht im Gehorsam gegen ihn. So wird ganz deutlich, wie eins wir sind über die schroffsten kirchlichen Unterschiede hinweg, sobald wir innerlich bestimmt sind, alle Dinge des Lebens und Geschehens aus dem Geiste Jesu zu beurteilen und zu leisten. Wenn dann in diesen Heften das Ausdrücklich-Katholische hervortritt, so stößt es mich, der ich nie und nimmer in dieser Weise leben und fromm sein könnte, nicht ab. Ich verstehe es ehrfürchtig als einen Weg, der diese Menschen deutlich zu Jesus Christus geführt hat und in ihm festhält. So zeigt sich uns im religiösen Sozialismus ein Überwinden der Zerrissenheit der Christen durch den Geist Jesu Christi und ein Zusammenkommen im Ringen um die Neugestaltung der Gesellschaft. Hier zeichnet sich etwas ganz Hoffnungsvolles ab. Die Frage ist nun, ob der Kreis derer, die so erwachen, stark genug ist, um das schwere Schicksal Deutschlands wirklich zu bezwingen.

Die politische und gesellschaftliche Aufgabe, aus dem Chaos, das geistig und organisatorisch zurückgeblieben ist, eine neue Gestaltung zu schaffen, erscheint immer schwerer. Organisatorisch betrachtet, scheint man im Osten weiter zu sein. Man ist in allen Dingen viel geschlossener in der Gestaltung. Dabei wird es aber ganz deutlich, daß die starke seelische Verschiedenheit zwischen deutschem und russischem Empfinden eine schwere Belastung ist. Rußland wird dazu durch seine Notlage zu Dingen gezwungen, die man in Deutschland nur mit Bitterkeit aufnimmt, und die Methoden der Gestaltung scheinen uns oft gerade die geistigen Kräfte zu gefährden, die wir zur Erneuerung unseres Volkes nötig haben. Jedenfalls wird dadurch der Einfluß der Kommunistischen Partei in Deutschland sehr geschwächt und das Verstehen zwischen SPD und KPD immer schwieriger.

So entsteht die Gefahr, daß Sozialisierung und Erstarken demokratischen Geistes im westlichen Deutschland schwer gefährdet werden.

Es kommt dazu, daß das organisatorische Zusammenarbeiten der Besetzungsmächte und der deutschen Behörden im Westen versagt. Der Schwarze Markt hat Dimensionen angenommen, die einem Zusammenbruch der Ernährungswirtschaft gleichkommen. Die «Frankfurter Hefte» berechnen, daß 40 Prozent aller verfügbaren Waren durch den Schwarzen Markt gehen. Mehr als der Hunger aber wirken die Ungerechtigkeit der Verteilung und die mit dem Schwarzen Markt verbundene Demoralisierung. Die so entstehende Bitterkeit verhindert jedes verantwortungsbewußte Denken, wirkt also jeder Demokratie entgegen.

Die Haltung der Bauern wirkt in dieselbe Richtung. Diese aber wird mit Notwendigkeit in verhängnisvolle Richtung gelenkt, wenn der Bauer für das, was er gesetzmäßig abliefert, Geld bekommt, für das Waren nicht zur Verfügung stehen, und für das, was er hinten herum verhandelt: Dünger, Kalk, Zement, Holz, Bausteine, Benzin, Schuhe, Kleidung, das, was er nötig hat.

Nie haben wir so deutlich gezeigt bekommen, daß wir im Chaos stehen und das Chaos noch nicht überwunden haben, als in diesen letzten Monaten, in denen der Hunger und die Ungerechtigkeit der Verteilung die Menschen in wachsende Erbitterung und damit Verantwortungslosigkeit treiben.

Damit ist die gewaltige Aufgabe gestellt. Die neue Ernte – es wird Deutschland nichts erspart; infolge der Trockenheit scheint diese neue Ernte eine sehr geringe Ernte zu werden – diese neue Ernte muß sofort mit neuen Methoden gründlich erfaßt werden. Es muß dem Bauer klar werden, daß er für die Güter, die er abliefert, das erhält, was er dringend nötig hat, und nicht über den Schwarzen Markt. Die Monate, die nach der Ernte eine gewisse Zeit lassen, müssen benutzt werden, um die Ernährung und Rohstoffversorgung über geregelte Wege so zu gestalten, daß der Winter nicht zu der Not führt wie der letzte. Auch die Heizungsmaterialien müssen beizeiten beschafft werden.

Man kann das sagen und fordern. Die Ausführung ist eine verzweifelt schwere. Sie kann nur geschehen, wenn den deutschen Behörden so viel wirkliche Verantwortung und Exekutive übertragen wird, daß unser Volk wirklich sieht und merkt, wer verantwortlich ist, und daß es selbst die Kontrolle hat. Zugleich aber muß der gute, verantwortungsvolle Wille der Besetzungsbehörden, für den wir immer wieder nicht dankbar genug sein können, nicht müde werden gegenüber dieser scheinbar hoffnungslosen Aufgabe.

Wichtig wird unserm Kreise sein, daß unser Freund Ludwig Metzger, Oberbürgermeister von Darmstadt, zum Vorsitzenden der Exekutive des bizonalen Wirtschaftsrates gewählt ist, ein Amt schwerster Verantwortung, das er mit schwerem Herzen übernimmt, aber übernimmt als einer, den man wählte, weil gerade seine charaktervolle Haltung eine der Hoffnungen ist, daß das Werk einigermaßen gelinge.

Denn nun muß ja, während man der dringendsten Not des Augenblicks steuert, die Zukunft vorbereitet werden, die Zukunft, in der wir wieder genügend Kohle haben, genügend Rohstoffe bekommen, unsere Arbeitskräfte mobil machen können und dazu kommen, uns selbst zu ernähren durch unsere Arbeit.

Zum Mobilmachen der Arbeitskräfte und zum Bau der Zukunft gehört die zielbewußte Einordnung der Ostflüchtlinge in das Arbeitsleben des Volkes – eine Einordnung, die von allen, die noch Werte haben, ungeheure Opfer verlangen wird.

Damit ist aber sofort gesagt, daß es nur über den Weg einer festen und klaren Sozialisierung geht. Man kann nicht die Ostflüchtlinge einordnen, ohne ihren vielen Bauern Land zu verschaffen, und das geht nur durch die Aufteilung der großen Güter. Man kann nicht die Wirtschaft eines Volkes in harter, gemeinsamer Arbeit und unter schweren Opfern aller aufbauen und dann das Aufgebaute zur Nutznießung und Beherrschung einzelnen wirtschaftlichen Machthabern wieder zuschieben. Wo solche Tendenzen auftauchen, wirken sie demoralisierend und erbitternd und lähmen die Opferbereitschaft aller.

Das alles soll und muß geleistet werden inmitten eines Volkes, das noch nicht aus der Verwirrung durch jene Gewalten herausgekommen ist, die es mitgerissen hatten, das noch nicht die Untertanenhaltung und den Machtglauben überwunden hat, in dem es durch Jahrhunderte erzogen wurde. Schuld und Tragik mischen sich erschütternd in dieser Not. Wir Deutsche haben die Schuld zu sehen und entschlossen unser Teil an der Not und Arbeit auf uns zu nehmen, als dem Einzigen, womit wir der Schuld unseres Volkes begegnen und ihre nachwirkende Last überwinden können. Draußen möge man die schwere Tragik sehen und von da aus mit Verstehen und Helfen mitwirken, daß wir den Mut nicht verlieren. *Emil Fuchs.*

Quarantäne für die deutsche Intelligenz

«Germania docet», hat es früher geheißen. Deutschland hat das Heft in der Hand. Es ist berufen, die Welt zu belehren. In Deutschland hat man immer alles gewußt und alles besser gewußt, war es doch das Land der «Dichter und Denker», an dessen Wesen die Welt sollte genesen.

Seitdem diese Dichter und Denker, diese Gelehrten und Weisen vor aller Welt dermaßen versagt haben, daß sie die beiden von Deutschland entfachten Weltkriege entweder geradezu besungen und verherrlicht oder doch durch ihr feiges Schweigen nicht verhindert haben, ist der Glaube an die geistige Superiorität der Deutschen in der Welt begreiflicherweise ins Schwanken gekommen.

Es wäre nun aber unseres Erachtens nicht richtig, wenn man sich dadurch ins andere Extrem begeben würde, wie es heute oft der Fall ist. Gerade jene, die früher vor dem deutschen Professor auf dem Bauche gelegen sind vor Ehrfurcht, indem sie ihn als höchste Autorität verehrten, lassen jetzt an ihm kein gutes Haar mehr. Indessen ist der deutsche Zusammenbruch samt all dem großen Schuldkonto auch und

gerade der deutschen Intelligenz kein Beweis gegen dieselbe, sondern weit eher ein Beweis für sie, so sonderbar dies auch klingen mag. Denn gerade die Stärke der Deutschen auf diesem Gebiet des Dichtens und Denkens hatte naturgemäß als Schattenseite zur Folge eine große Schwäche auf dem Gebiet des Politischen, eine schuldbare Vernachlässigung der politischen Verantwortung und Betätigung und den bekannten Mangel an Zivilcourage. Die großen geistigen und religiösen Kräfte des deutschen Volkes wurden von den Zeiten Luthers bis heute nicht in Anwendung gebracht auf sozialem und politischem Gebiet, wo man den ungetauften Elementen der deutschen Militärkaste freie Hand ließ. Die besondere weltpolitische Gefahr der Deutschen ist die Schattenseite ihrer besonderen Tugend und Größe. Der Deutsche beweist die Tatsache der evangelischen Lehre, daß man auch zu gelehrt sein kann , um in das «Himmelreich» einzutreten. Denn leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Großer, Reicher und Selbstgerechter ins Reich Gottes. Stolz und Überheblichkeit ist aber erfahrungsgemäß meist die Begleiterscheinung allzu großer Gescheitheit und Tugendhaftigkeit. Darum mahnt der Apostel Paulus zu weiser Beschränkung des Wissenstriebes. Die einseitige Hypertrophie des Intellekts muß bezahlt werden durch Mangel an Ausbildung des Charakterlichen. «Nicht die sinnliche Leidenschaft, sondern das natürliche, ungetaufte Selbstgefühl ist die Quelle der größten Feindschaft gegen das Christentum. Wo es nicht gelingt, das menschliche Selbstgefühl durch christliche Demut gründlich zu heilen, da wird dasselbe, nur um sich vor der Verdemütigung zu retten, die unerhörtesten Lügenkonstruktionen aufführen und wird die wildesten Anschläge ersinnen, nur um das Zeugnis aus der Welt des Lichtes und der Wahrheit zu verhindern.» (F. W. Förster, «Europa und die deutsche Frage».)

Das ist nun tatsächlich in Deutschland geschehen: Unter Billigung oder feigem Stillschweigen der deutschen Intelligenz, seiner Dichter und Denker, wurden die unerhörtesten Lügenkonstruktionen aufgeführt und die wildesten Anschläge gegen die ganze Umwelt ersonnen und unternommen, nur um die Verdemütigung und das Zeugnis der Wahrheit zu verhindern. Wir hoffen gern, daß das furchtbare Gericht, das deswegen über Deutschland kam, gerade die Intelligenz zur Einsicht und Umkehr führe. Das «Germania docens» muß daher zunächst ein «Germania discens» werden, das heißt, der Deutsche muß vom hohen Lehrstuhl der Welt, auf den er Anspruch machte, heruntersteigen und ein Lernender werden. Man hört die Deutschen daher vorläufig nicht gern dozieren. Man möchte erst deutliche Beweise der Umkehr. Die wahrhaft Bekehrten sehen das von selber ein und halten sich bescheiden zurück. Selbst in der alten Kirche pflegte man weislich die Neubekehrten erst nach mehreren Jahren der Bewährung zum

Lehramt zuzulassen. Gewiß wird die Stunde kommen, da der Deutsche, und gerade er aus seinem Fall weise geworden, uns und der Welt etwas zu sagen haben wird. Ja, vielleicht liegt gerade im politischen Untergang eine Chance für eine künftige geistige Sendung und Geltung der Deutschen in der Welt.

Es fordert aber doch zum Widerspruch heraus, wenn heute Deutsche oder großdeutsch eingestellte österreichische Professoren sich schon wieder als Lehrer etablieren in Schweizer Zeitungen und Verlagen, um da über Völkerfriede, demokratische Erziehung und über die Schuldfrage die Welt zu belehren. Was soll man zum Beispiel dazu sagen, wenn ein preußischer Professor, der nie aufgehört hat, deutschnational zu denken und zu fühlen und selbst heute noch in seinem Schweizer Refugium nur mühsam seinen Nationalismus verdecken kann, bei uns ein Buch herausgibt über «Die Überwindung des Hasses»? Was soll man ferner dazu sagen, wenn heute ein sich selbst «Herr Johannes» nennender, bekannter ehemaliger Grazer Universitätsprofessor als ständiger Mitarbeiter in einer Schweizer Wochenzeitung uns dumme Kuhschweizer Woche für Woche anzupredigen wagt, ohne dabei irgendein Zeichen der Umkehr und der Selbstanklage zu geben, während doch seine anfängliche Haltung gegenüber dem Hitlerregime seinen Schweizer Freunden größte Enttäuschung bereitet hat? Was soll man dazu sagen, daß dieser Österreicher es wagt, in einer schweizerischen Zeitung zu behaupten: Wir Österreicher sind genau so schuldig und so unschuldig am Krieg wie alle andern Völker (also auch einschließlich der Neutralen)? Wir Schweizer wären also genau so schuldig am Krieg wie die Österreicher, und die Österreicher wären genau so unschuldig am Krieg wie wir Schweizer. Ist das nicht ein überaus leichtfertiges Behandeln und Abschütteln der Schuldfrage? Meint denn der Herr Johannes, wir hätten vergessen, welch ein gefährlicher nazistischer Ansteckungsherd das österreichische Vorarlberg für das benachbarte schweizerische Rheintal war?

Meint er, wir hätten vergessen, daß er, «Herr Johannes», seinerzeit mit Begeisterung den Einmarsch der Hitlertruppen in Wien begrüßt hatte als großdeutsch eingestellter Grenzösterreicher? Steht es ihm heute an, zu behaupten, die Kriegsschuldfrage sei eine internationale Frage? Ist das nicht eben jenes heute bei so vielen Deutschen so beliebte Auskneifen und «Ausweichen in ein Allgemeines», vor dem Karl Jaspers in seiner tiefschürfenden Untersuchung der Schuldfrage seine Landsleute warnt? Durch diese Betonung der Schuld aller wird die besondere deutsche Schuld absichtlich etwas vertuscht. «Das Wort: Die andern sind nicht besser als wir, wird falsch angewandt in diesem Augenblick. Denn jetzt, in diesen vergangenen zwölf Jahren, waren, alles in allem genommen, die andern in der Tat *besser* als wir. *Die*

allgemeine Wahrheit darf nicht dazu dienen, die besondere gegenwärtige Wahrheit der eigenen Schuld zu nivellieren.»

«Ohne den Weg der Reinigung (und Wiedergutmachung) aus der Tiefe des Schuldbewußtseins ist keine Wahrheit für die Deutschen zu verwirklichen.»

Durch ihren nationalistischen Sündenfall hat die deutsche Intelligenz für eine Zeitlang ihre Klarheit und Zuverlässigkeit des Urteils eingebüßt. (Sogar die deutsche Sprache scheint die allgemeine Dekadenz mitgemacht zu haben, sie wird zurzeit in der Schweiz besser geschrieben als in Deutschland.) Die deutsche Intelligenz soll daher in die Quarantäne gehen, das heißt, sie soll vorläufig darauf verzichten, andere zu belehren, sie soll sich bescheiden zurückziehen, sie soll sich der Selbstbesinnung, der Einkehr und Umkehr widmen. Dann mag sie, geläutert und gewandelt, wieder ihre Mission antreten. H.

Von Büchern

David Luschnat: Schriftsteller und Krieg. 30 Seiten. Schriftenreihe «Zwei Welten». Baden-Baden 1947.

Die Broschüre Luschnats ist eine mit Geist und Verve vorgetragene Anklage gegen die «Trahison des clercs», gegen die Menge der deutschen Schriftsteller, die sich zu gefügsamen Werkzeugen der Nazipropaganda machen ließen und von denen nun nachträglich ein großer Teil sich auf seine «innere Emigration» herauszureden sucht, die soviel schwieriger und vornehmer gewesen wäre als die äußere! Da ist's schon gut, daß Luschnat die Namen der 88 «Geistesheroen» ins Gedächtnis zurückruft, die im Oktober 1933 einem Adolf Hitler Gefolgschaftstreue beschworen, und daß er an den Beispielen der *Ernst Jünger*, *Ernst Gläser* und *Edwin Erich Dwinger* nachweist, daß auch heute wieder weder Nazivergangenheit noch Charakterlosigkeit dem Karrieremachen abträglich sind. Das ist ein schlimmes Vorzeichen. Stellt Luschnat doch mit Recht fest: «Mit gewaltsamen Mitteln allein konnte Hitler-Deutschland seinen Raubkrieg nicht vorbereiten.» Die Verfälschung des Wortes, der todbringende Wortzauber, hatte Hirn und Herz der Mehrheit des deutschen Volkes vergiftet; das wahre, lebendige, mutig verkündete Wort allein kann die Miasmen dieses Sumpfbodens vertreiben und den Morast selbst trockenlegen. Und dazu ist der seiner Verantwortung und seines hohen Amtes bewußte Schriftsteller als Diener am Wort berufen. R. K.

Zwei deutsche Gedichte

Verse zur Zeit

Gäb' es ein Lied, das unser Elend umfaßte,
könnt' ich euch vielleicht, was wir leiden, erzählen.
Dann könnt' es sein, daß uns niemand mehr haßte,
und die uns feind sind, würden uns nicht mehr quälen.

Es gibt Unglück, das wie ein himmlisches Feuer
mit unserm Glück zugleich unsre Schuld verzehrte.
Schwer, wie die Schuld, war das Lösegeld – teuer –
Wir haben bezahlt, was der wägende Richter begehrte.

Wir haben keine Heimat, keine Zuflucht auf Erden,
wir schleppen wunde Füße in zerrissenen Schuhen.
Wir haben keinen Acker, keine Weide, keine Herde,
wir haben kein Bett, um nachts drin zu ruhen.

Wir drängen uns hungernd auf harten Wegen,
wir erbetteln von Bettlern das Brot aus leeren Spinden.
Wir haben keinen Mantel in Frost und Regen,
wir sind dankbar für Lumpen und trockene Rinden.

Wir haben keine Tochter, keinen Sohn, uns zu stützen,
das Kind hat keinen Vater, das kranke, es zu retten,
wir sterben am Wege, in Gräben, in Pfützen,
wir haben keine Ruhstatt, die Toten zu betten.

Wir suchen unsre Häuser zwischen wüsten Steinen,
und finden einen Balken, ein Brett, ein paar Stufen.
Wir wühlen in der Asche nach Schmuck und nach Gebeinen,
wo drunten klagende Stimmen uns geisterhaft rufen.

Wir genießen der Toten Freiheit und Frieden.
Uns trifft nicht das Schelten von der Tugend Throne,
uns richtet kein sterblicher Richter hienieden,
uns – geglüht mit des Unglücks blutiger Krone.

Ricarda Huch.

Die Verse der großen greisen Dichterin (Ernst Troeltsch hat sie einmal als «den einzigen Mann unter den deutschen Dichtern» seiner Zeit bezeichnet) machen uns zu schaffen. Wer könnte sich dem erschütternden Eindruck der Bilder, die sie mit ihren starken, ungekünstelten Worten vor uns hinstellt, entziehen! Für Stumpfheit diesem Meer von Not gegenüber gibt es keine Rechtfertigung, und mit Selbstgerechtigkeit soll unser Herz am wenigsten gepanzert sein.

Und doch beunruhigt uns etwas an der Haltung dieses Gedichtes,

nämlich der Ton sich aufbäumenden Trotzes, der unüberhörbar daraus klingt. «Uns trifft nicht das Schelten von der Tugend Throne, uns – geglüht mit des Unglücks blutiger Krone.»

Wir können die Frage nicht unterdrücken, ob Trotz die Haltung ist, die Genesung verheißt. Wir fürchten, daß dieses trotzige Sichaufbäumen schließlich die alte, gefährliche Überheblichkeit gebären werde. Wenn wir sagen müssen, was jetzt die einzig verheißungsvolle Haltung wäre, dann können wir das Wort «Bußfertigkeit» nicht vermeiden. Ricarda Huch steht kaum auf dem Standpunkt, den die «deutsche» Frömmigkeit eine Zeitlang vertrat, daß Bußfertigkeit eine schwächliche, sklavische, «undeutsche» Haltung sei – dazu ist sie zu tief in den Geist der Bibel eingedrungen, was ihr Buch «Vom Sinn der Bibel» beweist. Aber Bußfertigkeit ist das Gegenteil von Trotz, und sie, nur sie ist vom Schuldigen gefordert. Buße nicht als «Sündengewinsel», sondern als entschlossene Abkehr, als Haß gegen die falschen Götter, denen man gedient. Nichts anderes ist jetzt vom deutschen Volke verlangt, aber dieses ganz. Der Gedanke, daß es seine Schuld mit Leiden abgebüßt habe – «wir haben bezahlt, was der wägende Richter begehrte» –, ist falsch. Gott verlangt diese Bezahlung nicht – weil sie nicht geleistet werden *kann*. Das gilt für uns alle. Wir sind die zehntausend Talente schuldig (Matth. 18, 21 f.), die wir nie werden aufbringen können. Nur wenn das Bewußtsein der Unendlichkeit unserer Schuld uns durchdringt, sind wir in der Wahrheit. Dann werden wir nie, beim Blick auf unsere Leiden, sagen: nun haben wir bezahlt. Nicht auf diesem Wege geschieht die Wiederherstellung, sondern nur durch Begnadigung. Diese aber wird dem zuteil, der sich innerlich von seiner Schuld abwendet.

Gott verlangt keine Bezahlung in Form von Leiden vom deutschen Volk, aber er verlangt Umkehr. Und auch Menschen und Nationen sollen und dürfen von diesem Volk nicht Bezahlung durch Leiden fordern. Es darf sich niemals darum handeln, das deutsche Volk durch Leiden, durch Hunger und Elend, durch Tuberkulose und Zerstörung seiner wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten etwas abbüßen zu lassen. Das Elend ist freilich da, es ist ja auch anderswo da, in Griechenland und Polen, in Rußland und Frankreich, was die Deutschen nicht vergessen mögen. *Wir* allerdings haben nicht zu «schelten von der Tugend Throne» herunter. Die deutschen Kinder und zahllose deutsche Männer und Frauen sind nicht schuldiger als wir. Wir haben auch mitgebaut an dieser Welt des Götzentums, von der auch wir uns in Buße abzuwenden haben.

In der Abkehr und Umkehr, in der Buße, in der Hinwendung zu *dem* Reich, das wir über allen unsern stolzen Reichen vergessen haben, liegt die Genesung, in der Gesinnung, die in dem Gedicht einer andern deutschen Frau zum Ausdruck kommt, das wir mit tiefster innerer Zustimmung hier wiedergeben dürfen: *P. J.*

Dem Andenken meines gefallenen Sohnes

Von einer deutschen Mutter

Aus tausend Taten, die wir unterließen,
erwuchs das Heute, schmerzensvoll und schwer.
Die Tränen, die wir bitter nun vergießen,
erwecken uns die Söhne, ach, nicht mehr!

Wir liebten sie, sie wurden uns gegeben,
wir lauschten lächelnd ihres Atems Glücks.
Jäh riß man sie hinweg aus unserm Leben,
und niemals kehrten sie zu uns zurück.

Daß sie ins Dunkle von uns fortgeschritten,
wir duldeten's, wir ließen's schweigend zu.
Verschlossen uns unausgesprochnen Bitten –
nun deckt sie eine fremde Erde zu.

Sie sehnten sich, an ihre Brust zu heben
des ganzen Lebens bittersüße Last;
doch mußten sie, weil der Befehl gegeben
zum Tode taumeln in erzwungner Hast. –

Wir tragen Schuld! Seit Hunderten von Jahren
ernähren wir die nimmersatte Glut.
Wir und die vielen, die da vor uns waren,
füllten ein Meer mit teurer Söhne Blut.

Nun gilt es, einen Auftrag zu erfüllen,
derer, die gaben kinderjung ihr Blut.
Laßt uns den Wein in neue Schläuche füllen:
Gehorsam sterben ist nicht Heldenmut!

Aus tausend Taten, die wir unterließen,
erwuchs des Heute blut'ges Weltgericht.
Die Tränen, die wir bitter nun vergießen,
löschen die Schuld im Buch des Schicksals nicht.

Die Kraft der Liebe und des Herzens Treue
wird brechen einst den alten Fluch des Kain.
Daß Gottes Gnade strahle uns aufs neue,
laßt seinem Wort uns bess're Diener sein!

Von Dahingeschiedenen

Frau Ida Moser-Bader †

In der Stille und Abgeschiedenheit, in die sie erst durch ihr hohes Alter und schließlich noch durch ein schweres Leiden geführt worden

war, ist Frau *Ida Moser-Bader* kürzlich friedlich gestorben. Seit einer langen Reihe von Jahren gehörte sie zu den treuesten Lesern der «Neuen Wege», und sie wußte sich mit der großen Sache, der die «Neuen Wege» dienen, im Innersten verbunden. Noch in den allerletzten Jahren, als die allmählich schwindenden Kräfte ihr eine äußere Teilnahme an den Zusammenkünften der «Freunde der ‚Neuen Wege'» nicht mehr erlaubten, folgte die bereits Neunzigjährige doch immer noch im Geiste dem Gang unserer Bewegung und ließ uns bei wichtigen Ereignissen und Entscheidungen öfters noch ein Zeichen der Verbundenheit zukommen.

Was Frau Moser einst den Anschluß an unsere Vereinigung finden ließ, was aber überhaupt ihr ganzes Wesen bestimmte, war ihr fester Glaube an den lebendigen Gott und ihre starke Hoffnung auf das Kommen seines Reiches und den Sieg seiner Sache auf Erden. In solchem Glauben und solcher Hoffnung stand sie, seitdem ihr schon in jungen Jahren in Bad Boll dieses Gotteslicht aufgegangen und während vieler Jahre, ja Jahrzehnte, durch die beiden Blumhardt ein kostbarer Gottesreichtum vermittelt worden war. Sie gehörte zu den ganz wenigen heute noch lebenden Menschen, die noch starke persönliche Eindrücke nicht nur vom Sohne Christoph Blumhardt, sondern sogar vom Vater Johann Christoph Blumhardt in sich trugen, war sie doch bereits im Jahre 1862 als siebenjähriges Kind erstmals mit ihrer Mutter nach Bad Boll gekommen, das ihr dann in der Folgezeit zur eigentlichen geistigen Heimat werden sollte. Von dort her stammte ihre für alle echten «Blumhardt-Kinder» so charakteristische Verbindung von tiefer Frömmigkeit mit großer Weite und Freiheit. Bis ins höchste Alter durfte sie selber immer wieder von dem Großen zehren, das ihr geschenkt worden war; durch ihr ganzes Leben hindurch durfte sie aber auch andern davon mitteilen, und sie ist für viele zum Segen geworden. Es war ihr auch vergönnt, jenes Gotteskindliche, das sichtbar aus ihr strahlte, noch in der Schwachheit des Alters zu bewahren und auch im letzten schweren Leiden zu bewähren. *Lj.*

Pfarrer Ernst Etter †

Im Alter von 78 Jahren starb in Goldach, wo er seinen Lebensabend verbracht hat, unser Freund und Mitkämpfer Pfarrer Ernst Etter. Es ist eine Dankespflicht, wenn wir seiner in den «Neuen Wegen» gedenken. Er gehörte stets zur treuen Lesergemeinde, war gelegentlich auch Mitarbeiter und vertrat das Anliegen der Religiös-sozialen Vereinigung seit Jahrzehnten.

Wenn der Reformator Calvin vor seinem Sterben die Verfügung traf, daß kein Kreuz und kein Stein die Stätte kennzeichnen soll, da sein Leib einmal begraben liege, auf daß nicht ihm Verehrung zuteil werde, sondern allein Gott und seiner Sache, so liegt die Größe der

Persönlichkeit von Ernst Etter gerade auch darin, daß er nicht sich selber suchte, sondern demütig im Dienste einer Sache stand, die über ihm war. Wir können ihn nur dann recht verstehen und begreifen, lieben und verehren, wenn wir vor dem stille stehen, was seines Lebens Schaffen, Ziel und Inhalt war. Und wir danken ihm dann in rechter Weise, wenn jenes Anliegen auch uns aufs neue groß wird, um das es ihm gegangen ist: das Reich Gottes mit seiner Gerechtigkeit für die Erde.

Ernst Etter war theologisch geschult und orientiert, in den biblischen Wissenschaften wohl ausgebildet – die Theologie aber ist ihm nie zum Selbstzweck geworden, er wußte um etwas, das größer ist als die Theologie, um das Reich. Er ist der Schöpfer der Kirchenordnung der evangelischen Landeskirche des Kantons St. Gallen – die Kirche aber war ihm nicht das Letzte und Höchste, sondern das, was er an den Anfang dieses «Gesetzes» gestellt hat: «Die Kirche hat die Aufgabe, das Evangelium Jesu Christi vom Reiche Gottes zu verkündigen.» Ernst Etter war Pfarrer in Altstätten, Arbon und während 26 Jahren in Rorschach – aber gerade als Pfarrer ward er nie müde, es der Gemeinde zu sagen: es geht um die Herrschaft Gottes, die da alles umfassen will, Seele und Leib, Sonntag und Werktag, Haus und Welt.

Wenn sich der Heimgegangene in besonderer Weise mit politischen Fragen befaßt hat auf und unter der Kanzel, so war das nicht einfach eine Liebhaberei; er hat es getan, weil ihm Gottes Wille bewußt geworden, der auch diesen Lebenskreis erfassen will. Die politische Frage war für ihn eine Gottesfrage. Und wenn er mit besonderer Wärme und Kraft zu wirtschaftlichen und sozialen Dingen Stellung bezog, so geschah das wiederum nicht nur deswegen, weil er dafür eine besondere Ader besessen hätte, nein, es ist ihm vielmehr gerade von der Bibel her klar geworden, daß auch die soziale Frage Gottes Frage ist. Etter stand allezeit in vorderer Linie in Kampf und Arbeit für den Völkerfrieden, weil er wußte, daß Christus Unterpfand und Bürgschaft auch dieses Friedens ist.

Der verstorbene Freund hat das Anliegen der religiös-sozialen Botschaft nicht nur theoretisch vertreten, sondern danach getrachtet, sie ins Praktische hinein wirksam werden zu lassen, wo sich nur eine Gelegenheit bot. Er wußte eben etwas um den Auftrag «ihr seid Gottes Mitarbeiter». So hat er als Präsident der Sozialen Studienkommission des Schweizerischen Pfarrvereins sich immer wieder bemüht, der Pfarrerschaft die aus dem Glauben kommende soziale Verpflichtung ans Herz zu legen. Im Auftrag der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft schrieb er einst die heute noch lesenswerte Broschüre «Deines Hauses Glück». Seit Jahrzehnten gehörte er zu den Vorkämpfern einer eidgenössischen Altersversicherung, und es war ihre endliche Verwirklichung eine der letzten Freuden, die dem greisen

Pionier noch zuteil geworden ist. Sein Name ist auch eng mit der abstinenten Wirtshausreform verbunden. So war er der Schöpfer des alkoholfreien Volkshauses in Arbon; jahrelang präsidierte er aktiv auch die Stiftung für Gemeindestuben und Gemeindehäuser. Verfocht er nach außen im besten Sinne des Wortes die Sache des Völkerbundes, so ward nach innen sein Heim immer wieder zur Heimat für Flüchtlinge und Emigranten. In allem aber ging es ihm um das eine, was er in seiner Rorschacher Abschiedspredigt nochmals als Textwort zugrunde gelegt hatte: Dein Reich komme!

Gar manches, was uns heute fast als selbstverständlich vorkommt, war einst neu und revolutionär, und es mußte Ernst Etter dafür kämpfen. Er ist diesem Kampf nie ausgewichen. Oft war es schwer. Manchmal stand er fast allein. Er ward angefochten, ja verleumdet. Eine Kampfnatur, wie er war, mußte ins Rampenlicht der Öffentlichkeit treten und dabei erfahren, was andere auch erlebten: man hat persönliche Schwachheiten und Fehler groß gemacht, um ihn und die Sache damit in Mißkredit zu bringen. Unerschrocken und mutig aber stand er zur Sache seines Glaubens und Hoffens, unentwegt hielt er durch als Mensch und Jünger seines Herrn.

Die im Auftrag des kantonalen Kirchenrates von Etter verfaßten Bettagsmandate erregten einst Aufsehen und waren so etwas wie das lebendige Gewissen der Kirche. Daß er so innerhalb und außerhalb der Gemeinde ein Leben lang mutig und tapfer ein Wächteramt ausgeübt hat, das ist es, wofür wir ihm von ganzem Herzen danken und damit Gott die Ehre geben, dessen Sache ihm in aller Schwachheit stets lebendig auf der Seele brannte. Größer als dieser mein persönlicher Dank und der der religiös-sozialen Freunde ist vielleicht das Zeugnis einer schlichten Frau der Rorschacher Gemeinde, die kurz vor dem Tode Pfarrer Etters zu mir sprach: «Nun will ich beten, daß diese edle Seele nicht lange leiden muß, denn Pfarrer Etter hat mich einst zum Glauben geführt.» *G. Roggwiller*, Rorschach.

Am Aegerisee

Viele Jahre komm ich zu dir, du Märchen der Seen,
Ringe mit dir aufs neu, dein festliches Rätsel zu lösen,
Möchte den Gottesgedanken fassen, den du verkörperst.
Unergründlich bleibst du, wie du warst am ersten Tage.
Tiefer nur waltet auf dir, o See, dein Geheimnis –
Und den suchenden Blick schlägst du nur stärker zurück.
Willst du vielleicht, o See, zum Troste mir sagen,
Daß dein göttlicher Sinn grad dein Geheimnis ja sei?

9. Oktober 1945 *Leonhard Ragaz* †

Weltrundschau

„Die Wirtschaft ist unser Schicksal“

Seit ich vor zwei Monaten die letzte Rundschau schrieb, haben sich auf der politischen Weltbühne – abgesehen von Indien – keine grundlegenden Änderungen vollzogen. Hingegen haben in der Berichtszeit die *wirtschaftlichen* Fragen derartig an Bedeutung gewonnen, daß ihre Eigenschaft als Schicksalsfragen der Völker – auch von der Politik her gesehen – jedem Beobachter in die Augen springen muß. Darüber braucht man sich auch wirklich nicht zu wundern. Wir haben der Wirtschaft allzulang einen falschen Platz in unserem Denken und Handeln angewiesen. Entweder haben wir ihre tatsächliche Bedeutung für das ganze Leben und Zusammenleben der Menschen in übel angebrachtem Idealismus verkannt und die drängenden wirtschaftlich-sozialen Aufgaben unwillig oder hochmütig auf die Seite geschoben, ihre Bewältigung damit untermenschlichen, dämonischen Mächten überlassend; oder aber wir haben in nicht weniger törichtem Materialismus die Wirtschaft an und für sich, insbesondere den Erwerb wirtschaftlicher Güter, in den Mittelpunkt unseres Daseins gestellt und damit die Wahrheit aus den Augen verloren, daß eine Lösung der wirtschaftlichen Probleme nur von einem außer- und überwirtschaftlichen Standpunkt aus möglich ist, nur auf dem Boden einer Lebensanschauung, die anerkennt, daß die wahren Realitäten geistiger und sittlicher Natur sind, und der es klar ist, daß die Dinge der Wirtschaft ganz von selber in Ordnung kommen, wenn zuerst einmal jenen tiefsten Realitäten ihr volles Recht gegeben wird.

Die Wirtschaft hat sich für diese Mißachtung und Mißhandlung gerächt. Sie hat uns mit letztem Ernst vor die unausweichliche Notwendigkeit gestellt, ihr von außen und oben her das Gesetz ihres Wirkens aufzuerlegen, und sie hat uns mit fürchterlicher Eindeutigkeit gezeigt, wohin es führt, wenn wir ihre Werte und Güter eigenwillig überschätzen oder gar verabsolutieren. Die fast ausweglose wirtschaftliche und soziale Not, die jetzt über die Völker gekommen ist, muß uns darum zu einer radikalen, also an die Wurzel des Übels gehenden Änderung unserer Haltung gegenüber den wirtschaftlichen Dingen führen – oder es wird mit dem Zerfall der wirtschaftlichen Grundlagen auch ihr ganzer Überbau, namentlich unsere geistige Kultur und unsere politische Lebensform, zusammenbrechen.

Vor einem neuen Hungerwinter

Wie weit es gekommen ist, geht aus der jüngst getanen Äußerung Sir John Boyd Orrs, des Leiters der Lebensmittel- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, hervor, daß zu unseren Lebzeiten die verfügbaren Nahrungsvorräte niemals die Bedürfnisse aller

Völker zu befriedigen imstande sein würden – dies in einer Welt, die bei geordneter Erzeugung und gerechter Verteilung tatsächlich einer unbegrenzten Wohlstandssteigerung fähig wäre. «Im nächsten Winter und Frühling», so sagte Orr, «werden viele Millionen in Europa schlechter ernährt sein als während des Krieges. In Asien, wo Hunger und Unterernährung so lange das Los der Mehrheit der Bevölkerung waren, besteht wenig Hoffnung auf Besserung in diesem Jahr.»

Die auf Einfuhr angewiesenen Länder brauchen im Erntejahr 1947/48 in der Tat 50 Millionen Tonnen zusätzliches Getreide, eine Menge, die bei weitem nicht verfügbar sein wird. Ausfuhrüberschüsse werden voraussichtlich nur die Vereinigten Staaten, Argentinien und die Sowjetunion haben; aber diese «freien» Vorräte werden lange nicht für die Versorgung aller Notstandsgebiete ausreichen (obwohl vor allem die amerikanische Union mit ihren 3000 Kalorien pro Kopf und Tag an die übrige Welt, die es im Durchschnitt auf höchstens 2000 Kalorien bringt, noch viel abgeben könnte) und dürften darum im wesentlichen nach politischen oder geschäftlich-finanziellen Gesichtspunkten verteilt werden. Worauf man sich unter diesen Umständen in den nächsten Monaten gefaßt machen muß, das lehren schon jetzt die Hungerdemonstrationen und die wilden Kämpfe um die noch greifbaren Lebensmittel, die sich in Frankreich und Italien abspielen, nicht zu reden von der eher schlechter als besser werdenden Ernährungslage in Deutschland und Österreich und in den von Mißwachs besonders schwer heimgesuchten Ländern Süd- und Ostasiens. Wie soll das erst im strengen Winter werden! Die Kinder, die Alten und die Schwachen werden die ersten Opfer sein.

Hilfe von Amerika? Nun winkt zwar immer noch verheißend die in Form der *Marshall-Offerte* in Aussicht gestellte Hilfe, die das kriegsbereicherte Amerika einem Europa leisten wolle, das sich auch wirklich selber zu helfen bemühe. Aber auf die erste Begeisterung, die der Marshall-Plan hervorgerufen hat, ist – wie gleich befürchtet werden mußte – rasch die Ernüchterung gefolgt. Wohl ist während der letzten paar Monate von den Kommissionen und Sachverständigen, die in der Pariser Sommerhitze zusammensaßen, fleißig gearbeitet worden, und die Abgabe des zusammenfassenden Schlußberichtes scheint bereits unmittelbar bevorzustehen. Ohne Zweifel wird darin auch eine ganze Menge guter Vorschläge dafür enthalten sein, wie *bis 1951* Europa wieder auf die Beine gestellt werden könne, wie Vollbeschäftigung zu sichern, wie eine allgemeine Finanz- und Währungssanierung zu bewerkstelligen, wie eine europäische Zollunion zu schaffen sei und was solcher Reformmaßnahmen mehr sind – alles unter der Voraussetzung natürlich,

daß es die Vereinigten Staaten nicht zuviel kostet. Denn in Paris scheint sich hinter den Kulissen ein höchst unerquickliches Markten um die Höhe des Betrages abgespielt zu haben, den Westeuropa als von Amerika zu deckendes Defizit seines Wirtschaftsbetriebes angeben solle, und es bedurfte offenbar eines recht ungeniert ausgeübten Druckes der Abgesandten Washingtons, um die Konferenz zu einer Herabschraubung des mutmaßlichen Fehlbetrages von 29 auf höchstens 20 Milliarden Dollar zu bewegen. Das eröffnet nicht gerade die schönsten Aussichten auf die Großherzigkeit – oder soll man lieber sagen: den Weitblick? – des amerikanischen Onkels. Immerhin: bis zu einem bestimmten Betrag werden die Vereinigten Staaten mit ihrer Europahilfe wenigstens innert der nächsten vier Jahre ohne Zweifel zu gehen bereit sein, und dafür werden die Nutznießer dereinst sicher dankbar sein.

Aber was haben all diese gewiß interessanten Pläne mit der Milderung der *unmittelbaren* Not zu tun, von der die außeramerikanischen Völker betroffen sind? Was mit der Abwendung einer allgemeinen europäischen Wirtschaftskatastrophe, die schon für die nächsten sechs bis zwölf Monate droht? In den verantwortlichen Kreisen Washingtons gibt man sich denn auch durchaus Rechenschaft darüber, daß die amerikanische Hilfe *schnell* kommen muß, wenn sie überhaupt noch wirksam sein soll; doch steht noch keineswegs fest, ob auch die Bundesversammlung rechtzeitig und in ausreichendem Maße die Mittel bewilligen wird, die für eine vorläufige Rettung der hungernden Völker erforderlich sind. Was man über den neu auflebenden, kaltschnäuzigen Isolationismus hört, der jetzt drüben um sich greife, ist nicht gerade geeignet, große Hoffnungen zu wecken.

Was aber die auf weitere Sicht angelegten Wiederaufrichtungspläne betrifft, die jetzt geschmiedet werden, so muß an das in der letzten Rundschau Gesagte erinnert werden: daß nämlich Amerika seine Hilfe keineswegs ohne Bedingungen und Hintergedanken zu gewähren bereit ist, vielmehr *ganz bestimmte wirtschaftliche und politische Ziele* damit verbindet. Europa, genauer das außerhalb der russischen Einflußzone gelegene Europa, soll ja nach amerikanischer Vorstellung durchaus im Geiste der «free enterprise», das heißt des orthodoxen Kapitalismus, wirtschaftlich wieder in Gang gesetzt werden, unter Ablehnung jeglicher Unterstützung an sozialistische oder sozialistelnde Regierungen[1]. Und dieses Europa soll, wie ganz offen aus-

[1] Im «Wallstreet Journal», also einem maßgebenden Organ der New Yorker Finanzwelt, wurde kürzlich verkündet: «Keine zusätzliche Hilfe in irgendeiner Form für England, bevor nicht diejenigen, die unfähig sind, die britische Produktion zu organisieren, ihre Posten an jene abgeben, die das leisten können!» Ähnlich äußerte sich der Präsident der Unternehmerverbände der verarbeitenden Industrie, R. Watson, der hinzufügte, das Fehlschlagen des sozialistischen Experiments in Großbritannien sei nur durch die amerikanische Anleihe vom vergangenen Jahr verzögert worden.

gesprochen wird, gleichzeitig zu einem *Bollwerk*, einem der mächtigsten und wichtigsten sogar, *gegen die Sowjetunion* ausgebaut werden für den Fall, daß es früher oder später zu dem bewaffneten Endkampf zwischen Ost und West, zwischen Kommunismus und Kapitalismus kommen sollte, den in Amerika so viele gar nicht einflußlose Menschen für unvermeidlich ansehen. Das ist mindestens die leitende Idee des Dulles-Plans, von dem hier wiederholt die Rede war; das ist aber auch mehr und mehr die Linie der amtlichen Außenpolitik des Staatsdepartements, zu dessen gehörtesten Beratern ja John Foster Dulles schon seit Jahren zählt. Bemerkenswerterweise konnte das Mitteilungsblatt des von großindustriellen Kreisen unterhaltenen «Amerikanischen Forschungsinstitutes» (Research Institute of America), das sich «Vierzehntägige Analyse der Vorgänge in Regierung und Wirtschaft mit vertraulichen Empfehlungen für Geschäftspläne» nennt und sich meistens als ungewöhnlich gut im Bild über die Tendenzen der amerikanischen Politik erwiesen hat, schon vor ein paar Monaten schreiben:

«Minister Marshall hat jetzt einen Stab an der Arbeit. Noch sind keine Einzelheiten bekannt, aber der Aktionsplan im ganzen ist ziemlich klar. Die Truman-Doktrin wird jetzt überholt und wird ein neues Gebiß bekommen. Das Hilfsprogramm für Griechenland und die Türkei wird sich lediglich als die Spitze eines gigantischen neuen Planes erweisen, eines vielseitigen Vielmilliarden-Programms, um Westeuropa rasch wieder auf die Beine zu bringen – bevor Rußland neue Schachzüge machen kann. Die Frage ist, ob das alles nicht schon zu spät kommt, so wie die Truman-Doktrin selbst anscheinend zu spät gekommen ist. Aber Washington macht jedenfalls vorwärts und arbeitet diesmal folgende Politik heraus:

Die Vereinigten Staaten werden die Rechnung zu begleichen haben, einerlei, wie groß sie sein wird; und wahrscheinlich werden wir uns tief in die innerwirtschaftliche Planung der westeuropäischen Länder einlassen müssen. Wir werden nicht bloß Geld auszahlen dürfen; wir werden es in der Hand behalten, bis wir sicher sind, daß es ausgegeben wird, wo und wann es am meisten Gutes stiftet. Wir werden nicht bei direkter Hilfeleistung stehen bleiben; unser Programm geht über Lebensmittel, Kleider und Medizin hinaus. Es bedeutet die Ingangsetzung ganzer Volkswirtschaften.

Kurz, wir streben nach der Gewinnung der wirtschaftlichen Führung der ganzen nichtrussischen Welt – und damit wird uns vielleicht auch die politische Führung zufallen. Die Bundesversammlung wird im Herbst wahrscheinlich zu einer Sondertagung einberufen werden. Inzwischen wird die Regierung alles tun, was sie kann, um in der Öffentlichkeit Verständnis und Unterstützung für ihren neuen Leih- und Pachthilfeplan zu gewinnen.»

Daß der Marshall-Plan tatsächlich in dieser Richtung zielt, scheint auch die Meinung des bisherigen Wirtschaftsberaters der amerikanischen Militärregierung in Deutschland, des Generals *Draper*, zu sein, der kürzlich erklärte, die neue politische Linie der Vereinigten Staaten gehe darauf aus, die harten Bedingungen des ehemaligen Morgenthau-Planes und des Potsdamer Abkommens durch die Grundsätze des Marshall-Planes zu ersetzen. Eva Putnam bemerkt dazu in der «New Republic»:

«Fast ohne Ausnahme haben die Leute wie Draper (Teilhaber eines New Yorker Bankhauses, das besonders auch auf die Finanzierung deutscher Industriekonzerne

spezialisiert ist. H. K.), die sich konsequent für den Wiederaufbau der deutschen Industriemacht eingesetzt haben, vorsichtig, aber klar von der Notwendigkeit gesprochen, Deutschland als Bollwerk gegen die Sowjetunion wieder aufzurichten. Bollwerk, so glaube ich, ist ein Ausdruck, den sie in seinem streng militärischen Sinn gebrauchen ... Es ist klar ersichtlich, daß die Bollwerkbauer an den Stellen, wo die amerikanische Außenpolitik gemacht wird, den vorherrschenden Einfluß besitzen und sich in den Marshall-Plan eingeschaltet haben. Wenn es kein Potsdamer Abkommen mehr gibt und der Wiederaufbau Deutschlands ein notwendiger Bestandteil des Marshall-Planes ist, dann kann die Novembertagung des Außenministerrates, an der Deutschlands Zukunft besprochen werden soll, leicht eine nutzlose Sache werden.

Ein Freund, der kürzlich, nach mir, aus Berlin zurückgekehrt ist, ist überzeugt, daß die Novembertagung der Außenminister überhaupt nicht stattfinden wird. Er ist überzeugt, daß die Politik der Vereinigten Staaten, die darauf ausgeht, Westdeutschland als Bollwerk gegen die Sowjetunion aufzubauen, bereits zu weit vorgeschritten ist, als daß sie noch irgendwelche Möglichkeit für ein Viermächteabkommen böte.»

USA im Vorstoß Besteht aber nicht doch irgendwelche Aussicht, daß in der amerikanischen Politik in Bälde ein *Umschwung* eintritt? Ich bin sicher, daß ein solcher Umschwung kommt. Aber ich glaube nicht, daß er vor der nächsten *Wirtschaftskrise* in den Vereinigten Staaten kommt. Solange die gegenwärtige Hochkonjunktur anhält, sieht die Mehrheit der Amerikaner nicht den mindesten Grund, das Regime zu wechseln. Die Geschäftsgewinne wachsen ja immer noch über jedes vernünftige Maß hinaus. Schon im Jahre 1945 betrugen die Profite der Aktiengesellschaften, nach Abzug der hohen Steuern, 8,9 Milliarden Dollar, gut doppelt soviel wie im letzten Vorkriegsjahr. 1946 stiegen sie auf 12,5 Milliarden, was einer Zunahme um 40 Prozent entspricht. Und bis Mitte 1947 schnellten sie um abermals 40 Prozent hinauf, so daß sie bis Jahresende an die 17,5 Milliarden erreichen dürften – eine geradezu märchenhafte Rekordzahl. Und doch steht diese ganze Überkonjunktur auf schwachen Füßen. Daß in absehbarer Zeit eine schwere Depression kommen wird, ist nur zu wahrscheinlich und jedenfalls die Überzeugung der meisten Wirtschaftsbeobachter[1]. Der Marshall-Plan wird sich vermutlich viel zu langsam auswirken, um diese Entwicklung mehr als bloß vorübergehend aufzuhalten; die nichtamerikanische Welt wird, trotz allen Dollareinspritzungen, zu schwach sein, um die ausfuhrfähigen amerikanischen Industriegüter und Landwirtschaftserzeugnisse in großem Maßstab erwerben zu können, und dann wird eben ein Preiszusammenbruch, ausgehend vielleicht wiederum – wie 1929 – vom landwirtschaftlichen Sektor, kaum zu vermeiden sein. Ob es erst in den fünfziger Jahren so weit sein wird oder schon vorher, spielt dabei keine wesentliche Rolle. Die entscheidenden Maßnahmen, um die Krise, wenn nicht zu verhindern, so doch abzuschwächen, müßten jedenfalls schon jetzt oder spätestens im nächsten Jahr getroffen werden – aber

[1] Vergleiche dazu Fritz *Sternbergs* neues Buch «The coming crisis», das für diese Erwartung die stärksten und eindrucksvollsten Beweisgründe anführt.

sie werden natürlich nicht getroffen werden. Die nominell noch regierende Demokratische Partei wäre auch bei bestem Willen nicht imstande, sie durchzusetzen, und die Republikaner *wollen* überhaupt nichts von einer Wirtschaftszügelung wissen, die irgendwie an den verhaßten New Deal erinnern würden. Eine dritte Partei aber steht noch in weitem Feld; gewisse Versuche, die in den vergangenen Monaten in verschiedenen Einzelstaaten, so in Kalifornien und Illinois, nach dieser Richtung hin unternommen wurden, sind wiederum nicht über begrenzte regionale Anfänge hinausgekommen.

Nicht einmal die Einigung der beiden großen Gewerkschaftsbünde, in welche die amerikanische Arbeiterbewegung aufgespalten ist, hat in der letzten Zeit wesentliche Fortschritte zu machen vermocht. Zwar hat sich unter dem Druck des gewerkschaftsfeindlichen Taft-Hartley-Gesetzes eine gemeinsame Front des (alten) Gewerkschaftsbundes und des Bundes der Industrieorganisationen (CIO) zu bilden begonnen, die auf die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen hin alle Freunde des neuen Gesetzes unerbittlich bekämpfen will. Auch haben die organisierten Arbeiter, vor allem die der Kohlen- und der Automobilindustrie, im Laufe des Sommers eine Reihe bedeutender gewerkschaftlicher Erfolge zu erringen vermocht – Lohnerhöhungen, Alterspensionen usw. –, die im Herbst und Winter ihre Fortsetzung in andern Wirtschaftszweigen finden dürften. Aber bis die Radikalisierung der amerikanischen Gewerkschaften, die jetzt im Gange ist, ihren Ausdruck in einer förmlichen Verschmelzung der beiden Spitzenverbände und gar in ihrer Beteiligung an der Schaffung einer großen demokratisch-sozialen Fortschrittspartei finden wird, kann noch viel Wasser ins Meer fließen.

So ist durchaus damit zu rechnen, daß die gegenwärtige Linie der amerikanischen Politik, namentlich auch die von mächtigsten Interessentengruppen getragene Außenpolitik, auf manches Jahr hinaus ungestört weitergeführt werden wird – mit den sich daraus ergebenden unvermeidlichen Wirkungen auf die Weltlage. Die schon jetzt mit Hochdruck betriebene militärische Aufrüstung wird konsequent fortgesetzt werden; die Luftstreitkräfte der Kriegsmarine allein kosten jetzt schon so viel wie vor dem Krieg die ganze Marine überhaupt, die heute so stark ist wie sämtliche übrigen Flotten der Welt zusammen, während die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch für Friedenszeiten die Landarmee auf einen Stand bringen soll, der jeglicher Bedrohung schon von vornherein gewachsen wäre. Gleichzeitig wird der Ausbau des Netzes militärischer Stützpunkte in allen strategisch «interessanten» Ländern und Meeren tatkräftig weiterbetrieben, wird die Politik der «einheitlichen Verteidigung der westlichen Halbkugel», die von Präsident Truman neuerdings in Rio de Janeiro verkündet wurde, zielbewußt erweitert, werden Militärmissionen in die lateinamerikanischen

Staaten entsandt, welche die Gleichschaltung der Bewaffnung und der militärischen Ausbildung mit derjenigen Nordamerikas sicherstellen sollen[1] – lauter Anzeichen dafür, was in der nächsten Zeit von den Vereinigten Staaten weltpolitisch zu erwarten ist. Und leider muß man Henry *Wallace* recht geben, der befürchtet, daß auch der Marshall-Plan, so große Möglichkeiten er anfangs in sich zu bergen schien, mit einem Mißerfolg enden und die Teilung der Welt in zwei Lager nur weiter fördern werde, solange die hinter ihm stehende Weltanschauung der Truman-Doktrin nicht verleugnet werde. Auf Grund dieser Weltanschauung, so schreibt Wallace in seiner «New Republic»,

«haben wir die reaktionärsten Kräfte in Europa unterstützt und die Leiden der verstockten Deutschen beklagt, während wir gleichzeitig die Bedürfnisse unserer Alliierten mißachtet haben. Auf Grund derselben Weltanschauung werden wir wohl Westeuropa und besonders Deutschland als Bollwerk gegen Rußland aufzubauen trachten, ohne doch irgendwie die Absicht zu haben, diese Gebiete zu verteidigen, falls es zum Kriege käme. In diesem Sinne wird unsere Hilfeleistung von Amerikanern durchgeführt werden, die der in Europa mehr und mehr zur Norm werdenden Nationalisierung der Industrie feind sind. Wir werden vielleicht einen endgültigen Bruch mit Rußland erzwingen, indem wir Rußland und Osteuropa die Ausnützung der deutschen Industrieproduktion verweigern. Wir werden vielleicht die westeuropäische Industrie von den osteuropäischen Märkten absperren und damit einen Kampf um den Absatz zwischen Westeuropa, Großbritannien und Amerika, verbunden mit Arbeitslosigkeit, heraufbeschwören. Wir werden dem sozialen Fortschritt in Großbritannien und Frankreich einen unerträglichen Druck entgegensetzen, und die Demokratie wie die Vereinten Nationen werden geschwächt werden in dem Maße, wie die beiden Welten mit umfassenden Kriegsvorbereitungen beginnen werden.»

Russischer Gegendruck Amerika stellt mit seinem durch den Krieg gewaltig gestärkten Kapitalismus in der heutigen Welt unzweifelhaft ein dynamisches Element erster Ordnung dar. Sein großer Gegenspieler, die Sowjetunion, muß sich demgegenüber, schon infolge des furchtbaren Aderlasses, den sie im Krieg erlitten hat, auf alle absehbare Zeit mit einer vorwiegend statischen Rolle begnügen. Rußlands Hauptanliegen ist und bleibt

[1] Oswald Garrison *Villard*, der alte Vorkämpfer besten amerikanischen Liberalismus', bemerkt zu dieser «Missionsarbeit» in den «Peace News»: «Daß sie (die nordamerikanischen Militärmissionen) den Militärgeist lebendig erhalten werden, daß sie die bestehenden Diktaturen – in Argentinien, San Domingo und anderwärts – stärken und vermehrte Kriegsgefahren zwischen den Republiken schaffen werden, liegt auf der Hand. Der Diktator von San Domingo ist tatsächlich eine Kreatur des amerikanischen Marinekorps. Der Sturz der Regierung von Nicaragua durch das Militär ist nur einer von hundert solcher Zwischenfälle. Überall in Süd- und Mittelamerika ist das Militär der größte Feind der Demokratie gewesen. Jetzt sind wir daran, es mit unseren neuesten Waffen auszurüsten, seine Piloten in den Vereinigten Staaten auszubilden und so die Geschäfte unserer Flugzeugfabriken zu besorgen, die jetzt, mit dem Aufhören der Kriegsaufträge, fast zugrunde gehen. Das ist das Bild, das die Vereinigten Staaten darbieten nach ihren ‚glorreichen Siegen' in einem Krieg, der allem Krieg und Militarismus, der allen Diktatoren und Angreifernationen ein Ende setzen sollte.»

sein Schutz vor einem allfälligen militärischen Angriff des westlichen Kapitalismus und Imperialismus und seine Sicherung gegenüber den zu erwartenden neuen Erschütterungen der westlichen Welt durch eine nächste große Wirtschaftskrise. Beide Beweggründe, namentlich der zweite, haben dazu beigetragen, daß sich Rußland und die von ihm abhängigen Länder von den Vorarbeiten für die Durchführung des Marshall-Planes fernhalten. Ich halte das, wie schon im Juli/August-Heft bemerkt, für einen Fehler; statt sich vor einer Einmischung des zu schaffenden neuen Wirtschaftsorganismus in die «inneren Angelegenheiten» der Oststaaten zu fürchten, hätte die Sowjetunion die Gelegenheit erfassen sollen, eine von *sozialistischen* Gesichtspunkten ausgehende Wirtschaftsplanung für Europa zu propagieren und womöglich durchzusetzen. Allein das ändert nichts an der Tatsache, daß die Sowjetunion nun eben darauf ausgeht, einen von ihr selbst beherrschten großen *östlichen Wirtschaftsraum* zu organisieren, der von Berlin bis Wladiwostok und vom Eismeer bis an die Aegäis und die Adria reichen und, sich selbst genügend, mit seinem Reichtum an Acker- und Weideboden, an Rohstoffen und Industriekräften von den zerstörenden Kräften des westlichen Kapitalismus im wesentlichen unabhängig werden soll. Daß die Erreichung dieses Ziels im Bereich des Möglichen liegt, ist keine Frage; ganz abgesehen von den noch weithin unerschlossenen Riesengebieten der Sowjetunion selber, die einen vollen Sechstel der Erdoberfläche umfassen, ist auch die Wirtschaft der Rußland nach Westen hin vorgelagerten und mit ihm mehr und mehr verbundenen Länder – denken wir bloß an Rumänien und die Tschechoslowakei, aber auch an Ostdeutschland – einer derartigen industriellen Entwicklung fähig, daß der Aufbau eines mächtigen östlichen Wirtschafts- und Staatenbundes alles andere als eine in den Wolken schwebende Utopie ist. Und die Absage der Sowjetunion an die europäische Wirtschaftskonferenz erscheint von hier aus wenn nicht gerechtfertigt, so doch verständlich. Das stellt auch der Chefredakteur des «New Statesman», Kingsley Martin, fest, wenn er auf Grund von Eindrücken, die er auf einer Reise durch Polen und die Tschechoslowakei gewonnen hat, schreibt:

«Ich habe mir eine klare Vorstellung von den wirklichen Gründen des slawischen Fernbleibens von Paris gebildet. Die Russen fürchten zweifellos, wenn die östlichen Staaten in die Auseinandersetzungen hineingezogen würden, so könne ihre ausschließliche Treue zu Rußland durch Dollars untergraben werden. Dazu kommt aber ein weiterer, wichtiger Beweggrund. Man glaubt in Osteuropa, daß zwischen Großbritannien und Amerika bereits alles abgemacht sei, und daß die Verteilung des Geldes zwischen Ost und West, so wie sie vom (amerikanischen) Kongreß zu beschließen sei, eine Vereinbarung unter den Westmächten voraussetze in dem Sinne, daß Deutschland auf alle Fälle aufgebaut werden müsse, und daß in Umkehrung der Beschlüsse von Potsdam die besiegten Länder bei weitem den Vorrang genießen, die Oststaaten aber nur mit einem Mindestbetrag abgespiesen werden sollen. In diesem Falle wäre es für Rußland nutzlos und demütigend ge-

wesen, solchen Plänen entgegentreten zu wollen. ‚Es ist besser', wie ein führender polnischer Kommunist mir sagte, ‚bei einer derartigen Konferenzkomödie überhaupt nicht mitzumachen – das wäre nur als Schwäche erschienen – und dafür Amerika zu zeigen: Wir können auch ohne Dollars auskommen und auf eigenen Füßen stehen. Amerika wird uns besser verstehen, wenn wir zeigen, daß wir stark sind.'»

Wie dem auch sei: die Sowjetunion sucht sich *wirtschaftlich* zu sichern, indem sie einen vom westlichen Kapitalismus möglichst unabhängigen Großwirtschaftsraum aufbaut. Und sie sucht sich *politisch* zu sichern, indem sie dafür sorgt, daß an ihre Grenzen nur «zuverlässige» Staaten stoßen, die weder Werkzeug eines angelsächsischen Imperialismus noch solche eines einheimischen Faschismus werden können. Sie bedient sich dabei vor allem der kommunistischen Parteien der betreffenden Länder selbst – der jüngste Fall dieser Art ist Ungarn –, während die kommunistischen Parteien der übrigen, vor allem der west- und südeuropäischen Länder dafür zu sorgen haben, daß kein gefestigter Westblock gegen die Sowjetunion aufkommt, vielmehr die Politik der Weststaaten möglichst in Übereinstimmung mit der russischen Linie gebracht wird. Wobei im Hintergrund immer die Erwartung eines zunehmenden Versagens des westlichen Kapitalismus oder zum mindesten einer verhältnismäßig nahen Krise der amerikanischen Wirtschaft steht.

Daß in dieser ganzen Perspektive eine große Gefahr für den Westen liegt, habe ich hier immer wieder ebenso deutlich gesagt, wie daß der fortschreitende Zusammenbruch der kapitalistischen Welt für uns die größten Verheißungen enthält. Und ich habe darum auch immer wieder betont, wie falsch es sei, die kommunistische Drohung nur *negativ, defensiv* zu bekämpfen. Man wird dadurch lediglich an die Seite derjenigen Kräfte gedrängt, denen es mindestens ebensosehr um die Erhaltung der alten Gesellschaftsordnung zu tun ist wie um die Sicherung der politischen Volks- und Freiheitsrechte. Und man versäumt bei dieser Einstellung in fataler Weise gerade das für unsere Zeit Entscheidende: die Demokratie von ihrer geschichtlich bedingten Verbindung mit dem Kapitalismus zu lösen und sie mit dem Kampf für eine *sozialistische* Ordnung zu verbinden – einem Kampf, den wir mit ebensoviel, nein, mit viel größerer Entschlossenheit, Opferbereitschaft und Radikalität führen müßten, als ihn die Kommunisten für *ihr* Ziel führen[1]. Wenn wir den Kampf für eine sozialistische Welt und

[1] John *Fischer*, Mitredakteur von «Harpers Magazine», der großen amerikanischen Monatsschrift, der im Dienste der UNRRA ein Vierteljahr lang Rußland bereist hat, erklärt in einem Vortrag die Furcht vor dem westlichen Kapitalismus und seinen wirtschaftlichen und politischen Gefahren als eine der auffallendsten Erscheinungen des Sowjetlebens. «Ich glaube», so lautet seine Schlußfolgerung, «es gibt nur einen Weg, um die Russen von dieser Furcht vor einem ausländischen Angriff zu heilen, und das wird recht viel Zeit brauchen. Wenn wir durch die nächsten 15 Jahre ohne größere Krise kommen und ohne faschistisch zu werden, wenn wir eine Anzahl demokratische Mittel finden können, um die heftigen Schwankungen

die praktische Organisierung einer internationalen Planwirtschaft allzusehr den Kommunisten und der Sowjetunion überlassen, dann mag es freilich wirklich so herauskommen, daß wir nur mehr, wie die kommunistische These es will, die Wahl zwischen Faschismus und Kommunismus haben. Die Hinüberrettung der wertvollsten Errungenschaften einer tausendjährigen abendländischen Kultur in die neue Zeit wird nur möglich sein, wenn wir das große *Recht* des Kommunismus (in seinen besten Ausdrucksformen genommen), seinen scharfen Gegensatz zur kapitalistischen Welt und zu den in ihr wirkenden auflösenden und freiheitsfeindlichen Mächten aufs klarste bejahen, um damit seinem großen *Unrecht*, dem Versuch der Aufrichtung einer neuen Ordnung mit den Mitteln der alten Welt, vorab mit Gewalt und Knechtung, desto wirksamer entgegentreten zu können.

Der Kampf Großbritanniens

Die realpolitischen Aussichten für die Schaffung einer Kampffront, wie wir sie wünschen, werden sich in dem Maße erweitern, als die dem westlichen Kulturkreis angehörenden Völker, die politisch mehr oder weniger durch die Demokratie geformt worden sind, ihr Schicksal von demjenigen des Kapitalismus lösen und sich dem sozialistischen Gedanken verpflichten. Eine solche Wendung ist jetzt auch tatsächlich im Gang – am schwächsten bemerkbar in den Vereinigten Staaten, am weitesten fortgeschritten bei *Großbritannien* und dem britischen *Com-*

---

unserer Wirtschaft zu beherrschen und dabei einen verhältnismäßig hohen Beschäftigungsgrad, verbunden mit industriellem Aufschwung, festhalten, dann, so glaube ich, werden wir einwandfrei bewiesen haben, daß die kommunistischen Prophezeiungen alle falsch sind, und daß unser Gesellschaftssystem nicht so schlecht funktioniert, wie sie meinen.

Ich glaube, das ist die einzige Art Beweis, der von den Männern, die heute die Kommunistische Partei leiten, bereitwillig angenommen werden wird. Für bloße Wortargumente sind sie so gut wie unzugänglich, aber sie zögern selten, die marxistische Lehre zu revidieren, wenn sie auf irgendeine unbestreitbare Tatsache stößt. Sobald sie einmal mit eigenen Augen sehen, daß die westlichen Völker eine stabile Wirtschaft entwickeln können, die nicht in periodischen Krisen zusammenbricht und nicht alle zwanzig Jahre zu einer kriegerischen Explosion führt, dann werden sie, wie ich glaube, ihren Argwohn ablegen und auf etwas freundlicherer Grundlage mit uns zusammenarbeiten ...

Der Kreml wird dann vielleicht merken, daß er sich nicht mehr weiter um die Ausdehnung seiner Sicherheitszone bemühen muß und es sich leisten kann, ein paar seiner Satellitenstaaten lockerer zu halten. Er wird vielleicht sogar ein gewisses Maß von Redefreiheit und Demokratie innert der russischen Grenzen riskieren.»

Das ist, soweit darin die Möglichkeit behauptet wird, Wirtschaftskrisen und Kriege zu verhindern, gleichzeitig aber doch den Kapitalismus aufrechtzuerhalten, reichlich naiv gedacht. Es könnte aber Menschen, die *nicht* an die «free enterprise» glauben, doch den Weg zeigen, um den Kommunismus durch die positive *Tat* zu überwinden.

monwealth überhaupt[1], auf dem deshalb eine besonders große Verheißung, aber auch eine besonders große Verantwortung ruht. Und gerade die Dauerkrise, die Großbritannien gegenwärtig durchmacht, kann dazu mithelfen, daß die Neuorientierung zunächst einmal der westeuropäischen Völkergemeinschaft rascher durchbricht, als dies sonst möglich wäre.

Ich habe die jüngste Zuspitzung dieser Krise in Großbritannien selbst miterlebt und würdige durchaus die außerordentlich schwierige Lage, in der sich das britische Volk und seine Regierung befinden. Aber ich bin auch überzeugt, daß Großbritannien seine heutige Krisensituation ebenso sicher wird meistern können, wie es die noch viel gefährlichere Krise nach Dünkirchen, mit der die jetzige Lage oft verglichen wird, gemeistert hat.

Die *Ursachen* der gegenwärtigen Schwierigkeiten sind freilich recht mannigfaltiger Art: Schwächung der Volkskraft und Wirtschaft Britanniens durch den Krieg, Rückgang der Produktionsleistung, Belastung durch die hohen Wehrmachts- und Besetzungskosten und namentlich Veränderung der ganzen wirtschaftlichen Stellung Großbritanniens in der Welt durch das Aufkommen junger Industriestaaten, durch die damit und wieder mit dem Krieg zusammenhängende Verknappung der Lebensmittel und Rohstoffe, durch die Verarmung Europas und Asiens, durch das gewaltige Übergewicht der Vereinigten Staaten und durch die tiefgreifende Umbildung des Empires. Die *Folge* war ein chronisches Defizit der Zahlungs- und besonders der Handelsbilanz (größere Einfuhr als Ausfuhr ohne ausgleichende Einnahmen aus Kapitalanlagen im Ausland, Schiffahrtsdienst usw.), das zuerst durch eine amerikanische Anleihe überbrückt werden sollte. Die Preissteigerung in den Vereinigten Staaten hat aber den Anleihensbetrag bedeutend früher erschöpft, als berechnet wurde, und zusammen mit der Bestimmung des Anleihensvertrages, daß englische Pfund vom 15. Juli dieses Jahres ab unbeschränkt in Dollars sollten umgetauscht werden können, die Dollarknappheit geradezu unerträglich verschärft.

Die Regierung sah sich darum, außer der einseitigen Aufhebung jener Umtauschbestimmung, zu einer Reihe von Notmaßnahmen gezwungen, wie Einfuhr- und Reisebeschränkungen, Devisensperre, Produktionssteigerung, Lenkung der Arbeitskräfte, Beschneidung der Militärausgaben, Ausfuhrförderung. Aber es liegt auf der Hand, daß diese Maßnahmen auf die Länge unzulänglich und auch innerlich viel zu zusamenhanglos sind, als daß sie die britische Wirtschaft auf einen neuen Boden zu stellen vermöchten. Mit wachsender Entschiedenheit wird darum in der Öffentlichkeit, besonders von der Labourlinken, ein großzügiger Plan für den Aufbau eines *von Amerika verhältnis-*

[1] Commonwealth gleich Großbritannien plus Dominien, eingeschlossen Südirland; Empire gleich Commonwealth plus Kolonien, Protektorate und Mandate.

mäßig unabhängigen Wirtschaftsgebietes verlangt, das Großbritannien und seine Kolonien, die Dominien und die Länder Westeuropas zu umfassen hätte und mehr und mehr nach sozialistischen Grundsätzen zu erschließen und zu verwalten wäre. Das setzt – namentlich auch wegen des notwendigen Zollausgleichs zwischen Empire und Europa – tief einschneidende Strukturänderungen, ja zum Teil revolutionäre Wandlungen voraus und verlangt von Großbritannien auf jeden Fall ein tatkräftiges Weiterschreiten auf der Bahn der Sozialisierung sowie besonders auch die Einbeziehung des Außenhandels in das System der gelenkten Wirtschaft. Aber nur mit einem solchen Ziel vor Augen wird das britische Volk dazu gebracht werden können, die Härten, die Mehrarbeit und die Einschränkungen der Übergangszeit willig zu ertragen. Und vor allem: nur so wird Großbritannien vom amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus mit seinen schweren Gefahren loskommen; nur so wird es ganz Westeuropa den Ausweg aus seiner Einklemmung zwischen die beiden Staaten- und Wirtschaftsblöcke im Osten und im Westen weisen können, von denen es mehr und mehr erdrückt zu werden droht. «Entweder werden wir ein Trabant und Pensionär der Vereinigten Staaten, oder wir kehren die ganze Richtung unserer Nachkriegspolitik um und gliedern uns (sinngemäß ist zu ergänzen: samt dem Empire) in Europa ein», stellte unlängst der «New Statesman» kategorisch fest. Und er hat damit kaum daneben getroffen.

Ob Großbritannien die Entschlußkraft aufbringt, um das Steuer seines Staatsschiffes so wuchtig herumzureißen, das ist jetzt freilich die große Frage. Bevin hat in seiner Rede am Gewerkschaftskongreß in Southport durchblicken lassen, daß auch ihm so etwas wie eine allbritische Wirtschaftsunion vorschwebe, aber doch in so unbestimmten Ausdrücken, daß damit ebensogut eine Abschließung auch gegen Kontinentaleuropa gemeint sein kann. Anderseits läßt die vom Kongreß angenommene Resolution, die sich vollkommen hinter Bevins Außenpolitik stellt, gerade diejenige Zielklarheit und Folgerichtigkeit vermissen, ohne die sich weder Großbritannien noch Gesamteuropa und seine Demokratie eine würdige Zukunft werden sichern können. Großbritannien wird sich auf alle Fälle grundsätzlich entscheiden müssen, welchen Weg es gehen will, und zwar sich *rasch* entscheiden müssen, wenn es nicht schwersten Schaden nehmen will. Mit bloßem Fortwursteln – viele Engländer halten das noch immer für die ihnen angemessene Methode – ist es diesmal bestimmt nicht getan.

Frankreich-Italien Von größter Wichtigkeit bleibt dabei natürlich dennoch, wie sich die Staaten des europäischen Festlandes zu der vor ihnen liegenden Möglichkeit stellen werden. Während die skandinavischen Länder sowie Holland und Belgien wohl schon heute für den Anschluß an eine umfassende west-

liche Völkergemeinschaft auf sozialistisch-planwirtschaftlicher Grundlage zu gewinnen wären (von der sich auch die *Schweiz* nicht dauernd fernhalten könnte, Neutralität und Kapitalismus hin oder her), liegt der Fall bei *Frankreich* und *Italien* viel verwickelter.

Beide Länder sind stärkster amerikanischer Versuchung ausgesetzt, weil sich beide, unter den Nachwirkungen des Krieges, in wirtschaftlich fast verzweifelter Lage befinden. Frankreich hat eine noch stärker defizitäre Zahlungsbilanz als Großbritannien. Die Dollarknappheit trifft es so schwer, daß es bereits auf seine bescheidene Goldreserve zu greifen gezwungen ist. Gleichzeitig sinkt neuerdings die Produktion in bedenklichem Maße, während die Preise beunruhigend steigen und sich die Lage der Staatsfinanzen zusehends verschlechtert, so daß unter dem Druck der anscheinend unaufhaltsamen Inflation die soziale Unrast und die politische Verwirrung von Monat zu Monat zunimmt.

Nicht besser steht es um Italien. Auch hier fortschreitende Verarmung, Inflation, Rohstoffmangel, Produktionsstockung, Verkehrszerrüttung, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Teuerungskundgebungen und politisches Chaos. Und im Hintergrund, hier wie dort, die Gefahr eines reaktionär-faschistischen Regimes, das, gestützt auf amerikanische Hilfe, nach griechischem und spanischem Vorbild den Kommunismus und Sozialismus zu liquidieren und wieder «freie Bahn dem Tüchtigen» zu schaffen hätte. Wobei die Vereinigten Staaten, wie der jüngste Briefwechsel zwischen Präsident Truman und Papst Pius zeigt, es nicht versäumen, sich auch der moralischen Unterstützung der *römischen Kirche* für den Kreuzzug gegen den Weltkommunismus zu versichern. «Unser gemeinsames Ziel», so schrieb der amerikanische Präsident, «ist es, den Glauben der Menschen zu wecken und zu stärken, daß unsere Generation ewige Werte zu erwerben hat – gleichgültig, was für Hindernisse auf dem Wege liegen oder sich erheben mögen.» Und der Papst antwortete mit einem Schreiben, dessen Sinn in der amerikanischen Presse mit folgender Titelzeile zusammengefaßt wurde: «Papst und Truman verpflichten sich zu gegenseitiger Hilfe – Ungenannter Feind ist natürlich Rußland.» Schöne Seelen finden sich . . .

Die Schwierigkeit des ganzen Planes ist nur, daß in Italien selbst wie noch mehr in Frankreich der gemeinsame Feind, zunächst die kommunistische Bewegung, trotz ihrer Ausschaltung aus der Regierung, eine Stärke aufweist, die ihre «Liquidierung» höchstens um den Preis eines verheerenden Bürgerkrieges erlaubte, und daß auch die sozialistischen Parteien, so weit nach rechts sie gerückt sein mögen, dennoch eine gesellschaftliche Kraft darstellen, deren Lähmung oder gar Vernichtung man sich nicht vorstellen kann und die sehr wohl einer überraschenden Erneuerung fähig ist. Der jüngste Parteitag der französischen Sozialisten hat – ähnlich wie es in Italien im Frühling der Fall war – eine ausgesprochen nach links, das heißt auf eine energische Weiterführung der Sozialisierungspolitik und eine Aktivierung der

Außenpolitik in demokratischem Geiste drängende Mehrheit ergeben, die nur deshalb vor einem offenen Bruch mit der Rechten und der Regierung Ramadier zurückscheut, weil ihr der Zeitpunkt für eine Neuorientierung der französischen Politik noch nicht gekommen scheint.

Die Lage würde sich aber sowohl in Frankreich wie in Italien rasch ändern, wenn von Großbritannien aus der Anstoß zur Schaffung eines mit dem Empire zu verbindenden sozialistischen Westeuropas käme. Die zurückgestellten oder rückwärts revidierten Sozialisierungspläne würden plötzlich wieder Leben bekommen, die Kräfte der Linken, eingeschlossen den fortschrittlich-sozialistischen Flügel des (katholischen) Mouvement Républicain Populaire, gewännen einen klaren gemeinsamen Kampfboden, die Gefahr von rechts würde zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, und das ganze europäische Klima würde gesünder, sauberer, frischer werden, in zunehmendem Maße befreit von den Krankheits- und Todesstoffen, die es jetzt verpesten. Sollte eine derartige Wendung wirklich unmöglich sein?

Der Streit um Deutschland

Selbstverständlich würde unter diesen Voraussetzungen auch die *deutsche Frage* ein neues Gesicht bekommen. Ihr *jetziges* Gesicht ist ja freilich zum Erschrecken verzerrt. August Siemsen zeichnet es richtig, wenn er im «Anderen Deutschland» (Buenos Aires) schreibt:

«Deutschland, das Herzland Europas – die Tatsache läßt sich auf der Karte Europas nachprüfen, und ihre Leugnung ist sinnlos –, siecht dahin. Die Städte werden nicht wieder aufgebaut, die Bevölkerung haust zu einem großen Teil in Ruinen oder elenden Baracken, die Industrie kommt nicht in Gang, die notwendigen Importe von Lebensmitteln und Rohstoffen können deshalb nicht bezahlt werden, Hunger und Mangel an Kleidung vermindern die Arbeitsfähigkeit und die seelische Widerstandskraft. Und das Schlimmste ist, daß ein Ende dieses Zustandes nicht abzusehen ist, da im Streit der Sieger Deutschland nichts als Objekt und eventueller Schauplatz der neuen kriegerischen Auseinandersetzung ist. Woher soll der Mut zu positivem Aufbau kommen, wenn nichts feststeht über die endgültigen Friedensbedingungen und Lebensmöglichkeiten, die man den Deutschen auferlegen und gewähren will?

Solange man den Deutschen nicht die Möglichkeit gibt, durch eigene, noch so schwere Arbeit ihr Leben neu aufzubauen und die ihnen auferlegten oder aufzuerlegenden Verpflichtungen der Wiedergutmachung zu erfüllen, ist keine Änderung zu erwarten. Solange aber England bestrebt ist, die deutsche Konkurrenz durch Verhinderung der Produktion auszuschließen, solange Amerika Deutschland zu einer wirtschaftlichen Kolonie des amerikanischen Imperialismus machen möchte, solange Rußland bemüht sein muß, eine Konsolidierung Deutschlands und Europas nach den Plänen der Vereinigten Staaten, das heißt mit der Spitze gegen die Sowjetunion, zu verhindern, besteht keine Hoffnung auf eine Gesundung.»

Der Streit um Deutschland trennt in der Tat nicht nur Rußland und die Westalliierten, sondern auch die Westalliierten selbst untereinander. Frankreich will das Niveau der deutschen Produktion nicht allzu hoch angesetzt wissen, aus Furcht vor einem Wiederaufleben des deutschen Nationalismus und Militarismus, dessen furchtbares Werk-

zeug dann die voll ausnützbare deutsche Industrie wiederum würde. Es verlangt daher die Internationalisierung oder doch scharfe Kontrollierung der westdeutschen Industrie, während Amerika geneigt scheint, sie nominell in deutschen Händen zu lassen, aber durchaus unter Wiederherstellung kapitalistischer Besitzverhältnisse. England ist offiziell immer noch auf die Sozialisierung festgelegt, tatsächlich aber, mit Rücksicht auf die Vereinigten Staaten, längst zu einem Kompromiß bereit, der natürlich nur einer Verschiebung der Sozialisierung auf unbestimmte Zeit gleichkäme.

Wie sehr die *gegenwärtige* britische Außenpolitik sich immer noch von Amerika abhängig fühlt, zeigt neuerdings der zwischen den beiden angelsächsischen Mächten vereinbarte Plan für die Erhöhung des deutschen *Produktionsniveaus*. Er sieht die Produktion von gegen 11 Millionen Tonnen Stahl pro Jahr vor – eine erstaunlich hohe Menge – und eine Steigerung der Produktion der Metall-, Maschinen- und Chemieindustrie auf den Durchschnitt der Erzeugung des Jahres 1936, eines Jahres also, in dem das Kriegsrüstungsprogramm Hitlers in voller Ausführung begriffen war. Über den Protest Frankreichs und Rußlands ist man kühl hinweggegangen; die wirtschaftliche Wiederaufrichtung Deutschlands soll eben offenbar nach amerikanisch-kapitalistischem Plan, im Sinne der «Bollwerkbauer», vorgenommen werden, und die britische Labourregierung fühlt nicht die Kraft, dagegen ernstlich anzukämpfen. Was für einen Sinn da die Novemberkonferenz der alliierten Außenminister noch haben soll, und was sich Frankreich noch viel vom Marshall-Plan versprechen kann, wenn im Vordergrund die Ingangsetzung eines deutsch-amerikanischen Großkonzerns stehen soll, ist nicht leicht einzusehen.

Um so klarer ist es, daß von der Behandlung der deutschen Frage aus eine glückliche Wendung der europäischen Politik eintreten müßte, wenn Großbritannien festen Kurs auf ein im Zeichen einer sozialistischen Demokratie geeinigtes und mit seinem Empire föderiertes Westeuropa nähme. Nicht nur käme Deutschland in einer Weise wieder herauf, die für seine Nachbarn kaum mehr eine Gefahr bedeuten würde; auch der unselige Gegensatz der Westmächte zur Sowjetunion verlöre seine ärgste Schärfe und könnte allmählich einer vertrauensvolleren Zusammenarbeit Platz machen, die neben allem andern auch die Räumung Deutschlands wenigstens durch die alliierten Besatzungsarmeen (unter Aufrechterhaltung anderer wirksamer Kontrollen) und die Abschaffung des widersinnigen Zonenregimes ins Auge fassen könnte[1].

[1] Über die Verhältnisse in der *russischen* Zone Deutschlands vernimmt man immer wieder die gegensätzlichsten Berichte. Auf der einen Seite werden sie einem als die schlimmsten in ganz Deutschland geschildert, und Tatsache ist jedenfalls, daß die auf Reparationskonto erfolgte Abmontierung zahlreicher Fabriken und neuerdings großer Mengen von Eisenbahnmaterial das Wirtschaftsleben noch mehr zer-

Deutsche Geistesverfassung

Daß für eine solche Neueinstellung der Alliierten zum deutschen Problem eine entscheidende Änderung der Geistesverfassung des deutschen Volkes selbst maßgebende Voraussetzung ist, bedarf hier kaum mehr einer besonderen Begründung. Wir spähen in der Tat fortwährend nach einer solchen Änderung aufmerksam aus – und müssen immer wieder feststellen, daß die Dinge immer noch so ziemlich beim alten sind. Ich habe mir davon neuerdings beim Besuch einiger Dutzend von deutschen Kriegsgefangenenlagern in England und Schottland während fünf lehrreichen Sommerwochen Rechenschaft geben können. Man versteht gewiß die Erbitterung der ehemaligen deutschen Soldaten und Offiziere über ihre jahrelange Zurückhaltung als «Arbeitssklaven» in Großbritannien – die ohne Zweifel dem Völkerrecht widerspricht – und über die alliierte Mißwirtschaft in Deutschland. Allein auf der andern Seite fehlt diesen Männern, von Ausnahmen abgesehen, jedes tiefere Bewußtsein der ungeheuren Schuld gegenüber den *andern* Nationen, die das deutsche Volk durch seine passive oder aktive Unterstützung des Nazismus auf sich geladen hat. Tausend Gründe werden vorgebracht, um Deutschland zu entlasten und die Alliierten zu belasten, so daß zuletzt im Urteil der deutschen Gefangenen – wie sie mir auch oft genug klar heraussagten – überhaupt kein wesentlicher moralischer Unterschied zwischen der deutschen und der alliierten Politik übrig bleibt und der Krieg eigentlich jeden tieferen Sinn verliert, es sei denn, daß er einfach als der Kampf zweier Raubtiergruppen um ihren «Lebensraum» verstanden würde, in dem schließlich die Stärkeren und Zahlreicheren siegen mußten.

Erstaunlich war für mich immer wieder namentlich auch die Feststellung, wie weitgehend sich diese Deutschen mit dem Hitlerregime und seinen Taten solidarisch fühlen. Natürlich gab es nur wenige, die offen die Politik des Dritten Reiches verteidigten; aber ebenso wenige rückten davon so offen und ehrlich ab, daß man den Eindruck haben konnte: Jawohl, es hat sich im deutschen Denken doch Wesentliches geändert. Im Gegenteil: während für normal empfindende Völker die sogenannte

---

rüttet und die Ernährungsmöglichkeiten noch weiter verschlechtert hat. Anderseits scheinen in der russischen Zone grundlegende Reformen im Gange zu sein, die weit über alles hinausgehen, was in den andern Zonen geschieht, besonders auch im Schulwesen und in der Landwirtschaft sowie im Wohnungs- und Siedlungsbau (vgl. z. B. den Bericht von Heinrich Fränkel im «New Statesman» vom 30. August). Bemerkenswert ist auch, was der Berliner Korrespondent der amerikanischen Nachrichtenagentur Worldover Press, Henry Holm, meldet:

«Deutschland hat mit Verwunderung erfahren, daß die *Aufhebung der Todesstrafe* in der Sowjetunion selbst auf die russische Zone in Deutschland ausgedehnt worden ist, zum mindesten im Fall von Kriegsgerichtsurteilen ... Als die Abschaffung der Todesstrafe in Rußland angekündigt wurde, wurde als Grund angeführt, daß ‚solche Maßnahmen nicht mehr länger aufrechterhalten werden müßten, denn die Welt gehe einer langen Friedensperiode entgegen'.»

nationale Ehre das sauberste Abrücken von allem Verkehrten und Bösen verlangt, was die eigene Regierung tut oder getan hat, und den entschlossenen, rücksichtslosen Kampf dagegen erfordert, fassen die Deutschen jede Bloßstellung der deutschen Fehler und Verbrechen, jede klare Kennzeichnung des falschen Weges, den Preußen-Deutschland seit Jahrzehnten und Jahrhunderten gegangen ist, als einer tragischen Fehlentwicklung regelmäßig als Antastung ihrer Volksehre und Beleidigung ihres Patriotismus auf. Vollends die Erwähnung der eigentlichen deutschen Kriegsverbrechen stößt gewöhnlich auf eine derartig leidenschaftliche Ableugnung oder doch auf so hartnäckige Versuche ihrer Rechtfertigung, daß diese Reaktion auch durch das Bewußtsein von der Beteiligung der deutschen Wehrmacht an den von oben befohlenen Scheußlichkeiten nicht befriedigend erklärt werden kann. Die instinktive Neigung, auf das Dritte Reich «nichts kommen zu lassen» – geschweige denn auf das Zweite Reich, auf Bismarck, Friedrich II. und ihre Vorgänger und geistigen Helfer –, ist so stark, daß man wie vor einer undurchdringlichen Mauer steht.

Natürlich haben die Alliierten – und ich versäumte in Großbritannien nie, das zu betonen – durch ihre Haltung gegenüber dem Nazismus und Faschismus wie besonders durch ihre Nachkriegspolitik viel zu der heutigen Verhärtung des deutschen Volkes beigetragen; eine gründliche Änderung dieses Kurses ist auch für den Erfolg der Umerziehung, die jetzt am deutschen Volke versucht wird, unerläßlich. Aber daß die Hauptarbeit von den Deutschen selbst geleistet werden muß, steht dennoch ganz außer Zweifel – und gerade gegen diese Erkenntnis sträuben sich die meisten von ihnen aufs entschiedenste, mit dem ständig wiederholten Hinweis auf die Ohnmacht Deutschlands und auf die «totale Verantwortung» der «totalen Sieger». Angesichts der Erfahrungen, die man in den deutschen Gefangenenlagern machen kann – und sie sind ja typisch für die Auseinandersetzung mit der großen Mehrheit der Deutschen überhaupt –, ist es wirklich schwer, an die Möglichkeit einer Sinnesänderung beim deutschen Volke zu Lebzeiten der mittleren und älteren Generation zu glauben. Vielleicht daß von der jüngeren und jüngsten Generation mehr zu hoffen ist – vielleicht!

Der Fall Ungarn Außerhalb Deutschlands und der wirtschaftlichen Auseinandersetzungen spielt sich das zähe Ringen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion vor allem im Donauraum und auf dem Balkan ab. Der wichtigste Kampfplatz war dabei in den vergangenen Wochen und Monaten *Ungarn*. Nachdem die von der russischen Besetzungsmacht vorgeschickten Kommunisten und ihre Verbündeten planmäßig die Kleinlandwirtepartei zerschlagen hatten, sollten Neuwahlen die Rechte end-

gültig entmachten und die Herrschaft der Linkskoalition festigen. Es ist etwas anders herausgekommen. Trotz den zahlreichen Aberkennungen des Stimmrechts und einem echten ungarischen Wahlbetrug (der übrigens bei 280 000 gefälschten Stimmrechtsausweisen und fünf Millionen tatsächlich Stimmenden das Ergebnis nicht wesentlich beeinflussen konnte) hat die Regierungskoalition infolge der Zersetzung der Kleinlandwirtepartei nur mehr 60 Prozent der Sitze errungen, gegen 98 Prozent, die sie vor zwei Jahren gewann. Die Kommunisten sind mit etwa 22 Prozent aller Mandate immerhin zur stärksten Einzelfraktion geworden, während die Sozialdemokraten ihre bisherige Stärke nur knapp behaupten konnten und die Kleinlandwirtepartei, die nur mehr aus ihrem früheren linken Flügel besteht, von 57 auf 15 Prozent der Gesamtstimmenzahl zurückgefallen ist.

Allein diese zahlenmäßige Schwächung der Linkskoalition wird politisch kaum viel zu bedeuten haben. Die Stärke der neu auf den Plan getretenen Oppositionsgruppen entspricht ja ziemlich genau der Stimmkraft derjenigen Teile der Kleinlandwirtepartei, die nach rechts abgesprengt wurden, stellt also in Wahrheit keinen Machtzuwachs für die bürgerlich-konservativen und faschistischen Elemente dar; es hat sich nur eine klarere Scheidung zwischen links und rechts vollzogen. Darüber hinaus gibt es aber für ein Diktaturregime – und in Ungarn hat man Erfahrung in diesen Dingen – Mittel genug, um die Opposition ganz «legitim» jeder ernstlichen Wirkungsmöglichkeit zu berauben und die Vorherrschaft der Regierungsgruppe sicherzustellen, dies auch dann, wenn die gesäuberte Kleinlandwirtepartei oder die über die Rücksichtslosigkeit der Kommunisten mit Recht aufgebrachten Sozialdemokraten die bisherige Koalition sollten sprengen wollen.

Ja, gerade die Stärke der Opposition und die schwankende Haltung gewisser Koalitionspartner mag für die Machthaber ein Grund mehr sein, drastische Maßnahmen zur Niederhaltung der Rechten zu ergreifen. Denke man doch immer daran, daß Ungarn 25 Jahre Faschismus hinter sich hat, und daß die reaktionären Schichten seit dem Zusammenbruch von 1945 alles daran gesetzt haben, um, wie 1919, mit ausländischer Hilfe wieder zur Macht zu kommen. Der nach Amerika geflüchtete frühere Ministerpräsident Nagy, dessen Beteiligung an einem Staatsstreichkomplott man seinerzeit glaubte lächerlich machen zu dürfen, drückte erst dieser Tage seine Überzeugung aus, «daß das gegenwärtige Regime in Ungarn einzig durch Gewalt entfernt werden könne», wobei er vor allem das Eingreifen «bewaffneter Streitkräfte von außerhalb des Landes» meinte. In Rußland wie in Ungarn selbst hat man jedenfalls die westalliierte Intervention von 1919, Hoovers Aushungerungspolitik und die Gegenrevolution Horthys sowenig vergessen wie die Tatsache, daß ungarische Truppen zusammen mit Hitlers Armeen die Sowjetunion angegriffen haben, daß

Horthy in der amerikanisch besetzten Zone Deutschlands Zuflucht gefunden hat, und daß schon während des Krieges amerikanische Russenfeinde Verbindung mit Tibor Eckhardt hatten, der, bevor er die Kleinlandwirtepartei gründete, einer der engsten Mitarbeiter Horthys war und sich übrigens jetzt ebenfalls in den Vereinigten Staaten aufhält.

Diese Zusammenhänge muß man *auch* im Auge behalten, wenn man den russisch-kommunistischen Diktaturmethoden in Ungarn gerecht werden und verstehen will, warum die äußerste Linke ihrerseits alles aufbietet, um eine neue Gegenrevolution zu verhindern. Und schließlich wollen wir auch die *positiven Leistungen* nicht übersehen, welche die Linkskoalition in den letzten zwei Jahren vollbracht hat, vor allem die Agrarreform, die einen Drittel des ungarischen Ackerbodens dem Großgrundbesitz weggenommen und daraus rund 650 000 Kleinbauerngüter gemacht hat, sodann die Stabilisierung der Währung und die Wiederherstellung des Verkehrssystems wie überhaupt die weitgehende wirtschaftliche Wiederaufrichtung des Landes, die jetzt im Gang ist. Und wenn es nun nach den Wahlen, wie die Kommunisten ankündigen, auch an die Sozialisierung der Großbanken herangehen soll, so weiß die früher herrschend gewesene Klasse nur zu gut, was das zu bedeuten hat; der Widerstand gegen einen solchen «bolschewistischen Umsturz» war, wie es heißt, sogar eine der Haupttriebkräfte, die hinter dem Staatsstreichplan gewisser Rechtskreise standen.

Griechisches Chaos Wird Ungarn mehr und mehr der russischen Einflußzone angegliedert, so ist *Griechenland* kaum viel mehr als ein amerikanisches Protektorat. Die auf Grund der Truman-Doktrin eingeleitete, gegen die Sowjetunion gerichtete «Hilfsaktion» der Vereinigten Staaten entfaltet sich denn auch zurzeit planmäßig. Man genierte sich zwar auf amerikanischer Seite allmählich doch etwas, angesichts des brutalen Kampfes gegen die demokratisch-sozialistisch-kommunistische Opposition, den die reaktionäre Regierung Maximos dank der generösen ausländischen Unterstützung entfesseln konnte. General Zervas, der wilde Mann der «Ordnungskräfte», mußte fallen gelassen werden, und mit ihm fiel auch Maximos selber, dessen Krieg gegen die Partisanen trotz allem militärischen Aufwand – nicht weniger als drei von Amerika ausgerüstete Divisionen waren aufgeboten worden – zu keinem wirklichen Erfolge geführt hatte. Aber das heißt noch lange nicht, daß der Bürgerkrieg damit eingestellt und der Anfang zur Aufrichtung eines halbwegs demokratischen Regimes gemacht worden sei, das dem unglücklichen Lande den inneren Frieden zu bringen Aussicht hätte. Die nach dem Zwischenspiel Tsaldaris unter amerikanischem Druck endlich gelungene Bildung einer Koalitionsregierung unter dem Vorsitz des alten Fuchses

Sophulis, des Führers der Liberalen, soll nur eine respektablere Fassade schaffen, hinter der die Niederschlagung der Opposition erst recht umfassend, vielleicht mit offener amerikanischer Intervention, organisiert werden könnte. Man wird sehen, ob sie diesmal gelingt.

Zwei Tatsachen müssen in diesem Zusammenhang immerhin erwähnt werden. Einmal: Der Versuch, den Kampf der griechischen Widerstandsbewegung als Angriffsakt von seiten Albaniens, Jugoslawiens und Bulgariens – und das soll heißen: Rußlands – hinzustellen, kann schon heute als gescheitert gelten. Gewiß haben die griechischen Freiheitskämpfer im Norden von ihren Kameraden jenseits der Grenze Unterstützung erhalten. Aber die vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen eingesetzte Balkankommission hat eindeutig festgestellt, daß die Guerillatätigkeit nichts mit den vielgenannten Grenzzwischenfällen zu tun habe, die angeblich den Frieden auf dem Balkan bedrohten, und dann ausdrücklich erklärt:

«Es wurden keine beweiskräftigen Zeugnisse beigebracht, die darauf hindeuten würden, daß die Grenzverletzungen, die nicht im Zusammenhang mit der Guerillatätigkeit stehen, von den Regierungen der nördlichen Nachbarn oder Griechenlands herbeigeführt worden seien, daß auf irgendeiner Seite eine Politik planmäßiger Herausforderung betrieben worden wäre, oder daß die Zwischenfälle selbst ein Beweis für die Angriffsabsichten irgendeines Landes seien.»

Sodann: Auch in Griechenland ist es ein Verhängnis, daß anscheinend nur mehr die Wahl zwischen reaktionärer oder kommunistischer Diktatur bleibt. Fenner Brockway, der wohlbekannte englische Sozialist und Pazifist, schrieb darüber letzthin im Glasgower «Forward»:

«Ich hatte diese Woche den Besuch von Gregory Yannis, Mitglied der Geschäftsleitung der Sozialistischen Partei Griechenlands. Er bekräftigt die Auffassung, die auch an dieser Stelle früher geäußert wurde, daß der Haupteinwand gegen die britische Griechenland-Politik der ist, daß sie die Spaltung der Bevölkerung in die beiden Extreme der monarchistischen Reaktionäre und der totalitären Kommunisten fördert. Die Masse des griechischen Volkes will, wie er sagt, weder das eine noch das andere; wenn aber anscheinend nur noch das eine oder das andere möglich sei, dann habe man eben keine andere Wahl. Er erklärt, ein großer Teil der Arbeiter, Bauern und Bürger wünsche Griechenland auf der Linie einer sozialen Demokratie marschieren zu sehen, mit fortschreitender Sozialisierung der Industrie und einer Bodenreform im Rahmen einer demokratischen Republik.»

Daß sich die Labourregierung *dieser* Bewegung nicht viel tatkräftiger annimmt und, nachdem sie die unselige Politik Churchills einigermaßen liquidiert hat, die noch unseligere Griechenlandpolitik Amerikas ohne sichtbaren Widerstand mitmacht, ist tief zu beklagen. Wer anders als ein sozialistisches Großbritannien ist dazu berufen, auf *allen* Fronten den Kampf dafür aufzunehmen, daß Europa *nicht* bloß mehr die Wahl zwischen Faschismus und Kommunismus hat?

Das freie Indien Nun habe ich natürlich in meinem europäischen Egozentrismus den westlichen Angelegenheiten wieder so viel Raum gewidmet, daß ich kaum noch ein paar Dutzend

Linien für *Asien* übrig habe, das doch mehr und mehr in den Mittelpunkt der Weltgeschichte rückt. Und doch muß vor allen Dingen noch ein Wort über *Indien* gesagt werden, dessen förmliche Erhebung zur nationalen Unabhängigkeit *das* große Weltereignis der Berichtszeit ist. Und zwar ist dieses Ereignis so überragend wichtig nicht allein im Blick auf das *Ziel*, das die indischen Völker nunmehr erreicht haben, sondern ebensosehr auch wegen der *Mittel*, mit denen sie es erreicht haben. Denn wenn es auch nicht ganz an Beispielen für die *gewaltlose* Erkämpfung nationaler Unabhängigkeit in der Geschichte fehlt – Norwegen und die Philippinen sind zwei neuere Fälle dieser Art –, so ist es doch das erste Mal, seit wir wissen, daß ein Land von diesem Riesenumfang und dieser ungeheuren Volkszahl seine Freiheit von ausländischer Beherrschung nicht durch organisierte Gewalt, nicht durch Haßerregung und Blutvergießen gewonnen hat, sondern im wesentlichen durch friedliche Geduld, durch guten Willen und stete Verständigungsbereitschaft, und das inmitten einer Welt, die als erstes und letztes Mittel der Könige wie der Völker immer nur Gewalt und wieder Gewalt kennt! Es *ist* möglich, sein Recht zu behaupten oder zu gewinnen, ohne an die Waffen zu appellieren – einzig durch den beharrlichen Willen, nicht nur kein fremdes Unrecht *anzunehmen*, sondern auch selbst kein Unrecht zu *tun*. Das ist die Lehre Indiens, eine Lehre von solcher Größe und Eindrücklichkeit, daß die Unterdrückten und um die Erringung oder Verteidigung ihrer Freiheit kämpfenden Völker und Klassen der ganzen Welt Grund haben, aufs ernsteste darüber nachzudenken – und entsprechend zu handeln. Wenn zum Beispiel Rußland, das Land der sozialistischen Revolution, sich entschließen könnte, in der Verteidigung seines Lebensrechtes auf die hergebrachten Mittel nationaler «Realpolitik» zu verzichten und seine Selbstbehauptung einzig auf das gute Recht seiner Sache zu begründen – welche Umwälzung der ganzen Weltlage müßte sich daraus ergeben!

Utopie? Nein, völlig nüchterne Möglichkeit! Indien hat es bewiesen, hat allen schweren Anfechtungen zum Trotz an seinem «phantastischen» Vorsatz festgehalten, und der Mann, dem es mehr als irgendeinem andern Einzelmenschen zu danken ist, daß es diesen Weg bis zum guten Ende gehen konnte, der sein Land und Volk von den üblichen Methoden des militärischen Aufstandes abgebracht hat, die es früher selbst anwandte, und die auch jetzt wieder in Indonesien und Indochina im Schwange sind, dieser Mann ist der Mahatma *Gandhi*. Welche Schrullen und gefährlichen Eigenschaften ihm sonst auch anhaften mögen – und wir hatten zuweilen allen Grund, seine Weisheit anzuzweifeln –: *dieser* Ruhm wird ihm für immer bleiben. Denn wenn sich auch die indische National- und Freiheitsbewegung nie grundsätzlich zur Gewaltlosigkeit bekannt und sie immer nur als

taktisches Kampfmittel, im Sinne des passiven Widerstandes, benützt hat, so steht es doch unbedingt fest, daß bei allen hohen Verdiensten, die sich etwa ein Nehru erworben hat, in erster Linie die Predigt und das Vorbild Gandhis es fertiggebracht haben, daß der indische Unabhängigkeitskampf gegen Großbritannien verhältnismäßig so gewaltlos durchgeführt werden konnte, wie das tatsächlich der Fall gewesen ist. Auch die scheußlichen Metzeleien, die sich nun, nach der Befreiung, zwischen Hindus, Mohammedanern und Sikhs abspielen, und die das Bild der indischen Volkwerdung so sehr beschmutzen, vermögen an dieser Feststellung nichts zu ändern; und im übrigen ist es auch hier wiederum Gandhi, dessen moralische Autorität dazu beiträgt, diese inneren Kämpfe nicht noch blutiger werden zu lassen, als sie es ohnehin sind.

Großbritannien hat seinerseits das, was in *seinen* Kräften stand, getan, um zu dem großartigen Ergebnis zu kommen, das nun vor der Welt dasteht, vor allem das liberale und sozialistische Großbritannien; denn wenn es auf die Konservativen angekommen wäre, die jetzt mit saurem Gesicht, ja grollend und die Labourregierung anklagend, die Räumung Indiens zur Kenntnis nehmen – die jüngste Geschichte des britisch-indischen Verhältnisses wäre anders verlaufen.

Daß mit der Gewinnung seiner politischen Unabhängigkeit die Probleme Indiens noch keineswegs gelöst sind, sondern nur bestimmte Vorbedingungen für ihre Lösung geschaffen wurden, vergessen wir freilich keinen Augenblick. Es bleibt das Problem der Beziehungen von *Hindus* und *Mohammedanern* – die Teilung Indiens in zwei Hälften kann nicht das letzte Wort sein –; es bleibt das Problem der *wirtschaftlichen* Unabhängigkeit Indiens vom Ausland; und es bleibt namentlich das *soziale* Problem, dessen ungeheure Schwere durch den Aufstieg des kapitalistischen Bürgertums zu nationaler Selbstregierung kaum wesentlich gemildert worden ist. Es wird tiefer Einsicht und großer Tatkraft von seiten der Führer des neuen Indiens bedürfen, um die vor ihnen liegenden Aufgaben zu bewältigen. Aber der Geist, in dem nunmehr die Unabhängigkeitsfrage gelöst worden ist, gibt doch eine gewisse Gewähr für eine glückliche Lösung auch der andern Lebensfragen Indiens. Und wer weiß, ob dieser Geist der Gewaltlosigkeit und des guten Willens nicht auch entscheidend wirksam werden kann bei der Lösung der großen Weltprobleme, der sozialen wie der politischen, die ihn so nötig haben wie kaum etwas anderes!

Die Teilung Palästinas

Die Palästinafrage ist mit dem sie kennzeichnenden Zweifrontenkampf der Juden und Araber gegeneinander und gegen die ihnen beiden verhaßte fremde Oberherschaft der bisherigen indischen Frage nicht unähnlich. Gerade darum muß man so dringend wünschen, daß etwas von dem Geiste, der Indien freigemacht hat, auch auf Palästina ausstrahlen möge. Durch

die wenn auch sehr verschieden geartete Schuld aller drei Hauptbeteiligten ist ja hier eine Lage entstanden, aus der dauernd nur mehr durch die Annahme einer *neuen* Haltung und *neuer* Methoden herauszukommen ist. Haben die Engländer durch die Nichterfüllung des Balfour-Versprechens (das allerdings vielleicht gar nicht erfüllt werden *konnte*) und durch *Repressionshandlungen*, wie die bestürzende Umleitung der viertausend verunglückten jüdischen Auswanderer nach Deutschland, verhängnisvolle und zum Teil schwer begreifliche Fehler begangen, so ist es ganz gewiß auch von einem Teil der Juden verkehrt, die Einwanderung nach Palästina in einer Art organisierter Verzweiflung mit aller Gewalt erzwingen zu wollen. Das ganz ungewohnte Aufflammen eines heftigen Antisemitismus in England, der sich sehr natürlicherweise mit einem richtigen Faschismus verbunden hat, sollte diesen Juden immerhin einiges sagen! Und daß vollends der arabische Nationalismus, dessen klassenmäßige Hintergründe unverkennbar sind, jede anständige und dauerhafte Lösung des Palästinaproblems unmöglich machen würde, wenn er nicht überwunden werden könnte, das liegt erst recht auf der Hand.

Die nunmehr von der Untersuchungskommission der Vereinten Nationen mit großer Mehrheit vorgeschlagene *Teilung* Palästinas in zwei unabhängige Staaten eröffnet aus dieser Lage einen Ausweg, der trotz allen Bedenken dankbar begrüßt werden muß und, abgesehen von den Fanatikern auf beiden Seiten, weit herum auch als durchaus gangbar anerkannt wird. Nicht zuletzt ist die grundsätzliche Zustimmung des Zionistenkongresses dazu ein hoffnungsvoll stimmendes Zeichen. Auf welch andere Weise als durch die Teilung Palästinas Großbritannien von seinem immer undankbarer werdenden Mandat loskommen soll, ist jedenfalls schwer ersichtlich; die Vereinten Nationen werden ihm während der Übergangszeit freilich die Verantwortung für die geordnete Übertragung der Macht an die neuen Regierungen zum Teil abnehmen müssen.

Nur muß man sich klar darüber sein, daß auch *diese* Lösung der Palästinafrage bloß *vorläufigen* Charakter haben kann. Ihre Dauerlösung wird anders aussehen müssen, aber erst möglich sein, wenn die Weltlage jene durchgreifende Umgestaltung und Gesundung erfahren haben wird, die wir alle erhoffen. Die geistigen und materiellen Voraussetzungen für eine solche Revolution zu schaffen, das bleibt als *die* überragende Aufgabe unserer Zeit im Zentrum unseres Lebens und Strebens stehen.

10. September. *Hugo Kramer.*

Ferienkurs der religiös-sozialen Vereinigung

Die Leser der «Neuen Wege» seien nochmals erinnert an den Ferienkurs mit dem Hauptthema:

«Naturwissenschaft, Philosophie und Religion im Lichte des Reich-Gottes-Glaubens»

der vom 13. bis zum 18. Oktober im Hotel Fürigen am Bürgenstock stattfindet. Programme und nähere Auskünfte sind zu haben beim Sekretariat, Gartenhofstraße 7, Zürich 4.

Da schon ziemlich viele Anmeldungen vorliegen, wäre es ratsam, sich bald ein Zimmer reservieren zu lassen.

Worte von Alexandre Vinet

Tun führt sicherer zum Bekennen, als Bekennen zum Tun.

*

Die Narren von gestern sind die Weisen von morgen.

*

Wartet nicht, um handeln zu können, auf die Gewißheit, daß jedermann euch verstehen wird; denn so würdet ihr überhaupt nie zum Handeln kommen.

*

Tatsache ist, daß unzählige Male ein allgemeines Gelächter diejenigen empfangen hat, welche kamen, um den Menschen irgendein Prinzip der ewigen Gerechtigkeit, irgendeine wesentliche Wahrheit der menschlichen Würde ins Gedächtnis zu rufen.

*

Man glaubt so sehr an den Menschen, man glaubt so stark an die Zahl, man glaubt so sehr an das von altersher Überkommene, und man glaubt so wenig an die Wahrheit.

Abraham, der Vater aller Gläubigen

(Eine Ansprache am jüdischen Neujahr in der Synagoge «Wahrheit und Glauben» in Jerusalem)

Die beiden Neujahrstage stehen im Zeichen Abrahams und der Opferung Isaaks. Ich will nicht über das für uns zu große Thema der Opferung Isaaks sprechen. Wohl berufen wir uns am Neujahrstage in unseren Gebeten vor allem auf die Opferung Isaaks eingedenk der Worte des Midrasch: «Einst werden die Kinder Israels vor mir sündigen und ich richte sie am Neujahrstage, aber wenn sie darum beten, werde ich ihnen die Opferung Isaaks zurechnen.» Aber der Gegenstand übersteigt die religiöse Vorstellungskraft der meisten von uns, und ich wage nicht, ihn auszuführen. Begnügen wir uns von Abraham, als dem «Vater aller Glaubenden», wie wir ihn nennen, zu sprechen.

Der Mensch, der am Neujahrstage in die Synagoge tritt, fühlt greifbar, wie er an der Scheide zweier Welten steht: des vergangenen und des neuen Jahres. Wie ein Blinder seinen Weg im Dunkel ertastet, so fühlen wir uns, als Einzelne und als Gemeinschaft, im tiefen Dunkel der ungewissen Zukunft und wir suchen nach einer Hand, die sich uns entgegenstreckte und uns in die schwerlastende ungewisse Zukunft hineinführte. Da beten wir: «Heil dem Manne, der Dich nicht vergißt, und dem Menschensohn, der sich durch Dich erstrafft, denn die Dich suchen, werden niemals straucheln.»

Der Jude will sich «erstraffen» durch Gott und in Gott, und da sieht er vor sich die Gestalt des ersten Erzvaters, den wir den «Starken» nennen wegen der großen Kraft seines Glaubens, um derentwillen von ihm gesagt worden ist (Gen. 15, 6): «Er aber vertraute ihm, das achtete er ihm als Bewährung.» Wir wenden uns an die Glaubenskraft des Starken, um von ihm zu lernen, wie wir glauben sollen.

Der biblische Begriff des Glaubens ist dem modernen Menschen verlorengegangen. Wir gebrauchen heute diesen Ausdruck in der Zusammensetzung: «Ich glaube, daß . . .» und dann folgt der Inhalt eines religiösen Dogmas. In diesem Sinne wäre also der Glaube eine besondere Wahrheitsquelle neben unserer Vernunft. Durch die Jahrhunderte geht der theologische und philosophische Streit über das Verhältnis von Glauben und Wissen. Ist der Glaube Quelle für Wahrheiten, welche die Vernunft nicht mit eigener Kraft erkennen kann, und kommt er, die Wahrheiten der Vernunft zu ergänzen und zu vervollständigen, wie Thomas von Aquino lehrte, oder ist, wie Lessing in der «Erziehung des Menschengeschlechtes» sagte, das Verhältnis der Glaubenswahrheit zur Vernunftwahrheit pädagogisch zu verstehen, in dem Sinne, daß dem Menschen zur Beschleunigung seiner Entwicklung Wahrheiten offenbart worden sind, die er aus eigener Kraft erst später hätte erkennen können? In diesem Falle wäre die Glaubenswahrheit eine Vor-

wegnahme späterer Erkenntnis, vergleichbar der Wahrheit, die der Lehrer dem Kinde mitteilt. Und wiederum: kann Widerspruch zwischen Glaubenswahrheit und Vernunftwahrheit bestehen, gibt es eine «doppelte» Wahrheit oder muß zwischen den beiden Wahrheitsquellen Übereinstimmung bestehen?

Alle diese Fragen — über deren Berechtigung und Lösung wir hier kein Urteil fällen wollen — entsprangen einem Glaubensbegriff, der mit dem biblischen *nichts* zu tun hat. Der biblische Glaube bedeutet nicht Zustimmung zu theologischen Wahrheiten irgendwelcher Art, er ist nicht ein Glaube, daß . . ., sondern Glauben schlechthin. Wenn wir sein Wesen erfassen wollen, bietet sich uns eine Stelle an (Ex. 17, 12), auf deren Wichtigkeit Buber hingewiesen hat. Dort wird davon berichtet, wie im Tal die Schlacht mit den Amalekitern vor sich geht, auf dem Berge aber steht Moses. «Und dieweil Mose seine Hand emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hand niederließ, siegte Amalek. Aber die Hände Moses waren schwer; darum nahmen sie einen Stein und legten ihn unter ihn, daß er sich darauf setzte. Aaron aber und Hur unterhielten ihm seine Hände, auf jeglicher Seite einer. Also blieben seine Hände *fest*, bis die Sonne unterging.» Was Luther hier mit «fest» übersetzt, heißt im hebräischen Text «Emuna» und Buber übersetzt daher, dem Texte viel näher, «getreu». Die englische Übersetzung sagt «steady». Von den hebräischen Kommentatoren erklärt Ibn Ezra: Glauben heißt eine Sache, die fest und sicher steht, und Nachmanides erklärt: «*So ist der Block, der an festem Orte eingerammt ist.*»

Dieser Vers eröffnet uns einen Einblick in die ursprüngliche Bedeutung des Wortes «Glauben», bevor es durch theologischen Gebrauch seines ursprünglichen Sinnes verlustig wurde. Er bedeutet Sicherheit, Vertrauen, der Gläubige ist «stark» ohne Schwanken und ohne Zweifel.

Aber nicht jede Sicherheit ist die Sicherheit des Glaubens. Wir kennen die Sicherheit des Menschen, welcher, ein großer oder kleiner Napoleon, sein Ziel vor sich sieht und ihm mit festen Schritten entgegengeht: *seinem* Ziel. Nicht dies ist der Weg des Gläubigen. Er sieht seinen Weg *nicht* vor sich, aber er vertraut sich an, daß ihm sein Weg gezeigt werde. Wir beten während des Monates, der dem Neujahrstag vorausgeht, den 27. Psalm, in welchem es heißt: «Weise mir, Du, Deinen Weg», und keine Stelle kann diesen Psalmvers besser erläutern als die Erzählung von Abraham. Dort heißt es: «Er sprach zu Abram: Gehe Du aus Deinem Land, aus Deiner Verwandtschaft, aus dem Haus Deines Vaters, in das Land, das ich Dich schauen lassen werde» (Gen. 12). Verstehen wir den Vers in seiner ganzen Tiefe. Wir wissen heute aus den Ausgrabungen, daß diese Heimat ein Land hoher Kultur war. Abraham verläßt «sein» Land und geht. Wohin geht er? *Er weiß es nicht.* Auf die Frage seiner Verwandten, wohin der Zug geht, kann er keine Antwort geben. Er geht mit Vertrauen und Kraft, aber er weiß nicht, wohin ihn seine Schritte führen. An jedem Scheideweg, so können

wir uns vorstellen, bleibt er stehen und wartet, bis ihm gesagt wird, wohin er weiter des Weges zu gehen habe. Nachmanides sagt: «Er wanderte und ging von Volk zu Volk, von Land zu Land, bis er schließlich ins Land Kanaan kam.»

Buber sagt einmal, im Zusammenhang mit der Erzählung über Abraham: «Die Bibel trägt keine theologischen Sätze vor, sie erzählt nur, aber was sie erzählt, ist Theologie. Die biblische Theologie ist eine erzählte Theologie.» So erläutert uns der Vers über den Auszug Abrahams das Wesen der Führung durch den Glauben. Und dieselbe Situation kehrt in der Erzählung von der Opferung Isaaks wieder: Gott fordert Abraham auf, seinen Sohn zu opfern «auf einem der Berge, den ich Dir sagen werde». Buber bemerkt: «Beide Male sagt Gott dem Menschen nicht, wohin er ihn schickt.» Wir sehen Abraham auf diesem schmerzensvollsten aller Wege dahingehen; von Berg zu Berg und von Tal zu Tal horcht er auf die Stimme, die ihm seinen Weg zeigen und ihn dem furchtbaren Ziele zuführen wird.

Wir haben unterschieden zwischen den festen Schritten des zielsicheren Menschen und dem Vertrauen des Glaubenden, der sein Ziel *nicht* kennt. Wir müssen aber auch die Sicherheit des Glaubenden unterscheiden von der Sicherheit des Mondsüchtigen oder Hypnotisierten. Auch dieser kennt sein Ziel nicht, und geht doch mit blind-sicherem Tritt. Für das Verständnis des Glaubens hängt vieles davon ab, daß wir dennoch diese beiden Arten von Sicherheit scharf auseinanderhalten. Wenn der Verfasser des Psalms 31 betet: «Du bist mein Fels, meine Bastei, um Deines Namens willen wirst Du mich leiten, wirst Du mich führen», dann betet er nicht um eine Führung, die ihm seinen freien Willen und seine Verantwortung abnimmt. Er betet nicht um einen Führer, der ihn zu einem blinden Werkzeug, zu einer Puppe macht, der ihr Weg von außen vorgeschrieben wird. Nicht so führt Gott den Menschen. Auch hier kommt die Erzählung und gibt uns eine richtige und bewahrt uns vor einer falschen Theologie, nach welcher dem Menschen und seiner Tat kein Anteil zukäme an seinem Schicksal. Die *«Versuchung»* erweist die menschliche Freiheit. Es heißt von Abraham in den «Sprüchen der Väter»: «Durch zehn Versuchungen wurde er versucht und alle hat er bestanden, um Dir die Liebe Abrahams, unseres Vaters, kundzutun.» Das Bestehen der Versuchung ist also ein Akt der *Liebe*, in welcher der Mensch selbst entscheidet. Obwohl der Glaubende von Stunde zu Stunde darauf wartet, daß ihm sein Weg gezeigt werde, wählt er doch diesen Weg in freier Entscheidung. Darum besteht die Möglichkeit der Versuchung; darum ist die Stelle (Gen. 15, 8): «Wann werde ich gewiß werden, daß ich es ererben soll?» von großer Bedeutung, weil sie uns auch den Vater der Glaubenden in seinem Zweifel und seiner Schwäche, darum aber auch in seiner Freiheit zeigt. Jehuda Halevi wirft im Kusari die Frage auf, warum der Generation Mosis so viele Wunder geschahen, nicht aber den Genera-

tionen der Erzväter. Er sieht darin ein Zeichen der *schwachen* Glaubenskraft der Generation, die aus Ägypten zog, während die Väter «so fest im Glauben waren, daß, auch wenn sie in ihrem ganzen Leben nichts als Unglück betroffen hätte, ihr Glaube nicht geschwächt worden wäre.»

Die Erzählungen der Bibel sind keine Erzählungen von vergangenen Ereignissen. Wären sie nur von der Vergangenheit wahr, so hätten sie uns nichts zu sagen. Wir müssen sie uns mitten in die Gegenwart versetzt denken. Darum möchte ich das, was wir über den Glauben gesagt haben, illustrieren durch einige Worte über die Geschichte des Lebens des christlichen deutschen Theologen Dietrich Bohnhöffer, eines der Inspiratoren der deuschen Widerstandsbewegung, der von den Nazi im April 1945 ermordet wurde. Sein literarischer Nachlaß, bestehend aus Aufzeichnungen, die er in den Jahren seines Aufenthaltes in deutschen Gefängnissen gemacht hat, ist jetzt unter dem Titel «Das Zeugnis eines Boten» in Genf durch den Ökumenischen Rat der Kirchen herausgegeben worden.

Bonhöffer erzählt da, wie er 1931 als junger Theologe mit einem französischen jungen Pfarrer ein Gespräch hatte, in dem sich die beiden Geistlichen die Frage stellten, was sie mit ihrem Leben eigentlich wollten. Der Franzose sagte: «Ich möchte ein Heiliger werden»; der Deutsche widersprach ihm und sagte: «Ich möchte glauben lernen.» Bonhöffer schreibt im Juli 1944 im Gefängnis: «Lange Zeit habe ich die Tiefe dieses Gegensatzes nicht verstanden. Erst später erfuhr ich, und ich erfahre es bis zur Stunde, daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt, in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Mißerfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten, da wirft man sich Gott ganz in die Arme.» Bonhöffer nennt dies die «Diesseitigkeit des Christentums», wir werden wohl sagen dürfen, daß es die Diesseitigkeit des Judentums mit demselben Rechte genannt werden könnte.

Wollen wir aber von der Kraft des Glaubens, zu der sich Bohnhöffer in den Leiden der Gefängnisse erzog, einen Begriff gewinnen, dann möchte wohl die Erzählung am Platze sein, in welcher ein überlebender Freund folgendes von Bonhöffer erzählt: «Als am 3. Februar 1945 vormittags ein Bombenangriff Berlin in einen Schutthaufen verwandelte, brannten auch die Gebäude des Reichssicherheitshauptamtes aus. Wir standen eng aneinander gepreßt in unserm Luftschutzraum, als eine Bombe den Bunker traf. Einen Augenblick schien es, als ob er zerbersten und die Decke auf uns herniederprasseln wollte. Der Bunker schwankte wie ein im Sturm hin und her geworfenes Schiff. In diesem Augenblick zeigte Bohnhöffer, was in ihm steckte. Er blieb vollkommen ruhig, verzog keine Miene, sondern stand unbeweglich und gelassen da, als ob nichts passiert wäre.»

Das ist die Kraft des Glaubens, die heute die ganze Menschheit, die aber vor allem wir Juden brauchen in all dem Furchtbaren, was uns

geschehen ist und geschieht. Woher aber wollen wir die Kraft nehmen, wir Kinder eines Geschlechts, von dem das Wort des Jeremias (7, 28) gilt: «Der Glaube ist untergegangen und ausgerottet aus ihrem Munde»? Es geht für uns heute nicht darum, theologische Meinungen dieser oder jener Art zu bekennen, sondern zum Glauben zurückzukehren in seinem ursprünglichen Sinn des «Pflockes, eingerammt in fester Erde», von dem Nachmanides sprach. Ich sehe zwei Wege für uns: Vertiefung in unsere von Glaubenskraft durchdrungene religiöse Literatur und vor allem das *Gebet*. Das Gebet ist die Kraftquelle, die dem Menschen immer offen steht. Könnten wir Juden wiederum aus einem Volke, das sein will «wie alle Völker» und glaubt, seine politischen Ziele mit denselben Mitteln erreichen zu müssen, wie die andern Völker, könnten wir uns wiederum verwandeln in ein Volk von Betenden, dann stünde es anders um uns in der Welt und in unserm Land. Heute ist das unsägliche Leid, das jeder Einzelne von uns erfahren hat und weiter erfährt, eine Quelle der Verbitterung und schafft bei uns eine Atmosphäre von Haß der Welt gegenüber, von Entfernung und Verhärtung. Lassen wir unser Leid im Gebet hindurchgehen durch den Schmelztiegel des Glaubens an Gott und an die Menschheit, dann werden uns für unser Aufbauwerk in Palästina und für unsere Arbeit in der Menschheit ungeahnte schöpferische Kräfte zuströmen.

Jerusalem. *Hugo Bergmann.*

Das Kommen Christi (V.)

Frage: Wie sollen wir uns dieses Kommen Christi denken? Ist es das, was man gewöhnlich «Wiederkunft Christi» nennt? Ist diese nicht eine fremdartige Vorstellung, vorwiegend in den Kreisen der Frommen und Sektierer oder Gemeinschaftsleute daheim?

Antwort: Sie tritt heute aus diesem Kreise heraus. Es geht damit wie mit der ganzen Welt des *Apokalyptischen*. Dieses war auch lange bloß in den Kreisen daheim, die Sie genannt haben, und ist dort vielfach zum müßigen Spiel der Neugier und Phantastik geworden; nicht zuletzt die Erwartung der «Wiederkunft Christi». Es war dort der übriggebliebene Rest des Glaubens an das kommende Reich. Mit dessen allgemeinem Erwachen ist es wieder in den Vordergrund des Denkens der Gemeinde Christi gerückt, und mit ihm auch sein Herzstück: Die Erwartung der «Wiederkunft Christi». Nicht umsonst spielt diese darum bei den Blumhardt, bei den Neuentdeckern der Botschaft vom Reiche neben und mit dem Gebet um den heiligen Geist eine so große Rolle.

Damit kehrt die Entwicklung, wie auch auf andern Hauptlinien,

zum Neuen Testament, wie zur ganzen Bibel zurück. Das Neue Testament wartet auf das Kommen Christi. Es zeugt vom gekommenen, aber fast noch mehr vom kommenden Reiche Gottes. Seine eine Hälfte — man darf wohl sagen: die größere — ist *vorwärts* gerichtet. Das Große ist geschehen, aber das Größte steht noch aus. Man betet: «Dein Reich komme» und «Komm, Herr Jesus!»

Das ist eine gewaltige Revoluion. Die bis vor kurzem herrschende Art des Christentums hatte den entgegengesetzten Charakter. Es schaute *rückwärts*, auf das, was geschehen war, auf die in Jesus vollendete Erlösung, und nur mit einem flüchtigen Blick nach vorwärts, etwa auf das sogenannte jüngste Gericht, wenn nicht gar bloß auf das Jenseits. Zu der Revolution, die nun geschehen ist und immer mehr geschehen wird, gehört das Erwachen der auf die «Wiederkunft Christi» gerichteten Hoffnung und Erwartung.

Die «Wiederkunft Christi», oder also besser: Die Erscheinung, die Ankunft Christi ist also ein Symbol. Sie drückt in bildhafter Vorstellung einen bestimmten Zug des Glaubens an das kommende Reich aus. Aber noch ist eine Eierschale von der früheren Art her übrig geblieben: nämlich in dem Worte «Wiederkunft». Dieses Wort steht nämlich gar nicht im Neuen Testamente. Die Bitte, die am Schlusse des Neuen Testamentes steht, lautet nicht: «Komme wieder, Herr Jesus!» sondern: «Komm, Herr Jesus!» Das griechische Wort aber für das, was man dann «Wiederkunft» genannt hat, heißt *Parusie*, das aber bedeutet «Erscheinung», «Anwesenheit», allfällig auch «Ankunft». Das ist etwas recht anderes.

Frage: Wie ist man denn zu dieser falschen Übersetzung gekommen?

Antwort: Es spiegelt sich darin die ganze Geschichte der Haltung der Gemeinde Christi in bezug auf das Moment der Hoffnung, aber auch konkreter gesagt: auf die Erwartung des Reiches Gottes. Wenn man vorwiegend rückwärts schaute, auf die schon vollendete Erlösung, und dann sich doch genötigt sah, den Blick schließlich auch nach vorwärts zu wenden, so konnte das nur durch einen *Sprung* geschehen, und das war dann die «Wiederkunft Christi». Das Neue Testament aber kennt nur das Kommen Christi und das Ankommen, das heißt: sein vollendetes Kommen, sein Kommen zum Endsiege, seine vollendete Erscheinung. Lassen wir also das falsche und fälschende Wort.

Aber die Sache selbst ist ein durchaus wesentliches Stück des Glaubens an das kommende Reich Gottes und des Hoffens und Wartens darauf.

Doch hören wir nun unsern Text:

«Unmittelbar nach der Drangsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern und der Mond wird seinen Schein nicht geben und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel erschüt-

tert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen und alle Geschlechter der Erde werden wehklagen, und sie werden den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Und er sendet seine Boten (Engel) aus mit gewaltigem Ton der Posaune und sie werden die Erwählten versammeln von den vier Winden her, von einem Ende des Himmels bis zum andern. Vom Feigenbaum aber lernet das Gleichnis: Wenn seine Zweige weich werden und die Blätter herauswachsen, dann wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So erkennt ihr auch, wenn das alles geschieht, daß er (nämlich der Menschensohn) vor der Türe steht. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht dahingehen, ehe das alles geschieht. Der Himmel und die Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Was aber Tag und Stunde betrifft, weiß dieselben keiner, nicht die Engel des Himmels noch auch der Sohn, sondern alleine der Vater. Wie die Tage des Noah, so wird das Erscheinen des Menschensohnes sein. Denn wie sie in jenen Tagen, welche der Sintflut vorausgingen, aßen und tranken, freiten und sich freien ließen, bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging, und nicht erkannten, daß die Sintflut nahe, so wird es beim Erscheinen des Menschensohnes sein. Dann werden zweie auf dem Felde sein: Einer wird mitgerissen und der andere zurückgelassen, zweie werden in der Mühle mahlen; die eine wird mitgerissen und die andere zurückgelassen. Drum wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde der Herr kommt.» (Matthäus 24, 29—42.)

Frage: Was bedeutet das alles?

Antwort: Gestehen wir, das ist nicht ganz leicht zu sagen. Ich bin ferne davon, zu meinen, daß ich den Sinn dieser Worte völlig treffe oder gar erschöpfe; ich gebe, was ich geben kann.

Zweierlei müssen wir uns dabei klar machen.

Einmal: Wir dürfen nicht den Anspruch machen, daß jedes Wort und jeder Abschnitt der Bibel jedem Menschen und jeder Zeit gleich zugänglich oder überhaupt zugänglich sei. Es gibt in der Bibel Gipfel, die lange nicht erklommen werden können, hüten wir uns, zu meinen, sie seien überhaupt nicht erklimmbar. Ohne Bild gesprochen: Hüten wir uns davor, zu meinen, diese einzelnen Worte, oder längeren Stellen und Partien, oder auch ganze Bücher der Bibel hätten überhaupt keine Bedeutung und könnten niemals erschlossen werden. Denken wir an die Offenbarung Johannis: Wie lange galt sie nicht nur als ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, sondern auch als sonderbar und unwesentlich. Und nun — wie verständlich ist sie und wie wichtig! So kann auch anderes in der Bibel, das uns jetzt fremd und verschlossen ist, eines Tages einen klaren und großen Sinn bekommen.

Und bedenken wir ein Zweites: Die Bibel redet eine *Bildersprache.* Sie redet nicht in wissenschaftlichen Begriffen, sondern in anschaulichen

Symbolen, das Geistige durch das Sinnliche, das Innere durch das Äußere ausdrückend. Das kann auch gar nicht anders sein, denn wie sollten gewisse Visionen anders Ausdruck finden?

Versuchen wir denn mit diesem Vorbehalt und Vorzeichen die Worte von der Verfinsterung der Sonne und des Mondes, dem Fallen der Sterne und der Erschütterung der Kräfte des Himmels zu deuten.

Das ist zunächst offenbar ein Sinnbild gewaltigster *Umwälzungen* in der Menschenwelt, wie wir sie angedeutet haben. Es ist die Weltrevolution, wie sie mit der heutigen Weltkatastrophe verbunden ist, die wirklich Himmel und Erde umfaßt, alle Verhältnisse erschüttert, das Oberste zu unterst kehrt, auch das Größte umwirft und das scheinbar für die Ewigkeit Gebaute zerstört, bisher anerkannte Wahrheit auslöscht und heilige Autorität vernichtet — die eine ganze Welt im Feuer verbrennt, damit eine neue geschaffen werden könne. Es ist an dieser Stelle nicht anders gemeint, als in jener des zweiten Petrusbriefes, die lautet:

«Es wird aber ein Tag des Herrn kommen wie ein Dieb, wo die Himmel mit Krachen vergehen, die Elemente in Feuer sich auflösen und die Erde mit den Werken, die auf ihr sind, niedergebrannt werden. Wenn das alles sich dergestalt auflöst, wie sehr müssen wir uns dann eines heiligen und frommen Wandels befleißigen, indem wir das Erscheinen des Gottestages erharren und befördern, durch den die Himmel im Feuer aufgelöst und die Elemente im Brande zerschmolzen werden. Wir erharren aber nach seinen Verheißungen neue Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.» (2. Petrus 3, 10—13.)

Frage: Sind also diese Worte nur symbolisch zu verstehen und beziehen sie sich bloß auf die *Menschenwelt* und sind sie nicht auch wörtlich zu nehmen und auch auf die *Natur* zu beziehen?

Antwort: Das ist doch nicht gesagt. Auch die Natur ist von dieser Revolution ergriffen. Wir haben ja die furchtbare *Zerstörung* derselben dargestellt, die mit der Weltkatastrophe verbunden ist. Aber diese Zerstörung ist nicht der einzige Aspekt der Revolution der Natur, auf die unser Text doch auch hinweist. Wir müssen uns mit der Tatsache vertraut machen, daß die Natur nicht ein so festes, ja starres Gebilde ist, wie wir lange gemeint haben. Heute erleben wir ja eine Revolution der Auffassung der Natur von noch ganz unübersehbarer Tragweite in der Philosophie und Naturwissenschaft. Es ist besonders die neue Denkweise, die in der Physik und Astronomie an die Namen Plank, Einstein, Schönburger und andere geknüpft ist und die ihrerseits auch stark auf die Gedanken Bergsons zurückgeht. Sie schafft ein völlig neues Naturbild und Weltbild. Die Natur kommt wieder in die Nähe des Geistes. Sie gerät wieder in Bewegung. Wir können wieder verstehen, was der 102. Psalm ausspricht: «Die Himmel werden zerfallen wie ein Gewand; wie ein Kleid wirst du sie wechseln und sie werden sich wandeln», und ebenso was Paulus im achten Kapitel des Römerbriefes erklärt, daß die ganze Schöpfung in schweren Wehen auf das Heraustreten der Söhne

Gottes harrt. Die ganze Stelle der Rede Jesu schildert also in gewaligem Symbol die Weltumwälzung, die der Menschenwelt und der Naturwelt, welche mit dem neuen Kommen Christi Hand in Hand geht. Diese ist wie eine Illustration und Erklärung des Gebetes der ältesten Christen: «Es vergehe die Welt, es komme die Gnade!»

Frage: Was bedeutet aber die Wehklage der Völker, wenn sie den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen? Sollten sie nicht vielmehr jubeln?

Antwort: Diese Weltumwälzung hat gewiß einen auf den ersten Blick furchtbaren Charakter. Das liegt auf der Hand. Es sind wirklich Geburtswehen; Geburtswehen aber sind schwer. Sie können bis an den Tod herannahen. Dem Erscheinen Christi muß das *Gericht* vorausgehen. Es ist eine Wahrheit in der alten Vorstellung von den Schrecken des jüngsten Gerichtes, wie sie sich in jenem mittelalterlichen Liede ausspricht:

Dies irae, dies illa
Solvet saecola in favilla[1]

Wir erleben heute dieses Gericht — dieses Weltgericht. Sind nicht auch die Vorgänge im Osten ein solches? Ein Gericht über die Weißen, die Christen, die Kolonialpolitik, aber auch über die Weltreiche und *das* Weltreich? Und muß es uns, bei allem Schweren, und allem Schmerze, den es mit sich bringt, nicht doch auch mit heiliger Freude erfüllen? Bricht nicht über den Schrecken dieses Gerichtes ein neuer Tag Gottes und des Menschen herein? Denn es ist falsch, diese Wehen für das letzte Wort zu halten. Geburtswehen führen zur Geburt. Und was ist seliger, als die Freude einer Mutter, über die Geburt ihres Kindes? Sagt nicht davon das Johannesevangelium: «Das Weib, wenn es gebiert, hat Schmerzen. Denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Not, ob der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist.» (Johannes 16, 21.)

Darum darf die Erwartung des Kommens Christi nicht ein Gedanke der Trauer, sondern einer des Festes sein, wie Jesus selbst das ja anderwärts erklärt. Der Weltuntergang, den wir heute erleben, ist die Vorbereitung des neuen Himmels und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Und noch einmal erinnern wir uns der Mahnung Jesu: «Wenn ihr das alles werden seht, so atmet auf und erhebet eure Häupter, denn eure Erlösung naht!»

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Jener Tag, der Tag des Zornes,
Der die Welten in Asche auflöst.

Psychologie und Politik (I)

Faschismus und Kommunismus stimmen in einem Punkte überein, in der Überzeugung nämlich, daß das Volk einer Führung bedarf. Während der Faschismus dem Adel oder dem Besitz zur Macht verhelfen will, erstreben die Kommunisten die Diktatur des Proletariats. Neben materialistischen Beweggründen finden sich immer auch *idealistische* Motive. Sowohl unter den reaktionären als auch unter den revolutionären Politikern gibt es Aristokraten der Geburt oder des Geistes, die dem Volk *zuliebe* eine straffe Führung wünschen. Der bekannteste idealistische Philosoph, der die Demokratie ablehnte, ist *Plato*. Er empfahl eine Staatsordnung, welche von den Aristokraten des Geistes beherrscht wird. Er dachte sich diesen Staat aber kommunistisch, indem er die Aufhebung des Privateigentums forderte und sogar die Familie auflösen wollte. Wir erkennen somit, daß die aristokratischen und die revolutionären Idealisten ein verwandtes politisches Ideal verfolgen können. Beide machen auch die gleichen Gründe geltend, indem sie auf die Erfahrungstatsache hinweisen, daß viele Völker zur Demokratie nicht reif genug sind. Plato verglich die Demokratie mit einem Menschen, der von seinen Leidenschaften hin- und hergerissen wird.

Diese Behauptung trifft auf die südlichen und östlichen Völker in viel höherem Maße zu als auf die nördlichen und westlichen. Im Süden und Osten haben bis heute die demokratischen Versuche selten lange gedauert, während die Angelsachsen, die Franzosen, die Skandinavier und wir Schweizer auf eine erfolgreiche demokratische Entwicklung zurückblicken können. Es ist daher nicht verwunderlich, daß es im Altertum ein südlicher Philosoph war, der auf die Demokratie schlecht zu sprechen war, und daß es heute östliche Politiker sind, welche die Befürchtung hegen, die politischen Freiheiten könnten vom Volke mißbraucht werden.

Forschen wir nach den Gründen der demokratischen Unreife im Süden und Osten, dann erkennen wir zunächst, daß in diesen Ländern ein viel schärferer Klassenunterschied besteht als im Westen und Norden. Werden dort die Klassengegensätze einem freien Kräftespiel überlassen, dann erhitzen sich die Leidenschaften in so hohem Grad, daß der demokratische Wahlkampf bald in einen Bürgerkrieg auszuarten droht. Zumindest kommen betrügerische Wahlmethoden und Druckmittel zur Anwendung.

Wer sich nun der Auffassung hingibt, eine Änderung der sozialen Verhältnisse, die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Hebung des Lebensstandards der breiten Schichten schafften bereits die Voraussetzung zur Demokratie, verkennt, daß ein Volk auch innere Grundlagen braucht, damit es sich in der Freiheit zu bewähren vermag. Einer

unserer größten Rechtsgelehrten, Carl Hilty, hat bereits vor fünfzig Jahren geschrieben: «Die Demokratie basiert auf der erhöhten geistigen und sittlichen Kraft der Völker, die durch längere und bessere Erziehung, vor allem aber auch durch Gewohnheit und teilweise selbst durch Deszendenz vermittelt wird, wie alle geistigen und sittlichen Eigenschaften des einzelnen Menschen. Es ist vergeblich, aus einem geistig und sittlich noch niedrigstehenden oder verkommenen Volke ein demokratisches Gemeinwesen aufbauen zu wollen. Jeder solche Versuch in alter und neuer Staatengeschichte artet in einen furchtbaren Widerspruch, in eine gänzliche Verkennung und Verkehrung aller sittlichen Grundlagen aus, auf welchen die menschliche Gesellschaft überhaupt beruht.» Die letzten Feststellungen des schweizerischen Gelehrten erinnern auffallend an die Behauptung Platos, daß die Demokratie einem Menschen gleiche, der von seinen Leidenschaften hin- und hergerissen wird. Aber im Gegensatz zum griechischen Weisen glaubt der schweizerische an eine Entwicklung zum Bessern. Warum hält wohl Plato die Demokratie für kein Volk und keine Zeit als geeignet? Einmal haben ihm genügend Beispiele gefehlt, die ihn überzeugen konnten, daß die Demokratie einem Volk zum Glück gereichen kann. Wir glauben aber auch, daß er sich von der Psychologie seines eigenen Volkes zu stark beeindrucken ließ. Er wußte um dessen Leidenschaftlichkeit, er kannte dessen Sinnlichkeit und erlebte dessen Ehrgeiz. Darum pries er die Mäßigung, die Besonnenheit und die Vergeistigung, darum wertete er die «platonische Liebe» höher als die sinnliche. Darum konnte er sich aber auch nicht vorstellen, daß es Völker geben könnte, die zur Demokratie taugen. Schließlich gab ihm die Geschichte in bezug auf sein Volk auch bis heute recht. Er konnte damals noch nicht ahnen, daß im grauen Norden, im kühlen England und im unbekannten Amerika dereinst demokratische Revolutionen kommen werden, die erfolgreich sind, weil der Norden und Westen Menschen hervorbringt, die kühleres Blut haben und sich in einem Parlament höchstens in der Rede erhitzen.

Wir betrachten die psychologische Erforschung des Wesens und Werdens der Demokratie als höchst bedeutungsvoll. Gerade in den heutigen außen- und innenpolitischen Auseinandersetzungen würde die Berücksichtigung der Völkerpsychologie das gegenseitige Verständnis bedeutend erleichtern! Wie die aufgeschlossene «Times» es immer wieder betont, sollten die Engländer begreifen, daß der östliche Mensch anders geartet ist als der westliche und deshalb auch eine andere Art der Demokratie benötigt. Der Osten muß aber auch erkennen, daß die politische Freiheit im Westen *nicht* mit zwingender Notwendigkeit eine Begünstigung des Manchester-Kapitalismus und des Imperialismus bringt. Diese Gefahr wäre im Osten sicher viel größer, und es ist daher begreiflich, daß man sich dort vor allzu freiheitlichen Einflüssen durch einen eisernen Vorhang zu schützen sucht. Der Kenner der

Völkerpsychologie ist darob nicht beunruhigt. Er denkt an Plato, der für sein südliches Volk aus philosophischer Weisheit ebenfalls eine starke Freiheitsbeschränkung empfahl, denn dieser wußte aus Erfahrung, daß es die Freiheit gerne mißbraucht.

Pfarrer Oskar *Pfister* macht in seinem Buch «Das Christentum und die Angst» die bedeutsame Unterscheidung zwischen Tiefmasse, Hochmasse und vermassungsfreier Demokratie. Unter der *Hochmasse* versteht er im Gegensatz zur revolutionären Tiefmasse «eine von einer hohen Gestaltungsidee beseelte, fest organisierte Form menschlichen Zusammenlebens, in der die Einzelnen innerhalb dieses Ideenbereichs die Merkmale der Vermassung aufweisen». Pfister nennt als Beispiel die katholische Kirche, aber auch autoritäre Staaten. Er ist der Ansicht, daß in bestimmten geschichtlichen Lagen die Hochmasse ethisch und psycho-hygiensch wertvoll ist. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn ein Volk oder ein Einzelner zuvor in noch schlimmeren politischen oder persönlichen Verhältnissen leben mußte. Pfister prägt folgenden Lehrsatz: «Die Hochmasse vermeidet durch ihre Massenerziehung innerhalb ihres Bereichs die Entstehung von Einzelneurosen, die infolge von vorhandener Angst drohen.» Diese Angst hängt im politischen Bereich mit reaktionären Gefahren im Innern des Landes oder mit Kriegsdrohungen feindlicher Staaten zusammen. Aber auch individuelle Mängel rufen dem Führerprinzip: Solange die Mehrheit eines Volkes keine «bedeutende individual- und sozialethische Stufe» erreicht hat, muß nach Pfister die vermassungsfreie, demokratische Organisationsform als Utopie betrachtet werden (S. 115). Diese geschichtsphilosophischen Anschauungen erinnern nicht nur an Hilty, sondern auch an Ragaz, der in seinem Paraklet-Aufsatz vom Juni 1945 geschrieben hat: «Jesus ist kein Philosoph oder Dogmatiker, der abstrakte Wahrheiten lehrt, die Anspruch machen, für alle Zeiten gleichmäßig zu gelten. Sein Reden ist vielmehr ‚existenziell'. Das bedeutet: Er redet aus der Lage für die Lage ... Nun können jedoch *andere* Lagen und andere Augenblicke kommen, für welche die Botschaft ein anderes Wort zu sagen hat, wenn sie die lebendige Botschaft von Christus und vom Reiche Gottes ist.»

Im Gegensatz zu Plato und in Übereinstimmung mit Ragaz und Hilty hegen wir die Hoffnung, daß selbst die südlichen und östlichen Völker mit der Zeit zur Demokratie erzogen werden können. So sehr auch das gemäßigte Klima des Westens den Volkscharakter in einer für die Demokratie günstigen Weise beeinflußt, so spielen doch auch noch die Erziehung, die Gewöhnung, ja, wie Hilty sehr klug bemerkt, die Deszendenz eine Rolle. Dieser Ansicht ist auch Präsident Benesch, der kürzlich die Erklärung abgab, daß die Verstaatlichungspolitik in seinem Land nur als vorübergehende Maßnahme gedacht sei, sie müsse so lange durchgeführt werden, bis das Volk zur freien Wirtschaft erzogen sei und von sich aus sozial denke. Selbst Marx erklärte die

Diktatur des Proletariats nur gleichsam als eine prügelpädagogische Übergangsmaßnahme!

Diesem erzieherischen Optimismus stellen nun aber andere Denker eine wesentlich pessimistischere Ansicht gegenüber. Sie hoffen nicht nur im Osten noch lange nicht auf die demokratische Reife, sondern sie stellen auch im Westen und sogar in unserem eigenen Lande eine allzu große demokratische Freiheit als eine Gefahr dar. Zu ihnen gehört der Zürcher Seelenforscher Prof. *Jung*. Ähnlich wie Plato fürchtet er, unser Volk könnte durch die Freiheit in neurotischer Weise durch seine Leidenschaften zerrissen werden. Während Plato von seinem geschichtlichen Wissen und seiner psychologischen Erfahrung ausging, beruft sich Jung auf seine nervenärztlichen Beobachtungen. Die Neurotiker und Hysteriker, die ihn täglich aufsuchen, rufen entweder freiwillig nach einem Führer, oder es zeigt sich in ihrem Unbewußten der Wunsch, geführt zu werden, zu einem Vater aufzublicken oder sich vor einem Heiligen zu verneigen. Weil Jung nun erfahren hat, daß diese Menschen einem Demagogen, Tyrannen oder Götzen verfallen, wenn sie nicht einen gütigen und edlen Führer finden, erstrebt er nicht nur für sie, sondern gerade für das ganze Volk eine festere staatliche Führung, eine autoritäre Demokratie. Diese Verallgemeinerung einer ärztlichen Forderung beruht offenbar auf einer falschen Verallgemeinerung seiner täglichen Beobachtungen. Jeder Beruf formt den Menschen in einer einseitigen Richtung und bestimmt daher auch seine politische Überzeugung. Auch die katholischen Geistlichen und Staatsmänner neigen oft zur autoritären Demokratie – man denke an das Buch von Philipp Etter –, denn auch sie sehen in der Seelsorge und in der Politik viele Menschen, die einer strafferen Führung bedürfen.

Wenn wir in dieser seelenärztlichen und seelsorgerlichen Politik auch eine Verkennung unseres *Volkscharakters* feststellen, so wollen wir sie doch als Mahnung betrachten, die uns immer wieder daran erinnert, daß wir die Freiheit nur dann verdienen, wenn wir täglich um den Sieg über unsere Leidenschaften ringen! *Franz Keller.*

Psychologie und Politik (II)

Die Despoten haben im allgemeinen die Argumente der Philosophen nicht nötig. Sie bedienen sich anderer Mittel, um die Menschen zu «überzeugen». Ihr Verhältnis zum Geist pflegt sich darin kundzugeben, daß sie ihm instinktiv mißtrauen, ihn hassen, immer wieder versuchen, ihn zu vernichten und an seine Stelle jenen Pseudogeist und Ungeist zu setzen, der aus Schlagworten, Propaganda, primitiven Dogmen, Geschichtsmythen und Tageslügen zusammengemischt ist und dem Volk mit den bekannten Methoden aufgezwungen wird.

Diese despotischen Herrschaften lassen es sich aber natürlich gerne

gefallen, wenn die Gelehrten ihnen das Argument liefern, daß die Völker, die sie unterdrücken, zur Freiheit noch nicht reif seien. Sicher soll man vor völkerpsychologischen Tatsachen nicht die Augen verschließen, nur sollte man dann mindestens so scharfsichtig sein in bezug auf die Psychologie und Psychopathologie der Tyrannen. Wir haben, so scheint es uns, in unserer Zeit mehr Anlaß, unsere Studien in dieser letztgenannten Richtung auszudehnen. Es sträubt sich etwas in uns, mit Hilty von «geistig und sittlich noch niedrigstehenden oder verkommenen Völkern» zu reden, denn das Erlebnis *unserer* Zeit, das wir offenbar noch nicht genügend verarbeitet haben, ist die Begegnung mit den «geistig und sittlich niedrigstehenden» Diktatoren, die Tatsache, daß «verkommene» Existenzen über ganze Völker Macht gewinnen konnten. Man hat Grund, zu fragen, ob es wirklich wahr ist, daß die Völker deshalb Despoten haben, weil sie geistig und sittlich niedrigstehen, oder aber, ob sie geistig und sittlich niedrigstehen, weil sie Despoten haben. Die letztgeäußerte Meinung dürfte leichter zu belegen sein. Wer hätte *vor* Hitler vom deutschen Volke gesagt, daß es geistig und sittlich niedrigstehe? – aber unter jenem «Führer» ist es allerdings sofort auf das denkbar tiefste Niveau gesunken. Denn Despotie macht aus dem Volke eine Masse, indem es das ausschaltet und vernichtet, was einzig vor der Vermassung zu schützen vermag: das Gewissen und das freie Denken des Einzelnen. Während umgekehrt die Demokratie, indem sie die Geistesfreiheit des Einzelnen schützt, vor dem Absinken des Volkes auf eine tiefere geistige Stufe bewahrt oder wenigstens durch ihren Rechtsschutz die Möglichkeit garantiert, daß jene Einzelnen mit ihrem feineren Gewissen, auf die es letztlich ankommt, sich geltend machen können. Daß es immer darauf ankommt, daß solche Einzelne überhaupt da sind, und daß das Volk auf sie hört und sie nicht sofort kreuzigt, das ist natürlich eine entscheidende Frage, aber es ist eine allgemein-menschliche und nicht mehr eine staatspolitische Frage. Die Staatsform wird nie mehr tun können, als jenen menschlichen Möglichkeiten die Freiheit zu gewähren – aber darauf kommt es dann eben an, und darum darf die Forderung der Freiheit niemals relativiert werden, wenn es einem darum zu tun ist, daß «geistige und sittliche Höhe» in einem Volke erreicht oder bewahrt wird.

Auf alle Fälle ist es ein böser psychologischer Irrtum, die Despotie als Heilmittel für die sittliche Unreife eines Volkes zu empfehlen. Das heißt denn schon, den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen. Das hat auch Goethe gewußt, der die folgenden Verse schrieb:

«Ich habe gar nichts gegen die Menge.
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
so ruft sie, um den Teufel zu bannen,
gewiß die Schelme, die Tyrannen.»

Wie erfrischend diese, eher nach Gottfried Keller als nach Goethe klingende Gleichsetzung von Schelmen und Tyrannen. Vielleicht ist Goethe doch ein wenig anders, als man ihn offiziell darzustellen pflegt, oder er ist eben als Dichter tiefer, weiser, intuitiver, als er als Bürger und Staatsmann war.

Bevor vom Verhältnis der Völker zur Demokratie, von ihrer Reife oder Nichtreife geredet wird, sollte völlige Klarheit über das Wesen der Demokratie herrschen. Wir wiederholen – müssen es wiederholen, bis es gehört wird –, daß das Herz der Demokratie die Garantie der Menschenrechte ist. Jede ihrer Formen, ihre ganze Rechtsgestaltung muß von diesem Zentrum aus durchpulst und durchblutet sein. Und man kann sagen, daß die wesentlichen Formen demokratischer Staatsgestaltung heute wirklich von jenem Zentrum her geschaffen sind. Es ist Ahnungslosigkeit, zu meinen, daß die Grundformen demokratischen Rechts, wie sie sich in der Neuzeit gebildet haben, so leicht überboten werden könnten. Die «Trennung der Gewalten», diese Garantie unabhängiger Rechtsprechung, die Verantwortlichkeit und Absetzbarkeit der Regierung, das aktive und passive freie Wahlrecht, das sind wohl nur vergängliche Rechtsformen, aber es liegt darin doch sehr viel von jenen «ewigen Rechten», deren Beseitigung den Staat in eine untermenschliche Sache, in das «Tier aus dem Abgrund» verwandeln würde. Aber auch wenn es möglich wäre, andere Rechtsformen zu schaffen, andere Dämme gegen Willkür und Antastung der Menschenrechte aufzurichten, so müßten diese Dämme auf alle Fälle nicht schwächer, sondern stärker sein, als die Dämme der Demokratie gewesen sind. Vor allem wären sie wohl in *der* Richtung auszubauen, daß sie nicht nur die Rechtspersönlichkeit des Menschen, sondern seine ganze Existenz, auch sein wirtschaftliches Lebensrecht schützten. Hier liegen die neuen schöpferischen Aufgaben, vor denen die Menschheit steht. Höchst seltsam aber ist die Meinung, daß dieser Fortschritt unter Umständen mit einem Rückschritt eingeleitet werden könnte, mit der Beseitigung dessen, was an Menschenrecht bereits errungen worden ist, mit der Beseitigung der Demokratie, mit Einführung der Despotie, mit irgendwelcher Diktatur, mit der Rückkehr zu den Zuständen vor der Französischen Revolution, mit der Wiedererrichtung von Bastillen, in denen die Menschen ohne jeden Rechtsschutz, einfach nach der Willkür eines geheim funktionierenden Machtapparates verschwinden. Denn *darum* handelt es sich! *Das* ist gemeint, mit *jeder* Diktatur. Haben die Philosophen und Psychologen, die davon reden, daß für gewisse Völker nichtdemokratische Formen vorzuziehen seien, sich das klar gemacht? Haben sie nicht vielleicht ihrerseits etwas abstrakt über diese Dinge gedacht? Hilty fehlte auf alle Fälle der Anschauungsunterricht unserer Zeit. Man wirft uns, die wir von den Menschenrechten auch nicht ein Jota abmarkten lassen möchten, «abstraktes», «dogmatisches», «doktrinäres» Denken vor. Glaubt Herr

Dr. Keller, daß die von ihm angeführten Worte von Leonhard Ragaz, in denen dieser für eine «lebendige», der «Lage» und «Stunde» entsprechende Verkündung der Wahrheit eintritt, im Sinne des Verfassers verstanden sind, wenn wir sie dazu gebrauchen, die Freiheit anzutasten, zum Beispiel die Freiheit des Gewissens, der Rede und der Presse? Heißt das aus der jetzigen Lage heraus reden, wenn man heute, nachdem die Welt durch Diktaturen, durch die Knechtung von Völkern an den Rand des Abgrundes geführt worden ist, die Forderung der Freiheit relativiert? Und ist es nicht so, daß es auch heute nur *eine* Hoffnung gibt gegenüber der Drohung neuer Katastrophen, nämlich die, daß die Stimme der Vernunft und des Gewissens und der Friedenssehnsucht ohne jede Hemmung ertönen kann, und daß es keine Völker mehr gibt, die nichts als willenlose, stumm leidende Herden oder durch lügenhafte Propaganda vergiftete Massen sind?

Der Gradmesser für die sittliche Höhe eines Volkes ist die Stärke seiner Freiheitsleidenschaft. Sehnsucht nach Knechtschaft ist Enthüllung geistigen und sittlichen Tiefstandes. Aber es wäre eine arge Ungerechtigkeit, wenn wir Völkern, die mit Lug und Trug und Terror um ihre Freiheit gebracht worden sind, jene Freiheitsleidenschaft absprächen. Vielleicht glüht sie in russischen Konzentrationslagern und Sklavenkolonien stärker, reiner, tiefer als in den «ältesten Demokratien». Und es kann wohl wieder einmal wahr werden, daß die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein werden.

Für uns aber ist das Dringlichste, daß wir uns nicht verwirren lassen. Es ist schon bedenklich, wenn wir aus irgendwelchen völkerpsychologischen oder andern Gründen das für alle geltende Ideal der Freiheit relativieren lassen. Das ist schon ein Stück Verrat an der Freiheit.

Auf Plato allerdings können sich nicht nur die Skeptiker, sondern sogar die Feinde der Demokratie berufen. Was Dr. Keller über dessen Auffassungen sagt, ist nur allzu richtig. Es fragt sich nur, ob irgendein Grund vorliegt, daß wir Plato in diesen Dingen immer noch als Autorität gelten lassen müßten. Wir sagen dazu mit allem Nachdruck: nein!, denn es gibt keinen Ort, an dem der Gegensatz zwischen heidnischem und christlichem Denken so scharf zutage tritt wie bei den Platonischen Auffassungen von Recht und Staat. Man hat Plato einen «Christen vor Christus» genannt, weil er mit seiner Ideenlehre der Begründer des Idealismus ist, aber in bezug auf seine politischen Gedanken ist jene Wertung völlig unhaltbar. Diese sind von ausgeprägt heidnischem[1] Geiste erfüllt. Und zwar ist das am entscheidenden Punkt der Fall: in der Wertung des Menschen und – in der Wertung der

[1] Daß wir diese Unterscheidung nicht in einem dogmatisch-kirchlich engen Sinne vornehmen, ist selbstverständlich. Bei Sokrates oder Perikles und andern großen «Heiden» hat es auch in bezug auf die Probleme staatlichen Rechts wirklich christliches Denken gegeben.

Götter. Im Christentum wird kein Götzendienst getrieben mit Dingen, die eben nicht Gott sind, darum gibt es keine Vergottung des Staates. Aber *der Mensch* ist für christliches Denken heilig, das heißt unantastbar in seiner Würde, heilig in seinen Persönlichkeitsrechten; nichts steht über ihm als Gott; er ist selber gottverwandt, darum niemandem untertan, frei in seinem Gewissen, das ihn über alle Ansprüche unpersönlicher Mächte hinaushebt, auch über jedes Kollektiv. Das Kollektiv ist nur dann etwas Heiliges und Menschliches, wenn es aus freien Menschen besteht, die ein Gewissen haben; ohne das ist es ein blindes und böses Tier. Das Christentum bedeutet die Emanzipation des Menschen über alle Götter und Gewalten; hier ist die Geburt der freien Persönlichkeit.

Plato aber sieht gerade in dieser Emanzipation des Individuums den Abfall. Seiner «Idee» des Staates steht der Totalstaat Sparta näher als die athenische Demokratie. Und von da aus ist er ziemlich zu allen Konsequenzen gekommen, die wir in den totalitären Staatssystemen unserer Zeit verwirklicht gesehen haben.

Das ungeheure Prestige des «Idealismus», das Plato durch so viele Jahrhunderte hindurch besessen hat, verhinderte, daß man das Verhängnisvolle seiner politischen Ideen ernst genommen oder überhaupt gesehen hat. Man hat meistens bloß etwas gewußt von jener Platonischen Forderung, daß die Philosophen Könige und die Könige Philosophen sein sollten, wozu Kant in seiner Schrift «Vom ewigen Frieden» bemerkt: «Daß Könige philosophieren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt.» Also bereits Kant hat etwas von der psychologischen Wirkung des Machtbesitzes gesehen und jene Dämonie geahnt, auf die der bekannte, von Jakob Burckhardt so oft wiederholte Schlossersche Ausspruch, daß Macht an sich böse sei, hinweist. Hingegen Plato klammert sich in seiner Angst vor dem freien Menschen an ein autoritäres Ideal. Er will nicht sehen, daß die größte Gefahr bei der Macht und nicht bei der Freiheit liegt. Ja, er verliert sich schließlich, wie gesagt, in die übelsten Formen totalitärer Systeme hinein.

Platos Idealstaat ist auf die strengste Klassentrennung aufgebaut. Nur die herrschende Klasse hat das Recht auf Bildung und das Recht, Waffen zu tragen. «Die Arbeiter interessieren ihn in keiner Weise, sie sind lediglich menschliches Vieh, dessen einzige Funktion darin besteht, für die materiellen Bedürfnisse der regierenden Klasse zu sorgen.» (K. R. Popper, S. 40.) Für die Reinhaltung der Herrenklasse werden eugenetische Gesetze aufgestellt, wobei ausdrücklich auf die Prinzipien erfahrener Züchter von Hunden, Vögeln und Pferden hingewiesen wird. Der Kommunismus, den Plato für die herrschende Kaste fordert (und auch auf den Besitz von Frauen und Kindern ausdehnt), hat nichts mit Motiven der Brüderlichkeit zu tun, sondern ist

lediglich ein Mittel, diese Kaste fest zusammenzuhalten und die schwächenden und auflösenden Wirkungen des Individualismus zu verhüten.

Das Individuum soll ausgelöscht werden; es soll im Kollektiv untergehen. In dem Platonischen Dialog «vom Staat» heißt es: «Soweit das durchführbar ist, sollen selbst *die* Dinge, welche die Natur als private und individuelle gemacht hat, irgendwie gemeinsamer Besitz aller werden. Selbst unsere Augen und Ohren und Hände sollten sehen und hören und handeln, als ob sie nicht Individuen, sondern der Gemeinschaft gehörten. Alle Menschen sollten so geformt werden, daß sie immer die gleichen Dinge zur gleichen Zeit preisen oder tadeln.» Und im Dialog über «die Gesetze» verkündet Plato das Führerprinzip und die «totale Mobilisation» des Menschen mit den Worten: «Das größte Prinzip ist, daß niemand, weder Mann noch Weib, ohne Führer sein sollte. Noch sollte der Geist irgendjemandes daran gewöhnt sein, irgend etwas aus eigener Initiative zu tun, weder im Eifer noch auch nur spielerischerweise. Sondern sowohl im Krieg als auch mitten im Frieden – auf seinen Führer soll er sein Auge richten und ihm ergeben folgen. Und selbst in den geringfügigsten Angelegenheiten sollte er unter Führerschaft stehen. Zum Beispiel: Aufstehen oder sich bewegen oder sich waschen oder Mahlzeiten einnehmen sollte er nur, wenn er geheißen wurde . . . Mit einem Wort, er sollte seine Seele durch lange Gewöhnung dazu erziehen, daß sie von unabhängigem Handeln nicht einmal mehr träumen würde, ja, daß sie dazu schließlich gar nicht mehr fähig wäre.» Es sind geradezu peinliche Parallelen zu Lehren, die in unserer Zeit gepredigt wurden von Menschen, die mit Plato in einem Atemzug zu nennen wir nicht über uns bringen.

Die Tatsache, daß einer der größten Philosophen in der klassischen griechischen Zeit und anderseits die absolute Barbarei in *unserer* Zeit auf parallel verlaufenden Gedankenwegen zu den gleichen ungeheuerlichen Konsequenzen kommen, sollte eine ernste Warnung sein für alle, welche, sei es aus psychologischen Überlegungen oder aus bloßer Ahnungslosigkeit oder aus politischer Liebedienerei gegenüber irgendwelchen despotischen Systemen, versucht sind, den einzig festen Boden, auf dem ein politischer Bau aufgerichtet werden kann, den Boden der Menschenrechte, zu verlassen. Sie haben nicht nur «die Ideale der Französischen Revolution» oder der «amerikanischen Erklärung der Menschenrechte» verlassen, sondern ebensosehr Moses und die Propheten, ja auch Christus. Sie haben der Entwürdigung des Menschen und damit dem Chaos den Weg gebahnt.

Um so ehrwürdiger sind uns die, welche, wo und wann immer in der Welt, jene Wahrheit von der Freiheit und Würde des Menschen geschaut haben, die in Christus, dem Gottes- und Menschensohn, Fleisch geworden ist. Einer von ihnen, dessen lichte Gedanken die düsteren politischen Ideen Platos herrlich überstrahlen, soll noch zu uns reden. Hören wir, wie *Perikles von Athen* ums Jahr 430 v. Chr.

seinen Glauben an Freiheit und Demokratie bekannt hat in seiner berühmten «Totenrede», die uns Thukydides überliefert:

«Wir ahmen nicht unsere Nachbarn nach, versuchen aber, ein Beispiel zu sein. Unsere Regierung begünstigt die vielen und nicht die wenigen; das ist der Grund, weswegen sie eine Demokratie genannt wird. Die Gesetze gewähren allen die gleiche Gerechtigkeit, doch übersehen wir die Ansprüche der Vortrefflichkeit nicht. Wenn ein Mitbürger sich auszeichnet, dann wird er zum öffentlichen Dienst bevorzugt, was dann nicht eine Sache des Privilegs, sondern der Lohn für die Verdienste ist. Aber Armut ist keine Schranke ... Die Freiheit, die wir genießen, erstreckt sich auch auf das alltägliche Leben; wir sind nicht mißtrauisch gegeneinander und fühlen uns nicht berufen, an unserem Nachbarn zu nörgeln, wenn er seinen eigenen Weg gehen will ... Aber diese Freiheit macht uns nicht gesetzlos. Wir werden gelehrt, die Behörden und die Gesetze zu achten und nie zu vergessen, daß wir den zu schützen haben, dem Unrecht geschah. Und wir sind ebenso gelehrt worden, jene ungeschriebenen Gesetze zu halten, deren heilige Garantie lediglich in dem universalen Gefühl für das, was recht ist, liegt. – Unsere Stadt ist für die Welt geöffnet; niemals treiben wir einen Fremden aus ... Wir sind frei, genau so zu leben, wie es uns gefällt, dennoch sind wir immer bereit, jeder Gefahr ins Gesicht zu sehen ... Wir lieben die Schönheit, ohne überspannt zu werden, und wir pflegen den Intellekt, ohne unsere Entschlossenheit zu vermindern ... Seine Armut einzugestehen, ist bei uns keine Schande; aber wir halten es für eine Schande, sich nicht um Vermeidung der Armut zu mühen. Ein athenischer Bürger vernachlässigt die öffentlichen Angelegenheiten nicht, während er seinen privaten Geschäften obliegt. Wir halten einen Mann, der sich für den Staat nicht interessiert nicht für harmlos, aber für nutzlos; und trotzdem vielleicht nur wenige politisch schöpferisch sind, sind wir alle fähig, Politik zu beurteilen. Wir betrachten die Diskussion nicht als ein unbequemes Hindernis auf dem Wege der politischen Tat, sondern als eine unumgängliche Voraussetzung für jede wirklich weise Tat ... Wir glauben, daß Glück die Frucht der Freiheit, und Freiheit die Frucht des Mutes ist, und wir schrecken vor der Gefahr des Krieges nicht zurück ... Mit einem Wort, ich erhebe den Anspruch, daß Athen die Schule Griechenlands sei.»

Paul Trautvetter.

Nachwort

Sämtliche Zitate aus Plato und Thukydides und auch das Wesentliche der sich auf Plato beziehenden Gedankengänge, die wir angeführt haben, sind einem 1946 in London bei George Routledge & Sons erschienenen Buch entnommen, auf das ich mit allem Nachdruck hinweisen möchte und dessen ausführliche Besprechung ich im Sinn habe:

K. R. Popper, The open society and its enemies, Vol. I. The Age of Plato.

Es ist ein gelehrtes, aber höchst lebendiges Werk, das sich mit Geistern der Vergangenheit, mit Plato, Aristoteles und im zweiten Band mit Hegel und Marx beschäftigt, dabei aber höchst aktuell, gegenwartsnah und in die Zukunft weisend ist und in geistvoller, überlegener und mutiger Weise den Kampf kämpft, der für die Menschheit von heute und morgen entscheidend sein wird. *P. T.*

Weltrundschau

Gefährdete Europahilfe Während die wirtschaftlichen Fragen, die für unsere letzte Rundschau im Vordergrund standen, ihre volle Bedeutung für die Welt behalten, sind es diesmal scheinbar die politischen Probleme, die die Aufmerksamkeit des Beobachters vor allem fesseln. Scheinbar; denn politische Probleme sind ja oft nur verkleidete wirtschaftliche und soziale Probleme, so wie anderseits wirtschaftliche Fragen häufig durch politische Einflüsse verwirrt und erschwert werden. Das gilt gerade jetzt insbesondere vom sogenannten *Marshallplan* und seiner Ausführung oder Nichtausführung. Der mit etwelcher Verspätung der amerikanischen Regierung überreichte Bericht der Pariser Studienkonferenz rechnet mit einem Fehlbetrag der westeuropäischen Zahlungsbilanz gegenüber Nord- und Südamerika von netto 19,3 Milliarden Dollar. Dieses Defizit hätten die Vereinigten Staaten zu decken unter der Voraussetzung, daß Westeuropa die äußersten Anstrengungen mache, um bis 1951 wirtschaftlich wieder auf eigenen Beinen stehen zu können. Und der Bericht entwickelt nun für solche Selbsthilfe einen umfassenden Gesamtplan, der bedeutende Produktionssteigerungen, den Ausbau des Verkehrswesens, Währungsreformen, den Abbau der Handels- und Wanderungsbeschränkungen und ähnliche Sanierungsmaßnahmen vorsieht.

Nicht mehr als 13 Kommissionen sind gegenwärtig in Washington damit beschäftigt, diesen Plan nach allen Kanten durchzuprüfen. Und je länger geprüft wird, desto weniger scheint davon übrig zu bleiben. So stark schon in Paris die Ansprüche an Amerika heruntergedrückt worden sind, und so zweifelhaft eine Reihe von allzu optimistischen Voraussetzungen ist, auf deren Eintreffen der Wiederaufbauplan rechnet, so findet man in den Vereinigten Staaten dennoch, Europa könne *mehr* und Amerika solle *weniger* leisten, als der Bericht der «16 Bettlernationen» annimmt, und die abgebrühtesten Politiker wollen sogar festgestellt haben, daß sich die Not in Europa seit dem Frühjahr

eigentlich nicht weiter verschärft habe. Dies zur gleichen Zeit, da Sir John Boyd-Orr, der Leiter der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, warnt: «Die Zahl der Menschen in Europa und Asien, die in den nächsten zwölf Monaten direkt oder indirekt wegen des Lebensmittelmangels sterben werden, ist größer als die Zahl der Menschen, die in irgendeinem Kriegsjahr bei den Kämpfen umgekommen sind.»

Dazu kommt, daß man in den Vereingten Staaten die anhaltenden Preissteigerungen vor allem auf Rechnung der Europahilfe setzt; welche Partei aber – im nächsten Jahr sind ja die großen Wahlen – möchte vor dem Lande die Verantwortung für eine weitere Verschärfung der Teuerung übernehmen? Und schließlich soll der Marshallplan, neben den andern Zielen, die er verfolgt, doch das System des «freien Unternehmertums», also der kapitalistischen Wirtschaft, vor neuen Erschütterungen bewahren und die sozialistisch-kommunistische Gefahr abwehren helfen[1]. Ist er aber – so fragt man sich in Amerika – eigentlich nicht umgekehrt der Anfang einer westeuropäischen Planwirtschaft von ausgesprochen *sozialistischer* Prägung?

Präsident Truman und seine Berater suchen sich jetzt aus all diesen Verlegenheiten zu ziehen, indem sie es vorläufig vermeiden wollen, die Bundesversammlung vor die Entscheidung über einen *Gesamtplan* für die Europahilfe zu stellen, und, neben der Empfehlung einer allerdings sehr fragwürdigen freiwilligen Einschränkung des Lebensmittelverbrauches in den Vereinigten Staaten, zunächst nur eine *Teilhilfe* an diejenigen Länder ins Auge fassen, die als vom Kommunismus besonders bedroht erachtet werden, vor allem an Frankreich, Italien und Österreich. Aber die Möglichkeit ist nicht gering, daß auf diese Weise nicht bloß die Teilhilfe für Europa den erstrebten Zweck verfehlt, sondern daß auch der Marshallplan als Ganzes zerbröckelt und zu spät kommt, um das sich immer mehr dem Sozialismus zukehrende Europa für den Kapitalismus zu retten, so daß dann einfach die gute, alte Trumandoktrin übrig bliebe, die Amerikas Wirtschafts- und Militärmacht in «direkter Aktion» jeweilen dort eingesetzt wissen will, wo die revolutionäre Gefahr gerade am brennendsten scheint.

Der Kampf in der UNO Die amerikanischen Europapläne verbinden sich damit sehr direkt mit der «aggressiven Strategie», die unter der Führung von General Marshall die amerikanische Diplomatie an der gegenwärtigen Tagung der *Ver-*

[1] Ein Pariser Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» schreibt im Hinblick auf das mögliche Schicksal des Marshallplanes sorgenvoll: «Der Ernst der Stunde darf nicht verkannt werden. Der Weiterbestand unseres auf internationaler Arbeitsteilung und Warenaustausch sich aufbauenden Wirtschaftssystems ist in Frage gestellt ... Wird es gelingen, dieses Wirtschaftssystem vor dem drohenden Untergang noch in zwölfter Stunde zu retten?»

einten Nationen in Flushing vor Neuyork betreibt. Amerika geht mit seinen Anträgen auf Schaffung einer ständigen Kommission der Versammlung, die neben den Sicherheitsrat treten soll, und auf Einschränkung des Vetorechts, wie mit seinen Vorstößen in der Balkan-, in der Korea-, in der Atomkraftfrage usw. offenkundig darauf aus, die Sowjetunion mindestens innerhalb der Vereinten Nationen mattzusetzen und zu isolieren und die UNO konsequent zum Werkzeug einer Pax Americana, einer den amerikanischen Macht- und Geldinteressen dienenden Weltordnung, zu machen. Rußland anderseits führt seine Gegenoffensive mit scharfen Anklagen gegen die amerikanischen Kriegstreiber[1], mit dem unterschiedslosen Gebrauch des Vetorechts, mit Drohungen und mit Obstruktionsmanövern, so daß die Organisation der Vereinten Nationen geradezu lahmgelegt, wenn nicht gar gesprengt zu werden droht, sofern dieses ganze Spiel noch lange fortgesetzt wird. Ob wohl der UNO-Wolkenkratzer, der jetzt in Neuyork gebaut wird, dem gleichen melancholischen Schicksal verfallen wird – vielleicht noch bevor er fertiggestellt ist – wie der Völkerbundspalast in Genf?

Natürlich ist durch bloße Änderung der Verfassung der Vereinten Nationen nichts Entscheidendes zu erreichen; die äußern *Krankheitserscheinungen*, an denen jetzt herumkuriert wird, werden hingegen ganz von selbst weichen, wenn das Übel an seinem Sitz gepackt und der für jede Völkerrechtsordnung tödliche Gegensatz überwunden wird, der die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion trennt und die letztere hindert, sich Mehrheitsbeschlüssen einer Weltorganisation zu fügen, die von Amerika und seinen Gefolgsstaaten beherrscht wird. Der «New Statesman» kennzeichnet die Lage nicht schlecht, wenn er schreibt:

«Wäre Marshall ganz offen, so hätte er, wie wir annehmen, gesagt, daß Amerika den Kommunismus überall und auf jegliche Art zu bekämpfen gedenke; daß sein Plan sei, alle kleineren Mächte unter amerikanischem Machtschutz in einen sowjetfeindlichen Bund hineinzubringen; daß er als nächsten Schritt ins Auge fasse, das

[1] Der Vorsitzende der Kommission für Auswärtige Angelegenheiten des Abgeordnetenhauses, Eaton, schrieb seinerzeit im «American Magazine»: «Wir können Rußland jetzt noch psychologisch blockieren. Sollten wir damit keinen Erfolg haben, so müssen wir es mit Waffengewalt zerschlagen.» Und Mr. Jordan, der Präsident der amerikanischen Industriekonferenz, erklärte: «Die Vereinigten Staaten müssen viele Atombomben erzeugen und sie rasch abwerfen, unabhängig davon, ob man annehmen kann, daß das betreffende Land Waffen herstellt.» Es ist mir nicht bekannt, daß in der Sowjetunion jemals ähnliche kriegshetzerische Äußerungen gefallen wären. Der «Landschäftler» in Liestal bemerkt denn auch mit Recht: «Der ausgesprochen brutale Zynismus und die Leichtigkeit oder gar Selbstverständlichkeit, die aus den oben zitierten Erklärungen spricht, sind für die Mentalität der amerikanischen Oberschicht bezeichnend. Man spielt mit der Möglichkeit eines Krieges wie mit einem Feuerchen, das man recht gerne zu einem Brand entfachen möchte. Denn der letzte Weltkrieg war für die Geschäftswelt der Vereinigten Staaten von Amerika – das muß man sich bei diesen Erklärungen stets vor Augen halten – ein verdammt fettes Geschäft, wenn nicht das fetteste seit dem Ende des ersten Weltkrieges überhaupt.»

Sowjetveto durch Schaffung einer ständigen Kommission der Versammlung zu umgehen, um die Sowjetunion so zu zwingen, isoliert entweder aus den Vereinten Nationen auszutreten oder das Spiel verlorenzugeben und in eine Änderung der UNO-Satzung zu willigen, die ihm die Vetowaffe aus der Hand schlüge. Da sich die Sowjetunion nach der Berechnung amerikanischer Sachverständiger vom letzten Krieg zum mindesten in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren nicht erholen wird, so könnte jetzt eine entschlossene Offensive gegen die Sowjets Zeit haben, Rußland endgültig vom Krieg abzuschrecken oder aber im andern Falle es zu besiegen, wenn der Krieg schließlich doch ausbrechen sollte. In diesem Sinne, so könnte Marshall beifügen, sucht Amerika einen wirtschaftlichen Zusammenbruch Europas, der die Ausbreitung des Kommunismus fördern würde, zu verhindern. Durch den Neuaufbau Westeuropas auf kapitalistischer und amerikafreundlicher Grundlage hofft es einerseits die Wirtschaft der Vereinigten Staaten zu retten, indem es einen Absatzmarkt für amerikanische Waren schafft, und anderseits durch Wiederingangsetzung der Schwerindustrie in der Ruhr und im Rheinland fünftausend Kilometer von Manhattan entfernt einen starken Stützpunkt für den Kampf gegen die Sowjetunion zu schaffen.

Wyschinski würde, wenn er sich ebenso frei ausspräche, darlegen, daß die Sowjetunion wegen ihrer gegenwärtigen Schwäche mehr darauf aus sei, einen Krieg zu vermeiden, als die Vereinigten Staaten, aber ihn gleichfalls zur Verstärkung ihrer Bündnisse und Verzicht auf Beschwichtigung ihrer Gegner verhindern zu können glaube. Die Sowjetpolitik beruht wie die amerikanische nicht auf Eroberung, sondern auf Durchdringung. Für Amerika bedeutet Durchdringung den Sieg der amerikanischen Lebensform durch Dollareinsatz; für die Sowjetunion heißt Durchdringung: Sieg des Kommunismus, wenn der Zusammenbruch der Dollarwirtschaft eine revolutionäre Gefühlslage erzeugt. So muß die Politik Rußlands darin bestehen, strategische Stellungen an seinen Grenzen zu behaupten, in den Nachbarstaaten gefügige Regierungen aufrechtzuerhalten und so bald wie möglich eine starke Sowjetföderation zu schaffen, die der Durchdringung mit Dollars widerstehen und nötigenfalls auch im Krieg zusammenhalten kann.»

Der Feind steht rechts! Was steht nun aber im letzten Grunde *hinter* dem Gegensatz Amerika–Rußland? Die landläufige, besonders von der bürgerlichen Welt und von der römischen Kirche propagierte Meinung ist bekanntlich die, es handle sich hier um einen Entscheidungskampf zwischen Gut und Böse, zwischen Freiheit und Knechtschaft, Recht und Gewalt, Friedens- und Kriegsgeist, Christuskräften und Höllenmächten. Die Leser wissen, daß ich diese populäre Meinung für falsch halte. Ich lehne zwar, wie alle andern Freunde, die auf dem gleichen Boden stehen, das Totalitäre, Freiheits- und Menschlichkeitsfeindliche im Kommunismus, das ich keinen Augenblick leugne, völlig klar ab, und zwar gerade von einer Lebensanschauung her, welche die Herrschaft der Gottes- und Christuskräfte auf unserer Erde aufgerichtet wissen will. Aber wir weigern uns des bestimmtesten, die dämonischen und satanischen Gegenkräfte vor allem im Sowjetkommunismus verkörpert zu sehen. Wir lehnen es ab, den Kampf gegen den Kommunismus, als Fortsetzung des Kampfes gegen Nazismus und Faschismus, in den Mittelpunkt der Weltpolitik zu stellen. Wir lassen uns von den Unmenschlichkeiten, die unter der Herrschaft des Kommunismus geschehen, und

erst recht vom Haß gegen den Kommunismus und von der Angst vor ihm, die zuletzt doch immer Besitzangst ist, nicht derart hypnotisieren, daß wir darüber die weit größeren, weit mehr Menschen treffenden und besonders auch für den Weltfrieden weit gefährlicheren Ungerechtigkeiten übersehen, die seit zwei Jahrhunderten unter der Herrschaft des Mammonismus verübt werden, und so das Augenmaß für die *wirkliche* Gruppierung der Kräfte von Gut und Böse in der heutigen Weltlage verlieren. Für uns ist immer noch, ja mehr als je, die *soziale* Frage *die* Frage Gottes an unser Geschlecht. Für uns ist und bleibt im Mittelpunkt des Kampfes unserer Zeit die Aufgabe, das Reich Mammons zu stürzen; *sein* Wesen und Wirken im Weltgetriebe bloßzulegen, scheint uns unendlich wichtiger als die Denunzierung der «Verbrechen Stalins und seiner Bande» und der kommunistischen Umtriebe in aller Welt, die ja nur auf dem Boden der kapitalistischen und feudalen Gewaltherrschaft und Ausbeutung gedeihen können.

Wir halten es darum namentlich auch für verkehrt, beständig das *Negative*, und nur das Negative, an der Sowjetunion hervorzukehren. Das überlassen wir gerne den Vertretern der alten, bürgerlichen Welt, die im richtigen Gefühl, daß diese Welt am Ende ihrer Zeit angelangt ist, einen letzten, gewaltigen Versuch machen, durch Entfachung eines Weltkreuzzuges gegen den Bolschewismus ihre Besitzordnung und Machtstellung, so es möglich wäre, dennoch zu retten[1]. Wir halten dafür, daß es mindestens nicht die Aufgabe von Sozialisten sein kann, in das «Haltet-den-Dieb!»-Geschrei einzustimmen, das jetzt, zur Ablenkung der Gewissen vom Kampf gegen den *wirklichen* Hauptfeind, durch die Lande gellt. Dies auch nicht in dem Sinne, daß es jetzt gelte, zunächst einmal den Kommunismus zu erledigen, worauf man dann immer noch und erst mit richtigem Erfolg

[1] Mit was für Mitteln dieser Kreuzzug geführt wird, dafür hat – neben vielen andern, die man anführen könnte – gerade die Berichtszeit zwei ganz bezeichnende Beispiele geliefert. Das eine: In *Frankreich* ist bekanntlich unmittelbar vor den Gemeindewahlen, auf welche die Rechte so große Hoffnungen setzt, eine neue Streikbewegung ausgelöst worden. Natürlich erschienen sofort die Kommunisten und die von ihnen beherrschten Gewerkschaften als die Drahtzieher, obwohl es von seiten der Kommunisten ein völlig unbegreiflicher Fehler gewesen wäre, wenn sie ausgerechnet in diesem Augenblick die Bevölkerung, besonders diejenige von Paris, derart herausgefordert und der Rechten damit freiwillig einen Wahlschlager erster Ordnung verschafft hätten. Das Rätsel löste sich aber, als man, zuerst durch den parteipolitisch neutralen «Combat», erfuhr, daß der Streik bei der Pariser Untergrundbahn tatsächlich von einer *dissidenten* Gewerkschaft provoziert wurde, die unter direktem Einfluß der «Sammlungsbewegung» de Gaulles steht, und deren Sekretär Clément sogar Gemeinderatskandidat dieser Partei ist. Der «geheime Orchesterdirigent» wurde hier einmal offen sichtbar: es war ein richtiger agent provocateur der Reaktion. Daß der (kommunistisch geleitete) Allgemeine Gewerkschaftsbund, nachdem der Streik einmal Tatsache war, auch mitmachen und sogar die Führung der Bewegung übernehmen mußte, war gegeben, heißt aber nicht, daß er der *Urheber* des Streiks war.

Das andere Beispiel: Die Regierung von *Chile* verkündete letzthin aller Welt

an die Verwirklichung des Sozialismus herangehen könne. Wir fürchten sehr, mit einer «Erledigung» des Kommunismus auf die Art, wie das konservativ-kapitalistische Bürgertum sie erstrebt – und eine andere Art von Liquidierung kommt ja tatsächlich gar nicht in Frage, auch wenn man noch so sehr betont, man denke ja nur an geistigen Kampf gegen den Kommunismus – werde gleichzeitig auch der *Sozialismus* erledigt sein. Und zwar vor allem der *demokratische* Sozialismus; denn der Kampf der bürgerlichen Welt gegen den Kommunismus gilt ja viel weniger dem Element der Diktatur, das *wir* im Kommunismus ablehnen, als dem revolutionären Sozialismus, den sie in der Sowjetunion beheimatet sieht, ja dem Gedanken des Sozialismus überhaupt, ist doch in einem bestimmten Sinne der demokratische Sozialismus für die herrschenden Klassen viel gefährlicher als der Kommunismus, den man – vermeintlich – immerhin mit Waffengewalt beseitigen kann, während gegen den auf die Gewalt der *Ideen* bauenden freiheitlichen Sozialismus nur *bessere* Ideen helfen[2].

In diesem Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus greift der Kapitalismus heute wie immer ohne Zögern zu offen *demokratiewidrigen* Mitteln, sobald ihm das geboten scheint. Er verbündet sich ungescheut über die ganze Welt hin mit allen reaktionären und gegenrevolutionären Kräften und nimmt auch an der Unterstützung halb- und ganzfaschistischer Regierungen – Spanien, Argentinien, Griechenland, die Türkei, China, die Philippinen sind naheliegende Beispiele – keinen Anstoß. Und was man auch immer der Sowjetunion an freiheitsfeindlicher Haltung in ihrem eigenen Machtbereich vorwerfen mag, einer Haltung, die sehr stark aus ihrem Abwehrkampf gegen

---

die Aufdeckung einer kommunistischen Verschwörung zur Entfachung von Unruhen und revolutionären Bewegungen in ganz Südamerika. Sie ging dabei so weit, daß sie zwei jugoslawische Diplomaten auswies, die im Auftrage Moskaus einen Bergarbeiterstreik angezettelt und dadurch eine Wirtschaftskatastrophe über das Land zu bringen versucht hätten. Ich weiß nicht, was an dieser Beschuldigung wahr ist; nehmen wir einmal an, sie *sei* wirklich wahr. Dann ändert das aber nichts an der Tatsache, daß der Bergarbeiterstreik vor allem *wirtschaftliche* und *soziale* Ursachen hat, bezahlen doch die Grubenbesitzer ihren Arbeitern wahre Hungerlöhne, die häufig kaum die Hälfte des offiziellen Existenzminimums erreichen. Jugoslawisch-russisch-kommunistische Einflüsse können also, auch wenn sie erwiesen sein sollten, jedenfalls nur eine Nebenrolle beim Streik gespielt haben. Aber wie bequem, die Kommunisten als Hauptakteure zu denunzieren und eine internationale Skandalaffäre aufzuziehen – nur um den Grubenkapitalisten bei der Abwehr *gerechter* Lohnforderungen der Arbeiter zu helfen!

[2] Es ist kein Zufall, daß die *britischen Konservativen* den wahrhaftig nicht von bolschewistischem Geist erfüllten Laboursozialismus mit dem gleichen Haß verfolgen und mit den gleichen Schlagworten bekämpfen wie den Kommunismus; der jüngste konservative Parteitag hat, ganz im Stile eines Hayek und Röpke, geradezu die Losung von der «Befreiung des Landes von der sozialistischen Tyrannei» ausgegeben, wie wenn in England die Gestapo oder die Tscheka herrschte. Wie fanatisch unser *schweizerisches* Bürgertum auch die Sozialdemokratie angreift und ihr vorwirft, ihre Forderungen gingen auf völlige Verstaatlichung der Wirtschaft und des

kapitalistisch-imperialistische Bedrohung von außen zu erklären ist[3]: in der übrigen Welt wirkt sie tatsächlich, wenn auch oft mit falschen Mitteln, *gegen* die rückschrittlich-faschistischen Kräfte, wirkt sie namentlich auch als mächtiges Vorbild und stiller Verbündeter aller kolonialen und halbkolonialen Völker, die um ihre politische Freiheit und ihren sozialen Aufstieg ringen.

Auf keinen Fall ist es der westliche Kapitalismus, der auch heute – vor hundert und mehr Jahren war es ja anders – noch immer als Freiheitskraft angesprochen werden könnte, und Nikolaj *Berdiajew* hat recht, wenn er kürzlich (gegenüber einem Vertreter der «Vie protestante») meinte:

«Die Verteidigung der Freiheit im Westen scheint mir falsch. Sie wird zum Kampf gegen die kommunistische Bedrohung. Meine Weltauffassung unterscheidet sich entschieden vom dialektischen Marxismus, doch ist mir die antikommunistische Front sehr unsympathisch. Die, welche die heutige Freiheit verteidigen, wie zum Beispiel die Katholiken, die haben sie in der Vergangenheit niemals richtig geliebt. Die Freiheit kann zum reaktionären Prinzip der Erhaltung (des Bestehenden) werden ... Der Liberalismus der vergangenen Jahrhunderte ist vorbei; er ist von nun an ohnmächtig. Und der Individualismus, der einmal revolutionär sein konnte, wandelt sich nun in unfruchtbare Klage um das Vergangene. Vor allem wird der wirtschaftliche Liberalismus zu einer reaktionären Kraft, die nur den im Todeskampf liegenden Kapitalismus stützt. Auch die liberale Demokratie ist zu Ende; man sucht sie noch zu stützen, doch hindert sie die soziale Reform. Die Zukunft gehört der *sozialen* Demokratie.»

Menschen aus, bewegten sich also «auf derselben Linie wie eine rücksichtslose (das heißt kommunistische) Umwälzung» («Neue Zürcher Zeitung» Nr. 2000), dafür hat der nun seinem Ende zugehende Nationalratswahlkampf wiederum Zeugnisse in Hülle und Fülle geliefert. Es ist recht sehr auch der *demokratische* Sozialismus, auf den die herrschenden Klassen mit ihrem Krieg gegen den Kommunismus zielen, nicht bloß der Diktatursozialismus.

Es darf auch einmal daran erinnert werden, daß der Kampf des *italienischen Faschismus* viel weniger dem «revolutionären» Maximalismus als dem sozusagen demokratischen Reformismus galt. «Der rednerische Revolutionarismus der Maximalisten gefährdete nur die Lampen der Straßenbeleuchtung und manchmal die Knochen von einigen Polizeiagenten, aber der Reformismus mit seinen Kooperativen, seiner Gehaltserhöhung in Krisenzeiten, seiner Arbeitslosenunterstützung bedrohte etwas viel Heiligeres: den kapitalistischen Profit ... Gegen den schwätzerischen Maximalismus, der vom Morgen bis zum Abend die ‚Bandiera rossa' und die ‚Internationale' singt, verteidigt sich der Kapitalismus mit den Gesetzen, und wenn die alten nicht genügen, macht er neue; gegen den Reformismus, der auf friedlichem, demokratischem und gesetzlichem Wege das Gleichgewicht zwischen den Klassen stört, wird der Kapitalismus blutgierig und greift zum faschistischen Banditentum.» (Silone, Der Faschismus.) Daß der *heutige* Reformismus in Italien – Richtung Saragat – wie sein Vorgänger in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg dessenungeachtet sehr staats- und gesellschaftserhaltend wirkt, ist eine Sache für sich und gehört in das tragische Kapitel des verbürgerlichten Sozialismus. Der Reformismus ist zwar für den Kapitalismus sozialistisch genug, um ihn zu bösartigster Reaktion zu reizen, aber doch nicht sozialistisch genug, um den Kampf gegen die bürgerliche Klassenherrschaft *radikal* führen zu können.

[3] In einem neuen Buch Professor *Coles*, des hervorragenden englischen Sozialisten («Führer für den intelligenten Mann durch die Nachkriegswelt»), findet sich

Vollends die Sache des *Friedens* ist bei der bürgerlich-kapitalistischen Welt so schlecht wie nur möglich aufgehoben. In ihrem Schoße wirken vielmehr gerade diejenigen Kräfte, von denen, wenn überhaupt, die Entfesselung eines neuen Krieges zu befürchten ist. Anderseits gilt auch hier: Was man immer gegen das innere Regime der Sowjetunion vorbringen mag – zum Kriege drängt es nicht, weder grundsätzlich noch tatsächlich, das heißt, in der gegenwärtigen Weltlage. Das anerkannte unlängst (nach einer Reutermeldung vom 18. September) auch der Hauptexperte für sowjetrussische Angelegenheiten im amerikanischen Handelsministerium, Ernest E. *Ropes*, indem er erklärte, die russische Industrieproduktion sei nicht groß genug, um der Sowjetunion zu erlauben, einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten zu führen, und dies mindestens für die nächsten fünfundzwanzig Jahre. Die Vereinigten Staaten brauchten daher keine Angst vor Rußland als Kriegsgegner zu haben. Ja sogar Victor *Krawtschenko* schrieb letzthin in der Zeitschrift «Europe-Amérique» (Brüssel): «Sowjetrußland kann gegenwärtig keinen Krieg aushalten; auch wenn es wollte, so wäre ihm das tatsächlich unmöglich . . . Es besteht nicht eine Chance auf hundert, daß die Sowjetunion militärisch zuerst angreifen könnte.» Das heiße freilich nicht, fährt Krawtschenko fort, daß Rußland friedliche Absichten habe; es werde weiterhin seine «fünften Kolonnen» einsetzen, um die Demokratien von innen her auszuhöhlen, Unruhen anzuzetteln, Staatsstreiche auszuführen und sich so doch zum Herren Europas zu machen. Eine «Beweisführung», mit der man natürlich jede Behauptung stützen kann!

Zweiteilung der Welt? Nein, die wirkliche Gefahr des Kommunismus liegt nach meiner Überzeugung an einem andern Ort. Sie besteht darin, daß er die Tendenz des reaktionären Kapitalismus, die einzelnen Völker und die ganze Welt in zwei klassenmäßig getrennte, sich unversöhnlich feindselig gegenüberstehende Lager zu spalten, begünstigt und uns nur noch die Wahl zwischen kapitalistischer Reaktion und gewalttätiger Revolution, zwischen Faschismus und Kommunismus zu lassen droht. Das gehört in der Tat zum Zentrum der bolschewistischen Theorie, die sich die Abdankung des Kapitalismus nur auf dem Hintergrund eines weltweiten blutigen Klassenkampfes vorstellen kann und gegenwärtig die letzte Zuspitzung dieses Kampfes von der nächsten wirtschaftlichen Welt-

---

eine beherzigenswerte Stelle, auf die ich aufmerksam gemacht werde: «Man muß annehmen, daß die Diktatur in irgendeiner Form in der Sowjetunion andauern wird, solange die Drohung eines neuen Weltkrieges besteht. Es ist sogar wenig wahrscheinlich, daß diese Diktatur verschwinden wird, solange die Vereinigten Staaten Vorkämpfer des räuberischen Kapitalismus bleiben. Erst wenn die Vereinigten Staaten ein stabileres, gerechteres Sozialsystem bekommen, wird die Sowjetunion, wie ich glaube, ein freieres, weniger auf Furcht begründetes Regime erhalten.»

krise erwartet. Nun muß man sich auf eine solche Krise ganz gewiß gefaßt machen, und auch das ist zuzugeben, daß die kommunistische Katastrophenlehre in den schweren Erfahrungen der Sowjetunion eine starke Stütze zu finden scheint, nicht nur in den Jugenderlebnissen der Bolschewistischen Partei, deren Gewaltglaube im unerbittlichen Kampf mit dem zaristischen Absolutismus entstanden ist und sich gehärtet hat, sondern noch mehr in dem dreißigjährigen Abwehrkampf der Roten Republik gegen den westlichen Kapitalismus und Imperialismus, diesem Kampf, der noch immer kein Ende gefunden hat, vielmehr erst jetzt seinem Höhepunkt zustrebt.

Und doch ist diese ganze Lehre und die Denkweise, die dahinter steht, falsch und verderblich. Die politische und soziale Reaktion *muß* nicht zu Faschismus oder sonst zu gewalttätigem Angriff auf die sozialistische Bewegung und auf sozialistische Verwirklichungen führen, und der Kampf gegen die gesellschaftliche Reaktion muß sogar dort, wo diese Reaktion gewalttätig auftritt, nicht wieder mit Gewalttat und Diktatur geführt werden; er hat vielmehr die größten Aussichten dort, wo er mit den reineren Mitteln ausgetragen wird, die dem Geiste des Sozialismus selber entsprechen. Sowenig man aus der Gewalt*losigkeit* ein Dogma machen darf, sowenig soll man das in bezug auf die Gewalt*anwendung* tun, indem man aus gewissen geschichtlich bedingten Erfahrungen ein allgemeines Gesetz ableitet. Die Kommunisten haben mit ihrem Gewaltdogma nur allzuoft der Reaktion geradezu in die Hände gearbeitet – das bekannte Spiel von (falscher) Revolution und Gegenrevolution –, so wie umgekehrt die Reaktion immer die Geschäfte des Kommunismus aufs beste besorgt hat, und je länger derart die beiden extremen Kräfte gegen- und aufeinander wirken, desto sicherer entwickelt sich daraus ein eigentliches Verhängnis, bei dem es dann schließlich wirklich nur noch Gewaltlösungen gibt, sofern Gewalt überhaupt etwas zu lösen vermag und nicht eher alles noch weiter verwickelt.

Man wird diese Betrachtungsweise auch auf die Beurteilung der neubegründeten *Kommunistischen Internationale* anwenden müssen, die in Form einer in Belgrad niedergelassenen Zentralstelle für «Austausch von Erfahrungen und Koordinierung der Tätigkeit der kommunistischen Parteien» zu Ende September unvermutet wiedererstanden ist. Denn die Gründung der «Kominform» ist ja zweifellos viel mehr als das offene Eingeständnis, daß die 1943 aufgelöste «Komintern» tatsächlich doch weiterbestanden und weitergearbeitet hat. Man muß doch gegenüber einer solchen allzu formalistischen Deutung sofort fragen, warum denn Moskau die Neugründung gerade im *jetzigen* Zeitpunkt für nötig gehalten hat. Und dann wird man, ohne ins Konstruieren zu verfallen, die «Kominform» wohl doch in Zusammenhang mit der schroffen Abwendung vom Westen bringen, welche die Sowjetpolitik durch ihre Weigerung, mit Amerika an der Wieder-

aufrichtung Europas zusammenzuarbeiten, vorgenommen hat. Die Schaffung der «Kominform» stellt in der Tat den förmlichen Beginn einer neuen Etappe in den Beziehungen der Sowjetunion zur westlichen Welt dar, einer Etappe, in der wieder einmal, wie schon wiederholt seit 1919, Nichtzusammenarbeit mit den bürgerlich- und sozialistisch-demokratischen Kräften, Rückzug des Kommunismus auf sich selber, Schwächung der kapitalistischen Staaten von innen her und verschärfter Kampf gegen die Sozialdemokratie die Parole ist. Abwarten, die innere Front ausbauen, in den westeuropäischen Ländern, vor allem in Frankreich und Italien, von den gewonnenen Machtstellungen aus (Parlament, Gewerkschaften usw.) die Befestigung und Ausdehnung der Antisowjetfront verhindern, wo es geht die Verschmelzung der Sozialdemokratie mit der Kommunistischen Partei erzwingen, auf jeden Fall aber für die revolutionäre Abwehr offen gegenrevolutionärer Bewegungen (de Gaulle!) bereit sein – darauf scheint jetzt die kommunistische Strategie auszugehen. Der Erfolg wird natürlich zunächst nur sein – und das Echo, das die Schaffung der «Kominform» gefunden hat, weist bereits deutlich genug darauf hin –, die reaktionären, gegenrevolutionären Mächte erst recht zu stärken und die Sozialdemokratie noch weiter als bisher nach rechts zu drängen, also die gesamtsozialistische Bewegung zu schwächen und insbesondere im Schoße der Vereinten Nationen die «amerikanische Richtung» scheinbar zu rechtfertigen. Allein das dürfte man in Moskau alles ziemlich gelassen hinnehmen. Man wird sagen, die Erwartung einer Schwenkung Amerikas, einer Verselbständigung der britischen Außenpolitik und einer Radikalisierung der Sozialdemokratie sei nach allen Erfahrungen ja doch trügerisch, während die Erwartung eines Zusammenbruchs der kapitalistischen Weltwirtschaft und damit der antisowjetischen Weltfront festen Boden unter sich habe. Folglich könne man nicht mehr viel verderben, aber manches gewinnen und vor allem die eigene, revolutionäre Stoßkraft bewahren, wenn man den Versuch einer Durchdringung der westlichen Welt vorerst einmal wieder aufgebe und sich vor allem dem Ausbau des sowjetischen Staats- und Wirtschaftsraumes widme.

Der Gegensatz im Sozialismus

Für den *freiheitlichen* Sozialismus ergibt sich aus dieser ganzen Lage eine doppelte Aufgabe: den Monopolanspruch der Kommunisten auf die Führung der antikapitalistischen und sozialistischen Kräfte energisch abzulehnen und gleichzeitig alle Möglichkeiten einer friedlichen, auf Überzeugung und Erziehung der Opfer des heutigen Weltzustandes begründeten radikalen Umwälzung der herrschenden Besitzordnung aufs gewissenhafteste auszunützen. Damit ist nicht gesagt, daß der freiheitliche Sozialismus die Brücken zu der kommuni-

stischen Bewegung einfach abbrechen oder sich gar in die antikommunistische Front eingliedern lassen solle. Der Sozialismus *darf* sich nicht nach rechts drängen lassen; er *darf* sich nicht aus Verärgerung oder aus Rivalitätsgründen zum Verbündeten des Bürgertums und zur Stütze der bestehenden «Ordnung» machen lassen und zur vermeintlichen Rettung der bürgerlichen Demokratie den Kampf um die Erreichung seines ersten und höchsten Zieles, die Begründung gesellschaftlicher Gerechtigkeit und Freiheit, zurückstellen oder abschwächen. Was Professor *Cole* in dem bereits angeführten Buch vorwiegend im Hinblick auf die Lage des Sozialismus in Frankreich sagt, das gilt grundsätzlich für die Strategie der sozialistischen und Arbeiterbewegung in Mittel- und Westeuropa überhaupt:

«Diese Ansicht (daß eine Zusammenarbeit zwischen Kommunisten und Sozialisten unmöglich sei) würde vor allem in Frankreich zu einer katastrophalen Spaltung der Arbeiterbewegung selbst führen. Die Sozialistische Partei würde zu einer Allianz gegen die Kommunisten mit den reaktionären Kräften im eigenen Lande gezwungen, und die Sozialdemokratie würde wahrscheinlich als wirksamer politischer Faktor verschwinden ...

Wenn Kommunisten und Sozialisten in Frankreich nicht zusammenarbeiten können, besteht keine Hoffnung auf einen sozialistischen Ausweg aus der politischen Sackgasse, die seit der Befreiung entstanden ist. Außerdem besteht die ernste Gefahr eines reaktionären Staatsstreiches, der allen Wiederaufbau vereiteln, wenn nicht zu einem katastrophalen Bürgerkrieg führen würde ... Wenn die britische Labourpartei eine sozialistische Lösung des westeuropäischen Problems wünscht, so muß sie ihre internationale Politik in einer Art gestalten, die für die französischen Kommunisten ebenso wie für die französischen Sozialisten annehmbar ist. Wenn die britische Labourpartei eine nichtsozialistische Lösung der westeuropäischen Fragen will, dann braucht sie die europäischen Sozialisten nur zu bitten, sich mit den Volksparteien (die hauptsächlich aus Katholiken bestehen) gegen die Kommunisten zu verbünden. Es gibt, wie ich weiß, Sozialisten, die den Kommunismus so wahnsinnig hassen, daß sie die letztere Lösung vorziehen. Sie wäre dem amerikanischen Außenministerium sehr angenehm, da sie Westeuropa für den Kapitalismus retten und zum Bollwerk gegen den Kommunismus machen würde. Das ist aber eine Lösung, die ich für katastrophal halte. Ich bin überzeugt, daß sie die sozialistischen Parteien Europas ruinieren und die Mehrheit der westeuropäischen Arbeiter in die Arme des Kommunismus treiben würde – gegen ihren Willen. Und ich bin ebenso überzeugt, daß eine solche Lösung die britische Labourpartei zugrunde richten würde, in noch schlimmerem Grade, als dies die Politik Ramsay MacDonalds im Jahre 1931 tat. Ich sage das, obwohl ich kein Kommunist bin, und glaube, daß der Kommunismus kein befriedigendes Mittel ist, um die sozialen Konflikte Westeuropas zu lösen.»

Aber setzt sich der freiheitliche Sozialismus nicht der Gefahr der Zersetzung und Ansteckung aus, wenn er in Kampfgemeinschaft mit dem Kommunismus tritt? Nur eigene Unsicherheit könnte so fragen. Gefahr für den freiheitlichen Sozialismus entsteht immer nur dann, wenn er sich nicht mit genügender Klarheit vom *autoritären* Sozialismus abgrenzt und wenn er anderseits sein sozialistisches Ziel nicht mit der genügenden Entschlossenheit gegenüber der *kapitalistischen* Welt verfolgt, vielmehr selber verbürgerlicht. Beiden Versuchungen ist der demokratische Sozialismus immer wieder ausgesetzt, im Westen

vor allem (wenn auch keineswegs ausschließlich) der zweiten Versuchung, derjenigen von rechts, sonst hätte der Kommunismus hier nicht diejenige Ausbreitung gewinnen können, die er tatsächlich besitzt. Nur wenn der freiheitliche Sozialismus die Führung der gesellschaftlichen Umwälzung selber in die Hand nimmt und so das Vertrauen des Volkes gewinnt, braucht ihm vor der kommunistischen Konkurrenz nicht angst zu sein, und nur dann kann er mit Fug und Recht den Monopolanspruch der Kommunisten auf die Vertretung des Sozialismus bestreiten.

Das muß gerade jetzt wieder gesagt werden, wo von sozialdemokratischer Seite entrüstete Proteste gegen jene Stelle im neuen «Kommunistischen Manifest» laut werden, die von der «verräterischen Politik der rechtsstehenden Sozialisten» und ihrer Rolle als «getreue Helfershelfer der Imperialisten» spricht. Diese Entrüstung würde sehr viel überzeugender wirken, wenn es nicht *tatsächlich* weit rechts stehende Sozialisten gäbe, Leute wie Bevin, Ramadier, Schumacher, Saragat, die zwar sicherlich keine Verräter sind, weil man nicht einen Glauben verraten kann, den man gar nie gehabt hat, die aber so stark in einem bürgerlich-demokratischen Sozialreformismus befangen sind, daß sie unwillkürlich gegen die Seite der «Ordnungsparteien» hin abgleiten, und die auf jeden Fall so heftig mit der Abwehr der Revolution[1] und des Kommunismus beschäftigt sind, daß sie darob fast gar keine Zeit mehr für die Erfüllung derjenigen Aufgabe finden, die einem Sozialisten eigentlich am nächsten liegen sollte.

Der freiheitliche Sozialismus wird sich immer gegenwärtig halten müssen, daß man den Kommunismus nur «erledigen» kann, indem man den *Kapitalismus* erledigt, nicht indem man den Kommunismus einfach konservativ, vom Boden der bürgerlichen Demokratie aus, bekämpft, so hoch man auch deren Vorzüge gegenüber dem Leben unter dem Kommunismus einschätzen mag. Nur wenn der freiheitliche Sozialismus den Kampf gegen den Kommunismus vom Boden einer radikalsozialistischen Demokratie aus führt und den Kommunismus so im besten Sinne überbietet und unnötig macht, wird er siegreich bleiben. Bringt er das nicht fertig, dann wird er eben die Führung der sozialen Umwälzung, die nun einmal auf der Tagesordnung der Geschichte steht, vorläufig an den Kommunismus übergehen sehen – und es wird ihm damit nur Gerechtigkeit widerfahren.

Westeuropa Ich habe vorhin gesagt, daß die Welt mehr und mehr vor die Wahl gestellt zu werden scheine, sich entweder für einen konservativ-reaktionären Kapitalismus oder aber für den pseudorevolutionären Kommunismus zu entscheiden. Wie er-

[1] Man erinnert sich an das Wort Fritz Eberts: «Ich hasse die Revolution wie die Sünde!»

schreckend nah diese Gefahr schon vor uns steht, lehrt gerade auch ein Blick auf die Geschehnisse während der Berichtszeit. Beginnen wir mit Westeuropa, wo der natürliche Zug entschieden nach links, in der Richtung auf Planwirtschaft und Sozialismus zu, geht. Der zweite Weltkrieg hat hier den Kapitalismus so schwer erschüttert und die großbürgerliche Oberschicht derart diskreditiert, daß sich die alte Ordnung ohne Stützung durch die Vereinigten Staaten kaum mehr zu halten vermöchte. Das kapitalistische Amerika geht denn auch sehr zielklar darauf aus, *gegen den erklärten Willen der Volksmehrheiten* die Entwicklung zum Sozialismus in Frankreich, Italien, Spanien und womöglich auch in Belgien, Holland und England zu verhindern oder doch zu verlangsamen, und es arbeitet zu diesem Zweck ordentlich dreist mit den rückschrittlichen Parteien all dieser Länder zusammen, deren Wirtschaftsnot und Hilfsbedürftigkeit ebenso bedenkenlos wie erfolgreich ausnützend. Ein Musterbeispiel für das Wirken der kapitalistischen «Demokratie»!

In *Frankreich*, dessen Bürgertum moralisch nun einfach abgewirtschaftet hat und das auch objektiv reif zum Sozialismus wäre, ist so die Rechte aufs neue deutlich im Vormarsch. Sie schart die bürgerlichen Ordnungskräfte, die den Umsturz fürchten und die Kommunisten als «Partei des Auslands» denunzieren, in wachsendem Maße um sich, und es mag wohl sein, daß die Bewegung der «Französischen Volkssammlung», mit de Gaulle als zügigstem Paderoß, bei den bevorstehenden Gemeindewahlen sensationelle Erfolge erringt. Das müßte freilich den Kommunisten, die ihrerseits de Gaulle als an Amerika verkauft anprangern, nicht unbedingt unerwünscht sein; von einem vorläufigen Ausschwingen des Pendels nach ganz rechts könnten sie sich nicht ohne Grund einen späteren nur um so stärkeren Rückschlag nach ganz links versprechen, zumal auch die im Winter zweifellos weiter anwachsende Not in dieser Richtung wirken dürfte. Also eine erneute Verstärkung des Prozesses der politischen Polarisierung, der besonders für die römisch- und griechisch-katholischen Länder so bezeichnend ist und der eine allmähliche Aufreibung der Parteien der Mitte in Aussicht stellt, namentlich auch der Sozialisten, die sich weder als «neutrale» Schiedsrichter zwischen links und rechts noch gar als Teilhaber einer antikommunistischen Koalition der «patriotischen» Parteien lange würden halten können.

In *Italien* sind die Kommunisten, unter Ausbeutung der Volksnot, aber auch dank dem geschickten Wiederaufbauprogramm, das sie vertreten, im Juli 1946 zur stärksten Landespartei aufgestiegen, mit einem vollen Drittel der Wählerstimmen hinter sich. Zusammen mit dem Einfluß der ebenfalls kräftig emporgewachsenen Sozialistischen Partei hätte das eine tragfähige Grundlage für eine sozialistische Umgestaltung von Staat und Wirtschaft abgegeben, wäre nicht der «gemäßigte», stur antikommunistische Flügel der Sozialisten nach rechts

abgeschwenkt, und hätte nicht wiederum die schon 1942/43 (Episode Badoglio) deutlich sichtbar gewordene amerikanische Aktion scharf eingesetzt, um jeden möglichen Linkskurs zu durchkreuzen. Die Ausstoßung der Kommunisten und Linkssozialisten aus dem Kabinett war das unmittelbare Ergebnis der Zusammenarbeit des klerikalen Regierungschefs de Gasperi mit dem amerikanischen Botschafter Dunn und seiner Aufwartung in Washington selbst, wo man sich großmütig bereit zeigte, dem neuen Bundesgenossen Finanz- und Warenhilfe zu gewähren. Amerika hat auch neuerdings wieder Verständnis für die Lage Italiens bewiesen, indem es auf die ihm reparationenhalber zustehenden italienischen Kriegsschiffe verzichtete, weitere Kredite versprach und diplomatische Unterstützung Italiens im Kampf um seine Kolonien sowie um die allgemeine Revision des Friedensvertrages in Aussicht stellte . . . in der Meinung freilich, daß diese Gunstbezeugungen nur einer zuverlässig konservativen Regierung zuteil werden könnten. Die politische Wirkung solcher kleiner Geschenke, die immer die Freundschaft aufrechterhalten, ist denn auch nicht ausgeblieben, und so hat jetzt Italien mindestens bis zu den Frühjahrswahlen eine Regierung, hinter der zwar nicht die Kräfte stehen, welche die italienische Republik geschaffen haben, und die auch gewiß nicht dem Willen der Volksmehrheit entspricht – trotz dem knappen Sieg, den de Gasperi, nicht zuletzt dank den Rechtssozialisten, anfangs Oktober in der Kammer erfochten hat –, mit der aber um so sicherer diejenigen Kreise zufrieden sind, die von Neuyork und Washington aus die Welt regieren.

Auf jeden Fall ist die Trennung Italiens in zwei extreme Lager durch die Politik der Achse Rom–Washington (die vom Vatikan gut geölt wird) verhängnisvoll gefördert worden, und die Kommunisten werden, falls die nächsten Wahlen sie je in die Regierung zurückführen sollten, kaum zögern, ihrerseits die klerikalkonservative Rechte auszuschließen, sofern nicht der Widerstreit der feindlichen Kräfte, verschärft durch ausländische Einflüsse von beiden Seiten, geradezu in Bürgerkrieg ausartet. Italien liegt eben allzu exponiert im Kraftfeld der internationalen Machtpolitik: hier die Vereinigten Staaten, für die Italien ein Damm gegen ein russisches Vordringen ins Mittelmeer ist, dort die Sowjetunion, die in ihm eine Flankendeckung für den mehr und mehr in ihre Einflußzone einbezogenen Balkan sehen. Wo aber bleiben die italienische Demokratie und das Selbstbestimmungsrecht der Völker?

Über *Spanien* und seine Rolle im Kampf zwischen westlichem Imperialismus und östlichen Kommunismus sei hier nur das eine gesagt: Daß sich Francos blutige Diktatur ohne die mindestens passive Unterstützung, deren sie sich von seiten Amerikas, Englands und neuerdings auch Frankreichs erfreut, auch nur einen Monat halten könnte, erscheint völlig ausgeschlossen. Und je mehr sich der Gegen-

satz der Westmächte zur Sowjetunion zuspitzt, desto mehr wird auch der innenpolitische Kampf in Spanien ein solcher zwischen der «amerikanischen» und der «russischen» Partei werden, und desto sicherer rückt Franco in den Rang eines stillen Verbündeten der westlichen Demokratien ein. Bezeichnend genug schreibt der spanische Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung»:

«Es liegt in der Natur seiner totalitären Regierungsform, daß für Spanien eine neutrale Haltung in dem sich immer schärfer abzeichnenden ideellen Konflikt zwischen Ost und West nicht möglich ist. Für welche Partei es Stellung zu nehmen hat, darüber kann kein Zweifel bestehen. Politisch wohl ebensosehr wie ideologisch gilt ihm das kommunistische *Rußland* als *Erbfeind*, und jede Macht, die der Sowjetunion in irgendwelcher Weise entgegentritt, wird von Spanien als Verbündeter betrachtet ... Die spanischen Kommentatoren lassen kaum eine Gelegenheit unbenutzt, um daran zu erinnern, daß die Bekämpfung des Kommunismus und seiner Auswirkungen, zu der sich die Westmächte immer mehr genötigt sehen, von jeher erstes Anliegen der Regierung Franco gewesen ist ... Bereits wird festgestellt, daß die noch vor einem Jahr in *England* und *Frankreich* so aktuelle ‚spanische Frage' heute fast gänzlich von der Bildfläche verschwunden ist und ihren Platz der Diskussion über die Staatsform der Länder Osteuropas geräumt hat.»

Deutlicher könnte man es nicht aussprechen, daß bei dem ganzen Kampf der kapitalistischen Demokratien gegen die kommunistischen Diktaturen das Schwergewicht nicht auf dem Gegensatz Demokratie–Diktatur liegt, sondern auf dem andern: Kapitalismus–Kommunismus. Sonst könnte es niemals «in der Natur» eines totalitären Regimes liegen, daß es seine gegebenen Verbündeten in den Regierungen von Staaten sieht, deren Verfassung eigentlich nicht gerade auf totalitären Grundsätzen aufgebaut ist[1].

Der Balkan Diesem Sachverhalt entspricht auch durchaus die Haltung, welche die kapitalistischen Demokratien – und in bezug auf die Außenpolitik muß man leider auch Großbritannien dazu rechnen – den Balkanangelegenheiten gegenüber einnehmen. Nachdem der Lärm um *Ungarn* wieder etwas nachgelassen hat und die alte Regierungskoalition sich, unter Verstärkung des kommunistischen Einflusses, ohne weitere westliche Protestnoten hat neubilden können, ist es in den vergangenen Wochen vor allem *Bulgarien* und der *Fall Petkoff* gewesen, was im Westen die Gemüter erregt hat. Ich zweifle nicht daran, daß die Hinrichtung des bulgarischen Bauern-

[1] Henry *Wallace* klagt in einer Rede die führenden Männer der Vereinigten Staaten – oh Jefferson, oh Lincoln! – geradezu der Furcht vor der Demokratie an. Es sei unwahr, daß sich die amerikanische Regierung um die Beseitigung der bürgerlichen Freiheiten in der Sowjetunion und in den ihr benachbarten Ländern so große Sorgen mache, sonst würde sie nicht Perón in Argentinien unterstützen, andere lateinamerikanische Diktatoren bewaffnen oder erlauben, daß die Indonesier mit amerikanischen Waffen niedergeschlagen würden. Das amerikanische Interesse an Griechenland und am Mittleren Osten sei das Interesse am Erdöl, nicht an Grundsätzen.

führers ein reiner Terrorakt gewesen ist, der auch in einem Lande, wo Staatsstreich und «Liquidierung» der Opposition zu den normalen Mitteln des politischen Kampfes gehören, unentschuldbar bleibt. Aber angesichts des Protestrummels (man kann sich nicht anders ausdrücken, wenn man die Dinge beim Namen nennen will), der um den Fall Petkoff herum inszeniert worden ist, frage ich mich doch, wo denn all die entrüsteten «Protestanten» bleiben, wenn es sich darum handelt, etwa gegen die zur Massenerscheinung gewordenen Justizmorde und Terrorakte der Machthaber von Spanien und *Griechenland* Noten zu redigieren und Resolutionen zu fassen. Der griechische Journalist Th. Doganis gibt nur einem richtigen Empfinden Ausdruck, wenn er in einem Brief an den Londoner «Economist» schreibt:

«Ich finde es eigentümlich, daß über die Hinrichtung Petkoffs weithin solche Entrüstung geäußert wird, während über die Hinrichtung von annähernd 500 Widerstandskämpfern, die seit dem Juli letzten Jahres in Griechenland erfolgt ist, fast vollständiges Stillschweigen bewahrt wird. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Unterschied eben darin liegt, daß die Regierung von Griechenland von britischen Truppen gestützt wird, während die Hinrichtung Petkoffs von einer Linksregierung vollzogen wurde. Gegenwärtig steht der Generalsekretär der EAM, Partsalides, in Korinth in einem Prozeß, bei dem es um sein Leben geht. Dürfen wir hoffen, daß die britische Regierung und die britische Presse für diesen großen Widerstandskämpfer zum mindesten das gleiche Interesse zeigen wie für Petkoff?»

Abscheulich ist namentlich auch, daß die griechischen Faschisten in Serien *Frauen* hinrichten, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als die Widerstandsbewegung zu begünstigen, oft nur durch ihre moralische Haltung. Eine mir vorliegende Liste, die sich fast nur auf Frauen bezieht, die in den letzten paar Monaten justizgemordet wurden, umfaßt folgende Namen: Irene Guini, hingerichtet in Saloniki; Athena Kalpaki (in Xanti); Cula Eleftheriadi (in Saloniki); Evangelia Kusantza (in Lamia); Cula Mitropulos (in Saloniki); Helena Dacos (in Kilkis); Sophia Vamvacaki (in Kilkis); Maria Vasiliades (in Saloniki); Helena Deliyannis (in Kastoria); Maria Yamikhu (in Kastoria). Bis Ende September sind weitere sechs griechische Frauen, deren Namen ich nicht kenne, hingerichtet worden. Wo bleibt da der Weltprotest? Wo bleibt das Gefühl für Menschlichkeit, das sich im englischen Volk so mächtig geregt hat, als während des ersten Weltkrieges die Krankenschwester Edith Cavell von den Deutschen erschossen wurde, weil sie belgischen Partisanen Unterschlupf gewährt hatte?

Ein gerechtes Urteil wird auf keinen Fall übersehen dürfen, daß der kommunistische Terror in Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn nur die Antwort auf den vom Ausland her ermutigten *reaktionären* Terror ist, der in den Balkan- und Donauländern geübt oder vorbereitet wurde. Überall in diesen Ländern – und Ähnliches gilt auch für Polen – hatte bei Kriegsende die demokratische Linke, ein-

geschlossen die sozialistischen Parteien, sachlich den besten Boden. Wie Konstantin *Pulos* in der Neuyorker «New Republic» schreibt:

«Die Zusammenarbeit der Sozialisten mit den Kommunisten – in Ländern, die von der Roten Armee besetzt waren! – beruhte auf gut sozialistischen Erwägungen (Durchführung längst fälliger sozialer Reformen) und hatte unabhängig demokratische Ziele. Aber die Sozialisten, Liberalen und Fortschrittler von Südosteuropa bekamen niemals eine Chance ... Sie argumentierten richtig, daß eine beförderliche Zusammenarbeit mit den Kommunisten nicht nur die Bauernerhebungen festigen und die ersten Schritte zu einer Planwirtschaft hin sichern, sondern auch einen Bürgerkrieg verhindern würde, der nur mit einer bürokratisch-totalitären Herrschaft der Kommunisten oder mit einer Gegenrevolution enden könne.

Die Angloamerikaner begriffen davon nie etwas. Sie versteiften sich vielmehr darauf, nur mit den enteigneten Herrenklassen, den Grundbesitzern, den Monopolisten, der katholischen Kirche und dem Adel zusammenzuarbeiten. Im Falle der Mikolajczyk, der Petkoff und der Nagy, die von Moskau unabhängig sein wollten, stellten die Angloamerikaner sie durch dilettantische, sinnlose Einmischung bloß. Und als diese redlichen Männer enger in die angloamerikanische Umarmung hineingezogen wurden, da lernten sie, sich einzig auf ihre westlichen Helfer zu verlassen. Die Grundlage ihrer Opposition gegen die Kommunisten wurde die angloamerikanische Unterstützung, und bald führten sie ihren Kampf nur auf dieser Ebene, statt auf dem Boden greifbarer, fortschrittlicher Vorschläge und Programme, welche die von kommunistischer Bürokratie und Brutalität übersättigten Arbeiter und Bauern hätten aufrütteln können. Und mehr und mehr revidierten sie auch, wie nur natürlich, manche ihrer fortschrittlichen Ideen, um sie besser den angloamerikanischen Auffassungen von sozialer und wirtschaftlicher Reform anzupassen. So fiel es den Kommunisten nicht schwer, den Westen übertreibend mit Kapitalismus, Reaktion und Gegenrevolution gleichzusetzen.»

Die Hoffnung auf eine demokratisch-soziale Entwicklung in Südosteuropa aber – so schließt Pulos seinen Bericht – wurde auf diese Weise gründlich zerstört und der Durchschnittsbürger vor die Wahl gestellt, sich entweder für die Sowjetunion oder für die Angloamerikaner zu erklären. Kommunismus oder Reaktion – das ist in der Tat auch hier die Frage.

Ostasien Der Gegensatz zwischen Kapitalismus und Kommunismus, zwischen Amerika und Rußland, droht sich besonders gefährlich und in besonders großem Maßstab in Ostasien zuzuspitzen. *Japan* ist heute kaum etwas anderes als ein amerikanisches Untertanenland, eine Hauptbasis für den Fall eines Kriegs mit der Sowjetunion, und E. Hoberecht, ein Korrespondent der «United Press», stellte denn auch letzthin unumwunden fest:

«Japan kann als ein Alliierter der Vereinigten Staaten betrachtet werden, sollte in naher Zukunft ein Krieg ausbrechen, und viele Japaner sind so amerikafreundlich eingestellt, daß sie hoffen, Japan werde zum 50. amerikanischen Staat ernannt werden.»

Die Vereinigten Staaten suchen darum, genau wie im Falle Deutschland, die Wirtschaftsmaschinerie des japanischen Exfeindes so rasch

und umfassend wiederherzustellen, daß sie nicht nur in die kapitalistische Friedenswirtschaft, sondern gegebenenfalls auch in die Kriegswirtschaft Amerikas eingeordnet werden könnte. Daß die Sowjetunion diesem Plan Widerstand leistet, ist selbstverständlich; an der kommenden Washingtoner Konferenz über Japan wird der Interessenkonflikt in bezug auf Ostasien zwischen den beiden großen Weltmächten ebenso unverhüllt zutagetreten, wie das an der für Ende November in Aussicht genommenen Außenministerkonferenz für die deutsche Frage der Fall sein wird.

Rußlands Reaktion auf den Fernost-Imperialismus der Vereinigten Staaten wird vermutlich eine doppelte sein: Es wird sich, wie schon gegenüber dem Marshallplan, noch mehr auf sich selber und den Ausbau seines Reiches zurückziehen, und es wird in verstärktem Maße ebenfalls Stützpunkte und Bundesgenossen zu gewinnen trachten. Als natürlicher Verbündeter gegenüber Amerika-Japan wird für es vor allem *China* in Betracht fallen. Die Aussichten für eine Annäherung Chinas an Rußland sind denn auch in der letzten Zeit nicht unbeträchtlich gewachsen. Auf der einen Seite erweist sich die Regierung Tschiang Kai-Shek mehr und mehr als unfähig, das wirtschaftliche und politische Chaos im Lande zu bändigen, und die Erfolge der neuen kommunistischen Offensive gegen das mittlere Jangtsetal dürften noch weiter dazu beitragen, daß die von Amerika gestützten reaktionär-feudalen Kräfte den entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Chinas verlieren. Anderseits ruft die amerikanische Politik gegenüber Japan mehr und mehr chinesischem Mißtrauen und Widerstand. So nimmt «Takungpas», das führende Blatt Pekings, entschieden gegen einen allfälligen Sonderfrieden Stellung, den die angelsächsischen Mächte mit Japan abschließen könnten, und meint, wenn es dennoch so weit komme, so müsse China eben auf die Seite Rußlands treten. Das Blatt fährt fort:

«In den vergangenen Monaten haben die Vereinigten Staaten auf jede Weise geholfen, Japan zu einem neuen Angreifer zu machen ... Die Hilfe an Japan, die ohne Rücksicht auf China gewährt wird, dient einem neuen Imperialismus. Dem Angriff eines neuerstandenen Japans wird China und nicht Amerika ausgesetzt sein, das bereits auf der Seite des alten Todfeindes Chinas steht. Die größten Anstrengungen sind deshalb erforderlich, um Washington zu einer Änderung seines Kurses zu bewegen, wobei das Vetorecht nicht preisgegeben werden soll, da nur auf diese Weise das Problem des Friedensvertrages mit Japan befriedigend zu lösen ist.»

Der Ort, wo die amerikanischen und die russischen Interessen in Ostasien unmittelbar aufeinanderstoßen, ist aber *Korea*. Ich kann heute aus Raummangel nicht auf die überaus bemerkenswerte Entwicklung der Dinge in diesem zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion aufgeteilten Land eintreten und will daher nur feststellen, daß die Spaltung zwischen links und rechts, zwischen russisch-kommunistisch orientierter Agrar- und Sozialreform und amerikanisch ge-

lenktem Dreiviertelfaschismus in Korea so scharf ist wie irgendwo sonst auf der Welt, wobei das Maß polizeistaatlicher Tyrannei auf beiden Seiten ungefähr das gleiche ist.

Das Problem Englands Unsere Hoffnung auf die Vermeidung einer unheilvoll weitergehenden Zerreißung der Welt in zwei feindliche Lager knüpft sich in einem nicht geringen Maß an die Fähigkeit *Großbritanniens*, den Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus hindurch zu einem freiheitlichen Sozialismus zu weisen. Ob es diese Fähigkeit entwickeln wird, hängt zunächst einmal von der Kraft und dem Tempo ab, womit es seine eigenen Wirtschaftsschwierigkeiten meistert. Die Ereignisse in der Berichtszeit stimmen in diesem Bezug eher zuversichtlich. Der «*Plan Cripps*» hat endlich die *positiven* Wirtschaftsziele aufgestellt, die Großbritannien im nächsten Jahre wenigstens annäherungsweise erreichen muß, soll es über die akute Phase seiner Nöte hinwegkommen. Ob die Produktion, insbesondere die von Kohle und Eisen, so gesteigert und gleichzeitig die Ausfuhr derart forciert werden kann, wie es der Plan vorsieht, wird sich freilich erst zeigen müssen. Anderseits steht es noch gar nicht fest, ob die andern Voraussetzungen, von denen das Gelingen des Planes abhängt – zweckmäßige Verteilung der Arbeitskräfte, Lenkung des Exportes in die «rechten» Länder, erträgliches Verhältnis der Preise von Ein- und Ausfuhrgütern usw. – auch wirklich eintreffen werden. Dennoch: ein klarer, anfeuernder Plan ist da, und sein Vater ist mit der Ernennung zum obersten Leiter der Wirtschaftspolitik – das Amt wurde extra für ihn geschaffen – in eine Stellung erhoben worden, die ihm größte Vollmachten für die Durchsetzung des Lenkungswillens der Regierung gibt. Sir Stafford Cripps wird in seiner Tätigkeit von einer Anzahl fachlich glänzend ausgewiesener jüngerer Mitarbeiter unterstützt werden, die bei der jüngsten Kabinettsumbildung an die maßgebenden Posten gestellt worden sind, wobei allerdings auch sehr regierungsfreundliche Stimmen die Besorgnis nicht unterdrücken können, ob nicht die neue Mannschaft der sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung etwas gar zu fern gerückt sei und Attlee mit ihrer Zusammenstellung nicht eher ein Zugeständnis an bürgerlich-fortschrittliche Kreise habe machen wollen. Ein gutes Zeichen ist auf jeden Fall die Bereitschaft der Bergarbeiter, nötigenfalls unter zeitweiliger Opferung der so hart erkämpften Fünftagewoche etwas länger zu arbeiten, um die Kohlenförderung auf die planmäßige Höhe zu bringen.

Allein Großbritannien kann, wie immer wieder gesagt werden muß, sein Problem eben nur lösen, wenn es ihm gelingt, auf internationalem Boden einen *eigenen, planwirtschaftlich-sozialistisch verwalteten Großraum* zu schaffen, der neben dem amerikanischen und

dem sowjetrussischen Wirtschaftsraum lebens- und entwicklungsfähig ist, ohne deswegen eine Zolleinheit sein zu wollen, die angesichts der widerstreitenden Interessen der verschiedenen Glieder des Empires allerdings eine Unmöglichkeit ist. Hand in Hand damit müßte eine entsprechende Umbildung des britischen Empires selbst und die weitere folgerichtige Abkehr vom Imperialismus gehen, der durch ein System genossenschaftlicher Zusammenarbeit, besonders wirtschaftlicher Art, innerhalb des neuen Staatenbundes zu ersetzen wäre, bei betonter Unabhängigkeit von den beiden andern Großreichen und doch unter freundschaftlichem Austausch materieller und geistiger Güter mit ihnen.

Ein anspruchsvolles Programm – gewiß! Aber wie anders soll die drohende Katastrophe vermieden werden? Prüft man die Ansätze zur Verwirklichung solcher Ideen, so scheinen die Aussichten freilich wenig günstig zu stehen. Es sei – in der gebotenen stichwortartigen Kürze – nur auf zwei Tatsachen hingewiesen. Einmal auf die weitgehende politische *Abhängigkeit*, in die sich Großbritannien gegenüber den *Vereinigten Staaten* begeben hat. Die UNO-Verhandlungen zeigen zur Genüge, wie geschlossen in allen wesentlichen Streitfragen der angelsächsische Block dasteht, nicht nur wenn es gilt, die Russen in den Senkel zu stellen, sondern auch in Angelegenheiten, die durchaus ein selbständiges Auftreten Großbritanniens erlaubten, ja forderten. Das gleiche gilt für die Behandlung der *deutschen Frage*, bei der England von einem Zugeständnis zum andern an Amerika schreitet, so daß der «New Statesman» warnend meint:

«Die Labourregierung kann es sich nicht leisten, auf diesem Weg endlos weiterzugehen. Wenn sie unterwürfig dem politischen und wirtschaftlichen Aufbau in Westdeutschland nach Richtlinien zustimmte, die ausschließlich amerikanischen Bankiers genehm sind, so würde sie das bißchen Ansehen und Einfluß, das sie noch in Europa hat, vollends ganz verwirken, und was das Schlimmste ist: die Trennung zwischen Frankreich und Großbritannien in bezug auf die Fragen des europäischen Wiederaufbaues würde vollständig werden.»

Die andere Tatsache ist die nur aus imperialen Beweggründen zu erklärende unglückliche *Palästinapolitik* der Labourregierung. Ihr nunmehr verkündeter Entschluß, das Mandat über Palästina an die Vereinten Nationen zurückzugeben und, wie im Falle Indiens, die britischen Truppen aus dem so heiß umkämpften Lande zurückzuziehen, kommt ja einer eigentlichen Bankrotterklärung des Londoner Außenministeriums gleich[1]. Er droht Palästina in den offenen Bürgerkrieg

[1] Nach den fürchterlichen Ausbrüchen der Religions- und Klassenleidenschaften, die *Indien* nach seiner politischen Befreiung aufs neue verheert haben, ist jetzt – vielleicht nur vorübergehend – eine gewisse Ruhe eingetreten. Es scheint, daß die unter ungeheuerlichen Opfern erfolgte Umsiedlung der Bevölkerungen im wesentlichen beendet ist; drei Millionen Hindus und Sikhs sollen nach Indien und vier Millionen Mohammedaner nach Pakistan gewandert sein, so daß eigentlich nicht

zu stürzen und das palästinensische Judentum gerade im schwierigsten Augenblick sich selber, und das heißt einem mit überlegenen Streitkräften geführten Angriff der Arabischen Liga zu überlassen, auf jeden Fall bevor noch die Zukunft der doch von England mitgeschaffenen Heimstätte für das jüdische Volk irgendwie gesichert ist. Eine höchst unbritisch anmutende Verantwortungslosigkeit! Und das alles, nur um die Araber nicht weiter herauszufordern, während sich Großbritannien nichts daraus gemacht hat, mindestens seit 1939 – dem Jahr des berüchtigten Weißbuches – die Juden aufs ärgste herauszufordern und in ihrem Lebensrecht zu bedrohen.

Noch besteht zwar einige Aussicht, daß die Vereinten Nationen unter dem Druck Amerikas und Rußlands – die hier ausnahmsweise einmal einig sind – einen geordneten, friedlichen Übergang vom alten Regime in Palästina zum neuen sichern werden. Aber wird eine genügend große internationale Polizeimacht für eine solche Aufgabe zusammengebracht werden können, wenn die Briten nicht wollen? Solange derjenige Geist, der die britische Außenpolitik immer noch beherrscht, nicht gründlich überwunden ist, wird es jedenfalls keine wirkliche Lösung weder der Palästinafrage noch auch des englischen Problems geben, welches das Problem eines auf eigenen Füßen stehenden demokratisch-sozialistischen Europas überhaupt ist.

Gemeinsamer Untergang?

Heißt das also, daß wir die Hoffnung auf ein neues Europa, das ein Vordringen der Russen bis zum Rhein oder gar zum Atlantik ebenso zu verhindern vermöchte wie einen amerikanischen Präventivkrieg gegen die Sowjetunion, einfach begraben müßten? Mit nichten. Unsere Aussichten sind zwar düster genug, wenn der «kalte Krieg» zwischen dem bürgerlich-kapitalistischen Westen und dem kommunistischen Osten sich nach seinen eigenen Gesetzen weiter entwickelt[2]. Michael *Straight* sagt es in der «New Republic» mit dürren Worten:

«Amerika, die stärkste Nation der Welt, bietet der Menschheit als maßgebende Ideologie in dieser Weltkrisenzeit den Antikommunismus ... Aber in einer Welt, die verzweifelt nach Nahrung und Obdach schreit, ist Antikommunismus als Glaube weniger als nichts. Was würden wir sagen, wenn General Eisenhower einen Marschbefehl an General Gavin erließe: ‚Die 82. Luftdivision hat sofort auszurücken und die Entwicklungstheorie zu umstellen, anzugreifen und zu vernichten'? Und doch wäre das gerade so realistisch wie Präsident Trumans Anweisung, mit Dollars und Rüstungen den Kommunismus zu umstellen, anzugreifen und zu vernichten.

mehr viel Anlaß zu gegenseitigen Metzeleien bestehen sollte. Es bleibt aber dennoch eine außergewöhnlich schwere Aufgabe der besonnenen Führer auf beiden Seiten, ein erträgliches Verhältnis zwischen den zwei neuen Staaten und ihren Völkern herzustellen.

[2] Wie stark sich der Gedanke eines Präventivkrieges gegen die Sowjetunion in den höchsten Kreisen der Vereinigten Staaten festgesetzt hat, dafür ist ein bestürzendes Zeugnis das soeben veröffentlichte Buch des früheren amerikanischen Außen-

Im Zermürbungskrieg gegen den Kommunismus wird Amerika schließlich verlieren. Wir werden verlieren, weil unsere Ideologie in den Völkern der Welt keine Wurzeln hat. Aber der Kommunismus wird auch nicht gewinnen. Das Ringen wird, um mit Marx zu reden, ‚im gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen' enden.»

Das ist die Aussicht, die tatsächlich vor uns steht. Sollte aber das Grauen, das sie in allen nicht ganz stumpfen oder fanatisierten Gemütern erwecken muß, nicht ausreichen, um die Verantwortlichen, weil Wissenden und Einfluß Besitzenden, im Innersten aufzurütteln und zu den Entschlüssen zu führen, die jedermann kennt, und die doch, aus Trägheit, Vorurteil oder Leidenschaft, niemand fassen will?

14. Oktober. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Wie wird die Schweiz verteidigt?

Wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, werden die *Nationalratswahlen* bereits im Gange sein. Ihr Ausgang wird, von Einzelergebnissen abgesehen, kaum Überraschungen bringen; es wird wieder alles beim alten bleiben, und die Schweiz wird ihren bewährten Ruf aufs neue bestätigen, das konservativste Land Europas zu sein, an dem alle Erschütterungen und Umwälzungen unserer Zeit scheinbar spurlos vorbeigehen. Es wird namentlich keine ins Gewicht fallende Verstärkung der *Linken* – höchstens eine Verstärkung des linken Flügels der Linken – in der Bundesversammlung geben; die wirtschaftliche Hochkonjunktur begünstigt verständlicherweise vor allem die *konservativen* Kräfte, die in der Tat Grund haben, eine Ordnung zu verteidigen, die sich für sie so glänzend rentiert.

Und doch ist es ganz selbstverständlich, daß sich auch die Schweiz der neuen politischen und gesellschaftlichen Ordnung wird einfügen

---

minsters *Byrnes*, der nichts mehr und nichts weniger vorschlägt, als Rußland ultimativ aufzufordern, einen von den Westmächten auszuarbeitenden Friedensvertrag zu unterschreiben und Ostdeutschland zu räumen – «was es sicherlich nicht tun wird», bemerkt Byrnes sehr richtig. Wenn die Sowjetunion dann ablehne, müsse der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, über das russische Veto hinweg, den andern Mitgliedstaaten befehlen, die Russen mit Gewalt aus Deutschland zu vertreiben, was natürlich den Krieg bedeuten würde. Man stellt also den Russen unannehmbare Bedingungen, schafft das Veto, das bisher eine Vergewaltigung der Sowjetunion verhindert hatte, einseitig ab, mobilisiert im Namen des Völkerrechts und der höchsten Menschheitsideale die Streitkräfte der Vereinten Nationen gegen den Störefried – und hat so endlich seinen kleinen Präventivkrieg. Das ist wenigstens der Plan. Und der ihn ausplaudert, war bis vor kurzem noch verantwortlicher Leiter der amerikanischen Außenpolitik, unter dem die Trumandoktrin in Kraft gesetzt wurde! Man weiß jetzt wenigstens unzweideutig, wohin diese Doktrin zielt.

müssen, die sich, wenn auch erst in den Umrissen sichtbar, in Europa herausbildet. Schon ihre Kleinheit – sie umfaßt ja nicht einmal den 100. Teil der Gesamtbevölkerung unseres Erdteils – macht es ihr unmöglich, ein Sonderdasein inmitten eines Kontinents zu führen, der in der revolutionärsten Umgestaltung seiner Geschichte begriffen ist. Das gilt vor allem für das Problem ihrer *Landesverteidigung nach außen*, in dem das ganze Problem ihrer Existenz überhaupt eingeschlossen ist. Welch unverantwortliche Kurzsichtigkeit, sich so zu benehmen, als könne sich die Schweiz, im Zeitalter der Atombombe, des ferngesteuerten Flugzeuges, der Raketengeschosse und der chemischen Waffen, aus eigener militärischer Kraft behaupten, falls die Hölle eines dritten Weltkrieges doch losbrechen sollte! Wenn es dann der angreifenden Macht nicht gelänge, durch einen Blitzsieg den Gegner im Nu zu zerschmettern – und das ist unwahrscheinlich –, wenn also der Angegriffene Zeit hätte, die gleichen Massenvernichtungswaffen anzuwenden und womöglich noch zu überbieten, die der Angreifer ins Feld führt, was ist denn da anderes vorauszusehen als die völlige Ruinierung *beider* kämpfenden Mächtegruppen und damit auch ganz Mittel- und Westeuropas, auf dessen Rücken ein Krieg zwischen Ost- und Westblock ja in erster Linie ausgetragen würde? Wie will die im Herzen Europas gelegene Schweiz hoffen können, in einer derartigen Zerstörungsorgie noch irgendwie bestehen zu können, auch wenn sie alljährlich nicht «bloß» 400, sondern 800, ja 8000 Millionen Franken für ihre militärischen Rüstungen ausgäbe?

Die nüchternste Vernunft müßte uns sagen, daß Roß und Mann und Wagen uns in einem dritten Weltkrieg noch viel weniger schützen könnten, als sie es in den zwei vergangenen Kriegen getan haben, und daß der einzige Schutz vor den Verheerungen eines Zukunftskrieges für die Schweiz, ebenso wie auch für die übrigen Länder, in der *Verhinderung* einer solchen Katastrophe liegt. Der bloße Selbsterhaltungstrieb sollte die Schweiz anspornen, all die Tatkraft und die Geldmittel, die jetzt für eine *illusionäre* Landesverteidigung aufgewendet werden, für die *wirkliche* Sicherung des Lebens der Schweiz einzusetzen, die nur noch in der Schaffung einer unbedingt haltbaren Friedensordnung mindestens in Europa bestehen kann. Statt dessen schwächen wir unnötig die Finanzkraft des Landes, militarisieren mehr und mehr das Volksleben – mit der unvermeidlichen Aushöhlung der Demokratie, die das mit sich bringt – und schränken, wo es immer gehen mag, in kleinlichstem Knorzigeist die Sozial- und Kulturausgaben ein, so neuerdings durch Herabsetzung der Bundesbeiträge an den Wohnungsbau um einen Drittel bis zur Hälfte, wo doch gerade die Beschaffung von Obdach für die ärmeren Volkskreise eine der ersten Pflichten der Eidgenossenschaft sein sollte! Hier wird die *rechte* Landesverteidigung fast planmäßig sabotiert, ohne daß man daran

denkt, wie sehr ein gesundes, lebensfreudiges Volk die erste Voraussetzung jeder nationalen Selbstbehauptung nach außen ist.

Um so schneller und großzügiger ist man dann bereit, Dutzende von Millionen für den Ankauf von Militärflugzeugen hinauszuwerfen, die schon in ein paar Jahren wieder durch neue, *noch* modernere, wenn auch für die Schweiz in einem Zukunftskrieg nutzlose Maschinen ersetzt werden dürften. Aber auf all diese technischen und organisatorischen Fragen einer schweizerischen Kriegsrüstung sollte sich die sozialistische Linke überhaupt nicht einlassen. Ihre Aufgabe ist nicht, Pläne für eine «Armeereform» zu schmieden oder zu beweisen, daß auch 300 Millionen Franken genügten, um eine wirksame Landesverteidigung sicherzustellen, statt der 400 Millionen, die das Militärdepartement als Minimum verlangt. Was jetzt dem Volke unerbittlich klargemacht werden muß, das ist, daß *überhaupt keine*, wenn auch noch so starke, militärische Rüstung die Schweiz vor dem Ruin retten kann, falls es nicht gelingt, einen neuen Krieg radikal unmöglich zu machen.

Internationale Zusammenarbeit

Daß es gegenüber dieser vordringlichsten aller Aufgaben – der Kriegsverhinderung – auch für die Schweiz *keine Neutralität* mehr geben darf, ist hier oft genug gesagt worden. Die Frage unserer Neutralität gewinnt nun aber angesichts der Wendung, die die Weltereignisse nehmen, einen neuen Aspekt. In der Weltrundschau habe ich wiederholt zu zeigen versucht, wie der todbringende Gegensatz zwischen Amerika und der Sowjetunion nur zu überwinden oder doch wenigstens so weit zu mildern ist, daß daraus nicht ein kriegerischer Zusammenstoß entsteht, wenn zwischen den beiden Blöcken eine *dritte Staatengruppe* aufkommt, die nicht nur als Puffer und als selbständiger Machtfaktor in der Weltpolitik zu wirken vermöchte, sondern die auch tätig zu beweisen hätte, daß weder im Kapitalismus noch im Kommunismus das Heil liegt, sondern nur eine freiheitlich geordnete Plan- und Gemeinwirtschaft die gesellschaftlichen Lebensfragen unserer Zeit zu lösen imstande ist. Ein Blick über unsere Grenzen hinaus ergibt auch, daß um eine solche Lösung in allen Ländern West- und Mitteleuropas heftig gerungen wird und auf alle Fälle eine Rückkehr zum Kapitalismus, auch in Form einer «geläuterten Marktwirtschaft» liberalistischen Charakters, überhaupt nicht mehr in Frage steht. Die Frage ist nur, ob der Übergang zu dem neuen Zustand von Staat und Wirtschaft in Westeuropa auf dem Wege des demokratischen Sozialismus oder des totalitären Kommunismus erfolgen soll.

Das ist nun auch für die Schweiz von entscheidender Bedeutung. Auch sie wird, wie gesagt, nicht auf die Länge in ihrem wenn auch

noch so glänzend ausgestatteten Eigenheim verharren können. Sie wird sich aber auch nicht einem kapitalistisch-reaktionären Westblock anschließen dürfen (wozu jetzt in gewissen Kreisen Neigung zu bestehen scheint), einem Westblock, der die Weltfront gegen den Kommunismus verkörpern würde; sie wird vielmehr Anschluß an einen demokratisch-sozialistischen Bund der westeuropäischen Staaten und der britischen Dominien suchen müssen, der auf dem Boden der Vereinten Nationen ein verhältnismäßig selbständiges internationales Wirtschaftsgebiet aufbauen würde und seine eigenen gesellschaftlichen Lebensformen zu entwickeln hätte. Ob sich aus dem europäischen Wiederaufbauplan, der im Hinblick auf die in Aussicht gestellte amerikanische Hilfe entworfen worden ist, ein solches Gebilde ergeben wird, muß sich erst noch zeigen. Die Schweiz beobachtet diesem Plan gegenüber bekanntlich vorsichtige Zurückhaltung, wenn sie auch ihre «Bereitschaft zur Zusammenarbeit» mit den übrigen 15 Ländern, die hinter ihm stehen, grundsätzlich ausgesprochen hat. Sie will namentlich von einer *Zollunion* mit den andern westeuropäischen Staaten, wie sie den Amerikanern vorschwebt, nichts wissen, und es ist auch tatsächlich zu sagen, daß *unter den gegenwärtigen Verhältnissen* eine solche Zollunion nur eine Erschütterung der schweizerischen Wirtschaft und eine Herabdrückung unseres Lebensstandes auf das Niveau der benachbarten Völker bringen könnte.

Aber die Zollunion ist ja gar nicht die wesentliche Frage. Worauf es vor allem ankommt, das ist die Organisierung einer westeuropäisch-dominialen *Planwirtschaft ausgesprochen sozialer, ja sozialistischer Prägung*, innerhalb derer zwar auch ein gewisser Zollausgleich nötig sein wird, aber doch nur so, daß er sich ergänzend einer Gesamtwirtschaftsordnung einfügt, die keine Herabdrückung, sondern eine Erhöhung des Lebensstandes ihrer Glieder bringt. Mit diesem Ziel im Auge wird die künftige Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik der Schweiz gestaltet werden müssen. Es werden, solange keine realen Möglichkeiten für einen «dritten Wirtschaftsraum» gegeben sind, vor allem die in unserer eigenen Zuständigkeit liegenden Voraussetzungen geschaffen werden müssen, damit sich die Schweiz in eine demokratisch-sozialistische Föderation eingliedern kann, wenn einmal der Zeitpunkt dafür gekommen ist.

Daß dafür eine völlige Umwälzung der innenpolitischen Machtverhältnisse nötig ist, liegt auf der Hand. Wie weit sind wir doch noch von einer wirklichen, allem Volke zugute kommenden nationalen Planwirtschaft entfernt! Die *Dürre* dieses Sommers und die Art und Weise, wie sie bekämpft wurde, hat es aufs neue erwiesen. Mit Recht konnte die «Berner Tagwacht» seinerzeit schreiben:

«Das technisch hochbegabte, industriestarke, wissenschaftlich durchgebildete Schweizervolk *versagte* bei der ersten großen Dürrekatastrophe – inmitten seiner Flüsse und Seen ... Truppen standen im Dienst, in Wiederholungs- und Motori-

sierungskursen. Bauernverbände drohten mit Gewaltmitteln, um Subventionen und Preiserhöhungen herauszuholen. In den Parlamenten wurde motiviert, geredet, postuliert – immer ging es um Geld. Aber nirgends, außer in einigen Selbsthilfefällen, kamen Politiker, Techniker, Wissenschafter, Truppen, Pioniere usw. zusammen, um die versengende Glut durch ein rasch aufgeworfenes leichtes Kanalsystem zu bekämpfen, das zudem viel weniger gekostet hätte, als was jetzt an Millionen in Form von Notsubventionen und Preiserhöhungen ausgeworfen werden muß.»

Ohne à la baisse spekulieren zu wollen, wird man doch sagen müssen, daß es außergewöhnlicher Stöße von *außen* her bedürfen wird, bis das ganze System verhärteten Wirtschaftsegoismus' und politischen Konservativismus', in das wir jetzt eingekrustet sind, so weit erschüttert sein wird, daß sich neue Formen eidgenössischen Lebens durchzusetzen imstande sind. Mögen sich darum die Verteidiger des Bestehenden weiterhin mit der Formel beruhigen, die Bundesrat Petitpierre kürzlich im Ständerat wieder gebraucht hat: «Neutralität und Zusammenarbeit», wobei er mit «Zusammenarbeit» die zu nichts verpflichtende Beobachterrolle und die über humanitäre Leistungen kaum hinausgehende schweizerische Mithilfe beim Wiederaufbau Europas meinte, welche die gegenwärtige Haltung der Schweiz kennzeichnen – die Lösung unseres nationalen Problems erfordert eben dennoch nicht nur die *Preisgabe* einer unmöglichen und zu kraß eigennützigen Desinteressierung an den Lebensfragen der Völkergemeinschaft gewordenen Neutralität, sondern auch das Vorstoßen zu einer Wirtschafts- und Sozialordnung, in der Solidarität und Zusammenarbeit nicht bloß eine Phrase, sondern alltägliche, greifbare Wirklichkeit ist.

16. Oktober. *Hugo Kramer.*

Mitgliederversammlung der Vereinigung „Freunde der Neuen Wege"

Die Mitgliederversammlung vom 28. September in Zürich, zu der auch die Mitglieder der Religiös-sozialen Vereinigung als Gäste eingeladen waren, war durch die letzte Versammlung, vom 10. und 11. Mai, notwendig geworden. Dort war zum Rußlandproblem an sich, das ursprünglich den alleinigen Gegenstand der Verhandlungen hätte bilden sollen, die Frage gekommen, wie die «Neuen Wege» sich zum Rußlandproblem stellen sollten, und ob es angehe, daß Redaktor und politischer Mitarbeiter darüber in ganz verschiedenem Sinne schrieben. Bei dieser Fragestellung konnte es nicht bleiben, da sie die Möglichkeit in sich schloß, das Recht der freien Meinungsäußerung des Redaktors und des politischen Mit-

arbeiters einzuschränken. In den vorbereitenden erweiterten Vorstandssitzungen tauchte daher der Gedanke auf, die Einheit der «Neuen Wege» dadurch herzustellen, daß Dr. Kramer zum Redaktor des politischen Teils und Pfarrer Trautvetter nur noch für den religiösen Teil verantwortlich würde. Diese Lösung hätte die Zustimmung von Dr. Kramer gefunden, aber nicht von Pfarrer Trautvetter, der darauf hinwies, daß in einer religiös-sozialen Zeitschrift das Religiöse und das Politische nicht getrennt werden dürften. Es müsse stets darum gerungen werden, die religiösen Fragen im Hinblick auf die Realitäten des Lebens zu sehen und die politische Stellungnahme zu einem Zeugnis unseres Glaubens zu machen. Er sah die Lösung darin, daß die freie Diskussion der Rußlandfrage und anderer politischer Fragen nicht als ein Übelstand betrachtet werden sollte, sondern ihr Recht voll anzuerkennen sei. Dr. Kramer erklärte sich im Interesse einer fruchtbaren Weiterarbeit damit einverstanden, in diesem Sinne fortzufahren, und wünschte, daß auch auf der inneren Umschlagseite der «Neuen Wege» die alleinige Verantwortung von Pfarrer Trautvetter für die Zeitschrift als Ganzes zum Ausdruck komme. Die Teilnehmer der Versammlung vom 28. September standen daher vor einer klaren Situation. Sie zeigten durch einzelne Voten und durch Akklamation zu einzelnen Voten, daß ihnen in erster Linie an einem guten Weiterbestehen der «Neuen Wege» lag. Pfarrer Trautvetter betonte vor allem die Notwendigkeit eines unbefangenen und ungescheuten Ringens um eine Frage, in bezug auf welche religiöse Sozialisten von ihrem Glauben aus zu verschiedenen Schlüssen gekommen sind und Recht und Pflicht eines religiös-sozialen Redaktors, sich auch mit den politischen Konsequenzen seines Glaubens auseinanderzusetzen. Die Versammlung konnte schon am Mittag abgeschlossen werden, da man auf die Veranstaltung eines Vortrages für diesmal verzichtet hatte. *Christine Ragaz.*

Schmerzliche, aber heilsame Erkenntnis

Ein deutscher Kommunist der alten Garde, der bereits vor 1933 dem Reichstag angehörende Jurist Fritz *Löwenthal*, nahm, wie wir in der deutschen Parteipresse lesen, seinen Austritt aus der kommunistischen SED, indem er folgende Erklärung veröffentlichen ließ:

«Nach zwanzigjähriger Mitgliedschaft bin ich aus der jetzt fälschlich ‚Einheitspartei' genannten Kommunistischen Partei ausgetreten. Vor Ausbruch des ‚Dritten Reiches' habe ich der kommunistischen Fraktion des Deutschen Reichstags, dem zentralen Vorstand der Roten Hilfe Deutschlands und jahrelang als Vorsitzender der unter kommunistischer Führung stehenden internationalen Juristenvereinigung angehört. Als Rechtsanwalt habe ich Tausende von Mitgliedern der Kommunistischen Partei vor Gericht verteidigt.

Von April 1935 bis Dezember 1946 habe ich *in der Sowjetunion gelebt*. Nach Deutschland zurückgekehrt, war ich als Ministerialdirektor bei der deutschen juristischen Verwaltung der Ostzone tätig, wo ich in die Verhältnisse dieses mit Hilfe der ‚Einheitspartei' schonungslos ausgebeuteten, jeglicher Freiheit beraubten Gebietes tiefen Einblick erhielt.

Nach schwerem innerem Kampfe habe ich einer Bewegung den Rücken gekehrt, deren Reihen viele von mir persönlich geschätzte alte Freunde und Bekannte noch angehören. Die Gründe, die mich bewegten, habe ich in meinem *Austrittsschreiben* kurz zusammengefaßt:

‚In der schmerzlichen Erkenntnis, daß die ‚Einheitspartei' nicht die Interessen der deutschen Bevölkerung, sondern die Interessen der Besetzungsmacht wahrnimmt, und angesichts der Tatsache, daß der Bolschewismus keine geringere Gefahr für die Menschheit bedeutet als der Faschismus, erkläre ich hiermit meinen Austritt aus der Partei.'

In dem Glauben, daß die Sowjetunion wirklich, wie so oft verkündet, das ‚Vaterland aller Werktätigen sei', bin ich hineingegangen, als durch vielfältige Erfahrung überzeugter Gegner des Bolschewismus bin ich weggegangen.

Ihr alten Kommunisten, die ihr in den Konzentrationslagern der Hitlerbanditen geschmachtet, die ihr in den Reihen der Internationalen Brigade für die Freiheit Spaniens gekämpft habt, seid ihr dafür ausgezogen, daß nun in der Ostzone deutsche Antifaschisten wiederum wegen ihrer politischen Gesinnung in die Keller einer Geheimen Staatspolizei und in Konzentrationslager kommen? Seid ihr damit einverstanden, daß deutsche Männer und Frauen zu Zehntausenden in die Arbeitslager verschleppt werden, daß Ingenieure, Techniker, Facharbeiter, junge Burschen und Mädchen von der Straße weg verschwinden, ohne daß jemand erfährt, was ihr Schicksal ist? Findet ihr es richtig, daß weite deutsche Gebiete jenseits der Oder zwangsweise umgesiedelt und in Massen das deutsche Volk ohne genügende Ernährung beraubt, zusammengepfercht wird, daß die Ostzone zum Objekt der Auspowerung und des politischen Eroberungskrieges wird?

Und ihr Antifaschisten, Geistesarbeiter, die ihr als Vorkämpfer für den Fortschritt und Wahrer der Menschlichkeit unbedingt mit weitem Blick, heißem Herzen und innerem Willen die Geschehnisse wägt, die ihr für die künftige Entwicklung besondere Verantwortung tragt, seht ihr denn nicht, was rings um euch vorgeht, spürt ihr nicht finstere Gewalt und Willkür? Laßt ihr euch noch immer täuschen durch eine gleißnerische Propaganda?

Ihr alten Genossen aus der Kommunistischen Partei, bleibt dem Ziel wirklicher Menschheitsbefreiung treu! Dieses Ziel kann nur durch entschlossenen Kampf *für eine demokratische und sozialistische Pla-*

nung erreicht werden. Heute ist *demokratischer Sozialismus* weder reformistisch noch opportunistisch, sondern die einzige Kraft, die die Menschen vor der Barbarei neuer Versklavung zu retten und eine nicht auf Zwang und Willkür beruhende neue Weltordnung aufzubauen vermag.» *«Volksrecht», 3. Okt. 1947.*

Von Büchern

Heinrich Meng: «Zwang und Freiheit in der Erziehung.» Verlag Hans Huber, Bern. Preis Fr. 14.20.

Der Verfasser verficht nicht nur theoretisch den Gedanken der Freiheit in der Erziehung, er handelt auch in seinem Buche nach diesem Grundsatz, will, bei aller Klarheit und Bestimmtheit des eigenen Standpunktes, doch demjenigen, der bei ihm Belehrung sucht, nichts aufdrängen und zeigt eine große Freiheit und Weite seinem Stoffe gegenüber. Es handelt sich in dem Buche in erster Linie um die Wiedergabe von Vorlesungen und Aussprachen und von Arbeitsgemeinschaften, und wer mit Kindern und Jugendlichen zu tun hat, bedauert, bei diesen Aussprachen nicht dabei gewesen zu sein. Man hätte dann auch Gelegenheit gehabt, an einigen Stellen seinen Widerspruch geltend zu machen, und man spürt während der Lektüre, daß man es mit einer Persönlichkeit zu tun hat, die gegenteilige Meinungen in sympathischer Weise entgegengenommen hätte. Der Widerspruch wäre bei vielen von uns durch die Tatsache hervorgerufen worden, daß der Verfasser so häufig die Psychoanalyse heranzieht. Ohne das wissenschaftliche Rüstzeug zu besitzen, das es uns ermöglichen würde, die Psychoanalyse zu bekämpfen, hätten wir es doch wohl gewagt, eine andere Auffassung zu vertreten. Dies will aber nicht sagen, daß wir nicht vieles gelernt hätten und auch beim Lesen des Buches lernen können. Das Buch weist außerdem auf eine Menge von Schriften anderer Verfasser hin und enthält Anregungen zu ihrer zweckmäßigen Benutzung. *Chr. R.*

Worte von Alexandre Vinet

Die unter dem Despotismus mögliche Gleichheit macht eine der Tröstungen, ich möchte sagen etwas vom Zauber der Knechtschaft aus.

Redaktionelle Bemerkung

Zu unserem Bedauern konnten wir die Fortsetzung des Pestalozzi-Aufsatzes von Dr. Ernst Simon, Jerusalem, in diesem Heft nicht mehr unterbringen.

Das Kommen Christi (VI.)

Leonhard Ragaz †

Frage: Wann wird die Ankunft Christi geschehen?

Antwort: Darüber ist viel gegrübelt und auch gestritten worden, ernsthafter- und auch nicht ernsthafterweise.

Frage: Haben nicht die ältesten Christen, und so auch Jesus selbst, das Kommen Christi zum letzten Sieg in der Nähe gesehen? Heißt es nicht in unserem Texte, daß die vorhandene Generation nicht dahingehen werde, bevor das alles erfüllt sei? Haben sich denn Jesus und die Apostel getäuscht? Es heißt dann freilich auch, Tag und Stunde wisse niemand, auch die Engel nicht, auch Jesus selbst nicht, nur der Vater allein. Ist das nicht ein Widerspruch?

Antwort: Darauf ist zu antworten: Die Erwartung Jesu und der Apostel hat sich nicht erfüllt, wie sie hofften. Die Menschen haben versagt. Israel hat versagt und nachher auch die Gemeinde Christi. Aber die Weltwende ist damals doch eingetreten; nicht umsonst beginnen wir mit der Geburt Christi die neue Zeitrechnung. Der neue Aeon ist damals angebrochen. Das Kreuz und das offene Grab haben ihn eröffnet, Pfingsten ihn offenbart.

Was aber Tag und Stunde betrifft, so gilt stets die Warnung Jesu vor aller Ausrechnung. Überhaupt aber ist, auch für die erste Frage, die, ob Jesus und die Apostel sich nicht getäuscht hätten, zu betonen, daß die *Zeit*, das, was wir Zeit nennen, für den Glauben an das Kommen des Reiches keine wesentliche Rolle spielt. Die Uhrenzeit gilt vor Gott nicht. Vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag (vgl. 2. Petri 3, 8). Für Gott gilt nur die innere Zeit, das, was zwischen ihm und den Menschen geschieht.

Das, worauf es ankommt, ist der Glaube, daß Jesus siegt, daß Himmel und Erde vergehen, seine Worte aber nicht vergehen. Im übrigen sollen wir zwar nicht Tag und Stunde ausrechnen, aber wir sollen die *Augen offen haben* für das Kommen Christi. Wie man am Feigenbaum, wenn seine Zweige im Frühling weich werden und die Blätter hervorwachsen, schon ablesen kann, daß der Sommer naht, so kann man an einem gewissen Geschehen merken, daß es ein Kommen Christi bedeutet.

Dabei ist eines nicht zu vergessen: Es ist ganz falsch, das Kommen Christi so zu verstehen, als ob es sich bloß auf das *Ende* beziehe. Das ist auch noch Eierschale von der falschen Auffassung dieses Kommens, deren Niederschlag das Wort von der «Wiederkunft» Christi bildet. *Es gibt ein stetes Kommen* Christi, dessen letztes Wort bloß sein vollendetes Kommen ist:

«Und wenn sie euch überliefern und hinführen, so machet euch nicht Sorge darüber, was ihr reden solltet, sondern was euch in jener Stunde gegeben wird, das redet;

denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der heilige Geist. Und es wird der Bruder den Bruder zum Tode überliefern. Der Vater das Kind, und es werden sich die Kinder gegen ihre Erzeuger erheben und ihren Tod veranlassen. Und ihr werdet gehaßt werden von jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis zum Ende ausharrt, der wird gerettet werden.» (Markus 13, 11–13.)

Frage: Ist das nicht eine furchtbare Aussicht?

Antwort: Verfolgung durch die Welt oder durch die Religion ist immer die beste Lage für die Sache Christi; wie umgekehrt Begünstigung durch sie die schlechteste ist. Und gefährlicher als Verfolgung ist Verführung – Verführung durch die *falschen Christusse.*

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Das bedeutet: Mit der politischen und sozialen wird die *geistige* Verwirrung Hand in Hand gehen, und diese wird in der *religiösen* gipfeln. Es werden alle möglichen religiösen Persönlichkeiten und Bewegungen auftreten und sich als die richtige Darstellung der Sache Christi ausgeben. Dadurch darf man sich nicht verführen lassen.

«Es werden Lügenchristusse und Lügenpropheten aufstehen und werden Zeichen und Wunder tun, daß sie, so es möglich wäre, sogar die Erwählten verführen könnten. Ihr aber gebt acht! Ich habe euch alles vorausgesagt.» (Markus 13, 22–23.)

Frage: Wie kann man dieser Gefahr entgehen?

Antwort: Dadurch, daß man die Leitregel Christi befolgt und darauf achtet, ob sie das *Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde fordern* oder sich selbst suchen. Im übrigen aber gehören auch diese Verwirrungen zu den Geburtswehen Christi und gehen dem wirklichen Kommen Christi voraus.

Frage: Was bedeutet, daß zuerst die Botschaft, das Evangelium, in alle Völker hinein verkündigt werden müsse?

Antwort: Der neue Durchbruch des Reiches kann nur ein *allgemeiner* sein. Er darf sich nicht auf einen Ausschnitt der Völkerwelt beschränken, nicht auf Europa oder Amerika, nicht auf den Osten oder den Westen, sondern muß die ganze Welt ergreifen. Darum muß sie darauf *vorbereitet* sein. Es muß die Botschaft zu ihr gekommen sein.

Frage: Wie denn, durch die *Mission?*

Antwort: Auf eine viel unmittelbarere Weise. Die Botschaft vom Reiche ist ja nicht eine religiöse, kirchliche, theologische Lehre, sondern das Wort von der Gerechtigkeit und von der Neuen Welt. Diese kommt «auf den Wolken des Himmels» zu den Völkern. Diese vertreten auch Gandhi, Kagava, Sunyat-Sen und viele, viele andere. Sie bereiten dem neuen Kommen Christi den Weg. Rechte Mission kann ihn auch bereiten helfen, falsche ihn versperren.

Frage: Werden auch andere Zeichen zu den Geburtswehen Christi gehören? Es ist auch die Rede von *Erdbeben?*

Antwort: Und von mehr noch: von einer Erschütterung der *ganzen Natur.* Es heißt:

«Aber in jenen Tagen nach dem Eintritt jener Bedrängnis wird die Sonne verfinstert werden und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die kosmischen Kräfte, ‚Kräfte der Himmel', erschüttert werden.» (Markus 13, 24–25.)

Frage: Was bedeutet das?

Antwort: Das bedeutet: Der katastrophalen Verwandlung der Menschenwelt wird eine ebenso katastrophale Verwandlung der Kulturwelt parallel gehen, der ganze Zustand und das ganze Bild der Kultur wird sich ändern.

Frage: Ist das nicht unglaublich?

Antwort: Es ist sowenig unglaublich als die Verwandlung der Menschenwelt, die wir heute vor Augen haben und kommen sehen. Sie muß kommen; denn die Natur ist der Spiegel des Geistes. Und ist sie nicht durch die heutigen Entwicklungen der Naturwissenschaft und Technik vorbereitet?

Frage: Werden diese Entwicklungen schnell oder langsam vor sich gehen? Und wann werden sie abgeschlossen sein?

Antwort: Jesus sagt:

«Über Tag und Stunde dieses Geschehens weiß niemand Bescheid, weder die Engel im Himmel noch der Sohn, sondern der Vater allein.» (Markus 13, 32.)

Alle Berechnungen sind falsch. Diese Dinge gehen nach Gottes Zeit vor sich, nicht nach Menschenzeit. Sie können gehemmt und können beschleunigt werden durch des Menschen Gebet und Tat. Christus sagt ja auch:

«Und wenn der Herr jene Tage nicht verkürzte, so würde alles Fleisch verloren gehen; aber um der Erwählten willen, die er erwählt hat, hat er die Verkürzung der Tage verordnet.» (Markus 13, 20.)

Frage: Welches muß überhaupt dieser ganzen Lage gegenüber unsere Haltung sein?

Antwort: Jesus antwortet:

«Was ich sage, sage ich allen: wachet!» (Markus 13, 37.)

Vor allem tut Eines nicht: Meinet nicht, bevor das Ende komme, dürftet, ja müßtet ihr tun, was die Welt auch tut. Davor warnt die Geschichte im Matthäus 24, 46 bis 50.

«Selig jener Knecht, den der Herr, wenn er kommt, wachend und getreu an seiner Arbeit findet. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über all sein Gut setzen. Wenn aber der böse Knecht in seinem Herzen spricht: ‚Mein Herr verzieht!' und anfängt, seine Mitknechte zu schlagen, mit den Trunkenen ißt und trinkt, dann wird der Herr des Knechtes an einem Tage kommen, da er es nicht erwartet, und zu einer Stunde, die er nicht kennt, und wird ihn vierteilen lassen und ihm seinen Teil mit den Heuchlern geben. Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.»

Wehe den eschatologischen Heuchlern!

Frage: Was heißt eschatologische Heuchler?

Antwort: Das sind solche, die mit Berufung auf das noch nicht erschienene Ende der Welt behaupten, man dürfe, ja müsse bis dahin

alles mitmachen: Krieg, soziales Unrecht, Staats- und Volksvergottung und was die Welt sonst treibt, und die das zum Schutzschild gegen Gottes Forderung machen. Das Gericht über sie wird nicht ausbleiben. Gottes Knechte, die Jünger Christi, haben nicht mitzumachen, sondern zu «*wachen*». Verstehst du das? Jesus hat der Gemeinde ausdrücklich geboten, daß sie *fliehen* und nicht mitmachen soll. (Markus 13, 14.)

«Wenn ihr diese Dinge anheben seht, so richtet euch auf und erhebet eure Häupter, denn eure Erlösung ist nahe.» (Lukas 21, 28.)

Aber es heißt freilich auch:

«Wer ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet.»

(Fortsetzung folgt.)

Ragaz und «Israel»

von *Martin Buber*

(Ansprache bei einer Gedenkfeier für Ragaz in der Synagoge Emet we-Emuna, Jerusalem)

Leonhard Ragaz, um den wir trauern, war der echteste Freund, den das jüdische Volk in unserer Zeit besessen hat.

In dieser dunkelsten Stunde unserer Geschichte nennen sich nur wenige unsere Freunde. Unter ihnen heben sich zwei Arten hervor. Die einen treten für uns ein, weil wir verfolgt werden. Das ist ein edles und des Dankes würdiges Gefühl, aber ebensowenig als echte Freundschaft zu verstehen, wie man in dem Ausharren etwelcher Juden in ihrer Gemeinschaft aus diesem Motiv allein eine echte Zugehörigkeit erblicken darf. Denn wie diese bei unserem ersten freien Atemzug uns zu verlassen sich anschicken würden, so müssen wir in demselben Augenblick das Wohlwollen jener einbüßen, das wir eben nur als vom Ersticken Bedrohte genießen. Die zweite Art stellt sich in denjenigen dar, für die wir unserer biblischen Urvergangenheit wegen der Gegenstand eines aus Respekt und Grauen gemischten Interesses sind: Respekt, weil wir nun doch einmal die leiblichen Nachkommen jener Horde ausmachen, die einst den brennenden Berg umstand, und Grauen, weil seit den Tagen der Schlachtbänke und Gaskammern auch die Gesichertsten unter uns als lebendige Tote, als Scheinlebendige durch ein uns gleichmütig anstarrendes Menschengeschlecht wandeln. Auch dieses eher romantische Verhältnis, das einem Gewesenen und Unwiederbringlichen gilt, von dem auf unser gespenstisches Dasein ein leicht verklärender Schimmer fällt, ist nicht echte Freundschaft zu nennen. Ganz anders hat Ragaz zu uns gestanden und zu uns gehalten. Für ihn waren wir, was wir in unserem innersten Selbstwissen und Selbstverständnis für uns selber sind: die Schmetterlingspuppe, in der der Falter Israel seine Erneuerung erwartet. Nicht daß er uns idealisiert hätte, nicht daß er unser wirkliches Sein durch ein lichtes Traum-

bild verdeckt hätte; das hat er ebensowenig wie wir selber getan. Er hat die Fragwürdigkeit unserer inneren Existenz, die Unzulänglichkeit unserer Seele, die Mangelhaftigkeit unserer Lebensform, die bis in die Tiefe des Wesens reichende Verrenktheit unseres Volksbaus kaum weniger klar gesehen als wir selber, aber er hat eben zugleich das Unfragliche, das Zulängliche, das Mangellose, das Ebenmäßige gesehen, das in uns angelegt ist und für die Augen des echten Freundes wie für den Innenblick des Selbstwissens unwandelbar hindurchscheint. Aber man würde das Eigentliche verfehlen, wenn man dieses Angelegtsein rein naturhaft verstünde, wie wir eben von den besonderen Anlagen des und jenes Volkes zu reden pflegen. Das wäre hier, solchem Schicksal und solcher Entartung gegenüber, nicht von entscheidendem Gewicht. Ragaz hat an uns gesehen, was mit uns gemeint ist, genauer: was der Eine die Welt Meinende mit uns gemeint hat und zu meinen nicht aufhört. Dies aber ist etwas wesenhaft anderes als die schöpfungsmäßigen Anlagen der Völker: es gehört dem Werk der Offenbarung an. Hat jedes Volk seine Anlage, so ist hier mehr als Anlage, so ist hier Auftrag, und hat etwa jedes Volk seinen Auftrag von seiner Natur her, so ist hier mehr als Auftrag, so ist hier Sendung. Auf jeden Fall ist hier Erwählung. Erwählung nicht zum Sprechen eines bestimmten Wortes, sondern zum Leben eines bestimmten Lebens, zum Leben eines gerechten Volkslebens, und der Weg zu diesem Leben führt, wie über die Märtyrer unserer Martyrien, so über die Massenopfer der Gaskammern hin. Es ist der Weg, den ein furchtbarer und gnädiger Gott, unser Herr und der Herr der Welt, «dessen Planungen nicht unsere Planungen sind», uns zu uns selber führt, zu dem, was er mit uns meint. Wir können ihn heute weniger als je verstehen, wir können ihn heute weniger als je vor unserem Menschensinn rechtfertigen, aber dies eine vermögen wir aus seinen grausamen Zeichen in Blut und Feuer zu lesen, daß wir noch immer Erwählte sind. Nicht als Einzelne haben die Zahllosen, die gepeinigt und umgebracht worden sind, Zeugnis abgelegt, wohl aber miteinander, Zeugnis für die fortbestehende Erwählung. Denn ob wir selber auch unablässig gegen unser eigenes Gewissen, gegen das Gewissen unserer Sendung handeln, so sind wir doch miteinander, durch unsere gemeinsame Existenz, durch die in jedem von uns und in allen miteinander, aus jedem von uns und aus allen miteinander unüberhörbar redende göttliche Forderung sind wir, trotz all unserer Unzuverlässigkeit, das zuverlässige Gewissen der Völker. Das Gewissen ist zwar keine jüdische Erfindung, wie jener Untermensch gesagt haben soll, um den Krampf seines Gewissens zu stillen; es ist eine göttliche Erfindung; aber in diesem unserem schwachen, widerspenstigen, ungetreuen Judendasein ist sie Fleisch geworden. Das hat Ragaz gesehen, so hat er uns gesehen: und indem sein Außenblick und unser Innenblick einander auf dem gleichen verborgenen Gegenstand begegneten, erkannten wir den echten Freund.

Aber um vollständig zu erfassen, was dies bedeutet, muß man eines hinreichend beachten: Ragaz sah uns, wie er uns sah, als Christ. Die Grundhaltung des Christentums zum Judentum war in all den Zeiten ihrer Auseinandersetzung auf der Lehre gegründet, Gott habe die Erwählung von dem ihm unbotmäßigen Volke Israel genommen und auf die Gemeinschaft der gläubigen Christen übertragen, und zwar damals, als nach christlicher Auffassung die Unbotmäßigkeit Israels in der Verwerfung des gekommenen Messias ihren Gipfel erreichte. Im Gegensatz zu dieser Grundhaltung hat Ragaz, mit einer Deutlichkeit und Eindringlichkeit wie kaum ein anderer Christ, erklärt, unsere Erwählung sei nicht aufgehoben, sondern das von Gott erwählte Israel sei von dem Kommen Jesu an nicht mehr bloß in das Judentum, sondern auch in das Christentum gelegt, ohne daß bisher weder das eine noch das andere es wahrhaft verwirklicht hätte. «Israel», so sagt Ragaz schon in einem 1921 vor einem jüdischen Publikum gehaltenen Vortrag, «ist größer als das Judentum. Das Judentum hat nicht die ganze Israelswahrheit verwirklicht. Diese steht noch immer *über* und *vor* ihm, gerade wie sie, in *diesem* Sinne, über und vor dem Christentum steht.» Von dieser seiner Voraussetzung aus lehnte Ragaz es ab, von den Juden zu verlangen, daß sie zum Christentum kommen. Es gehe vielmehr für beide, Judentum und Christentum, darum, «in heiliger Unruhe ihre eigene Wahrheit neu zu suchen durch Rückwärtsgehen zu den Quellen und Vorwärtsdrängen zu den Höhen. Und indem sie in diesem Sinne sich selbst suchen, werden sie einander begegnen.» Und nach mehr als zwanzig Jahren, 1942, in dem Jahr der Gaskammern, wiederholt dies Ragaz in seiner zweiten zusammenfassenden Schrift, «Israel, Judentum, Christentum» noch intensiver und fordernder. «Christentum und Judentum», sagt er hier, «gehören zu Israel. Israel lebt in beiden, aber in beiden unvollkommen. Israel wird nicht in dem einen oder dem andern, oder gar in beiden verkörpert, sondern geht durch beide durch, geht über beide hin, fließt als unterirdischer Strom in der Tiefe der beiden. Und Israel richtet die beiden. Das Vorhandensein Israels einigt die beiden, macht sie zu Verbündeten, das Fehlen Israels bei seinem vermeintlichen Vorhandensein trennt die beiden, macht sie zu Konkurrenten.» Und wieder die gleiche Folgerung: «Jeder dieser beiden geteilten Ströme Israels muß zuerst wieder seinen eigenen Sinn gewinnen, zu seinem Wesen und Ursprung, zu Israel zurückkehren. Jeder muß sich von innen her erneuern.» Ragaz will nicht das Judentum zum Christentum bekehren, «sondern höchstens», so sagt er, «wenn ich mir solches anmaßen dürfte, das Judentum zu sich selber und das Christentum zu sich selber, damit aber beide zueinander».

Das Gemeinsame aber, worin beide einander begegnen müssen, kann naturgemäß nichts anderes sein als, wenn auch in einer neuen Fassung und Gestaltung, das Streben nach dem Reich Gottes und seiner

Gerechtigkeit auf Erden im Gegensatz zur «heidnischen» Indifferenz der messianischen Schau gegenüber. Der Strom dieses Strebens hat im Christentum schon früh zu versanden begonnen. Immer mehr ist an Stelle der erstarrenden revolutionären Bewegung des Reiches Gottes die Religion, also Dogma und Kirche, getreten. «Damit aber», sagt Ragaz, «ist im Christentum Israel erloschen. Allerdings nicht ganz und gar.» Es muß und wird in einer Revolution des Christentums wieder entbrennen. Aber auch im Judentum hat sich die prophetische, die lebendig-messianische Linie vielfach verkapselt. Große Zeichen, unter denen Ragaz den Chassidismus, den jüdischen Humanismus, den jüdischen Anteil am Sozialismus und den Zionismus hervorhebt, kündigen ihm Befreiung an. «Dennoch», so fügt er hinzu, «ist auch im Judentum Israel noch nicht ganz zu sich gekommen. Noch ist nicht das Reich Gottes für die Erde und seine Gerechtigkeit das einzige und einfache Bekenntnis der jüdischen Gemeinde. Auch im Zionismus nicht. Noch ist der heilige Glutstrom nicht aus ihr mit aller Kraft aufgebrochen und in die Welt getreten.»

Inmitten der großen Wandlung, die er erhofft, sieht Ragaz der Christ naturgemäß auch eine Wandlung in der Stellungnahme des Judentums zur Person Jesu, aber er betont, daß er damit nicht eine Annahme des christlichen Christus meint. «Es wird», sagt er 1921, «aus der Seele des Judentums vielleicht eine ungleich kongenialere Erfassung und Verwirklichung der Sache Jesu erstehen, als sie bisher auf unserem Boden vorgekommen ist.»

Ich darf nicht verschweigen, daß ich – so sehr ich mich im Realismus des messianischen Strebens mit Ragaz einig fühle – diesem seinem besonderen Anliegen zwar gründlich beipflichten, aber nicht weniger gründlich widersprechen muß. Ich glaube fest daran, daß die jüdische Gemeinschaft im Zug ihrer Wiedergeburt Jesus rezipieren wird, und zwar nicht bloß als eine große Figur ihrer Religionsgeschichte, sondern auch im lebendigen Zusammenhange eines sich über die Jahrtausende erstreckenden messianischen Geschehens, das in der Erlösung Israels und der Welt münden wird. Aber ich glaube ebenso fest daran, daß wir Jesus nie als gekommenen Messias anerkennen werden, weil dies dem innersten Sinn unserer messianischen Leidenschaft, also eben dem, was Ragaz an uns so wichtig für das Kommen des Reiches Gottes erscheint, widersprechen würde. In das mächtige Seil unseres Messiasglaubens, das, an einem Fels am Sinai geknüpft, sich bis zu einem noch unsichtbaren, aber in den Grund der Welt gerammten Pflocke spannt, ist kein Knoten geschlagen. Für unsern Blick geschieht Erlösung allezeit, für ihn ist keine geschehen. Am Schandpfahl der Menschheit stehend, gegeißelt und gefoltert, demonstrieren wir mit unserem blutigen Volksleib die Unerlöstheit der Welt. Für uns gibt es keine Sache Jesu, nur eine Sache Gottes gibt es für uns.

Innerhalb der Geschichtskrise unserer Zeit, die Ragaz als noch gewaltiger sieht denn die der Spätantike und aus der er eine noch gewaltigere Krise Israels entstehen sieht als jene, aus der Jesus hervortrat, schreibt er dem jüdischen Volk eine doppelte Funktion zu. Die eine wird für den im Jahre 1942 Schreibenden durch «das unerhörte Leiden des Judentums» gekennzeichnet; auf dieses deutet er hin, wenn er sagt, «daß das Leiden in seinem heiligsten Sinne zur Aufgabe Israels gehört, daß Israel der stellvertretend für die andern leidende Gottesknecht ist, dem die entsprechende Erhöhung verheißen bleibt». Die andere, die tätige Funktion, aber ist ihm durch Zion bezeichnet. Die weltliche und rationale gegenwärtige Form des Zionismus sieht er als einen Anfang an. Dahinter erhebt sich «das Zion der Propheten», «der Berg der Gerechtigkeit Gottes für die Völkerwelt und die soziale Welt». «Darin», sagt Ragaz, «lebt das Judentum zu Israel auf.» Er sieht also Zion, der Verkündigung Jesajas gemäß, als die Mitte des kommenden Gottesreiches. Von da aus muß man es verstehen, was Leonhard Ragaz während dieses Krieges immer wieder, auch in seinem für die palästinensische Siedlung gefährlichsten Moment, seinen hiesigen Freunden schrieb: auf die Akropolis könne das Hakenkreuz gelangen, aber nie auf den Berg Zion, vor den Toren des Heiligen Landes werde der Verwüster umkehren. Noch im Oktober 1945 aber, in seinem letzten Brief, schrieb er mir von seiner Zuversicht, «daß der neue Ansturm, der sich vorzubereiten scheint, das Werk Gottes nicht zerstören könne». «An den Judenstaat freilich», fuhr er fort, «glaube ich nach wie vor nicht – es ist nicht das, was Gott mit Israel will –, aber ich glaube unerschütterlich daran, daß Gott in Erez Israel Zion neu aufrichten will.» Und von seinen Berichten «Zur Weltlage», die er allmonatlich für seine Zeitschrift «Neue Wege» schrieb, schließt der einen knappen Monat vor seinem Tode abgefaßte mit den Worten: «Dieses Zion, aus der großen Flut der heutigen Bewegung der Völkerwelt auftauchend, ist das Zeichen, worin sich auch das Judenproblem auflöst, weil sich darin Israels höchste Bestimmung verwirklicht. Es ist das Zeichen, das sich, einem reinen Auge sichtbar, hoch über die heutige Welt erhebt.»

Im Kreise der Getreuen, die sich um den Zion scharen, wird das Andenken von Leonhard Ragaz fortleben als das eines großen Freundes Zions im echtesten und fruchtbarsten Sinne. In treuem Herzen bewahren wir seinen starken Beitrag zu dem, was Judentum und Christentum heute verbinden kann und soll: der Sorge um die Zukunft des Menschen in dieser Stunde seines tiefsten Verfalls und die Hoffnung auf seine Erneuerung von eben dieser Stunde aus.

Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz

Von diesem großen Werk, das Leonhard Ragaz hinterlassen hat, sind die beiden ersten Bände erschienen: Band I «Die Urgeschichte» und Band II «Moses». Was wir hier geben möchten, kann nur ein Hinweis sein, denn weder von der Tiefe noch von dem Reichtum des Inhaltes dieser Bücher läßt sich auf knappem Raume ein Begriff geben. Wer aber zu dem Werke selbst greift, wird die Erfahrung machen, daß es Bücher gibt, die mehr sind als «Literatur», nämlich beglückende Befreiung des Geistes, Nahrung und Kraft der Seele, Vermittlung ewigen Lichtes. Daß es sich «nur» um Vermittlung handelt, dessen ist sich niemand demütiger bewußt gewesen als Ragaz selbst. Wir aber halten diesen Dienst für einen der größten, der den Menschen getan werden kann. Denn «es gibt nichts Entscheidenderes für die Geschichte der Menschen, im allgemeinen und im einzelnen, als die Bibel» – so sagt Ragaz –, und er meint damit jene Wahrheit, jene die Welt bewegende Kraft, jenen Schöpfergeist, von dem die Bibel erfüllt ist, die Ragaz in einer Art zu erschließen vermag, wie es wenigen gegeben ist.

Es ist selbstverständlich, daß alle, die etwas von der Bedeutung des Ragazschen Lebenswerkes und seines Lebenskampfes wissen, diesen Büchern mit der Ehrfurcht begegnen werden, die man dem geistigen Vermächtnis eines Verewigten entgegenbringt, denn es liegt etwas Ergreifendes und tief Bedeutsames darin, daß Ragaz das geistige Ringen seines Lebens in einen Kampf um die Bibel ausmünden ließ. Aber wir möchten es doch mit aller Deutlichkeit sagen, daß diese Bücher es nicht nötig haben, daß die Leser ihnen von vornherein irgendwelche Gefühle der Pietät entgegenbringen. Denn dieses Bibelwerk hat genug eigene Kraft um den, der sich darin vertieft, zu überwältigen. Daß diese nicht nur mit wunderbarer Reife, sondern auch mit hinreißendem Schwung geschriebenen Bücher dem Geiste eines hoch in den Siebzigen stehenden Mannes entstammen, diese Tatsache ist allerdings bedeutsam als Hinweis auf letzte Geheimnisse schöpferischer Kraft und sich erneuernder Jugend.

Für diejenigen, die durch eine gewisse offizielle kirchliche Propagierung und Aufnötigung der Bibel von der Beschäftigung mit ihr geradezu abgeschreckt worden sind, was wir nur allzu gut begreifen, möchten wir noch eine Bemerkung vorausschicken. Sie werden, sobald sie sich in diese Bücher hineinzulesen beginnen, fühlen, daß hier nicht aus einer «christlichen» Gebundenheit heraus geredet wird, die meint, die Bibel *müsse* gelesen und darum durch allerlei gewandte oder mühselige Künste der Erklärung gerettet und dem heutigen Menschen nahe gebracht werden. Ragaz hat im Gegenteil gelegentlich heftig sich gegen die «Bibelknechtschaft» gewandt und gegen das geredet, was

er «Bibelbetrieb» nannte, eben jenes Aufnötigen und Propagieren der Bibel von seiten eines Kirchentums, das dann doch die bescheidensten Beweise biblischen Geistes und biblischer Kraft immer wieder schuldig bleibt.

Das Verhältnis von Ragaz zur Bibel trägt das Gepräge völliger Freiheit, einer Freiheit, von der sich das landläufige Freidenkertum und auch ein gewisser theologischer Freisinn nicht einmal träumen ließen. Es ist – wir wagen es zu sagen – die Freiheit des Propheten und nicht die Freiheit einer überheblichen «autonomen» Vernunft. Es ist die Freiheit eines Menschen, der sein Ohr geöffnet hat für das Wort, das Gott heute spricht, und der gerade darum tief beglückt ist von der Begegnung mit dem geschriebenen Wort. Die Freiheit des kritischen Verstandes und der wissenschaftlichen Forschungsmethoden soll selbstverständlich auch in bezug auf die Bibel nicht beschränkt werden, aber sie tragen die Gefahr in sich, aus der Bibel ein Buch der Vergangenheit zu machen. Die ewige Lebendigkeit, Gegenwärtigkeit und Aktualität der Bibel aber erschließt sich dem, der als ein Lebendiger, Ringender, die Gegenwart Miterleidender zu ihr kommt. In der Ragazschen Deutung tritt uns etwas vom Wesen der Bibel entgegen, das lange viel zuwenig gesehen worden ist: *Größe*. Man hat viel zuwenig Anstoß genommen an dem Zug zur Verkleinlichung, zur Verharmlosung und falschen Verkindlichung, der dem üblichen Gebrauch der Bibel anhaftete. Um so stärker empfindet man bei Ragaz die mitreißende Art, die Bibel in allen ihren Teilen wahrhaft groß zu sehen und ihr eine großgeartete Deutung zu geben. Denn es gilt für die Bibel im höchsten Maße jenes Wort Lichtenbergs, daß gute Bücher wie Spiegel sind: wenn ein großer Mensch hineinschaut, schaut auch etwas Großes daraus heraus. Es trifft sicher die Wahrheit, wenn wir sagen, daß bei Ragaz das Verstehen der Bibel auf einem Schauen beruht, auf jener Intuition, die nicht am einzelnen hängen bleibt, sondern den Grundsinn erfaßt, jenes «geistige Band», das diese ganze unermeßliche Bibelwelt zusammenhält. Aber es darf dabei nicht vergessen werden, daß solches Schauen nicht dem Müßigen in den Schoß fällt, auch dann nicht, wenn ihm Genialität zur Verfügung steht. Ragaz ist dieses Schauen als Frucht eines lebenslangen Suchens zuteil geworden. Er hat mit jedem einzelnen Teil der Bibel in jener leidenschaftlichen Beharrlichkeit gerungen, mit jenem Willen: «ich lasse dich nicht, du segnest mich denn». Und letztlich ist es nur *eine* Kraft, der die Felsenwelt der Bibel sich erschließt: es muß mit dem Stabe des Glaubens daran geschlagen werden. Dann aber brechen die Wasser übermächtig und erquickend hervor.

Diese beseligende Erfahrung ist Leonhard Ragaz zuteil geworden, und in diesen seinen nachgelassenen Büchern gibt er sie an uns weiter. Er gibt uns den Schlüssel für ein neues Verstehen der Bibel in die Hand. Er erschließt uns die Schöpfungsgeschichte in ihrer grundlegen-

den Bedeutung, wobei immer die eine Erkenntnis wiederkehrt: «Die Schöpfung ist nicht fertig, sie geht weiter, Gott entgegen. Gott, der Eine, heilige, lebendige, hat nicht bloß geschaffen, sondern er *ist* Schöpfer.» Die Erschließung der Urgeschichte vor allem wird gleichzeitig zu einer gewaltigen Erschließung des Sinnes des ganzen Daseins: der Natur, des Menschen, der Geschichte, der Gegenwart, der Kultur, der Kunst, der Technik, des Logos, des Ethos, mit allem, was von Paradies und Abfall, von Gericht und Katastrophe, von Rettung und Verheißung darin liegt.

Dann erschließt uns der Verfasser in völlig originaler Art die Erzvätergeschichte, den Ruf an Abraham, den Kampf des Glaubens. Das Urtypische der Gestalten Isaaks, Jakobs, Josefs wird in großer Tiefe vor den Leser hingestellt, und gleichzeitig werden ihm die Augen geöffnet für die ganze Schönheit der biblischen Erzählungen und Symbole.

Gewaltig und in besonderem Sinne kongenial werden im zweiten Band Gestalt, Zeit und Werk des Moses erschlossen. Ich glaube nicht, daß Israel und das Judentum in seinem Schicksal und in seiner Bestimmung außerhalb seiner selbst je so tief verstanden worden sind, wie es von dem Christen Ragaz verstanden wird.

Eine Stelle aus dem Abschnitt über Moses möchte ich zitieren als *ein* Beispiel unter vielen: «Moses flieht in die Wüste. In der Wüste treten die Sterne hervor wie nirgends sonst. In die Wüste flieht Elias, um den Gott, an dem er irre geworden ist, wieder zu finden. In die Wüste geht Jesus, nachdem er in der Taufe am Jordan den Ruf empfangen. In die Wüste geht Paulus, nachdem ihm Christus begegnet ist. Die Wüste wird zum gewaltigen Symbol. Diese Wüste kann ja auch eine Klosterzelle sein wie bei Luther, eine Studierstube wie bei Calvin, oder ein großstädtisches Quartier wie bei Carlyle, ein Landgut wie bei Tolstoj. Es gibt viele Arten von Wüste. Im Zusammenbruch falscher Gedanken und Bestrebungen, in der Leere, die vielleicht nach scheinbarem Besitz in Seele und Existenz eingetreten sind, in der Verzweiflung an allen menschlichen Mitteln und Wegen begegnet Gott dem Menschen, der wirkliche, lebendige Gott. Da leuchtet es vor ihm auf wie ein Feuer mitten in Einsamkeit und Dunkel. Denn die Wüste ist auch die Stätte und das Symbol der Einsamkeit, der schweren, versuchungsvollen. In der Wüste wohnen auch die Dämonen. Mit ihnen muß gerungen werden, damit Gott ganz Herr werde. In der Wüste aber wohnt auch die Stille, in der allein Gottes Stimme gehört werden kann.» «Hier offenbart sich Gott – sagen wir nun das große Wort, das Mittelpunktswort der Bibel – als Gott der Gerechtigkeit. Das ist das heilige Feuer des Dornbusches, das nie erlischt und sich nie verzehrt, bis alle Welt von diesem Feuer ergriffen und durchglüht ist.»

Diese Bücher sind voll durchdringender Gedankenarbeit. Begriffe

werden neu durchdacht und in eigenartiges Licht gestellt. Wie neuartig ist zum Beispiel, was über das Wesen der Magie und des Mysteriums, des Riesentums und des Führertums gesagt wird. Man steht staunend vor der Ursprünglichkeit gerade auch dieser Denkarbeit bei einem Manne, der so sehr ein Mann des aktuellen Kampfes war. Oder ist vielleicht doch gerade dieser aktive Wille, der Wille zur Gestaltung und Umgestaltung der Welt das Geheimnis dieser Originalität des Denkens? Bricht nicht sowohl der Drang zum Tun wie auch der des Denkens aus der gleichen Tiefe hervor?

Mit besonderem Nachdruck möchte ich hinweisen auf die Kapitel des zweiten Bandes, die sich auf das mosaische Gesetz beziehen. Daß der *soziale* Sinn der alttestamentlichen Gesetzgebung in seiner ganzen Großartigkeit und Unüberbietbarkeit hervorgehoben wird, das wird uns bei Ragaz nicht erstaunen. Aber daß er auch das kultische Gesetz der Leviten, mit dem man doch, wie es landauf und landab heißt, beim besten Willen nichts mehr anfangen kann, in einer so lebensvollen Art zu deuten weiß, das ist das Außerordentliche. Er, der wie wenige in unserer Zeit die leidenschaftliche Ablehnung, die die Propheten dem Kultus entgegenbrachten, begriff, er, der den Kampf gegen eine im Kultus erstarrte und veräußerlichte Religion als einen der zentralen Kämpfe der Bibel erkannte und selbst diesen ewigen Kampf des Gottesreiches gegen die Religion mitkämpfte, gerade er versteht hier auch die letzten Hintergründe und Wahrheiten der kultischen Symbole – bis hin zum Räucherwerk und den heiligen Kleidern der Priester.

Es ist etwas seinem eigenen Wesen tief Verwandtes, was Ragaz in diesen kultischen Symbolen der Bibel begegnet: die *Ehrfurcht!*, die Ehrfurcht nicht nur vor der heiligen Unantastbarkeit des Menschen, sondern vor allem Geschaffenen, auch vor dem Tier und der Pflanze. «Auch die Natur ist Gott heilig, denn sie ist – und ist es stets aufs neue – seine Schöpfung. Darum muß sie mit heiliger Scheu betrachtet und behandelt werden. Sie darf nicht angetastet, nicht ausgebeutet, nicht vergewaltigt und nicht geschändet werden. Der Ausdruck dieser Scheu ist vor allem das Opfer. Es ist gleichsam der Mittler zwischen der Heiligkeit und Unantastbarkeit der Natur und ihrer Benutzbarkeit durch den Menschen. Der Kultus wird verstanden und gewertet als ‚Hinweis auf das Heilige'.» «Es ist nämlich so – sagt der Verfasser –, daß dieser Hinweis einer Notwendigkeit entspricht, solange nicht das Reich Gottes in seiner Vollkommenheit erschienen und damit der Kultus in der Wirklichkeit erfüllt, damit aber auch alle Wirklichkeit Kultus geworden ist.» Sogar der minutiösen Ritusstrenge des Alten Testamentes bringt Ragaz großes Verstehen entgegen. «Hat – sagt er – unser Leben nicht wieder mehr Form nötig? Heilige Form? Gibt es nicht eine falsche Säkularisierung?» Ragaz ist immer wieder soviel freier, reicher und lebendiger, als man meint. In diesem Sinne ist er

sowenig ein Ragazianer, wie Marx, nach seinem bekannten Wort, ein Marxist war. Dieser Geist der Freiheit und der Ehrfurcht wird auf den aufgeschlossenen Leser dieser beiden Bücher übergehen.

Das *Bibelwerk* von *Ragaz* nimmt den Staub weg, der auf der Bibel liegt, und öffnet ihre Siegel, und das schöpferische Wort, das in ihr bewahrt war, tritt hervor wie ein Herold und macht dem Größten Bahn, das da kommen soll. *Paul Trautvetter.*

Pestalozzi als Pionier der Sozialpädagogik

von Dr. *Ernst Simon*, Universität Jerusalem

(Aus dem Hebräischen übersetzt)

(Fortsetzung)

III. *Die Grundlagen der Pestalozzianischen Sozialpädagogik*

Erziehung war für Pestalozzi, zuerst und vor allem, ein Werk der Liebe, der Mutter- und Vaterliebe, in deren Rechte der Lehrer notfalls einzutreten hatte. «Vater Pestalozzi» durften – und mußten – ihn die Zöglinge seiner Erziehungsanstalten nennen.

Politik geschieht im Bezirk der Macht. Auch die Sozialpolitik kann ihren Zusammenhang mit der Macht nicht verleugnen, wenn sie auch den Versuch macht, die schroffsten Äußerungen ihrer Ungerechtigkeit zu mildern. Gleichzeitig wirkt sie machterhaltend, als «Sicherheitsventil» der bestehenden Gesellschaft, wie die marxistische Analyse gezeigt hat.

Sozialpädagogik bedeutet also die paradoxe Verknüpfung zweier einander wesensfremder Antriebe: der Liebe und der Macht. Pestalozzis Versuche sind mit vollem Recht unter den Titel einer «Politik der Liebe» gebracht worden[16].

Pestalozzi selbst ist dieser Problematik niemals völlig Herr geworden, nicht praktisch und noch weniger theoretisch. Sie war im Grunde mit den Denkmitteln der späten Aufklärung und Frühromantik auch kaum zu bewältigen, selbst wenn sie Pestalozzi voll zur Verfügung gestanden hätten, was durchaus nicht der Fall war. Erst die moderne Theorie der Politik, die ihren Machtcharakter rücksichtslos herausgestellt hat, nachdem Machiavelli als einsamer Vorläufer moralisch bekämpft und «nur» praktisch befolgt worden war, hat auch die ganze Problematik der Pädagogik aufgedeckt. Heute wissen wir, daß mit pädagogischen Mitteln allein oder vorzugsweise die gesellschaftliche Situation nicht zu ändern ist; insbesondere nach dem Zusammenbruch des heroisch unglücklichen Versuchs der deutschen Schulreformer in der Weimarer Epoche, eben dies zu tun; wir

[16] Leibersberger, a. a. O., Seiten 73–75.

gedenken all der pädagogischen Blütenträume, die fast gereift waren, als der Nationalsozialismus sie mit *einem* politischen Schlage beendete. Seit all dem weiß der Pädagoge – oder sollte es wissen –, daß er nur dann seine Aufgabe, auch die politische, ernstlich erfüllen kann, wenn er ihre Grenze sieht und sich bewußt macht. Trotzdem behält er eine Aufgabe, und eine große, auch im Kraftfeld der Politik. Sie heißt: psychologische Vorbereitung des Kommenden. Es ist durchaus nicht gleichgültig, auf welche Generation eben erwachsener Menschen die politische oder soziale Wende, von politischen und sozialen Kräften vorbereitet, auftrifft: ob auf innerlich einverstandene oder auf mürrisch sich fügende, wenn nicht gar rebellisch widerstrebende Menschen. Es ist nicht gleichgültig, für diese Menschen selbst, und auch nicht für das politische Geschehen in der Erwachsenengesellschaft. Muß die Politik die ganze Energie ihrer Macht nach innen kehren, so wird sie durch den brutalen Gebrauch ihrer Mittel selbst verwandelt und von ihrer ursprünglichen Richtung abgedrängt. So kann eine Pädagogik, die die Zeichen der Zeit richtig deutet, die Zukunft ahnend, sie vorbereiten helfen und ihren Eintritt dadurch schmerzfreier, ihren Vollzug reiner gestalten. Dafür freilich muß sie eben die Zeichen der Zeit erkennen und im Falle, daß sie aus Gewissensgründen glaubt ihnen widerstreben zu müssen, ohne Sentimentalität das Martyrium für ihre Träger und – was schwieriger ist! – auch für die ihr anvertrauten Kinder auf sich nehmen.

Auch Pestalozzi ahnte diese Zusammenhänge und bemühte sich daher immer wieder um eine Verbindung zwischen seinen pädagogischen Einsichten und geschichtsphilosophischen sowie kulturphilosophischen Erkenntnissen über den Sinn der bisherigen Entwicklung und über den Sinn seiner eigenen Gegenwart[17]. Aber in allem Wechsel seiner Anschauungen ist er einem Grundsatz stets treu geblieben: die entscheidende Erziehungsaufgabe ist die Erziehung der *Kinder der Armen*. Wird sie nicht gelöst, so ist alles übrige, was sich auf ihr aufbauen könnte, ohne Fundament und sittliches Recht. Es ist bezeichnend, daß Fichte, der die Pestalozzianischen Gedanken sonst als eine pädagogische und politische Heilslehre aufgenommen hat, hier entschieden abweicht und statt der «Armenerziehung» die «Nationalerziehung» fordert[18]. Dies bedeutet viel mehr als eine nebensächliche Korrektur; es ist eine entscheidende Wendung. Da Fichte die Methode Pestalozzis als ein Mittel der Konkurrenz auffaßt, das diejenige Gruppe, die sich seiner wirksam und zuerst zu bedienen weiß, über andere Gruppen erheben wird, kommt alles darauf an, welches die

[17] Vgl. des Verfassers Buch «Das Werturteil im Geschichtsunterricht», Leipzig, 1931, Seiten 104 ff., und seinen (hebräischen) Aufsatz «Geschichts- und Kulturphilosophie als Grundwissenschaften der Pädagogik» in der Festschrift «Haguth» (Denken) für Professor Samuel Hugo Bergmann, Jerusalem, 1944, Seiten 106–120.

[18] «Reden an die deutsche Nation», Neunte Rede.

Zusammensetzung dieser Gruppe ist: ob sie sozialer oder nationaler Struktur ist. Für Fichte, und später für den preußischen Staat, wurde die Pestalozzianische Volksschule ein Vorbereitungsmittel für «Sadowa»; Pestalozzi selbst meinte sie als ein Hebungsmittel für die Ärmsten der Armen, zwar nicht im Sinne des konkurrierenden Klassenkampfes – aber im Sinne einer Selbstentsühnung der Gesellschaft, ohne die sie nicht werde weiterbestehen können.

Der Arme soll nicht zum Reichtum erzogen werden, nicht einmal zum sozialen Aufstieg – außer in glücklichen Ausnahmefällen, über die sich Pestalozzi immer herzlich freute –, sondern «zu seiner Armut». Diese Armut selbst aber müsse ein menschenwürdiges Dasein verbürgen, in dreifacher Rücksicht: die Lebensbedingungen müssen so weit verbessert werden, daß sie Hygiene des Körpers, der Wohnung und – wie wir heute formulieren würden – auch Hygiene des Geistes ermöglichen; die Arbeit muß, ohne in ihrer Art verändert zu sein, zum sinnvollen und bewußt ergriffenen Hauptstück des Lebens werden; der Zugang zur geistigen Welt muß, wenn auch in «elementarer» Form, allen Menschenkindern offen sein.

Diese Forderungen, die Pestalozzi, mit gewissen Variationen, fast während seines ganzen theoretischen Denkens und praktischen Tuns begleiten, wirken heute teils selbstverständlich, teils geradezu reaktionär im Sinne jener «Standeserziehung» des 18. Jahrhunderts, die jedem Stand, in seinen ursprünglich festen, feudalen Schranken, sein eigenes Erziehungsideal und seine eigenen pädagogischen Methoden zuweist[19].

Doch führt dieser Eindruck irre. Wir berührten schon Pestalozzis positives Verhältnis zur französischen und zur schweizerischen Revolution, das sich nur zum Teil als ein Widerspruch gegen die eben skizzierte Haltung erweist. Sein Herz schlägt dem Neuen; es zittert vor seinen furchtbaren Begleiterscheinungen; es sucht nach jedem denkbaren Ausweg, sie zu vermeiden, sie aus dem Donnergang der Weltgeschichte gleichsam auszustreichen, aber wenn dieser wahrhaft utopische Versuch mißlingt, so sagt er doch lieber «Ja»[20] zu der ultima ratio populi als «Nein» zu seinem Verlangen nach Linderung seiner Not. Die Sozialpädagogik Pestalozzis ist also ein Versuch, auf dem Wege der «Liebe» der «Politik» soviel Raum wie möglich abzugewinnen, um sie mit all ihren Schrecken gar nicht erst in Wirkung treten zu lassen. Auch dieser Versuch war zum Scheitern verurteilt,

19 Vgl. Alfred Heubaum, «Geschichte des deutschen Bildungswesens seit Mitte des 17. Jahrhunderts», I. (einzig erschienener) Band: Das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung, Berlin, 1905, und die entsprechenden Darlegungen in Heubaums «Pestalozzi».

20 Vgl. den Titel seiner Revolutionsschrift «Ja oder Nein?» Werke VIII, S. 7 ff. Der Titel ist freilich etwas anders gemeint als die Paraphrase in unserem Text, die aber Pestalozzis Grundüberzeugung richtig wiedergibt.

aber in der höchsten Sphäre. Pestalozzi war gewiß kein «religiöser Sozialist» im modernen Sinne, wie etwa sein ihm menschlich so nahe stehender Landsmann *Leonhard Ragaz*, aber er war ein homo religiosus, dem sein Glaube das gerechte Leben mitten unter den Menschen als oberstes Gebot auferlegte. Dies kommt in seiner Stellung zum offiziellen Christentum und zur organisierten Kirche seiner Zeit immer wieder zum Ausdruck. Er übt schärfste Kritik an den meisten religiösen Institutionen, weil sie nicht verstehen, die Bibel als «Mandat» zu fassen, wie Jost es in der Wirtsstube in «Lienhard und Gertrud» fordert, sondern sie als eine Machtposition benützen, die ihren Funktionären ein sorgloses Leben und den staatlichen Gewalthabern einen sicheren Bundesgenossen sichert. In voller Radikalität hat Pestalozzi diesen durchgehenden Gedanken in einer seiner Fabeln ausgesprochen, die ihm selbst lange Zeit zu extrem für die Veröffentlichung erschien, so daß sie erst seit der Cottaschen Gesamtausgabe der Werke in ihnen erscheint. Sie lautet wie folgt:

«*Benedikt* (der Pfarrer): Sei ruhig, lieber Hans! *Hans* (der Arme): Ich kann nicht, ich leide Unrecht. B.: Die Religion sollte dich trösten. H.: Sie sollte mir helfen. B.: Sie wird dir in deinem Innern helfen. H.: Das ist nicht wahr! *Wenn sie mir in meinem Äußeren nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.* (Auszeichnung von mir. – E. S.) B.: Du lästerst. H.: Ich rede die Wahrheit. Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört. B.: Ich zittere. H.: Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörst. B.: Das hätten sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen. H.: Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen[21].»

Dieses kleine Dokument ist höchst bezeichnend. Religion, so oft wirklich «Opium für das Volk» oder besser: gegen das Volk, wird hier zum Sporn, der ihrem Gläubigen keine Ruhe gibt. Die Qual des bedrängten Herzens ist so groß, daß Gottes Existenz selbst, nicht nur der Glaube an ihn, von seiner Wirkung und der seiner Diener unter den Menschen scheinbar abhängig gemacht wird. Nur scheinbar: denn der idyllische Schluß ist keineswegs nur eine rührende Gebärde der Versöhnung, sondern ein pathetischer Hinweis auf den dauernden Kern des Christenglaubens und die Legitimität seiner Träger, wenn auch nicht heute, so doch gestern oder vorgestern, zu Großvaters Zeiten. Sie wieder zu erwecken, ohne Rückwendung in ein manchmal romantisch idealisiertes, nie romantisch zurückersehntes Mittelalter, ist das letzte Ziel dieser Pädagogik: als einer Industriepädagogik auf der Grundlage religiöser Liebe.

---

[21] Vgl. Konzelmann, Seite 179; Werke, VI, Seite 384 f.

IV. *Einige Anwendungsgebiete der Sozialpädagogik*

Keine echte Sozialpädagogik kann sich mit der Erziehung der Kinder begnügen, ja: sie wird vielleicht ihr wesentliches Anwendungsgebiet gerade in der Erwachsenenbildung suchen, wie einst Grundtvig in Dänemark und heute Sir Richard Livingstone in England[22]. Von der Erziehung der Mütter wurde schon gesprochen; ihnen widmete Pestalozzi seine didaktischen «Mütterbücher», sowohl unter dem Eindruck der mütterlich-dienenden Frauen, die mehrfach helfend und rettend in sein Leben eingegriffen hatten, wie von dem Gefühl aus, daß die Frau der «elementarere» Partner im Ganzen der Menschheit ist als der Mann und somit der bevorzugte Träger der neuen Elementarerziehung: die Stärkere, weil sie die Schwächere ist, ganz analog der Stellung des Armenkindes im Neuaufbau der Schulerziehung.

Diese messianische Umkehrung der geltenden Wertstufen, im Sinne der Neutestamentlichen Verheißung: «Die letzten werden die ersten sein», der zahlreiche jüdische Parallelen entsprechen, wirkt sich besonders in Pestalozzis Lehre vom Verbrechen und seiner Bekämpfung aus. Es ist tief bezeichnend, daß er seine Staatsutopie anläßlich einer scheinbar bedeutungslosen Rand- und Grenzerscheinung schreibt: in seinem Buche «Über Gesetzgebung und Kindermord». Das Thema des Mordes unehelicher Kinder seitens ihrer verstörten Mütter wurde danach freilich, wie bekannt, in «Publizistik und Dichtung» oft behandelt und war auch in Pestalozzis Fall zunächst Gegenstand eines öffentlichen Preisausschreibens, aber er gewinnt der Frage eine Tiefe ab, zu der sie sonst meines Wissens niemals gediehen ist. Der Grenzfall wird ihm bezeichnend für das Ganze der Gesellschaft, in der er möglich ist, und so zur eigentlich richtenden Instanz, die gesetzgeberische Abhilfe verlangt. Das Buch zeigt auch Pestalozzi den Dichter auf noch größerer Höhe als im Roman und in den Fabeln: es ist die vergegenwärtigende Kraft der mitleidenden Seele (wohl mehr als die psychologische Anlage des Eidetikers, wie man gemeint hat[23]), die Pestalozzi befähigt und zwingt, die schwere Stunde des kreißenden Weibes so mitzuerleben und zu beschreiben, als habe er sie durchgemacht. Ein Beispiel von vielen:

«Des Mädchens Handlung ist wohl Unsinn, seine Handlung ist wohl Verzweiflung; aber sie ist nicht Mord – das Kind ist noch nicht da – es will kommen, es ist noch nicht da – aber es kommt – es wird sein – es wird dir dein Leben vergiften – es kommt – es kommt – Schmerzen zerreißen dein Innerstes – dein Atem würgt dein Herz – du verbeißest deinen Laut und kirrest im Entsetzen deiner Leiden – unter der Hülle deines Bettes verbirgst du dich selber und verfluchst den Tag, an dem du das Licht sahest – du wünschest dich tausendmal ver-

22 «The Future in Education», Cambridge, 1943.
23 Leibersberger, Seiten 32 ff.

nichtet, vergraben – und mußt dir helfen – und weißt dir nicht zu helfen – du bist nicht bei deinen Sinnen – du siehst und hörst und fühlst nicht, was um dich her ist – siehst und fühlst nicht und kennst nicht, was du gebierst, sowenig als was du jetzt selber bist – du ermordest, du erdrückest und weißt nicht, was du tust . . .[24]»

Das ist die Phantasie des großen Herzens, die beinahe – freilich nur: beinahe – an Euripides, den Dichter der Kindesmörderin «Medea», zu denken erlaubt, den aber die Kraft der mitfühlenden Reflexion auf Leidenschaft und Leid der Frau zum Lebenspessimisten gemacht hat. Das Erstaunliche an Pestalozzi ist, daß er bei aller identifikatorischen Einsicht in das Chaos der menschlichen Natur Optimist und ein Gläubiger der Pädagogik bleibt. In derselben Schrift heißt es:

«Man gehe auf der andern Seite gegen den Gefühllosesten und Härtesten mit fester Schonung seines Gefühls für Ehre und Pflicht und ein edles Betragen vor und sehe die Wirkung des pflichtmäßigen Verhaltens gegen seine Nebenmenschen – wenn es dem Verstocktesten auffällt, daß du gegen ihn gerecht, edelmütig und schonend bist, der Mann wird staunend vor dir dastehen, er sieht, was er nicht glaubt, denn kein Verbrecher glaubt seinen Nebenmenschen besser als sich selbst, und edel und gut; er wird staunend vor dir stehen und wenigstens in diesem Augenblick gegen dich gewiß auch edel und gerecht handeln[25].»

So sind denn auch die Analysen des Kindermords, die Vorbeugungsmaßnahmen und der Geist der Strafgesetzgebung, die Pestalozzi bringt und vorschlägt, durchaus pädagogisch: sozialpädagogisch.

Ein des öftern wiederkehrender Refrain des Buches ist der Satz: «Ja, Menschen: es gibt eine Armut, die zur Verzweiflung führt[26].» Neben der Armut, die keine Frühehen zuläßt, sind es «moralische» Vorurteile, Standes- und Klassenunterschiede, die Situation weiblicher Dienstboten in begüterten Häusern und ähnliche Mißstände, die Pestalozzi für die Tat der unglücklichen Täterinnen verantwortlich macht. Er schlägt, ganz modern, die Bestellung von «Gewissensräten» vor, nicht hochtrabender Beamter oder Gelehrter, sondern erfahrener Bauern, die zur Lebensweisheit gereift sind, und zu denen junge Menschen in ihrer Not Vertrauen haben dürfen. Man könnte diese Erziehungsweisheit eine *Pädagogik der offenen Tür* nennen, die uns bei unserer heutigen Überhastung und Überlastung so bitter not tun und manche Psychoanalyse ersparen würde. Pestalozzi war gewiß, daß

[24] Werke, V, Seite 370.

[25] Wilker, Seite 21 f. Eine interessante Parallele zu diesem typischen pädagogischen Optimismus findet sich in der rabbinischen Literatur. Aron, der Bruder Moses, pflegte jedem Bösewicht den Friedensgruß zu geben. Wenn dieser dann eine Untat begehen wollte, erinnerte er sich: jener Gerechte hat mich freundlich begrüßt, und ließ davon ab (Avoth Derabbi Nathan, 12, 3).

[26] Wilker, Seiten 101 ff.

sich auf diesem Wege viele Verbrechen verhindern ließen. Geschehen sie trotzdem, so darf die schuldig-unschuldige Kindsmörderin keinesfalls die Todesstrafe erleiden, weil auch die Gesellschaft selbst sich an ihr vergangen hat, sondern muß einem schonenden, einem vor allem ihre Ehre schonenden pädagogischen Strafvollzug überantwortet werden. Pestalozzi gehört zu jenen seltenen Söhnen des Aufklärungszeitalters, die die Besserungstheorie der Strafe – einstmals einem Protagoras und einem Seneca wohlbekannt[27] – aus der Glut ihres reinen Herzens wieder entdecken, lange vor Franz von Liszt und vor Berthold Freudenthals «Recht des Verbrechers». Auch den «Strafvollzug in Stufen», der in den fortgeschrittensten Kulturstaaten teilweise versucht wurde, empfiehlt Pestalozzi bereits in jenem Buche, und wiederum aus pädagogischen Gründen.

Ein ganz anderes Anwendungsgebiet der Sozialpädagogik ist die Neugestaltung der Leibesübungen. Die «Elementargymnastik», die er in einer Schrift aus dem Jahr 1807 seinen übrigen methodischen Vorschlägen zur Seite stellt, spricht von «Sorge und Kummer», die am «Leib der Armen» nagen, und verlangt, daß die Volksbildung ein Gegenstand der Gesetzgebung werde, um so die dreifache – leibliche, geistige und sittliche – Verkrüppelung des armen Volkes zu heilen. Dieser sozialpädagogische Grundgedanke setzt sich auch auf diesem Spezialgebiet wieder bis in die methodischen Einzelvorschriften hin durch; Pestalozzi versucht, ein A-B-C der Leibesübungen zu schaffen, wie er es vorher für die intellektuelle Ausbildung vorgelegt hatte und wie er es für ein A-B-C der Willensbildung wenigstens andeutete. Diese Methodik der Leibesübungen muß wieder mit dem Armen als Armen rechnen: Die von ihm vorgeschlagenen «Gelenksübungen» dienen diesem Ziel auch insofern, als sie ohne kostspielige Geräte durchführbar sind. Von diesen Anregungen ist der Übergang vom starren Geräteturnen zu freieren Körperübungen mitbeeinflußt worden[28].

V. *Pestalozzi als sozialpädagogische Persönlichkeit*

Er wollte handeln und wirken, nicht theoretisieren und schreiben, oder doch dieses nur, um jenes vorzubereiten oder auszuwerten. In einer autobiographischen Fabel «Der Menschenmaler» – es ist nicht zufällig die erste in der Reihe der Fabeln – stellt er sich als den Notschriftsteller wider Willen wie folgt dar:

---

[27] Vgl. Plato: Protagoras, 324 a–b; Seneca: De constantia sapiculi, 12, vgl. auch De Ira, I, 6, 15–16; II, 31. Ende. «Die Strafe soll sich niemals auf die Vergangenheit beziehen, sondern immer auf die Zukunft.»

[28] Vgl. Fritz Simon, «Leibesübungen und Nationalerziehung im Wandel der Geschichte», Berlin, 1928, Seiten 92–97, und die dort auf Seiten 173 f. angegebene Spezialliteratur. Für die positive Stellung Pestalozzis zur Wehrhaftigkeit siehe Werke VIII, Seite 194 und Seiten 241–246, 259–265.

«Er stand da – sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: ‚Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan, uns unsere Schuhe zu flicken.' Er antwortete ihnen: ‚Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Seins nichts übrig, als malen zu lernen[29].'»

Er ist ehrlich betrübt, als «Lienhard und Gertrud» ein literarischer Erfolg wird: ihm liegt gar nichts an Dingen, die zu schön sind, um wahr zu sein. Er tut alles, um den literarischen Erfolg zu verderben und ihn ins Praktisch-Pädagogische zu wenden: durch den Selbstkommentar «Christoph und Else» – ein Bauernpaar, das jedes Kapitel des Romans allabendlich auf seine realen Folgerungen hin durchspricht. Eine solche künstlerische Selbstzerstörung, die die Fäden des mühsam gesponnenen Gewandes sofort wieder auflöst und freilegt, ist in der Literaturgeschichte, wenn ich nicht irre, ohne jedes Beispiel: um so stärker zeugt sie für den Willen und das Pathos des Lehrers. Aber selbst Erfolge in seiner praktischen Tätigkeit verträgt er nicht gut, wenn sie nicht in der Richtung der Armenerziehung und der Sozialpädagogik liegen. Yverdon ist der Ort seiner Glanzzeit; nach all den mehr oder minder gescheiterten und kurzlebigen Versuchen auf dem Neuhof und in Stans, Burgdorf und Münchenbuchsee hält er hier nun zwanzig Jahre hindurch aus; das Haus wird zum Mittelpunkt einer europäischen Erziehungsbewegung; aus vielen Kulturstaaten werden Kandidaten des Lehramtes, Abgeordnete von Ministerien und künftige Führer der pädagogischen Bewegung – wie Fröbel, Herbarth und Fichte – dorthin geschickt oder machen sich aus eigenem Antriebe auf, um die berühmte «Methode» und den berühmteren «Vater Pestalozzi» kennenzulernen, und trotzdem fühlt er sich nicht recht wohl. Es sind nicht nur die oft übelwollenden Kommissionen und ihre Berichte (besonders in der Religions- und Kirchenfrage), die ihm das Leben verbittern, nicht nur die Angriffe der aristokratischen Reaktion, die vom geistigen Führer der europäischen Restauration, dem Berner Professor Karl Ludwig von Haller, gegen ihn geführt werden, nicht einmal die freilich tief verbitternden häuslichen Kämpfe zwischen dem Theoretiker Niederer und dem Praktiker Josef Schmid, die mitten durch sein zerrissenes und gequältes Herz gehen, auch noch, nachdem er sich endlich für Schmid entschieden hat – es ist noch etwas anderes.

Als ein alter Mann, von 60 bis 80, ist er nun angesehen und steht groß da, aber sein Ziel hat er nicht erreicht: die Armenanstalt, die ein Beispiel gäbe für die Revolution der Armenerziehung überhaupt als Grundlage einer erneuerten Volkserziehung. Er ruht nicht, bis eine solche als ein Zweiginstitut Yverdons errichtet wird, aber das Gesamt-

[29] Vgl. Konzelmann, Seiten 55 f.

gepräge des Orts wird doch von den gut zahlenden, wohlhabenden und wohlgepflegten Kindern reicher Leute bestimmt. Es zeigt sich hier, wohl zum erstenmal in solcher Deutlichkeit in der Geschichte der Pädagogik, die merkwürdige Paradoxie, daß nur die Söhne der Reichen imstande sind, sich die allerletzten Fortschritte der Erziehungswissenschaft zu eigen zu machen, obwohl deren Künder und Vertreter fast immer recht radikale Denker gewesen sind. So muß schon Rousseau seinen Emile als den Sohn wohlhabender Leute geboren sein lassen, die es sich erlauben können, ihm während eines sehr verlängerten Jugendlebens einen Privaterzieher zu leisten, einen typischen, freilich radikalisierten «Hofmeister» des 18. Jahrhunderts. Und so leiden in der Gegenwart die modernen Erziehungsinseln der verschiedensten «Schulgemeinden» an demselben Grundgebrechen: sie können die Struktur einer auf Privilegien aufgebauten Klassengesellschaft nicht ändern, weil sie vor allem von den Kindern eben jener Privilegierten besucht werden – übrigens ohne jeden *dauernden* «Schaden» für ihre Eignung, sich, nach einigem sozialistischen Sturm und Drang, in die bestehende Gesellschaft wieder einzuordnen[30]. Auch um diese Problematik hat Pestalozzi nicht eigentlich theoretisch Bescheid gewußt, aber er hat sie, was wichtiger ist, ehrlich erlitten und immer wieder versucht, sie zu überwinden, ihr immer wieder in seinem Leben gerecht zu werden. Schließlich mußte er ja auch auf Yverdon verzichten, aber als er die letzten Lebensjahre wieder auf dem «Neuhof» verbringt, der nun dem Enkel gehört, da wendet er den Rest von Cottas Honorar für die Gesamtausgabe seiner Werke nun doch an den Bau einer Armenerziehungsanstalt. Wie man ihn, bei seiner Krankheit zum Tode, aus dem Neuhof herausträgt, um ihn nach Brugg überzuführen, fallen die Blicke des Sterbenden auf die Mauern des neuen Gebäudes, das man eben zu errichten begonnen hat[31].

VI. *Schöpferisches Scheitern*

Wir haben oft Irrtümer Pestalozzis «berichtigen» und von seinen zahlreichen Fehlschlägen erzählen müssen. Sein eigentliches Lebensgeheimnis ist die wahrhaft wundermäßige Verknüpfung von Erfolg und Mißerfolg: das Erkennungsmal großer Menschen von eigentümlicher Leidensstruktur, die nicht, wie wir mittleren und wie die großen Männer der Tat, zum Erfolge verpflichtet sind. Pestalozzi wußte sehr wohl um sein tragisches Los, das nur vom religiösen Glauben her Erhellung und Erlösung erfahren kann. Im engsten biographischen Bezirk äußerte sich diese Verknüpfung von Erfolg und Mißerfolg im

[30] Vgl. zu diesem Problem das bedeutende Buch von Siegfried Bernfeld «Die Schulgemeinde im Klassenkampf», Berlin, 1924.

[31] Wilhelm Schäfer, «Lebenstag eines Menschenfreundes», München, 1926, Seite 375.

Verwirklichungszwang dessen, der immer wieder neu anfangen muß. Ihn spricht das große Selbstbekenntnis aus, das der Fünfundfünfzigjährige in der «Gertrud» abgibt: «Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das Von-unten-auf-Dienen. Aber ich habe jetzt erfahren: um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten auf dienen.» Doch er weiß, daß er keine Wunder leisten wird und dafür «weder geschaffen noch eingerichtet» ist. Trotzdem bekennt er, ohne jeden Anflug von Rührseligkeit und falschem Pathos: «Ich muß jetzt in meinen alten Tagen noch froh sein, daß man mich nur von unten auf dienen läßt[32].» Sein «gescheitertes» Leben ist ein immer wieder Von-unten-Anfangen gewesen und dadurch in seiner Gänze, wenn auch in keinem einzigen seiner Einzelabschnitte, schöpferisch und bleibend.

Diesen neuen Anfang ersehnt er nun auch für die Entwicklung des Menschengeschlechts. Eben er ist der letzte Sinn seiner Sozialpädagogik und ihres Zusammenhangs mit Pestalozzis Geschichts- und Kulturphilosophie. Einmal muß die «Zeit» den Neubeginn, den Neubruch machen: heraus aus dem furchtbaren Zirkel von Bestialität und Herzensträgheit. Seine Pädagogik soll dem Menschen das Mittel in die Hand geben, den Zauberkreis zu sprengen.

Wir wissen, daß sie das nicht getan hat; wir wissen auch, warum sie es nicht hätte tun können. Uns bleibt, gerade deshalb, ihr währender Ansporn. Als Pestalozzis frommer Freund, der große Physiognom Johann Caspar Lavater, sein Ende nahen fühlte, schickte er ihm einen Abschiedssegen in den folgenden Versen:

«Einziger, oft Mißkannter, doch noch bewundert von vielen,
Schneller Versucher des, was vor Dir niemand versuchte,
Schenke Gelingen Dir Gott! und kröne Dein Alter mit Ruhe[33].»

Dieser Wunsch konnte, ja durfte nicht in Erfüllung gehen, sollte Pestalozzi er selbst bleiben. Niemals, auch im höchsten Alter nicht, durfte er zum Augenblick sagen: «Verweile doch, du bist so schön!» Von keinem Dämon des Genies verführt, schuldlos fast, reinen Herzens und mit zitternden Händen, wenn auch oft von heftigen Affekten aus der Bahn gerissen und keineswegs jener glatte Denkmal-Pestalozzi, wie ihn die Bilder und Statuen zeigen, sondern vielmehr jenem erratischen, unbehauenen Felsblock ähnlich, den er sich selbst zum Grabmal bestimmt hat – so baute Johann Heinrich Pestalozzi an Gottes Reich in dieser Welt. So einer muß wohl scheitern, aber sein Scheitern ist größer als unser Gelingen, das von ihm her sein bißchen Kraft und Erfolg zieht. Oft scheint er wie ein Blinder in unserer Zeit, ohne rechte Orientierung umhertappend, wie geblendet vom überhellen Licht der Wirklichkeit und daher jene dunkle Sprache stammelnd, die sein Ver-

[32] «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt», Erster Brief, Reclam-Ausgabe, Seite 12.
[33] Schäfer, a. a. O.

ständnis so oft verstellt. Aber dieses Geblendetsein hat einen andern Grund, eben jenen, den der Vater der Sozialpädagogik – wenn auch nicht ihr praktischer «Pionier» –, den Platon im «Staat» wie folgt aufgedeckt hat:

«Nein, wer bei Vernunft ist, der würde sich sagen, daß die Störungen der Sehkraft zwiefacher Art sind und zwiefacher Ursache entstammen, nämlich erstens, wenn man aus dem Licht in die Finsternis, und zweitens, wenn man aus der Finsternis in das Licht versetzt wird. Und wenn er sich nun davon überzeugt hat, daß die nämlichen Vorgänge auch bei der Seele vorliegen, so wird er, wenn er eine Seele in Verwirrung und unfähig sieht, etwas zu erkennen, nicht unbedacht lachen, sondern prüfen, ob sie aus einem erleuchteteren Leben hierhergekommen und infolge der Ungewohntheit finsternisgeschlagen ist, oder ob sie aus einem Zustand größerer Unwissenheit in helleren Glanz kommt[34] . . .»

Pestalozzi gehört zu jenen seltenen Geistern, die aus höherem Licht in unser Dunkel tauchten, das sie ein wenig heller zurückgelassen haben, als sie zurückkehrten in ihre ewige Heimat.

Zur politischen Diskussion

1. Wo liegt die Gefahr?

Vorbemerkung. Diese Rubrik soll einer völlig offenen Aussprache der Auffassungen und damit dem Kampf um die Wahrheit dienen. Sie steht selbstverständlich nicht nur der Redaktion offen. Sofern die Ausführungen sich mit der «Weltrundschau» von Dr. Kramer auseinandersetzen, beziehen sie sich nie auf die im gleichen Heft stehende Rundschau, sondern auf früher von ihm Gesagtes. *Die Redaktion.*

Die Tatsache, daß irgendwo eine Diktatur besteht, bedeutet immer eine internationale Gefahr, wenigstens dann, wenn diese Diktatur durch sich selbst oder durch ein Bündnissystem oder durch ihr hörige Gruppen im Ausland zur Aggression mächtig genug ist. Diejenigen, die schon vor zwanzig Jahren den warnenden Ruf erhoben: Faschismus bedeutet Krieg! haben richtig prophezeit. Der Faschismus ist ein komplexes Gebilde, aber das den Frieden bedrohende, weil den Krieg durch Ausschaltung des Volkswillens ermöglichende Element des Faschismus ist die Diktatur. Es gibt in den Völkern allerlei gefährliche Leidenschaften, und es ist durchaus möglich, daß sich auch ein freies Volk in verbrecherische Unternehmungen, in irgendeinen nationalistischen «Opfergang» hineinlügen läßt. Dennoch sagen wir, daß die Freiheit ein Bollwerk gegen den Krieg bedeutet, und zwar das einzige, wenn auch nicht absolut sichere Bollwerk. Einen sicheren Damm gegen

[34] 518a, in der Übersetzung von Otto Apelt, Leipzig, 1916, Seite 274.

den Krieg würde nur eine übernationale Rechtsordnung darstellen. Solange wir diese nicht haben, solange die Souveränität der einzelnen Nationen, das heißt also die Anarchie, gilt, bietet lediglich die Freiheit der Rede, der Presse, der Regierungskontrolle noch eine gewisse Möglichkeit, einer verbrecherischen, zum Kriege treibenden Politik entgegenzutreten. Wo diese Freiheit fehlt, ist die Bahn für die Skrupellosigkeit und den Wahnsinn der Despoten frei.

Die den Frieden gefährdende Tatsache unserer Tage ist das Vorhandensein eines riesenhaften, von einem Siege herkommenden Staatsgebildes, in welchem das Volk – ein an sich sehr friedliches Volk! – politisch entrechtet, geistig bevormundet, völlig mundtot gemacht, systematischer Propaganda ausgesetzt und dem bestorganisierten Terror preisgegeben ist: Sowjetrußland.

Wenn es in den demokratischen Staaten Mächte und Gruppen gibt, die zum Kriege treiben, so haben diese mit dem Widerstand freier Völker, mit der Gegnerschaft der Vernunft und mit der Auflehnung von Moral und Religion zu rechnen, jedenfalls müssen sie es fertigbringen, diese geistigen Mächte auf ihre Seite zu ziehen – was ihnen allerdings leider nur allzuoft gelungen ist. Es ist natürlich klar, daß die Demokratie die Schwachheit, Gewissenlosigkeit und Dummheit der Menschen nicht beseitigt. Aber die Diktatur läßt Dummheit und Skrupellosigkeit nicht nur bestehen, sondern sie schaltet, um das Unheil zu vollenden, alles aus, was an Vernunft, Gewissen und Gottesfurcht noch vorhanden wäre.

Darum muß die Beurteilung der Lage von der These – die geradezu ein Axiom darstellt – ausgehen, daß Demokratie den relativ besten Schutz und Despotismus (Diktatur) die denkbar größte Gefahr für den Frieden bedeutet. Auch die Beurteilung der jetzigen, durch die Spannung zwischen Amerika und Sowjetrußland charakterisierten Situation muß von jenem Axiom ausgehen. Wer immer in Amerika den Krieg will, der hat mit dem Volk zu rechnen, während die russischen Machthaber den Volkswillen völlig ausgeschaltet haben, wenn sie es auch trotz absolutem Machtbesitz immer für gut finden, das Volk unter unausgesetzter propagandistischer Beeinflussung zu halten. Auf Propaganda, auf Betäubung des nüchternen Denkens hat merkwürdigerweise noch keine despotische Regierung verzichtet, auch wenn ihr Terrorapparat noch so grauenhaft präzis arbeitete.

Ob die russischen Machthaber den Krieg wollen, ist zweifelhaft, wir glauben es eigentlich nicht. Was sie aber unzweifelhaft wollen, das ist die Aufrechterhaltung ihrer Diktatur. Und da gibt es nun nichts, was dieser Diktatur einen besseren Schein der Notwendigkeit gibt als die dem Volk vorgegaukelte Kriegsgefahr. Das ist nachgerade ein derart alter Trick der Despoten, daß man sich wundert, wenn jemand außerhalb ihres Machtbereiches noch darauf hereinfällt.

Eine latente Angst vor den Unterdrückten ist den Unterdrückern immer eigen. Die russischen Machthaber mögen dazu noch einen besonderen Grund haben. Sie fühlen es wohl, daß das von ihnen beherrschte Volk für seine nicht enden wollenden Leiden, und vor allem für das, was es während des Krieges getan und gelitten hat, einen Lohn erwartet. Daß dieser Lohn nicht in einem höheren Lebensstandard für die breite Masse bestehen kann, das begreifen sie vielleicht noch, aber sie wagen vielleicht daran zu denken, daß ein wenig Freiheit, etwas weniger Bedrückung, etwas weniger Angst vor Sibirien und den NKVD-Gefängnissen auch ein schöner Lohn wäre. Einem Unterdrücker genügt es, derartige Gedanken nur zu vermuten – und er hat schon Angst. Es ist kaum denkbar, daß jemand in Rußland gewagt hätte, einen solchen Wunsch auszusprechen, aber die Machthaber fürchten, daß er gehegt werde, und schon das genügt. Gerade weil er nur gehegt ist, ist er unfaßbar. Mit denen, die ihre ketzerischen Gedanken laut werden lassen, wird man leicht fertig, aber unheimlich ist das verborgene Denken, das geheime Fühlen, die unfaßbaren geistigen Regungen im Volk. Dagegen muß etwas unternommen werden. Und sie haben es herausgefunden: sie erheben das Geschrei: Wir sind bedroht! Eben jener Trick, den man die außenpolitische Ablenkung innenpolitischer Schwierigkeiten nennt.

Dazu kommt im Fall des russischen Despotismus noch ein anderes Moment. Das russische Volk hat seine Machthaber schwach gesehen – für solche Leute immer eine kritische Sache, ein unbehagliches Gefühl. Dieses: Seine Regierung schwach sehen, hat das russische Volk am Anfang des Deutsch-Russischen Krieges erlebt. Daß Stalin mit seinem von ihm so treulich eingehaltenen Hitlerpakt am 22. Juni 1941 nicht gerade als großer, überlegener und weitblickender Staatsmann dastand, sieht jedermann ein (außer natürlich die Kommunisten, die auf dem Standpunkt stehen: der Führer hat immer recht). Aber schlimmer war, daß Stalin selbst seines Volkes nicht ganz sicher war, daß er und die Seinen Grund hatten, sich vor ihrem eigenen Volk zu fürchten. Es war nicht über jeden Zweifel erhaben, daß das russische Volk sich für die bolschewistischen Errungenschaften aufopfern würde. Stalin auf alle Fälle hat sehr daran gezweifelt. Darum hat er in seinen Appellen das ganze Inventar bolschewistischer und kommunistischer Schlagworte in der Versenkung verschwinden lassen und dafür an die ganz gewöhnlichen bürgerlichen Gefühle des Patriotismus, des Nationalismus, ja an die panslawistische Mystik appelliert. (Daß ihm dann die grenzenlose Brutalität der Deutschen, die stupide Ideologie der Nazi, die die Russen als slawische Untermenschen betrachteten, und die ganze bekannte psychologische Unfähigkeit der germanischen Welteroberer zu Hilfe kam, das war Stalins großer rettender Glücksfall.) Stalin hielt es damals auch für gut, die während fünfundzwanzig Jahren unterdrückte und verfolgte Religion zu Hilfe zu rufen, die Popen massen-

haft als Feldgeistliche einzureihen usw. Die bolschewistische Ideologie und die Hymne der «Internationale» verschwanden. – Das waren Schwächezeichen, so gut wie die Auflösung der Komintern, die man denen zuliebe vornahm, die man nun nötig hatte.

Und nun ist die Angst da, das Volk könnte diese Dinge nicht vergessen haben. Darum die außenpolitische Ablenkung, darum erhebt man das große Geschrei, mit dem ein Volk, das noch aus den Wunden des letzten Krieges blutet, begreiflicherweise leicht erschreckt werden kann. Die innenpolitische Angst der Diktatoren wird durch die außenpolitische Angst des Volkes abgewendet. Das Volk soll außenpolitisch in Spannung gehalten werden, damit es nicht anfängt, über innenpolitische Fragen nachzudenken. Denn es lag allzu nahe, daß das Volk nach der Erledigung des Faschismus auf solche den Machthabern unbequeme Gedankenbahnen geriet. Darum ist es nötig, ihm außenpolitische Gefahren vorzuspiegeln, und wenn es nicht anders geht, sie schließlich heraufzubeschwören. Denn eine Diktatur wird selbstverständlich einen Krieg immer noch lieber haben als eine Freiheitsbewegung des Volkes. Sie glaubt, im Krieg immer noch mehr Chancen zu haben als bei inneren Schwierigkeiten. Die Schlachtfelder sind den Gewaltherrschern immer lieber gewesen als die Barrikaden, sogar die bloß geistigen. Darum vor allem, auf alle Fälle Betäubung, außenpolitisches Geschrei, auch wenn es einem damit gar nicht ernst ist. Das außenpolitische Geschrei dient dem inneren Gebrauch. Darum klingen die Zeitungsartikel und Radiosendungen im Innern immer noch viel fürchterlicher als die Reden, die auf internationalen Tagungen von den eigenen Vertretern gehalten werden. Aber daß die Sache ein dämonisches Spiel werden kann, das ist allerdings nicht zu verkennen.

Man falle mir nun nicht sofort ins Wort mit der Feststellung, daß auch in Amerika gehetzt und gelogen wird. Das ist zwar unbestreitbar, aber das Entscheidende ist eben, daß in Amerika auch die Wahrheit gesagt und verfochten wird, weil eben dort die Freiheit herrscht. Dämonen sind überall da, Lüge ist überall auf dem Plan; es ist Menschenlos und -aufgabe, damit zu kämpfen. Und überall werden Menschen aufstehen und ihre Wahrheitspflicht erfüllen. Aufgabe des Staates aber ist es, dieses ewige geistige Ringen zu ermöglichen, und das tut er, wenn er die Freiheit schützt. Wehe aber, wenn er selber die Freiheit zertritt, wenn er die Stimme der Wahrheit erstickt und sich selber zum Quell und Offenbarer der Wahrheit macht und den Menschen das Denken durch sein offizielles ewiges Lautsprechergeschrei abgewöhnt, das Volk durch seine Presse und seine Schulen und Universitäten verdummt. Ein solcher Staat ist kein Staat mehr, sondern eine Kirche, aber im schlimmsten Sinne, eine Pfaffenkirche ohne geistige Freiheit, mit Inquisition und mit Scheiterhaufen; eine solche herrschende Partei ist keine politische Gruppe mehr, sondern

ein Orden von fanatisch Verschworenen, von Ketzerschnüfflern und Denunzianten.

Nur wer diese Dinge bedenkt, hat den Schlüssel zur Außenpolitik eines totalitären Staates. Die Lehren der letzten drei Jahrzehnte sollten eigentlich so eindeutig gewesen sein, daß wir sie nicht schon vergessen haben.

Die Gegenwart gibt uns nicht den mindesten Anlaß, das System der Diktatur mit milderen Augen anzusehen. Es ist nicht richtig, wenn Hugo Kramer meint, daß die Angst vor dem Kommunismus letzten Endes «immer Besitzangst» sei. Ist es vielleicht bei den Scharen, die täglich unter Lebensgefahr aus der Sowjetzone nach Westen fliehen, Besitzangst? Was haben denn diese Menschen noch zu verlieren? Nichts mehr als ein paar Menschenrechte, ein wenig Freiheit und Menschenwürde. Das ist es, was sie retten möchten; darum fliehen sie zu den Briten und Amerikanern. Hat man je gehört, daß es eine entsprechende Fluchtbewegung in umgekehrter Richtung, aus den Zonen der «reaktionären und kapitalistischen» Westmächte nach dem «Land des Sozialismus» gebe? Nein, wer das Gesicht des Bolschewismus gesehen hat, wendet sich in Enttäuschung, ja in Entsetzen ab[1].

Wir stehen aber bei der Frage, wo die Kriegsgefahr heute liege. Wir sehen sie in den innern Gesetzen der Diktatur. Nicht im Kapitalismus! Das Dogma, daß der Kapitalismus zum Imperialismus und dieser zum Kriege treibe, ist gerade durch die neueste Geschichte nicht bestätigt. Die beiden Weltkriege haben ihre politischen Wurzeln nicht im Kapitalismus, sondern im Nationalismus, im Militarismus, vor allem aber in der politischen Unmündigkeit gewisser Völker, die in der Diktatur ihren furchtbarsten Ausdruck gefunden hat. Aber der «Imperialismus» des Westens? England hat Indien und Burma die Freiheit gegeben, während das «sozialistische» Rußland unterdessen einem halben Dutzend Länder die Freiheit ganz oder zum guten Teil genommen hat. Dabei muß man wissen, was das bedeutet. Wo die Russen hinkommen, da geht nicht nur die außenpolitische Souveränität verloren, sondern da hören die Menschenrechte auf. Darum ist es skandalöse Ungerechtigkeit oder aber Gedankenlosigkeit, wenn zwischen der Anwesenheit englischer oder amerikanischer Truppen auf fremdem Territorium, sei es in Indien oder in Griechenland, und der Anwesenheit russischen Militärs eine Parallele hergestellt wird. Dieses letztere bedeutet nämlich die Anwesenheit der Organe des Terrors, der

[1] Natürlich gibt es solche, die es nicht sehen, auch wenn sie sich ein Jahrzehnt in der Sowjetunion aufgehalten haben. Diese Blindheit hat verschiedene Ursachen: Es ist zum Teil ein Blind-sein-Wollen, zum Teil ein Blind-gemacht-Werden durch Propaganda und Verhüllen der Wahrheit, vor allem wird natürlich niemandem das gezeigt, was für das Sowjetsystem charakteristischer ist als alle Fabriken und sozialen Institutionen zusammen: die Konzentrationslager und die Gefängnisse der Geheimpolizei.

NKVD, das heißt der alten Tscheka oder GPU; es bedeutet den Beginn der absoluten Willkür, das Aufhören jeden Rechts, es bedeutet geheime Verhaftungen, Justizkomödien, spurloses Verschwinden, unsäglichen Druck und beständige Angst. Nichts, das damit auch nur die entfernteste Ähnlichkeit hätte, kann den Angelsachsen vorgeworfen werden. Die Russen haben geradezu eine neue Form des Imperialismus geschaffen, den totalitären Imperialismus, der den geknechteten Völkern nicht nur das nationale Selbstbestimmungsrecht raubt, sondern die heiligsten Rechte jedes Einzelnen vernichtet.

Dr. Kramer versichert immer wieder, daß er diese Dinge ebenso scharf ablehne und verurteile wie wir. Wir glauben ihm das. Was wir aber für verhängnisvoll halten, ist, daß er immer wieder allzu rasch die Aufmerksamkeit davon ab- und auf irgendwelche wirtschaftliche oder politische Sünden der Westmächte hinlenkt, so daß der letzte Eindruck, den jede seiner «Weltrundschauen» hinterläßt, der ist, daß die Schuld am Nichtzustandekommen des Friedens, ja an der neuen Kriegsdrohung, auf der Seite der Angelsachsen liege. Demgegenüber sind wir genötigt, auf die der Diktatur wesenmäßig innewohnende Kriegsdrohung und die der Demokratie ebenso wesenmäßig innewohnenden Kriegshindernisse hinzuweisen. Wir haben keinen Grund, den Angelsachsen das Vertrauen zu entziehen; es widerstrebt uns aufs tiefste, hinter ihren Plänen zur Europahilfe schlechte Motive zu vermuten. Wenn es überhaupt irgend jemandem mit dem Aufbau einer Friedensordnung bis jetzt Ernst war, dann sind es die Angelsachsen gewesen. Wir reden nicht von irgendwelchen einzelnen, mehr oder weniger tonangebenden Leuten unter ihnen, sondern von der Gesamthaltung dieser Völker. Und auch für den Sozialismus erwarten wir von ihnen mehr als von denen, die es fertiggebracht haben, aus dieser Menschheitshoffnung ein Schreckgespenst zu machen, für alle, welche Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit lieben[1]. *Paul Trautvetter.*

Bericht über den Ferienkurs in Fürigen

vom 13. bis 18. Oktober 1947

Über der ganzen Woche in Fürigen stand das Hosea-Wort:

«Brechet euch einen Neubruch der Erkenntnis, indem ihr den Herrn sucht, auf daß er komme und euch Heil regnen lasse.»

Ich glaube, das Verlangen nach einem Neubruch der Erkenntnis trieb jeden Einzelnen von uns dorthin. Dieses Verlangen und das

[1] Daß es noch viele gedrückte Proletarier in allen Ländern und viele Idealisten gibt, die gläubig auf Sowjetrußland schauen, wissen wir, und wir haben Ehrfurcht vor ihrer echten Sehnsucht. Aber gerade darum können wir nicht mithelfen, daß diese Menschen mit Illusionen und Propagandatrug betrogen werden.

gemeinsame Suchen brachten uns einander auch nahe. Dazu verband uns die Dankbarkeit gegenüber jenen Menschen, die sich im Leben einen solchen Neubruch der Erkenntnis gebrochen haben und uns davon weitergeben wollten und auch konnten. Daß solch neue Erkenntnis möglich ist, erfüllte die Vortragenden spürbar mit großer Freude, an der sie uns teilhaben ließen, was uns ein schönes und verpflichtendes Geschenk ist. Diese gemeinsame Freude ließ uns die Woche zu einer wirklichen Erquickung werden, was bei einer Reihe solch schwerer Referate doch nicht unbedingt selbstverständlich war. Sie hat uns auch beim Wandern und dem herrlichen Ausflug aufs Stanserhorn so recht aufgeschlossen für die Schönheit der herbstlichen Gegend, und sie hat sich im gemeinsamen Singen und Musizieren ausgedrückt.

Als ich zuerst das Programm des Kurses las, konnte ich zwischen den Themen keine eigentliche, enge Beziehung sehen, außer daß sie im Hinblick auf den Reich-Gottes-Glauben behandelt werden sollten. Nun ist uns aber eine tiefere Beziehung klar geworden, und damit hat sich ein Bogen über die ganze Woche gespannt. Jeder Referent hat uns auf seinem Gebiet und auf seine Weise einen Neubruch gezeigt, der im Gegensatz steht zum starren System und dieses auflöst, der unser Denken befreit und zu einem lebendigen Glauben führen will.

Wohl am klarsten ersichtlich war diese Erlösung vom starren System, das viele hinderte, zu einem lebendigen Glauben zu kommen, in den beiden ersten Referaten über *«Naturwissenschaftliche Weltanschauung und Gottesglaube»* von *Dr. E. Lejeune* und über *«Das neue Weltbild in der Physik»* von *Dr. R. Stößel.* Schön war es, zu spüren, wie sehr die beiden Referenten zusammengearbeitet hatten. Dr. Lejeune zeigte uns, wie in der Neuzeit immer mehr eine Kluft zwischen dem Wissen und der geistigen Welt entstand, und wie dies zu einer Krise unserer Kultur und unseres Lebens führte. Das kausale Denken (Ursache – Wirkung) triumphierte, in der Natur schien alles erklärbar, man glaubte, das Geistesleben sei ein entwirrbares Netz von Assoziationen, ein lebendiger Gott und eine unsterbliche Seele schienen nicht mehr möglich zu sein. Aber die materialistische Weltanschauung versagte doch gegenüber der Geisteswelt, die ebenso real ist wie die dingliche.

In unserem Jahrhundert erfolgen nun Einbrüche in diese naturwissenschaftliche Weltanschauung durch die Relativitätstheorie Einsteins, die neuen Erkenntnisse über die Doppelnatur des Lichtes und die Atomphysik. Die klassischen Naturgesetze werden zu Durchschnittserwartungen, die Materie zu Energien, und durch alles, was damit zusammenhängt, ist der Materialismus als Weltanschauung erledigt. Es öffnet sich dem Wissenschafter ein Weg in die geistige Welt, es ist Raum da für einen schöpferischen Gott. Das Leben bekommt einen Sinn und ein Ziel, wir können im Kampf zwischen den

Dämonen des Bösen und dem Guten stehen und schaffen für einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Dr. R. Stößel beschränkte sich dann am nächsten Tage mehr auf die Darstellung dieses neuen Weltbildes. Die klassische Physik des 18. und 19. Jahrhunderts beruhte auf den Kategorien des Raumes und der Zeit und auf der Kausalität, die Materie war *die* Wirklichkeit, die Kräfte aber waren nur angenommen. Der Redner übernahm dann die schwere Aufgabe, uns begreiflich zu machen, wie alle die Forscher von Einstein, Planck und Bohr zu de Broglie, Schrödinger und Heysenberg dazu beitrugen, den Determinismus, welcher nur eine einmalige Schöpfung zuläßt, und den Materialismus zum Stürzen zu bringen. Wir Laien konnten ja nur mehr ahnend diesen Ausführungen folgen. Aber eines leuchtete uns stark daraus entgegen: das große Glück über die Befreiung vom Materialismus und Determinismus und darüber, daß nun auch gerade von der Physik aus Platz da ist für einen Schöpfer, der jederzeit eingreift.

Am Mittwoch sprach *Pfr. R. Lejeune* dann über *«Recht und Unrecht der materialistischen Geschichtsbetrachtung»*, indem er zuerst das Recht des historischen Materialismus aufzeigte. Marx hat recht, wenn er behauptet, die Wirtschaft bestimme die soziale Struktur und das politische Leben. Sogar in der Behauptung, sie bestimme auch das geistige Leben, liegt ein gewisses Recht, denn es gibt viel Ideologie, die den Zweck hat, das Bestehende zu rechtfertigen; es gibt einen Mißbrauch des Wortes: «Arme habt ihr alle Zeit . . .», und es gibt Staatschristentum und Kriegstheologie, welche sich den gegebenen Wirklichkeiten anpassen. Aber die materialistische Geschichtsbetrachtung versagt dem Wichtigen und Hohen gegenüber. Weder Moses noch die israelitischen Propheten oder gar Jesus Christus, also die ganze Heilsgeschichte können mit diesen Methoden erklärt werden. Aber sie versagen auch vor andern Tatsachen der Geschichte, vor der der Reformatoren und der englischen und französischen Revolution.

Demgegenüber steht die biblische Geschichtsbetrachtung, wo Geist und Materie eine Einheit sind, wo der Geist an der Gestaltung des Materiellen seine Echtheit zeigen muß. Auch der Sozialismus *muß* nicht notwendig aus dem Kapitalismus entstehen, sondern er kann nur seine Verwirklichung finden, wenn er getragen ist von der Revolution Christi.

Der folgende Vortrag von *Margarete Susman*: *«Was können und wollen uns die Philosophen sagen»* bereitete uns zu Beginn eine große Überraschung. Nach den vorausgegangenen Referaten hatten wir gedacht, wir würden hören, wie nun auch in der Philosophie die starren Systeme durch einen Einbruch höherer Wahrheit gesprengt worden seien, und wir hatten eine Auseinandersetzung mit Bergson und der zeitgenössischen, von Kierkegaard her beeinflußten Philosophie erwartet. Statt dessen führte uns die Referentin tief in die Geschichte

des abendländischen Geisteslebens und zeigte uns auf großartige Weise, wo bei den Philosophen der Reich-Gottes-Gedanke besonders lebendig war. Das Denken des Abendlandes wird gespeist von der Philosophie der Antike und den Gedanken der Bibel, von der Frage nach dem Wesen der Welt bei den Griechen und der Botschaft vom Reich, die vom Menschen die Vollendung der Welt fordert. Bei Augustin und bei Joachim de Fiore (im 11. Jahrhundert) verweben sich diese beiden Gedanken-Welten besonders stark.

Augustin verwandelt das statische Weltbild der griechischen Metaphysik in einen *Weg* zum Reiche Gottes mit seiner Gerechtigkeit. Er sieht in seiner «Civitas Dei», daß die ganze Menschheitsgeschichte sowie das einzelne Leben ein Ringen ist zwischen Licht und Finsternis, ein verzweifeltes Drängen zum Reiche Gottes hin. Erst am «Siebenten Tag», erst auf der letzten Stufe, siegt die Ewigkeit über die Geschichte, bricht das himmlische Reich an. Joachim de Fiore sieht die Heilsgeschichte in drei Epochen: die des Vaters, da wir unter dem Gesetz und in der Furcht waren; die des Sohnes, da wir unter der Gnade und im Glauben sind; und die des heiligen Geistes, da wir in der Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe sein werden. Seine Erkenntnisse wirken weiter bei den Täufern und über Schelling, Feuerbach bis zu Marx. Aber der Reichsgedanke geht auch bei andern Philosophen weiter, oft mehr nur wie ein unterirdischer Strom.

Durch *Prof. Dr. W. Gut* wurden wir alsdann ins Reich von *«Psychologie, Psychiatrie und Gottesglaube»* geführt. Im Gegensatz zu all dem Materialismus des 19. Jahrhunderts, von dem wir in den ersten drei Vorträgen hörten, mußte notwendig als Gegenbewegung eine Wendung zum Innern erfolgen, daher das große Interesse für psychologische Fragen in unserer Zeit. Aber oft ist die Psychologie ein Ersatz für den Gottesglauben. Einzig das biblische Erkennen seiner selbst und der Abgründigkeit der Welt hilft uns, alles im rechten Lichte zu sehen und aus der Verkrampfung zu kommen. Prof. Gut hat uns so viel seines Wissens und seiner Erkenntnisse ahnen lassen, daß es schwerfällt, zusammenzufassen. Gerne hätten manche unter uns vom Referenten, der früher Direktor der «Hohenegg» war, auch etwas über die neuesten Strömungen in der Psychologie gehört, wo ebenfalls eine kräftige Bewegung gegen Mechanismus und Naturalismus eingesetzt hat. Dies hätte auch die Verknüpfung mit dem Gesamtthema um so eindrücklicher gegeben. Besonders wertvoll war, wie er uns durch seine letzten Ausführungen über Religion und Gottesglaube noch vorbereitete auf den Vortrag von

Pfr. O. Hürlimann über *«Weltanschauung, Religion und Gottesglaube»*. Wären wir nicht schon durch die ganze Woche auf diese weite Schau vorbereitet gewesen, wir hätten sie wohl kaum auch nur ein wenig fassen können. So aber wurde dieser letzte Vortrag wirklich zum Schlußstein im Bau des ganzen Kurses, der alles andere zusam-

menhält und zum höchsten Punkte führt. Hier wurde uns gezeigt, wo besonders heute der Neubruch der Erkenntnis gebrochen werden muß, damit nicht Gott und die Wahrheit in Weltanschauung oder Religion eingeschlossen und gewissermaßen ertötet werden, sondern damit wir immer neu auf den lebendigen, sich offenbarenden, schaffenden Gott hören und danach unsern Weg richten. Ganz besonders eindrücklich war wohl für alle, wie scharf Pfr. Hürlimann zwischen starrer Religion und lebendigem Gottesglauben unterschied, was dann in der lebhaften Diskussion zum Ausdruck kam.

Wir sind dankbar, wenn wir diesen Vortrag, der gerade in seiner Form verwirklicht, was darin verkündet wird, daß alles starre System tötet und die Dinge in ihrer ganzen Lebendigkeit gesehen werden müssen, in den «Neuen Wegen» lesen dürfen. Denn im Rahmen dieses Berichtes vermag ich keinen wirklichen Eindruck von der Tiefe und Weite dieses wichtigsten Referates der Woche zu geben.

Zum ganzen Kurs gehörten auch die Abende. Vor allem stand der lebendige Vortrag des Kursleiters, Pfr. H. Bachmann, über unsere Stellung zu Kapitalismus und Sozialismus in enger Beziehung zum Hauptthema. Er vermochte auch auf erfreuliche Weise in der Kirche Stans den Kontakt mit der Bevölkerung herzustellen. Ein anderer Vortrag von Pfr. P. Trautvetter über «Vinet und seine Stellung zum Sozialismus» zeigte uns Vinets prophetische Größe, ließ uns aber freilich auch seine Schranke spüren. Dann erzählte uns Frau Prof. Ragaz von der Arbeit der Frauenliga und Pfr. Bachmann von jener der religiös-sozialen Bewegung in der ganzen Welt.

Als Dank an alle, die uns beschenkten, möchte ich sagen, daß wir uns am Ende der Woche reich fühlten. Dieser Dank ist nicht zuletzt an Christine Ragaz gerichtet, die selber nie einen Kurs genießen kann, uns aber in ihrer stillen Art immer dazu verhilft. Und nun stehen wir wieder jeder an seinem Platz und wollen versuchen, diesen Reichtum Früchte tragen zu lassen, denn an den Früchten werden wir erkannt.

Annelies Ott-Marti.

Weltrundschau

Zug nach rechts Das gemeinsame Merkmal der weltpolitischen Ereignisse in der Berichtszeit ist der verstärkte Zug nach rechts, nach der Seite der politischen und sozialen Reaktion, ja der Gegenrevolution hin, der sich über die Länder hin geltend macht. Das ist an sich freilich gar nichts Neues, bedarf aber in dem Hin- und Herwogen des großen Kampfes unserer Zeit doch besonderer Beachtung. Schon bald nach dem ersten Weltkrieg, der im Grunde das Ende des bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters bezeichnet hatte,

erhoben ja die Mächte der alten Welt, besonders in Gestalt des Faschismus und Nazismus, erneut ihr Haupt. Die große Krise des Kapitalismus, die in den dreißiger Jahren wütete, verstärkte ihre Kraft noch weiter, wobei besonders bemerkenswert die Tatsache war, daß sich die kapitalistischen Demokratien heimlich und offen mit den faschistischen Regimen verbündeten, um die soziale Revolution zu verhindern und die Sowjetunion zu isolieren, ja womöglich unschädlich zu machen. Ohne diese Haltung der Westmächte wäre es schwerlich zum zweiten Weltkrieg gekommen, der dann zwar die faschistischen Reiche militärisch zerschlug, aber den Kapitalismus nur in Europa und vielleicht in Asien aufs neue erschütterte, ja eigentlich erledigte, während er ihn vor allem in Amerika erst recht stärkte und aggressiv machte. So wiederholt sich jetzt, was wir schon nach dem ersten Weltkrieg erlebten, auf breiterer Grundlage: *eine Welle konservativ-kapitalistischer Bewegungen* geht neuerdings über die Völker hin und sucht die soziale Revolution, die durch den Sieg über den Faschismus mächtigen Antrieb gewonnen hatte, zu ertränken und zu ersticken. Die antikommunistische Hysterie in Amerika und mehr und mehr auch in Europa sowie der Weltkreuzzug gegen die Sowjetunion sind vorläufig der sichtbarste Ausdruck dieser Gegenrevolution; ihre jüngsten Bekundungen sind etwa die scharf nach rechts weisenden Gemeindewahlen in Frankreich und Großbritannien, denen sich in weniger ausgeprägter Form auch Norwegen anschließt, ferner die Wiederherstellung des kapitalitischen Regimes in Westdeutschland, die Verschärfung der Reaktion in Italien und Griechenland, der heftige kommunisten- und russenfeindliche Kurs in Südamerika, die Wahlniederlage der Arbeiterpartei im australischen Staate Viktoria und ähnliche Erscheinungen. Eine bemerkenswerte Ausnahme macht Dänemark, wo bei den Parlamentswahlen zwar die Kommunisten noch schwerer geschlagen worden sind als in Norwegen, aber sowohl die Sozialdemokraten als die bürgerliche Mitte auf Kosten der Konservativen stark vorangekommen sind und die Sozialdemokratie sogar – als Minderheitspartei – wieder die Regierung übernommen hat.

Um die Europahilfe In diesen ganzen Zusammenhang hinein gehört auch die in acht Tagen zusammentretende *Konferenz der alliierten Außenminister*. Was über die Vorbereitungen dazu bekannt geworden ist, läßt die Vermutung als begründet erscheinen, daß im Zeichen der «Abwehr der bolschewistischen Gefahr» eine Einheitsfront des Westens gegen den Osten zustande gekommen ist, die namentlich auch darauf abzielt, West- und Süddeutschland samt Österreich auf kapitalistischer oder jedenfalls nicht sozialistischer Grundlage so sichtbar in die Höhe zu bringen, daß von hier aus die russischen Stellungen in der Ostzone erschüttert und

Deutschland als Einheit dem westlichen Wirtschafts- und Staatensystem angeschlossen werden könne, während Rußland umgekehrt die Einigung Deutschlands auf mehr oder weniger kommunistischer Grundlage erstrebt.

Die Außenministerkonferenz würde sich damit ganz natürlicherweise in die große Hilfsaktion einfügen, die sich jetzt um den *Marshallplan* herum entfaltet und immer mehr zu einem Hauptbestandteil der ganzen europäisch-amerikanischen Politik wird. Die Notwendigkeit einer solchen Aktion wird um so stärker, je größer die Not in Europa wird. Die Ernte an Brotgetreide ist in der Tat dieses Jahr um 25 Prozent geringer als im letzten Jahr und beträgt kaum mehr als die Hälfte einer Durchschnittsernte vor dem Krieg, von Rußland und dem Donaubecken abgesehen. Anderseits bleibt der Ausfuhrüberschuß der Getreideländer um mindestens 9 Millionen Tonnen unter dem Weltbedarf, eine Tatsache, der gegenüber die neuerliche Verbrennung von Getreide in Argentinien doppelt frevelhaft ist. In den Vereinigten Staaten stößt dennoch die Europahilfe auf zähen Widerstand. Die «kleine Nothilfe» an Frankreich, Italien und Österreich findet zwar kaum ernsthafte Anfechtung; um so heftiger ist der Kampf, der um die «große Dauerhilfe» an West- und Südeuropa entbrannt ist, zunächst um die erste Rate von etwa 7,5 Milliarden Dollar, die die Regierung zu fordern gedenkt, und weiterhin um die restlichen 10 bis 12 Milliarden, die im Laufe der nächsten vier Jahre folgen sollen. Das hängt, um an das in der Oktober-Rundschau Gesagte zu erinnern, teilweise damit zusammen, daß der Wert der Dollarmilliarden immer mehr sinkt, je höher die Preise in Amerika steigen (die Lebensmittel sind in den letzten zwölf Monaten um 40 Prozent teurer geworden), eine Eindämmung dieser Tendenz aber die Wiedereinführung der Preiskontrolle und anderer planwirtschaftlicher Maßnahmen voraussetzt, gegen die sich die kapitalistischen Kräfte aufs allerheftigste sträuben, wie insbesondere auch die scharfe Reaktion der Geschäftswelt auf die jüngste Botschaft Trumans über die Bekämpfung der Inflation zeigt.

Die „rote Gefahr" Dazu kommen die eigentlich klassenpolitischen Widerstände gegen eine ausgiebige Europahilfe. Daß der Marshallplan mithelfen soll, Westeuropa vor dem Kommunismus zu retten, darüber ist sich zwar in den Vereinigten Staaten alles einig. Die Meinungen gehen nur darüber auseinander, ob die amerikanische Unterstützung auch solchen Ländern gewährt werden solle, die in puncto «freie Wirtschaft» (lies: Kapitalismus) nicht ganz zuverlässig sind. Der große Bericht der Harriman-Kommission möchte zwar nicht, daß die amerikanische Europahilfe dazu benützt werden solle, um andern Ländern das System des «freien Unternehmertums»

aufzuzwingen. Allein die Mehrheit der amerikanischen Bundesversammlung besteht eben aus *Gegnern* der Regierung Truman und denkt hier wahrscheinlich etwas anders, zumal der mächtige Industriellenverband bereits die Losung ausgegeben hat, die amerikanische Unterstützung dürfe nur «Unternehmungen der freien Konkurrenzwirtschaft» zukommen und müsse von einem «Moratorium für alle Sozialisierungen» sowie von einem Verzicht auf alle planwirtschaftlichen Maßnahmen, wie Preiskontrolle und Rationierung in den Vereinigten Staaten, begleitet sein. Hervorragende Führer der Republikanischen Partei, wie Taft und Stassen – beides Bewerber um die Bundespräsidentschaft –, neigen der gleichen Auffassung zu. Im übrigen arbeitet nicht einmal die «Dollardiplomatie» so grob, daß sie den Kapitalismus andern Ländern förmlich «aufzwingen» würde; das macht man viel wirksamer durch indirekten Druck, wie er etwa durch die Unterstützung der gegenrevolutionären Kräfte in Frankreich, Italien, Griechenland und Deutschland ausgeübt wird, nicht zu vergessen China und besonders England, das man einfach zappeln läßt, bis es wieder Churchill-reif geworden ist. Und schließlich ruhen die Vorschläge der Pariser Konferenz der 16 Nationen, die ihrerseits die Grundlage des Marshallplanes bilden, so ausgesprochen auf der Voraussetzung einer Fortdauer des kapitalistischen Regimes, daß von Wahington aus gar nicht extra nachgeholfen werden muß, um auch begriffsstutzigen Europäern die enge Verbindung zwischen amerikanischer Hilfe und europäischem Kapitalismus klarzumachen. Alvarez del Vayo, der in der Neuyorker «Nation» schreibt: «Der Marshallplan ist in seinen letzten Folgerungen antisozialistisch und ein Teil eines bewußten Versuches, Europa in die Zone der freien Wirtschaft zu zwingen», hat darum kaum weniger recht als Professor Laski, der am gleichen Orte meint, Amerika wolle den westeuropäischen Staaten nur helfen «unter der Bedingung, daß sie jeder Verständigung mit Rußland widerstehen und die Wünschbarkeit des Wiederaufbaues Westdeutschlands auf der Grundlage des freien Unternehmertums annehmen».

Um so bedenklicher ist es, daß auch der *Congress of Industrial Organizations*, die fortschrittlichere der beiden Spitzenorganisationen der amerikanischen Gewerkschaften – von dem konservativen alten Gewerkschaftsbund gar nicht zu reden –, an seiner letzten Tagung in Boston die gegenwärtige Außenpolitik der Vereinigten Staaten, so wie sie von Marshall vertreten wird, ausdrücklich gutgeheißen hat und neuerdings auch innenpolitisch der Kommunistenhetze viel zuviel Zugeständnisse macht, sich damit stark von der Linie entfernend, die er bisher verfolgt hatte. Aber es scheint, daß die sehr rührige und gut organisierte katholische Gruppe innerhalb des CIO den gegenwärtigen Zentralpräsidenten Murray, der selbst ein guter Katholik und Gegner allen Sozialismus' ist, schon stark unter ihren Einfluß ge-

bracht hat, und daß auch die Gruppe um Walter Reuther herum aus lauter Angst vor dem Kommunismus mehr und mehr nach rechts abgedrängt wird. Wie sehr die ganze «Rotenhetze» («witch hunting», Hexenverfolgung, sagt man dafür bezeichnenderweise in Amerika) nicht zuletzt auch der *römischen Kirche* dient, mag – zur Abrundung des Bildes der amerikanischen Lage sei es beigefügt – aus einem bemerkenswerten Aufsatz im «Protestant» hervorgehen, in dem es heißt:

«Da der Kommunismus durch eine amerikanische Goebbelspropaganda in den Augen des Publikums mit dem Bannfluch belegt ist, ist jeder gezeichnet, der als Roter oder als Russenfreund hingestellt werden kann. Damit hat Rom das Feld frei. ‚Greif Rom an, und man heißt dich einen Roten' – das ist weitergebildet worden zu: ‚Schließ dich Rom an, *oder* man heißt dich einen Roten'. Der Plan ist, das Ding hier in Amerika so zu drehen, daß der amerikanische Faschismus römisch-katholisch wird oder mindestens christlich mit römischer Führung. Das ist der Plan. Damit er gelingt, muß die Kriegstrommel gerührt werden. Rußland muß in den Brennpunkt gerückt werden, damit aller Augen von dem abgelenkt werden, was *hier* vor sich geht. Während die Monopolisten das Publikum mit hohen Preisen begaunern und dafür sorgen, daß die Arbeiterschaft für sie verantwortlich gemacht wird, beten die Priester über Rußland ... Presse und Kino schaffen der römischen Kirche eine Stellung, in der ihr Ansehen unangreifbar wird. Es kann kein Zweifel sein, daß sich gewisse mächtige Bankenkreise mit der römischen Kirche verbündet haben und daran arbeiten, die protestantischen Kirchen auf die gleiche Linie auszurichten. ‚Religion' ist an der Börse nie höher im Kurs gestanden.»

Auch in *Südamerika* steigt das Russenfieber zusehends. Chile hat mit Jugoslawien, Rußland und schließlich auch der Tschechoslowakei gebrochen. Brasilien boykottiert die Sowjetunion ebenfalls und hat außerdem die Kommunisten aus dem Parlament ausgeschlossen – als ob die sozialen Verhältnisse in diesem Lande wie in Lateinamerika überhaupt nicht die beste Propaganda für den Kommunismus darstellten. Aber solange die Vereinigten Staaten hinter den halb- und ganzfaschistischen Diktaturen Lateinamerikas stehen – Argentinien erfreut sich ihrer besonderen Gunst –, wird eben der Kommunismus auch hier nicht mit dem einzigen Mittel bekämpft werden, das Erfolg verspricht: der sozialen Revolution in demokratischem Geiste.

Alarmzeichen in England

Einen wichtigen psychologischen Erfolg hat die politische und soziale Reaktion in Großbritannien errungen. Die unmittelbare sachliche Bedeutung der Niederlage, die Labour bei den *Gemeindewahlen* erlitten hat, ist zwar nicht allzu groß, trotz den fast 700 von insgesamt 1500 umstrittenen Sitzen, die der Labourpartei verlorengegangen sind. Auf der einen Seite haben sich die Wahlen auf einen Drittel aller Gemeinderäte beschränkt; in London, in den kleinstädtischen Kommunalverbänden und in den Landgemeinden ist nicht gewählt worden, und es besteht Grund zu der Annahme, daß Labour hier besser abgeschnitten hätte. Anderseits hatte die Labourpartei ihre früheren Erfolge bei den Ge-

meindewahlen allzu leicht errungen, da sich die Konservativen bisher unverhältnismäßig wenig um die Gemeindepolitik gekümmert hatten. Die heurigen Wahlen waren hingegen dadurch gekennzeichnet, daß die Labourpartei zwar ihre Wähler so ziemlich zusammenhielt, die Konservativen aber auch alle diejenigen Wähler auf die Beine brachten, die sonst nur bei den Unterhauswahlen für sie gestimmt hatten. Aber daß die Konservativen gerade den gegenwärtigen Augenblick für ihre «Nachholoffensive» ausgesucht haben und dadurch einen Vormarsch im *nationalen* Maßstab vortäuschen konnten, das hat ihnen, politisch gesehen, eben doch einen eindrucksvollen Stimmungserfolg gesichert, und da es die Politik nun einmal so entscheidend stark mit Stimmungen zu tun hat, so ist die Gefahr unzweifelhaft gewachsen, daß im Jahre 1950 die paar Millionen Stimmen, die nötig sind, um Labour aus der Macht zu verdrängen, wirklich auf die andere Seite hinübergehen werden.

Dies um so mehr, als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Großbritanniens ohne amerikanische Hilfe entweder überhaupt nicht oder dann nur unter härtesten Einschränkungen zu überwinden sind und die Versuchung groß ist, die Konservativen als Retter vor einer Herabdrückung des englischen Lebensstandes auf das deutsche Niveau und als beste Garanten amerikanischen Wohlwollens ans Ruder zurückzurufen. Der unter so peinlichen Umständen erfolgte Rücktritt des Finanzministers *Dalton* beseitigt ohnehin ein Hindernis für die konsequente Durchsetzung des Einschränkungsprogramms von Sir Stafford Cripps, der nun als Wirtschafts- und Finanzdirektor Großbritanniens freie Bahn für seine «puritanische Rücksichtslosigkeit» hat.

Wie bedenkenlos die konservative Propaganda alle Regierungsmaßnahmen für sich ausbeutet, das zeigt auch ihr maßloser Feldzug gegen die nun vom Unterhaus bereits angenommene Vorlage, die das Recht des *Oberhauses*, das Inkrafttreten eines vom Unterhaus angenommenen Gesetzes zu verzögern, auf ein Jahr (statt bisher zwei Jahre) begrenzt. Das neue Gesetz hat zwar zunächst zweifellos den Zweck, die Sozialisierung der Eisen- und Stahlindustrie noch während der laufenden Amtsdauer zu ermöglichen. Aber es ist keineswegs ein Anschlag auf irgendwelche demokratischen Grundrechte; seine Annahme wird im Gegenteil den Lords und damit der Konservativen Partei die Macht entziehen, der Regierung nach dreijähriger Amtstätigkeit in jedem beliebigen Augenblick eine Niederlage zu bereiten und damit Neuwahlen zu erzwingen – eine Macht, die mit demokratischen Grundsätzen unvereinbar ist. Und wie die Konservativen dieses Vorrecht unter den jetzigen Umständen ausnützen würden, das hat ja soeben ihre gerissene Strategie bei den Gemeindewahlen deutlich genug gezeigt.

Ungewißheit in Frankreich

Die auffälligste Wendung nach rechts hin ist aber während der Berichtszeit in *Frankreich* erfolgt. Der Wahlsieg der neuen Partei de Gaulles ist noch sensationeller, als ohnehin erwartet werden mußte; es ist so, wie auch der Pariser Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» feststellte: «Das Bürgertum und der Mittelstand haben sich dem General in die Arme geworfen, der zum Führer der stärksten Partei Frankreichs aufsteigt.» Die Verschiebung des Kräfteverhältnisses vollzog sich freilich fast ausschließlich innerhalb der Parteien der Rechten, vor allem in Gestalt eines eigentlichen Zusammenbruchs der Republikanischen Volksbewegung, die bisher das Sammelbecken der gemäßigt reaktionären Kräfte des Landes gebildet hatte. Jetzt ist die Reaktion kühn und radikal geworden und erstrebt offen den Sturz der Vierten Republik und die Aufrichtung eines kapitalistisch-klerikalen Ordnungsstaates à la Pétain, mit dem «Résistant» de Gaulle an der Spitze, der eben Hitler nur bekämpft hatte, um ein autoritäres Regime eigener Prägung zu begründen. Und auch diese Kräfteverschiebung auf der Rechten ist eigentlich nichts Neues; die 42,5 Prozent der Stimmen, die auf die Französische Volkssammlung entfallen sind, entsprechen ziemlich genau der Stimmenzahl (47 Prozent der Gesamtzahl), die seinerzeit die Gegner der zweiten, revidierten Verfassung der Republik für ihre Parole aufgebracht haben.

Eine Erschütterung der Linksparteien ist somit der neuen Bewegung nicht gelungen; die Kommunisten mustern nach wie vor rund 30 Prozent der Wähler, und auch die Sozialisten haben sich besser gehalten, als man annehmen konnte – freilich nur darum, weil sie sich eben selbst und mit besonderer Heftigkeit in die antikommunistische Front eingereiht hatten, die nun von de Gaulle bis Léon Blum reicht, und darum von der Wahlkonjunktur ebenfalls profitierten. Aber ist das nun irgendwie erfreulich? Ich zweifle. Gewiß muß jede sich sozialistisch nennende Partei vom Kommunismus deutlich Abstand nehmen. Aber eben nicht so, daß sie einfach zu den «Ordnungsparteien» abschwenkt und den Sozialismus, den sie mit Worten noch bekennt, mit der Tat mehr und mehr verleugnet. Die Sozialistische Partei Frankreichs ist in ihrem blinden Kommunistenhaß so weit gegangen, daß sie sich bei den Stichwahlen offen mit dem Bürgertum, ja vielfach sogar mit der Partei de Gaulles verbündete, um die «russische Partei» aus den Gemeindeverwaltungen zu verdrängen, und hat tatsächlich nicht wenige Bürgermeisterposten aus der Hand der extremen Rechten entgegengenommen.

Der Vorwurf, den sie gegen die Kommunisten erhebt, *sie* seien am Wahlsieg de Gaulles schuld, ist angesichts dieser Verbrüderung mit der Gegenrevolution von einer grotesken Unwahrhaftigkeit, ganz abgesehen noch von dem Umstand, daß die Ohnmacht und Unfähigkeit der von dem ehemaligen Neosozialisten Ramadier geleiteten Regie-

rung nicht wenig dazu beigetragen hat, die Wähler und Wählerinnen nach rechts zu treiben. Wie sehr immer die französischen Kommunisten durch ihre Katastrophenpolitik die brüske Wendung des französischen Bürgertums nach ganz rechts gefördert haben mögen – die Sozialisten sind die letzten, die zu Vorwürfen deswegen berechtigt sind. Im übrigen entspricht diese Wendung, wie wir zu zeigen versucht haben, nur dem Zuge der Zeit, der auch dort zu bemerken ist, wo, wie etwa in England und Nordamerika, die Kommunisten keine wesentliche Rolle spielen; sie gehört zu den allgemeinen Merkmalen der Entwicklung des Spätkapitalismus, für die indessen die französischen Rechtssozialisten kein Auge zu haben scheinen. Hatte das konservative Bürgertum Frankreichs ehedem ausgerufen: «Lieber Hitler als Léon Blum!», so ist jetzt die Partei, die einst von einem Jules Guesde, einem Jean Jaurès geführt wurde, so weit gekommen, daß ihr de Gaulle lieber ist als Thorez, und für sie der große Trennungsstrich nicht mehr zwischen Kapitalismus und Sozialismus hindurchgeht, sondern zwischen den Kommunisten einerseits und sämtlichen übrigen Parteien anderseits. Man wird so wohl gezwungen sein, die *heutige* Sozialistische Partei Frankreichs als wirklich revolutionäre Kraft vorläufig abzuschreiben; sie ist eine Partei von Kleinbürgern und Bauern geworden, die erheblich weiter rechts steht, als die alten Radikalen in ihren guten Zeiten jemals standen. Ob sich die *Kommunisten* nun allmählich zu einer Partei des demokratischen Sozialismus durcharbeiten werden, das ist freilich zweifelhaft genug, besonders wenn man ihre jüngste Desperadotaktik ansieht. Sicher ist nur, daß sich in Frankreich auf absehbare Zeit einzig eine Regierung wird halten können, die das Vertrauen der herrschenden Klassen *Amerikas* hat. Ob das nun eine Regierung der «Mitte» sein wird oder eine solche der Rechten, das ist nicht so wichtig; eine Regierung, die sozialistische Ziele verfolgt, wird es auf keinen Fall sein, wie immer die Etikette lauten mag[1]. Es ist ein Jammer, wie weit Frankreich seit den Tagen der Befreiungsbewegung zurückgefallen ist, die von einem so prachtvollen revolutionären Schwung getragen zu sein schien!

Furcht auf beiden Seiten Die Gegenrevolution, deren jüngste Äußerungen ich zu umreissen bemüht war, nährt sich aufs stärkste von der Furcht vor der Revolution, besonders der gewalttätigen Revolution. Aber es ist doch nicht *bloß* die Furcht vor dem *gewaltsamen* Umsturz, die sie beherrscht. Sie

[1] Auch Robert Schumann, der soeben die Bildung eines neuen Kabinetts übernommen hat, wird die Wendung, die Frankreich retten könnte, nicht herbeiführen; er wird höchstens die Rolle spielen, die ein Brüning oder ein Schleicher vor Hitlers Aufstieg zur Macht gespielt haben. Der Zweifrontenkampf gegen Kommunismus und Gegenrevolution ist nur vom Boden eines radikalen Sozialismus aus zu gewinnen. (22. November.)

fürchtet die Revolution in jeglicher Gestalt, auch in der Form des freiheitlichen Sozialismus, ja sogar schon die bloße sozialreformerische Planwirtschaft, die im Rahmen eines «vermenschlichten» Kapitalismus aufgebaut werden soll, wie das der wilde Widerstand der besitzenden Klassen gegen die zahmen Reformen in Deutschland (vor Hitler), in Italien und Spanien (vor Mussolini und Franco), in den Vereinigten Staaten (Ära Roosevelt), in Frankreich (Volksfront) usw. beweist. Dennoch bleibt es wahr, daß die Gewaltrevolution und der totalitäre Sozialismus der kapitalistischen Reaktion die besten Mittel in die Hand geben, um die Volksphantasie gegen eine sozialistische Neugestaltung von Wirtschaft und Staat überhaupt aufzureizen. Und es muß darum immer ein Hauptanliegen der Sozialisten sein, der Gegenrevolution diese Mittel dadurch wegzunehmen, daß sie für die demokratische und föderalistische Methode der gesellschaftlichen Umwälzung einstehen, es mit dieser Umwälzung aber mindestens ebenso ernst meinen wie die Kommunisten. Das muß besonders der Sowjetunion und der kommunistischen Bewegung überhaupt gegenüber immer wieder klar ausgesprochen werden, und es mußte auch anläßlich des 30. Jahrestages der russischen Revolution, der unlängst gefeiert wurde (und mit Recht auch von den Sozialisten gefeiert wurde), unmißverständlich zum Ausdruck gebracht werden.

Allein die einfachste Gerechtigkeit, die primitivste intellektuelle Redlichkeit verlangt auch immer wieder die Feststellung, daß das russische Terrorsystem ebenso wie die ganze mißtrauisch-ablehnende Haltung der Russen gegenüber der westlich-kapitalistischen Welt in wesentlichen Stücken nur die Reaktion auf die schwere Bedrohung ihres Daseins ist, der die Sowjetunion in den letzten dreißig Jahren sozusagen beständig ausgesetzt war. Diese Reaktion war, wenn man sittlich-religiöse Maßstäbe anlegt, tragisch falsch; bevor man sie aber entrüstet verdammt, muß man sie einmal erst verstehen und aus der geschichtlichen Lage heraus sachlich würdigen. Und da kann nun eben – was im Rahmen einer Darstellung der Entwicklung der Sowjetunion unschwer zu beweisen wäre – kein Zweifel darüber herrschen, daß es vorab die Interventionskriege, dann der «kalte» Krieg des Westens gegen Rußland, weiterhin die Bedrohung durch das Dritte Reich und schließlich der Krieg Hitlers selbst waren, was die Führung der Sowjetunion, entgegen den ursprünglichen Absichten der maßgebenden Männer – Stalin nicht ausgeschlossen –, dazu veranlaßte, das Heil in stärkster Zusammenballung und rücksichtsloser Anwendung der politischen Machtmittel zu suchen. Ebenso unzweifelhaft steht aber die Tatsache fest, daß die Bedrohung der Sowjetunion und der neuen sozialen Ordnung, die sie verkörpert, nach dem zweiten Weltkrieg keineswegs aufgehört hat, vielmehr in unsern Tagen noch umfassender und stärker ist als wohl jemals zuvor. Um nur an die selbstverständlich gegen Rußland gerichteten *amerikanischen Kriegsrüstungen* zu erinnern, so

bietet sich jetzt – ich folge hier einer eindrucksvollen Darstellung im «Christian Century», abgedruckt in den «Cahiers de la Réconciliation», aus der Feder von Oswald Garrison Villard – den Russen folgendes Bild:

Eine amerikanische Landarmee von 1 070 000 Mann (gegen 300 000 vor dem Krieg), davon 400 000 Mann Fliegertruppen, ausgerüstet mit den modernsten Waffen, Einrichtungen und Flugzeugen. Ständige Vermehrung der Atombomben (die nach einer jüngsten Zeitungsmeldung hundert- bis tausendmal stärker sein sollen als die gegen Japan verwendeten). Eine Kriegsmarine, die allen Flotten der Welt zusammengenommen überlegen ist. Militärische Stützpunkte und Operationsbasen rings um die Sowjetunion herum. Militärische Kontrolle eines Gebietes von 4,5 Millionen Quadratmeilen nördlich und südlich des Panamakanals zum Schutze der eigentlichen Kanalzone. 96 000 amerikanische Soldaten auf den «unabhängigen» Philippinen. Militärische Gleichschaltung der Staaten Lateinamerikas mit der nordamerikanischen Union. Organisierung einer riesenhaften Wehrwirtschaft, verbunden mit beispiellos ausgedehnten und intensiven kriegstechnischen Forschungen, für die im letzten Jahr bereits 1¼ Milliarden Dollar ausgegeben wurden. Verdreifachung der Nationalgarde und Schaffung einer Reserve von 8 bis 10 Millionen Rüstungsarbeitern. Geplante Einführung der militärischen Dienstpflicht. Ausrüstung und Ausbildung der griechischen und der türkischen Armee (die letztere ist 750 000 bis eine Million Mann stark) zum eventuellen Krieg gegen die Sowjetunion, die von Süden her besonders leicht angegriffen werden kann.

Revolutionärer Terror Man greift sicher nicht daneben, wenn man die Furcht vor einer Ingangsetzung dieser ungeheuerlichen Kriegsmaschine als eine Haupttriebfeder der russischen Außenpolitik bezeichnet und die Unterdrückung aller innenpolitischen Opposition in der Sowjetunion im wesentlichen auf das gleiche Konto setzt. Das letztere gilt auch für die entsprechenden Abwehrmaßnahmen in den unter russischem Einfluß stehenden *osteuropäischen Mittelstaaten*. Es erklärt weithin, wenn nicht vollständig, die planmäßige Ausschaltung aller regimefeindlichen Bewegungen in Polen, Rumänien, Bulgarien und Ungarn, glaubt doch die Sowjetunion am Bestehen unbedingt zuverlässiger Regierungen in diesen Ländern ein unmittelbares Lebensinteresse zu haben, so wie umgekehrt alle Gegner der Sowjetunion das stärkste Interesse daran haben, daß die russenfreundlichen Regimes in den Satellitenstaaten beseitigt werden. Man will nun eben einmal in diesen Ländern nicht dem Schicksal Griechenlands verfallen, das in die angelsächsische Einflußzone eingegliedert ist und dieses Satellitentum mit einem Terrorregiment zu bezahlen hat, das – wie mir dieser Tage ein griechischer Ingenieur versicherte, der die jetzigen Zustände in seiner Heimat aus eigener Anschauung kennt – eher noch schlimmer ist als dasjenige Hitlers und Mussolinis: Zehntausende von Liberalen, Sozialisten und Kommunisten einzig wegen ihrer Gesinnung auf die Inseln verbannt, jede Begünstigung der Widerstandsbewegung mit dem Tode bestraft, die Arbeiterorganisationen aufgelöst oder gleichgeschaltet, Ausrottungskrieg gegen die Widerstandsbewegung selbst, Korruption und Willkürherrschaft bei den besitzen-

den Klassen usw. Es kann kaum bezweifelt werden, daß ähnliche Verhältnisse auch in Rumänien, in Bulgarien, in Jugoslawien, in Ungarn und in Polen einreißen würden, wenn die sowjetfreundlichen Regimes gestürzt würden und unter dem Schutz ausländischer Mächte die alten Herrenschichten wieder ans Ruder kämen. Es ist darum furchtbar billig, die Gewaltmaßnahmen in den «Volksdemokratien» nur für sich allein, losgelöst von ihren Zusammenhängen, anzusehen und anzuprangern; sehen wir sie lieber zunächst einmal als das, was sie für jedes gerechte Urteil tatsächlich sind: Abwehrhandlungen gegen Angriffsdrohungen, revolutionärer Terror als vermeintlicher Schutz vor gegenrevolutionärem Terror!

Gerechtfertigt werden all diese Maßnahmen damit allerdings gewiß nicht. Wir haben in der Schweiz zu lange gegen die demokratiewidrigen Unterdrückungsmaßnahmen gekämpft, die mit Berufung auf die Bedrohung von außen während zwei Weltkriegen getroffen und verteidigt wurden, um nicht zu wissen (sofern wir es nicht schon vorher gewußt haben), daß die sicherste Grundlage jeder Landesverteidigung innere Freiheit und soziale Gerechtigkeit sind, und daß sich eine Revolution zuletzt einzig durch sich selbst verteidigt, das heißt durch das Recht ihrer Sache und die Reinheit ihrer Ziele und Methoden. Wir können auch gegenüber der Sowjetunion und ihren Nachbarstaaten keinen andern Standpunkt einnehmen; und sowenig empfehlenswert es wäre, in diesen Ländern eine Demokratie nach westlichem Muster aufzurichten, für die wesentliche Voraussetzungen fehlen, und die darum nur von der in- und ausländischen Gegenrevolution mißbraucht würde, so sehr müssen wir die Gleichsetzung von Opposition und Hochverrat und die Beugung anerkannter Rechtsgrundsätze ablehnen, wie das jetzt wieder im Bukarester Prozeß gegen Julius *Maniu* und seine Freunde geschehen ist[1]. (Nur ganz nebenbei: Die Gleichsetzung von Opposition und Hochverrat wird mehr und mehr auch in den Vereinigten Staaten üblich, wo der unglaubliche Feldzug gegen «unamerikanische Umtriebe» zu immer krasserer Verleugnung aller Rechtsgarantien und liberalen Überlieferungen führt.) Daß sich *Mikolajczyk*, der polnische Bauernführer, ebenso wie Zoltan *Pfeiffer*, der ungarische Oppositionsführer, einem nur allzu sicheren Schicksal durch die Flucht entzogen haben, kann ihnen angesichts der neuen Verirrungen östlicher Revolutionsjustiz niemand mehr übelnehmen, so verblüffend auch die Promptheit ist, mit der diese Oppositionsmänner (wie schon

[1] In der Oktober-Rundschau habe ich geschrieben, ich hätte keinen Zweifel, daß die Hinrichtung des bulgarischen Bauernführers *Petkoff* ein reiner Terrorakt gewesen sei. Nachdem ich im «New Statesman» eine bisher nicht widerlegte Darstellung des ganzen Falles durch den Engländer E. P. Thompson gelesen habe, der Petkoff *wirklichen* Verrats schuldig erklärt, *habe* ich Zweifel, und nicht ganz gelinde. Ich ließ mich allzusehr von den Berichten und Kommentaren der bürgerlichen Presse beeinflussen.

früher Nagy und andere) den Weg nach England oder gar nach Amerika fanden.

Nur das muß immer festgehalten werden: Wer selbst am Kreuzzug gegen Kommunismus und Sowjetunion teilnimmt, wer auf dem Boden der Trumandoktrin steht und gegen die amerikanischen Kriegsvorbereitungen nicht viel einzuwenden hat, der hat sicher kein Recht, den Russen und ihren Verbündeten Vorwürfe deswegen zu machen, weil sie sich gegen die Bedrohung von außen durch die Unterdrückung von Bewegungen im Innern wehren, die offen auf den Sturz des bestehenden Regimes ausgehen und mindestens in verdächtig enge Fühlung mit auswärtigen Mächten treten, deren Sowjetfeindschaft nachgerade krankhafte Formen annimmt.

Ist Rettung möglich? In der gleichen Nummer der Zeitschrift der französischen Gruppe des Versöhnungsbundes, in der O. G. Villard über die amerikanischen Rüstungen berichtet, schreibt A.-J. Muste, der Sekretär der amerikanischen Gruppe, in der Tat: «In den Vereinigten Staaten grenzt die Haltung gegenüber Rußland an Hysterie und verschlimmert sich nur immer weiter. Ein so bedeutender und gut unterrichteter Staatsmann wie John Foster Dulles meint, daß die Maßnahmen der amerikanischen Außenpolitik von dem Gefühl eingegeben seien, daß der Krieg mit Rußland unvermeidlich sei.» Ähnliche Urteile vernimmt man von andern kompetenten Beobachtern der Entwicklung in den Vereinigten Staaten. Gibt es da noch eine Rettung vor der nahenden Katastrophe? Muste erwartet sie allein von einer radikalen Umkehr Amerikas sowohl wie Rußlands zu einer Politik *völliger militärischer Abrüstung*. Die Nation, die hier den Anfang mache, setze damit zwar ihre Existenz aufs Spiel. «Aber in diesem Atomzeitalter müssen das die Nationen sowieso tun. Die Frage ist nur, ob sie ihre Existenz durch einen Selbstmord im Atomkrieg riskieren oder durch eine mögliche Kreuzigung aus Liebe zur Versöhnung und zum Frieden. Selbstmord ist immer unfruchtbar, während die Kreuzigung die Möglichkeit der Erlösung und der Neuschöpfung in sich birgt.»

Vollkommen wahr. Wir müssen nur beifügen, daß Abrüstung unter den heutigen Umständen realistischerweise nur denkbar ist bei gleichzeitiger *sozialer Revolution*, die eine radikale Abkehr vom Kapitalismus, vom Kolonialismus und vom Imperialismus in sich schließt. Und das führt uns noch einmal zu einem Blick auf die konkrete Weltlage zurück.

Zu den entscheidenden Gründen, welche die westlich-kapitalistische Welt gegen die Sowjetunion stellen, gehört ihre Herrschaft über die *farbigen Völker*, die in der Sowjetunion ihren natürlichen Verbündeten sehen. Jeder Schritt weg von der kolonialen Ausbeutung erweitert

darum die Aussicht auf ein friedliches Nebeneinanderleben von Ost und West. Am folgerichtigsten ist die Abkehr vom alten Imperialismus bei *Großbritannien*, auch wenn sein Rückzug aus Asien sehr stark aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt. Der Freigabe *Indiens* (das durch den Kampf um Kaschmir bis an den Rand eines Krieges zwischen Hindostan und Pakistan gedrängt wurde) folgt jetzt die nicht minder großartige Räumung *Burmas*, die am 6. Januar 1948 vollendet sein soll; das häßliche Unrecht der Eroberung dieses Landes durch die Engländer im Jahre 1885 – «eines der unseligsten und unverantwortlichsten Abenteuer des britischen Imperialismus» nennt sie eine englische Zeitung – ist dadurch in vorbildlicher Weise gutgemacht worden.

Um so peinlicher berührt der verblendete Eigensinn, den Außenminister Bevin einer vernünftigen, wenn auch nur vorläufigen Lösung der *Palästinafrage* entgegensetzt. Ein Glück, daß wenigstens die Russen und Amerikaner, die einander die Festsetzung in einem palästinensischen Leerraum nicht gönnen, entschlossen bleiben, die Übergabe der Macht an den neu zu schaffenden jüdischen und arabischen Staat in Ordnung und Frieden durchzuführen. In *Iran* ist es den Angloamerikanern gelungen, den Russen den Vertrag von 1946 über die Gewährung von Ölkonzessionen wieder abzujagen. In *Siam* hat sich der dortige Quisling, Marschall Pibul Songgram, durch einen Staatsstreich der Regierung bemächtigt – wieder ein Zeugnis für den Zug nach rechts, der auch Asien ergriffen hat. In *Indonesien* führt Holland unter dem Vorwand einer Polizeiaktion seinen Kolonialkrieg weiter, unter Mißachtung des Befehls des Sicherheitsrates vom 1. August, die Feindseligkeiten einzustellen.

Für *China* plant Amerika eine neue «Hilfsaktion» à la Griechenland und Türkei, um auch hier die Front gegen den Kommunismus und die Sowjetunion zu stärken. Die Resolution des Sicherheitsrates über *Korea*, die Wahlen und den Rückzug der Besetzungstruppen aus diesem zwischen Rußland und Amerika strittigen Lande vorsieht, wird ein Schlag ins Wasser bleiben, es sei denn, daß die Vereinigten Staaten ihre Durchführung mit Gewalt (gegenüber der Sowjetunion) erzwingen wollen. Und was schließlich *Japan* betrifft, so fragt der Londoner «Economist»:

«Sind nicht einige amerikanische Zeitungen so weit gegangen und haben angeregt, daß eine neue japanische Armee unter amerikanischen Offizieren aufgestellt werden solle? Wenn diesen Argumenten Einfluß auf die amerikanische Politik verstattet wird, wird der alte Klüngel (in Japan) wieder an die Macht kommen und die schüchterne, zarte Demokratie zerschlagen werden, für deren Einführung die Alliierten so hart gekämpft haben. Die jüngere Generation in Japan, die in wachsendem Maße über die Begünstigung der Reaktion durch die Amerikaner erbittert und immer mehr versucht ist, von der verbotenen Frucht des Kommunismus zu essen, wird bei Rußland Führung und Vorbild suchen, wie es die osteuropäischen Völker im 19. Jahrhundert bei England und Frankreich taten.»

Wie recht hat doch der (natürlich als «Kryptokommunist», als getarnter Schrittmacher des Bolschewismus, verschrieene) britische Labourabgeordnete K. Zilliacus, wenn er in seinem ausgezeichneten Buch «Mirror of the Present» schreibt:

«Die amerikanische (mit britischer Zustimmung geschehende) Hilfe für den Faschismus in China, Griechenland und der Türkei, die (mit britischer Mitwirkung erfolgende) Stützung des korrupten, grausamen und unfähigen Feudalismus in Persien, der arabischen Feudalherren, der malerischen, aber nichtsnutzigen arabischen Scheiks und Quislinge im Mittleren Osten sowie der kapitalistischen Reaktion und Gegenrevolution im Donaubecken, auf dem Balkan und in Italien wird als Verteidigung der westlichen Kultur und Demokratie gegen die kommunistische Diktatur und den Ausdehnungsdrang der Sowjets aufgemacht. Aber Demokratie, Kultur und Friede hängen vom Triumph der sozialen Revolution in diesen Gebieten ab und von der Besiegung und Überwindung der Regierungssysteme, hinter denen britische und/oder amerikanische Waffen- und Geldleistungen stehen. Der Weg, um den Sowjeteinfluß ‚auszugleichen', besteht für die Vereinigten Staaten und Großbritannien darin, Freunde des Volkes in diesen Ländern zu werden, anstatt die Schutzherren der Bedrücker und Feinde des Volkes.»

So mündet die Erörterung der Kriegs- und Friedensfrage immer wieder in die Auseinandersetzung über das soziale Problem ein. Abrüstung, Vertrauen, guter Wille zwischen den Nationen – jawohl. Aber nur wenn die Abkehr vom Geiste der Gewalt auch in den *wirtschaftlichen* Beziehungen der Völker und Volksgruppen erfolgt! Ohne den Sieg über jenes ganze Gesellschaftssystem, das den Menschen zum bloßen Gegenstand der Bereicherungsgier herabdrückt, ist auch kein Sieg über die *politischen* Gewaltsysteme möglich und bleibt die Hoffnung auf Vermeidung einer neuen Kriegskatastrophe eine Utopie. *Hier* müssen alle Kräfte eingesetzt werden; *hierauf* muß sich aller gute Wille sammeln, der noch in unserem Geschlechte lebt. Aber wahrlich, wir dürfen nicht mehr lange warten!

18. November. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Rundschau

Die neue Volksvertretung Die Nationalratswahlen haben nicht nur, wie hier am Vorabend des Urnenganges erwartet wurde, «keine ins Gewicht fallende Verstärkung der Linken» gebracht; die Mandatszahl der beiden sozialistischen Parteien ist gegenüber bisher sogar um eine Einheit zurückgefallen. Die Ursachen liegen auf der Hand. Zunächst wirkte die wirtschaftliche Hochkonjunktur allen sozialistischen Bestrebungen entgegen. Sodann hat auch die *politische* Atmosphäre gegenüber 1943 geändert: der damalige «Ostwind» hat scharf nach Westen gedreht und das Wetter auch in der Schweiz beeinflußt. Das genügt indessen beides nicht, um den Rückschlag der Linken zu erklären, ist doch die Stimmenzahl der beiden sozialistischen Parteien, als *Einheit* genommen, nicht unerheblich gewachsen (genau um 47 849 Stimmen = 2,5 Prozent der Gesamtzahl). Aber das ist es ja eben: Sozialdemokratie und Partei der Arbeit bildeten tatsächlich *keine* Einheit, als es sich darum handelte, diese Stimmenzahl auch für die Gewinnung der entsprechenden Mandatszahl nutzbar zu machen. Mit Listen-

verbindung hätten sich die beiden Linksparteien mindestens 63 Mandate gesichert (gegen 55, die sie jetzt haben); daß die Sozialdemokratie von einer solchen Verbindung, heiliger Entrüstung voll, nichts wissen wollte, kostete sie mehr als ein halbes Dutzend Mandate und die Partei der Arbeit mindestens eines, das nun – in Genf – an die Rechte gefallen ist.

Der auf sozialdemokratischer Seite gegen eine Listenverbindung mit der PdA angeführte Grund, man verzichte lieber auf noch soviel Sitze, wenn man nur die Reinheit seiner Prinzipien rette, kann schon im Hinblick auf den «Fehltritt» im Wallis (Sesselversicherung mit dem Freisinn zur Rettung des sozialdemokratischen Mandats) nicht sehr ernst genommen werden. Aber auch der andere Einwand ist nicht stichhaltig, daß man doch unmöglich mit den «Spaltern» wieder gemeinsame Sache machen könne, mit diesen «Verbrechern an der Arbeiterbewegung», die leichtfertig die Einheit der sozialistischen Kampffront zerschlagen hätten. Denn die Sozialdemokratie war es ja selber, die durch den Ausschluß Nicoles und seiner Anhänger die Spaltung im Jahre 1939 herbeiführte. Und ihre seitherige Entwicklung hat nicht dazu beigetragen, die Unnötigkeit oder Schädlichkeit einer *radikalen* Linkspartei so eindeutig zu beweisen, wie das erforderlich gewesen wäre – trotz der immer wieder durchschlagenden moralischen Fäulnis in gewissen Schichten der PdA-Führung. Ein ganz erheblicher Teil der Sozialdemokratie steuert sogar einen ausgesprochenen *Rechtskurs*, verstärkt also gerade die antisozialistische Tendenz, die jetzt durch die Wählerschaft geht und der die Sozialdemokratie doch eigentlich mit ganzer Kraft entgegentreten sollte. Das drückt sich insbesondere auch in einer Haltung gegenüber den Kommunisten und gegenüber der Sowjetunion aus, die sich von derjenigen des linken und mittleren Bürgertums kaum mehr unterscheidet, so daß die «Freie Innerschweiz» nur mit zuviel Recht schreiben konnte:

«Der einfache Arbeiter sieht nun einmal keinen Unterschied mehr zwischen den bürgerlichen Zeitungen und den sozialdemokratischen Organen (gemeint sind diejenigen gewisser Kantone und Landesteile, wie Zürich, Basel, Aargau, Westschweiz. H. K.). Wer sich vom Kreuzzug gegen den Osten nicht zu distanzieren versteht oder sich nicht distanzieren will – bei aller Freiheit der Kritik gegenüber östlichen Einrichtungen und Praktiken, die wir nie anerkennen können –, der muß sich nicht wundern, wenn er unter den Werktätigen immer weniger Gefolgsleute findet.»

Hier, in diesem Horror vor allem Russisch-Kommunistischen, liegt der eigentliche Grund für die Angst, sich mit der PdA zu «kompromittieren», eine Angst, die, wie gesagt, nicht gehindert hat, sich mindestens im Wallis mit einer *bürgerlichen* Partei zu kompromittieren, mit dem Ergebnis, daß der Sitz dennoch verloren ging, während er durch Listenverbindung mit der PdA hätte gehalten werden können. Aber auch wenn man Dellbergs Seitensprung für eine vereinzelte Extratour ansehen will, bleibt es politisch falsch, die PdA auf die gleiche Stufe zu stellen wie die bürgerlichen Parteien und von der einen grundsätzlich genau so scharfen Abstand zu nehmen wie von den andern. Eine sozialistische Partei *ist* keine Mittelpartei; sie gehört zur Linken und braucht auch vor einem taktischen Zusammengehen mit Kommunisten (sofern man die Anhänger der PdA überhaupt summarisch als Kommunisten bezeichnen will) keine Angst zu haben, wenn sie nur grundsätzlich selber eine klare sozialistische Linie einhält. Auf jeden Fall ist die Existenz der PdA mit ihren 50 000 Wählern eine *Tatsache*, die von der Sozialdemokratie nur zu ihrem eigenen Schaden mißachtet werden kann, vernünftigerweise aber allmählich doch zur Kenntnis genommen und zur Stärkung der Gesamtposition des schweizerischen Sozialismus nutzbar gemacht werden sollte.

Die Illusion der Kriegsrüstungen

Eine der ersten Aufgaben der neuen Räte wird die Behandlung des Bundesvoranschlages für 1948 sein. Was uns an diesem Voranschlag besonders stößt, das ist die Höhe der in Aussicht genommenen *Militärausgaben*. Statt einer Herabsetzung (die Finanzexpertenkommission wollte bis auf 300 Millionen heruntergehen) stellen

wir eine *Erhöhung* des Militärbudgets von 382 auf 409 Millionen fest – wobei natürlich die unbedingte Notwendigkeit eines solchen Betrages, der von den Militärs ohnehin nur als ein Minimum angesehen wird, wie üblich «zwingend nachgewiesen» wird. Man muß doch endlich zu den gesetzlich vorgeschriebenen Wiederholungskursen zurückkehren; man muß neues Kriegsmaterial anschaffen; man muß die famosen Düsenflugzeuge bezahlen; man muß motorisieren, mechanisieren, reorganisieren – was muß man nicht alles, um auf der Höhe moderner Kriegstechnik zu bleiben? Dabei wird einfach ohne Plan drauflos gewurstelt: hier eine «unerläßliche» Neuerung, dort eine «absolut nötige» Mehranschaffung, ohne jede einheitliche Leitidee, ohne jene berühmte «Gesamtkonzeption», die man für die militärische Landesverteidigung schon längst fordert, ohne sie jemals zu bekommen. Aus guten Gründen! Denn wenn man diese «Gesamtkonzeption» im Volke zur Erörterung stellte, würde es rasch bedenklich vielen Leuten klar werden, daß angesichts der sich überstürzenden Entwicklung der Massenvernichtungswaffen, die im Auslande durch Tausende von Forschern und Technikern vorwärtsgetrieben wird, ein Nachkommen der Schweiz schlechterdings eine hoffnungslose Sache geworden ist, und daß darum unsere Landesverteidigung auf eine völlig neue Grundlage gestellt werden muß, im Sinne eines Übergangs von der individuell-nationalen auf die kollektiv-internationale Verteidigung und auf die Zusammenarbeit aller Nationen für die *Verhinderung* eines neuen Krieges.

Das sehen schon jetzt, durch den offiziellen Propagandanebel hindurch, immer mehr denkende Menschen ein, die der patriotischen Hypnose nicht mehr erliegen. Ein Anzeichen dafür sind die sich anscheinend wieder mehrenden Fälle von *Militärdienstverweigerung*. Der jüngste Fall dieser Art war die aufsehenerregende Weigerung René *Bovards*, des Leiters der «Suisse Contemporaine», einen Offizierskurs mitzumachen, zu dem er im Frühsommer aufgeboten worden war. Seine Verurteilung zu drei Monaten Gefängnis ohne Aberkennung der staatsbürgerlichen Rechte erscheint verhältnismäßig glimpflich, um so mehr, als er auf dem Dienstweg von selbst aus der Armee ausgeschlossen werden dürfte, also nicht weiter gequält wird, wie dies so manchem andern Verweigerer widerfahren ist. Möchten die einfachen Soldaten, die künftig keinen Dienst mit der Waffe mehr leisten können, ebenso vernünftig behandelt werden! Und möchte Bovards Opfer insbesondere auch dem Gedanken des *Zivildienstes* förderlich sein, für den er so tapfer Zeugnis ablegte! Mit welchen Mitteln die Militärdienstverweigerer immer noch diffamiert werden, das zeigt übrigens die Tatsache, daß die – soviel ich weiß von einem Offizier geleitete – Depeschenagentur über die Beweggründe Bovards nichts anderes zu berichten wußte, als daß er behauptet habe (was in dieser Form unrichtig ist), «daß im Fall einer Invasion jeder militärische Widerstand unnütz ist», und demgemäß ihre Meldung betitelte: «Verurteilung eines defaitistischen Oberleutnants». Daß Bovard sich ausdrücklich zur Résistance bekannte, wenn auch freilich nicht zur bewaffneten, und einzig das Recht für sich und seinesgleichen beanspruchte, das Land auf Grund freier Gewissensentscheidung mit unblutigen Mitteln zu verteidigen, so wie die andern gemäß *ihrem* Gewissen die todbringenden Waffen führen, das brauchte man ja der schweizerischen Öffentlichkeit nicht mitzuteilen.

Und weil ich schon bei den Prozessen bin, sei auch gleich noch des Falles der drei Schweizer Nazi Georges *Oltramare, Bonny* und *Fonjallaz* gedacht, die vom Bundesstrafgericht zu einem bis drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurden. Das Bezeichnende an diesem Prozeß ist weniger die auffallend milde Bestrafung dieser Landesschädlinge, die – das gilt mindestens von Oltramare und Bonny – soviel Schuld an dem Genfer Massaker vom 9. November 1932 tragen, als der Umstand, daß die Verteidigung zu ihrer Entlastung anführen konnte, die Haltung dieser Herren sei ja durchaus im Einklang mit der offiziellen Neutralitätspolitik, mit der Verteidigung der Politik des Dritten Reiches durch den schweizerischen Gesandten in Berlin, Frölicher, und mit der Haltung der westschweizerischen Vichypresse gestanden. In der Tat, die Schweiz ist während des Krieges auf merkwürdige Art ver-

teidigt worden! Aber die Legende von unserer Rettung durch Neutralität und Wehrbereitschaft wuchert trotzdem weiter und weiter und hilft die neue Illusion stützen, die Schweiz brauche sich nur politisch zu isolieren und militärisch zu bewaffnen, um jeder künftigen Kriegsgefahr «wie bisher» die Stirn bieten zu können. Man muß wirklich sagen: Wen der Kriegsgötze vernichten will, den schlägt er zuvor mit Blindheit!

19. November. *Hugo Kramer.*

An unsere Abonnenten!

Der Vorstand der Vereinigung «Freunde der ‚Neuen Wege'» sah sich zu seinem großen Bedauern genötigt, den Abonnementspreis für die «Neuen Wege» ab 1. Januar 1948 von Fr. 12.— (für ein halbes Jahr Fr. 6.—) auf *Fr. 15.—* (für ein halbes Jahr *Fr. 7.50*) zu erhöhen. Diese Maßnahme wäre eigentlich schon seit längerer Zeit notwendig geworden, doch standen seit dem Hinschied von Leonhard Ragaz die geistigen Schwierigkeiten einer Weiterführung der «Neuen Wege» derart im Vordergrund, daß wir demgegenüber die materiellen Schwierigkeiten bewußt zurückstellten. Nunmehr haben sich aber die Herstellungskosten der Zeitschrift derart erhöht, daß eine Erhöhung auch des Abonnementspreises unumgänglich geworden ist, haben wir doch bei dem steten Defizit in der Herausgabe der Zeitschrift bereits alle unsere Reserven aufzehren müssen.

Trotzdem die Begründung dieser Maßnahme einem jeden ohne weiteres einleuchten wird, ist uns unser Beschluß nicht leichtgefallen, denn wir wissen, daß auch diese bescheidene Erhöhung um 3 Franken – das heißt um 25 Rappen für ein Heft – für manchen Leser eine spürbare Belastung bedeutet. Wir bringen aber unserer Leserschaft, in der wir von jeher eine eigentliche Lesergemeinde gesehen haben, das Vertrauen entgegen, daß sie sich durch eine solche Mehrbelastung nicht davon abhalten läßt, den «Neuen Wegen» und damit auch der Sache, in deren Dienst diese stehen, weiterhin Treue zu halten.

Auch der neue Abonnementspreis von Fr. 15.— entspricht noch keineswegs den tatsächlichen Herstellungskosten. Wir dürfen aber stets auf die «Freunde der ‚Neuen Wege'» zählen, die schon in den letzten zwanzig Jahren die Zeitschrift finanziell gestützt haben und die auch künftig mit ihren freiwilligen Beiträgen das Defizit decken werden. Gerade deshalb würden wir es aber auch sehr begrüßen, wenn eine größere Zahl von Lesern sich entschließen könnte, der Vereinigung beizutreten und auf diese Art die äußere Existenz der Zeitschrift sicherzustellen.

Für den Vorstand der Vereinigung
«Freunde der ‚Neuen Wege'»
R. Lejeune.

Die Krippe

Lukas 2, 1 bis 19

Eigentlich ist die Weihnacht das Geburtsfest von Jesus Christus. Man hat, wenn man dem ungeheuren Weihnachtsbetrieb unserer Städte gegenübersteht, schon das Gefühl, daß man nur in gebührender Bescheidenheit an jenen eigentlichen Ursprung dieses Festes erinnern dürfe. Vielleicht hat dieses Erinnern auch nicht einmal mehr viel Sinn. Denn diese beiden Dinge, der Weihnachtsbetrieb und der eigentliche Ursprung dieses Festes, haben sich bereits zu weit voneinander entfernt. Sie verstehen einander nicht mehr. Wer die Geburt Christi versteht, dem ist der Weihnachtstrubel fremd, und wer in dem Weihnachtsbetrieb aufgeht, der wird jenes stille und tief-bedeutsame Geschehen kaum mehr zu bemerken imstande sein. Das Weihnachtsfest hat sich von seinem Ursprung losgelöst, es hat sich als eine selbständige Sache in unsere Kultur eingefügt und dabei ihre Art angenommen.

Oder ist diese Trennung doch nicht so völlig, wie es manchmal den Anschein haben mag? Ist nicht doch noch eine heimliche, vielleicht etwas verschämte Beziehung geblieben? Mitten unter dem Flitterglanz und Materialismus, der dieses Fest so völlig zu beherrschen scheint, tauchen auf einmal die alten Symbole der Weihnacht auf: der Stall von Bethlehem und die Krippe darin. Es scheint, daß auch das säkularisierte, verweltlichte Weihnachtsfest auf diese Dinge nicht verzichten möchte. Die Menschen wissen ja vielleicht nicht recht, was sie tun, wenn sie diesen Zeichen der Armut des Gottessohnes einen Platz mitten unter ihren Luxusgeschenken anweisen. Das mag bei vielen eine völlig geistentleerte Geste sein. Die Krippe ist zum leeren Dekorationsstück herabgesunken. Eine «sinnige» Dekoration, die aber niemand wirklich zum Sinnen bringt. Oder wird sie vielleicht doch die Kraft haben, den einen oder andern flüchtigen Beschauer besinnlich zu machen, so vernehmlich zu ihm zu reden, daß er irgendwie den Widerspruch empfindet zwischen diesem seltsamen Zentrum seiner Weihnachtsdekoration und dem, was darum herum aufgebaut ist – so daß sich eine gewisse Verlegenheit seiner bemächtigt und er stärker und dringender nach einem andern Sinn des Festes zu fragen beginnt und vielleicht wenigstens *eine* Antwort in deutlicher Weise erhält, nämlich die, daß dieses Fest doch nicht nur ein Fest des Genießens, des Empfangens und des Egoismus sein sollte, sondern ein Fest des Helfens, Gebens und Erbarmens.

Wir sind keine kirchlichen Eiferer, und es ist durchaus nicht unsere Tendenz, der Welt das abzusprechen und wegzunehmen, was an christlichen Gedanken noch halb bewußt und dunkel geahnt in ihr lebt und so zu tun, als ob die Kirche allein einen legitimen Anspruch auf diese Symbole hätte und nur in ihrem Raum dieselben recht verstanden würden. Es klingt manchmal etwas hochmütig-klerikal, wenn von der Kirche aus über die Verweltlichung lamentiert wird. Wir unserseits meinen gerade das nicht, daß die Kirche das Monopol auf die religiösen Werte

des Weihnachtsfestes besitze. Unsere Tendenz geht sogar in gewissem Sinne ebenfalls auf eine «Verweltlichung» aus, nämlich darauf hin, daß die Wahrheit von Bethlehem, die Wahrheit der Krippe, in der realen Welt zu leuchten beginne und sie umgestalte. Gerade das ist ja der unmißverständliche Sinn der Weihnachtssymbole. Leuchtend hell strahlt er daraus hervor. Weihnacht ist weniger als jedes andere christliche Fest Geheimnis. Weihnacht ist Offenbarung und Enthüllung, ein für jedes Kind faßbares Aufstrahlen der Wahrheit. Der Gottessohn, der in Armut und Not in einem Stalle zur Welt kommt, unter Tieren geboren und in die Krippe gelegt, das bedeutet das Eingehen Gottes in die Realitäten des Lebens, sein rettendes, erlösendes, befreiendes und heiligendes Kommen. Diese Wahrheit soll nicht wieder verhüllt werden. Die Kirche ist in Gefahr, sie durch ein Dogma zu verdunkeln, auf die Lehre zu dringen, anstatt auf die Verwirklichung. Die Welt aber, sofern sie nicht eine nach Wahrheit und Gerechtigkeit hungernde, sondern eine satte und zufrieden genießende Welt ist, löst jene Wahrheit in Poesie auf.

Es ist sicher bezeichnend, daß sich das Bild von der Krippe dem Denken der Menschheit so tief eingeprägt hat. Aber schließlich hat sie damit zu spielen begonnen. Wenn die Kinder gesättigt sind, beginnen sie zu spielen. Und so ist das Weihnachtspielen für eine in ihrem Behagen sicher ruhende Welt geradezu charakteristisch geworden. Es hat dabei nie ganz gefehlt an dem Verstehen der eigentlichen Wahrheit – schließlich sind auch die Bescherungen und die in diesen Tagen stärker auflebende Wohltätigkeit – sofern sie nicht Sport ist – noch ein Abglanz davon.

Man hat die Kunst zur Verherrlichung dieser Weihnacht zu Hilfe gerufen. Der Stall von Bethlehem mit der Krippe wurde eines der bezauberndsten künstlerischen Sujets. Was für reizvolle Themen boten sich da dem Pinsel des Malers dar! Das Kind in dem Kontrast überirdischen Glanzes und einer höchst armseligen Umgebung; die Mütterlichkeit, die jungfräuliche Mutter, dieser unerhörte Gedanke, beide Wunder des Frauentums: Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in *einer* Menschengestalt zu vereinen und auf einem Frauenantlitz zum Ausdruck zu bringen, dazu die Romantik der Heimatlosigkeit – alles das hat sich der Phantasie und der Herzen der Menschen bemächtigt. Es liegt sicher in dieser Weihnachtspoesie mehr als bloß Poesie, vor allem in dem Empfinden früherer Geschlechter.

Wer würde nicht aus den weichen, zärtlichen, einfachen und innigen Tönen, mit denen da von dem Kripplein und dem Kindlein gesungen wird, den Unterton einer starken, ernsten, realen Beziehung heraushören zu dem, dessen Ankunft diesen Menschen Trost, Halt und Hoffnung bedeutete. Wer wollte diese starke und wahrhaftige Beziehung jenem Weihnachtsbild von Matthias Grünewald absprechen, auf dem er in seiner wunderbaren Art auf dem Antlitz der Ma-

donna die freudig entzückte Mütterlichkeit gemalt hat, die Mutter mit einem Kind voll jauchzenden Lebens, das Kind – in zerfetzten Windeln. Ja diese zerfetzten Windeln – sie sind offenbar ein Versuch, durch die Poesie und durch die malerische Romantik zum Realismus durchzubrechen. Und gerade das ist nötig, wenn wir uns der Weihnachtswahrheit nähern wollen. Aber dieser Durchbruch ist nicht leicht. Ob die Kunst ihn zu leisten vermag, scheint fraglich. Vielleicht fehlt es aber weniger an den Künstlern als an denen, die ihre Werke betrachten; sie sind auf das Genießen der Kunst eingestellt. Aber es ist offenbar bei der Weihnachtsgeschichte überaus schwer, die Romantik von ihr fernzuhalten. Schon Lukas wirkt auf uns allzu poetisch, allzu malerisch und romantisch – er soll ja von Beruf Maler gewesen sein. Vielleicht muß man sagen, daß man auch die Weihnachtsgeschichte nur dann ganz wahrhaftig schauen kann, wenn man jene Wirklichkeit im Hintergrund schaut, bei der alle Romantik aufhört, die Wirklichkeit des Kreuzes. Aber sie steckt doch eigentlich mitten drin in der Weihnachtsgeschichte. Es ist im Grunde doch sehr schlimm, was da erzählt wird. Es ist nicht menschenwürdig, sondern höchst erbarmungswürdig, wenn eine Frau im Stall gebären muß. Die ganze Kälte einer satten Welt tritt uns entgegen, wenn wir sehen, wie eine Frau in ihren Wehen nicht Raum findet in der Herberge und ihr kein Bett gegeben wird. Es ist nicht menschenwürdig, daß ein Kind unter Tieren zur Welt kommt. Das geschieht wohl einmal unter Kesselflickern. Das geschieht unter Flüchtlingen, die irgendeiner Hölle entflohen sind, einer bombardierten oder einer eroberten oder einer «befreiten» Stadt. Fliehen ist etwas Furchtbares. «Wehe den Schwangeren und den Säugenden in solchen Tagen.» (Matthäus 24, 19.) Unter Deportierten kommen Kinder so zur Welt. Vielleicht am Rand einer Straße, über die der Wind den Schneestaub fegt. Vielleicht in einem Viehwagen oder auf einem Schiffsdeck. Ein realistischer Poet zeichnet so ein wahrhaft weihnachtliches Bild vor uns hin:

«Ihr macht euch in euren Stuben breit.
Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit.
Ich steh' euch im Weg, wo ich steh', wo ich bin.
Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...
Wo kam ich her, wo soll ich hin?
Ihr habt für mich keinen Raum, keine Zeit...
Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...
Ihr redet viel von Jesus Christ.
Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit.
Ob euer Herz aus Eisen ist?
Der Mensch tut sich nur selber leid.
Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...»[1]

Wir müssen eine neue Art von Weihnachtspoesie verstehen lernen. Wir müssen die Weihnacht nicht in einer Waldhütte suchen. Wald

[1] Erich Kästner, erschienen in der «Weltwoche», 12. Dezember 1947.

und Hütte sind viel zu poetische Orte. Aber ein kalter Bunker, wo die Kinder einander die Tuberkulose anhusten, das ist nicht märchenhaft. Oder eine halbfaule Seegrasmatratze, das ist weniger süß als das Krippelein und Windelein. Unsere Zeit geht grausamer um mit Müttern als der Herbergswirt von Bethlehem. Es gibt heute Tausende von Müttern, in denen das Wort Stall eine Vision der Wärme und Geborgenheit und des Behagens auslösen würde.

Wir müssen aus der Schönheit heraus in die Häßlichkeit hinein. Wir müssen unsern Ästhetizismus ausspeien, das ist heute der Weg zum Christuskind. Denn es gibt heute keinen sichereren Weg, die Welt wüst zu machen und wüst zu lassen, als den: das Göttliche in Schönheit aufzulösen.

Ihr wollt eine schöne Welt haben, sagt uns die Weihnacht. Auch Gott will eine schöne Welt haben, eine poetische Welt, eine Welt voll Jubel und Gesang. Darum geht er in die Häßlichkeit hinein und in das nackte Elend, vor dem ihr immer wieder flieht, nicht nur mit Hilfe der Kunst, sondern, was noch viel schuldhafter ist, auch mit Hilfe der Religion. Gottes Poesie ist nicht Flucht, sondern Hilfe, Sieg, Erlösung durch Liebe. «Ihr Armen und Elenden in dieser bösen Zeit, die ihr an allen Enden müßt haben Angst und Leid», ihr fliehenden Mütter, ihr Deportierten, ihr Heimatlosen – der Heiland ist geboren. Ihr seid todesmatt, bis zum Sterben resigniert. Ihr werdet eure Häupter nicht erheben, wenn diese Botschaft zu euch kommt. Ihr vermutet, daß es das alte Spiel sei, das eine satte Welt immer wieder getrieben hat. Wir wagen es ja auch gar nicht, auf uns selbst hinzuweisen, auf unser Erbarmen, auf die Wärme und Mitleidfähigkeit unseres Herzens und auf die Hilfsbereitschaft unserer Hände. Und die Unermeßlichkeit der Not schlägt uns nieder. Aber wir möchten und müssen versuchen, auf den hinzuweisen, der anders war, als wir sind, auf den, der den Namen wirklich verdient, der ihm im Engelgesang beigelegt wird, den Namen des «Heilandes». Dieser Name ist ihm nachgegangen, so daß er nie aufhören konnte, den Weg zu den Armen und Elenden zu suchen, ganz zu ihnen zu gehen, ohne Herablassung und in vollkommener Solidarität, als ihr Freund, als ihr Genosse und Bruder, ihre Lasten mittragend, auch die Last alles Häßlichen und Bösen, das auf ihnen lag, und ihnen Treue hielt, für sie kämpfte, litt und starb.

Ihn möchten wir den Elenden wenigstens nicht mehr wegnehmen. Wir möchten den Zugang zu ihm nicht mehr mit Dogmen verrammeln; wir möchten ihn nicht mehr in Kirchen einsperren. Und um seinetwillen – das wagen wir nun zu sagen – hoffen wir. Um seinetwillen glauben wir, daß die Welt nicht verdammt ist, eine Hölle zu sein, und daß die Menschen zu etwas anderem befähigt und berufen sind als zur Teufelei. Der Gesang «Friede auf Erden und Wohlgefallen an den Menschen» ist nicht nur Poesie, sondern Verheißung und Beginn der neuen Welt. Für sie sollen wir zeugen und kämpfen. *Paul Trautvetter.*

Die indonesische Frage

Die Lösung der indonesischen Frage ist nicht nur die schwerste Sorge unserer Regierung, sondern auch aller sich ihrer Mitverantwortlichkeit für die nationale Entwicklung bewußten Vaterlandsfreunde und ernsten Menschen.

Von dieser Lösung – und nicht weniger von der Weise, in der sie zustande kommt – hängt es erstens ab, ob unser Land die Folgen des Krieges im schnellsten Tempo überwinden wird, und zweitens, ob es sich der Achtung und des Wohlwollens der andern demokratischen Nationen auch künftig erfreuen wird.

In bezug auf die Lösung der indonesischen Frage sind in unserm Volke drei Hauptströmungen zu unterscheiden:

Die erste stützt sich auf die konservativen und reaktionären Elemente in Batavia und in Holland. Es sind dies: die militärische Führung der sogenannten «polizeilichen Aktion», die jeden Tag Dutzende von Toten und Verwundeten bei unsern Truppen und das Zehnfache bei den Indonesiern fordert; zweitens die mit diesen verbundenen hohen Beamten und drittens das indische Großkapital mit allen, die aus der begrenzten oder unbegrenzten Ausbeutung der Eingeborenen Dividenden einstecken, deren Höhe die des im Mutterland angewandten Kapitals um ein Vielfaches übersteigt.

Ihnen gegenüber stehen diejenigen, welche dem Kolonialkapital und der Regierung die ganze Schuld aufbürden für den unglücklichen Verlauf der Dinge. Sie sind geneigt, zu vergessen, daß die Lösung des alten Verhältnisses zwischen Holland und Indonesien eine überaus schwierige Sache ist, die ohne viel Takt, Geduld und vor allem ohne Treu und Glauben auf beiden Seiten nicht durchgeführt werden kann. Nicht nur ökonomisch, sondern auch kulturell sind im Lauf der Jahrhunderte manche Bande zwischen unserm Vaterland und Indonesien geknüpft worden. Ich komme darauf noch zu sprechen, will jedoch im Vorbeigehen bemerken, daß, wenn wir den Indonesiern die moderne Technik und die modernen Verkehrsmittel gebracht haben – wenn auch nicht aus uneigennützigen Motiven –, eine größere Kenntnis der Natur, bessere hygienische Einrichtungen und vor allem den Segen des Christentums, auch wir von ihnen in kultureller Hinsicht sehr viel gelernt haben. Unser Volk ist im allgemeinen phantasiearm und dazu geneigt, das Hauptgewicht auf die materiellen Interessen zu legen. Durch die Kolonisation, vor allem von Java und Bali, wurde sein geistiger Horizont ungeheuer erweitert. Es lernte im täglichen Umgang Völker kennen, die statt in Begriffen in Bildern denken – künstlerisch veranlagte Völker, die vor Jahrhunderten den großartigen Tempel des Boro Boedoer errichteten, in dem eine zügellose Phantasie in üppiger Weise Ranken und Blüten treibt. Es lernte das Wayangspiel kennen, das einheimische Theater, in dem die übermenschlichen Kämpfe der

mythologischen Götter und Helden bis heute weiterleben. Es lernte das Gamelang-Orchester kennen, dessen eigenartige träumerische Musik, wozu die Sphäre einer tropischen Nacht gehört, die eine der Schlüssel zum Verständnis der javanischen Seele ist. Und während im Westen die Maschine das künstlerische Handwerk längst zerstört hatte und die Anwendung der Kunst auf die Gebrauchsgegenstände in besondern Schulen gelernt werden mußte, verfertigten in Java und Bali die einfachen Frauen aus dem Volke die herrlichsten Muster in schönen Farben durch die Batik-Kunst. Vielleicht jedoch hatte die größte Bedeutung für das holländische Nationalbewußtsein der Umgang mit einem Volke, das sich auszeichnet durch feine, höfliche Umgangsformen. Das holländische Volk neigt, so wie das flämische, zur Plumpheit, und das feine, höfliche Betragen der Javaner aus allen Klassen konnte nicht anders als einen tiefen Eindruck auf es machen.

Und wenn wir heute leider allzuviel hören über die von den indonesischen Extremisten begangenen Grausamkeiten, so gebietet die Gerechtigkeit zu erkennen, daß diese zum Teil provoziert wurden von den im Lauf der sogenannten «Polizeiaktion» verübten Zerstörungen von Dörfern und Gebäuden, die den Indonesiern gehörten. Auch die Aufhetzung der Japaner während der Besetzung hatte ihre Wirkung getan, und die sogenannten Extremisten, faktisch Räuberbanden, die zwar nur einen kleinen Bruchteil der Nation ausmachten, gingen in unverschämter Weise vor und mordeten, plünderten und zerstörten, wo sie nur konnten.

Wie in jedem Krieg die Parteien einander wechselseitig der Grausamkeiten beschuldigen, so auch in diesem. Es werden vielleicht mehr Grausamkeiten von indonesischer Seite vorkommen, weil die holländischen Truppen besser diszipliniert sind. Die radikalen Sozialisten sowie die Kriegsgegner und die Kommunistische Partei fordern kategorisch das Zurückziehen der holländischen Truppen als das einzige Mittel, um dem Kriege ein Ende zu bereiten. Ein *plötzliches* Zurückziehen ist jedoch, so wie die Dinge heute stehen, absolut unmöglich. Es würde die Auslieferung der friedlichen Bevölkerung an die Räuberbanden bedeuten und die Zerstörung von Gebäuden, Brücken usw.

Etwas anderes ist eine allmähliche Verminderung der Truppen. Diese ließe sich sehr gut durchführen und wird auch von der Regierung geplant. Diese kündigt für 1948 eine Herabsetzung der Ausgaben für Heer und Kriegsmarine um 318 Millionen an, für Holland eine beträchtliche Summe.

Die Parole des sofortigen Zurückrufens aller Truppen hat etwas Bestrickendes – ich habe sie selbst im vergangenen Sommer auf Versammlungen sowie in der Presse verkündet, doch bin ich davon abgekommen.

Indonesien ist reich an Metallen und an Öl. Der fruchtbare Boden liefert in Hülle und Fülle die tropischen Produkte. Es sind darin ge-

waltige Summen angelegt. Das holländische Kapital besaß bis jetzt eine Vorzugsstellung, die ihm im unabhängigen Staat Indonesien wahrscheinlich verlorengeht und die es sich nicht ohne kräftigen Widerstand wird nehmen lassen.

Zuverlässige Freunde Indonesiens sind: eine Minderheit in der Partei der Arbeit[1], die radikalen Pazifisten und – aus politischen Motiven – die Kommunisten.

Bis jetzt habe ich nur die beiden Strömungen kurz gekennzeichnet, die scharf gegeneinander Stellung nehmen. Die eine besteht aus allen an der Ausbeutung und Knechtung Indonesiens interessierten Elementen. Es gibt jedoch noch eine dritte Strömung, die ebenfalls aus zuverlässigen Freunden Indonesiens besteht, jedoch gemäßigten, besonnenen Naturen. Ihre Anhänger wissen, daß jahrhundertealte Bande nicht plötzlich aufgelöst werden können. Sie sind überzeugt, daß von beiden Seiten schwere Fehler begangen wurden.

Und sie sind ebenfalls überzeugt, daß der historische Augenblick für die Befreiung der asiatischen Nationen von der Herrschaft der weißen Rasse angebrochen ist und es ebenso verbrecherisch wie nutzlos wäre, sich dem Freiheitsdrang des indonesischen Volkes zu widersetzen. Sie wissen, daß die Lösung der kolonialen Bande und ihre Ersetzung durch ein freundschaftliches Verhältnis eine Angelegenheit ist, die nicht nur die beiden unmittelbar interessierten Staaten, sondern die Welt im allgemeinen angeht. In ökonomischer Beziehung, weil die Wiederbelebung des internationalen Handels in tropischen Produkten für die notleidenden Völker eine ansehnliche Besserung ihrer Lage herbeiführen könnte. In moralischer Hinsicht, weil eine friedliche Lösung der Spannung zwischen Indonesien und den Niederlanden bei den demokratischen Staaten großen Beifall finden würde, während heute die rücksichtslose Anwendung von Gewalt gegen einen Schwächern von seiten eines Volkes, das vor kurzem selbst das schwere Leid der Unterdrückung während fünf Jahren erfuhr, unsern guten Namen vor der Welt herabsetzen muß. Ein so ausgezeichneter und einsichtiger Kenner der internationalen Verhältnisse wie Dr. van Blankestein urteilt über das Auftreten unserer Regierung wie folgt: «Dr. van Mook hat in der vorigen Woche den heutigen Zustand in Indonesien in den dunkelsten Farben gemalt. Es war in der Tat schon längere Zeit deutlich, daß die Fanatiker die Oberhand gewonnen hatten. Es wäre unvernünftig, dies nicht zu erkennen. Aber es wäre unverantwortlich, nicht zu erkennen, daß holländische Fehler und Versäumnisse teilweise daran schuld sind. Dr. van Mook weiß dies am besten.

Es gibt noch etwas anderes, was ihm fortdauernd vor den Augen gestanden haben wird. In jeder Umwälzung, vor allem bei einem wenig entwickeltenVolke und ohne politische Erziehung, waren die

[1] so nennt sich in Holland die Sozialdemokratische Partei.

anständigen und verantwortlichen Führer von Anfang an in einer schweren Lage. Wie sind sie imstande gewesen, die schlechten Elemente im Zaum zu halten? Ebensowenig haben sie sich der Elemente entledigen können, die ihre Stellung in der Führung zum eigenen Vorteil mißbrauchten. Dr. van Mook hat während der Unterhandlungen längere Zeit diese unerwünschten Zustände ertragen, augenscheinlich überzeugt, daß erst durch Schließung eines Friedensvertrages die guten Führer Gelegenheit bekommen würden, mit unserer Hilfe damit ein Ende zu machen. Glückte dies nicht, so würde der Zustand lange chaotisch bleiben.

Holland hat unendlich lange den Tatsachen nicht Rechnung getragen. Es versäumte die Gelegenheit, in Hooge Veluwe zu einem Abkommen zu gelangen. Die schlechtesten Elemente bekamen Zeit, ihre Macht zu vermehren. Man erkannte nun einmal im Haag nicht, daß im Verlauf der Zeit die Position unserer Freunde stets schwächer wurde und die der Republik in der Welt stets stärker. Sie wurde für das internationale Bewußtsein immer mehr zur Wirklichkeit.» So weit Dr. van Blankestein.

Ich möchte Sie mit dem ganzen Artikel bekannt machen, dies ist jedoch leider nicht möglich. Nur will ich daraus noch mitteilen, daß er Dr. van Mook zum Vorwurf macht, das holländische Volk nicht rechtzeitig gewarnt zu haben vor dem Wachstum des internationalen Wohlwollens, das unsere Art, die Unterhandlung zu führen, der Republik verschaffte. Er hat nach seinem eigenen Zeugnis der öffentlichen Meinung in Holland die volle Einsicht in die Gefahren der Lage vorenthalten, und er wird dies an den Pressekonferenzen kaum gutmachen können.

Hätte Dr. van Mook die öffentliche Meinung besser unterrichtet über die fortwährend wachsende Gefahr, wenn die Unterhandlungen sich in die Länge zogen und der Krieg fortgesetzt wurde, dann hätte die Partei der Arbeit vielleicht eine entschiedenere Friedenspolitik verfolgt. Jetzt hat sie zwar die Politik der Regierung nicht ausdrücklich gutgeheißen, jedoch in den Augen der Massen ist sie, und nicht mit Unrecht, für das Blutvergießen mitverantwortlich. «Die Regierung hat nach dem radikalen Schritt etwas zurückgenommen», sagte der von allen Parteien wegen seiner absoluten Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit respektierte Professor Schermerhorn, «und dies hat zum Mißerfolg unserer Politik geführt.» – «Was mich selbst angeht», schreibt mir ein angesehenes Mitglied der Partei der Arbeit, «so hätte ich mich vielleicht zur Flucht entschlossen. Dies wäre jedoch gleichbedeutend gewesen wie für Jahrzehnte jeden Einfluß aus den Händen zu geben. Hier steht ein jeder vor dem Dilemma von Diktatur oder Demokratie. Entweder Hände und Grundsätze reinhalten oder schuldig weiterwursteln.»

Ich fürchte, es ist in dieser Äußerung viel Wahres. Von beiden Seiten waren so viele Fehler gemacht worden, daß eine befriedigende Lösung aus eigener Kraft nicht mehr erreicht werden konnte. Als Schermerhorn anfangs Juni nach Batavia zurückgerufen wurde, fand er die kriegerische Stimmung sehr gewachsen. Er und seine Freunde kämpften dagegen mit allen Kräften an, jedoch ohne viel Hoffnung. In bezug auf die entstandene Situation soll man sich an das Wort erinnern:

«Ihr laßt den Armen schuldig werden,
dann überlaßt ihr ihn der Pein,
denn jede Schuld rächt sich auf Erden.»

Wir wollen jedoch hoffen, daß die Schuld beiderseitig gesühnt werden wird, ohne Katastrophe, und der erbitterte Krieg ein Ende finden wird. Dann werden die Extremisten und jene Elemente, denen es nur um Rache oder persönliche Ehrsucht zu tun ist, allmählich an Einfluß verlieren.

Es gibt in Indonesien, wie in jedem Lande, das einen Freiheitskampf führt, eine herrliche Jugend, die sich voller Begeisterung dem Aufbau widmet. Der Verein Holland-Indonesien hat im Laufe des Sommers ein Bilderbuch herausgegeben, das eine äußerst sympathische Vorstellung von dieser Jugend gibt. Die Gesichter haben den Ausdruck freudiger Andacht und Konzentration auf die verrichtete Tätigkeit. Man kann jungen Leuten befehlen, den Mund aufzusperren und irgendein patriotisches Lied zu brüllen, aber einen Ausdruck aufrichtiger Begeisterung in den Augen und den Gesichtern kann kein Diktator befehlen. «Auch Bilder können lügen», werden Sie vielleicht sagen. Sehen Sie sich diese Bilder nur an! Die absolute Wahrhaftigkeit und Hingebung wird Sie gewiß treffen, und es wird Ihnen warm ums Herz werden. In diesen Zügen steht dieselbe Begeisterung für Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit geschrieben wie in denen der besten Elemente der holländischen Jugend; man hat Mühe, zu glauben, daß sie einander in erbitterter Feindschaft gegenüberstehen.

Gewiß gibt es unter der Jugend beider Völker Gruppen, bei denen dies nicht zutrifft; ich fürchte jedoch, dies ist eine kleine Minderheit. Es sind dies auf der holländischen Seite vor allem die Dienstverweigerer, die von der Regierung manchmal sehr hart behandelt werden, und allgemein die Pazifisten. Selbstverständlich sind diese machtlos. Auch könnte man in der augenblicklichen Lage das Zurückziehen der Truppen nicht verantworten, wenn nicht eine disziplinierte indonesische Truppenmacht unter neutraler Führung die Bewachung der Fabriken, Bergwerke, Häfen und der Europäer auf sich nähme.

Glücklicherweise scheinen die militärischen Machthaber auf einen Angriff auf Djokjakarta zu verzichten, der einen Krieg bis aufs Messer auf Jahre hinaus bedeutet hätte und den Ruin unseres Landes sowie

der Republik, dazu für unser Land den Verlust der Sympathie und Achtung, die dank der im großen und ganzen tapferen Haltung der Bevölkerung während der Besetzung heute existiert. Ich will hier nur erinnern an die «Schweizer Spende», die so vielen jugendlichen Kranken Genesung brachte. Wir sind Ihnen dafür überaus dankbar.

Aber nicht nur wegen der vielen Opfer, die unser Volk während des langen, grausamen Krieges brachte, des Verlustes an so vielen seiner besten Söhne und der Zerstörung blühender Städte und Dörfer kamen glücklichere Staaten unserem Land zu Hilfe. Nicht nur als Opfer erfreute es sich der Sympathien des demokratischen Westens. Es galt auch in mancher Beziehung als ein Musterland, das sich einer alten, gediegenen Kultur erfreute, eine gute Arbeitsgesetzgebung hatte und im großen und ganzen gute hygienische Einrichtungen. Auch die Arbeiterwohnungen fanden viel Bewunderung. Holland war ein fortschrittliches Land. Dabei – und da komme ich wieder auf unser Thema von heute abend zurück – galt es, und *nicht* mit Unrecht, für das am besten regierte Kolonialreich. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß weniger als eine halbe Million Holländer sich sicher fühlten zwischen den sechzig Millionen Eingeborenen? Zwar gab es einige Male Aufstandsversuche, die niedergeschlagen wurden. Und in den letzten Jahrzehnten nahm die Kraft des nationalen Gedankens unablässig zu. Die Holländer haben jedoch große Einsicht gezeigt im Aufbau ihrer Herrschaft. Nur die oberen Beamten gehörten zum herrschenden Volk, die andern wurden wie bisher aus dem einheimischen Adel genommen. Viele von ihnen jedoch gehörten zu verarmten Geschlechtern oder mußten arme Angehörige unterstützen, dabei nach orientalischer Sitte einen großen Aufwand treiben. Dies alles gab Anlaß zu Mißbräuchen, wie Bestechungen und das Fordern von unbezahlten Diensten.

Es war nicht leicht, diesen schmählichen Dingen ein Ende zu bereiten. Die Angst vor Rache, die nicht zu den Seltenheiten gehörte, kam häufig vor. Ein Fall von angeblicher Vergiftung bildete ja das zentrale Thema des berühmten Romans von Multatuli, «Max Havelaar». Dieser Roman, der ein scharfes Licht warf auf die schrecklichen Mißstände, welche in gewissen Gegenden des Archipels herrschten und sich dabei durch kühne Phantasie und wundervolle Sprache auszeichnete, erregte in unserm Lande ungeheures Aufsehen und wurde auch international berühmt. Es dauerte jedoch noch Jahre, ehe den schlimmsten Mißbräuchen ein Ende gemacht wurde.

Aber es ist unbestreitbar, daß während der letzten Jahrzehnte eine große Änderung zum Guten sich vollzogen hat.

Die traditionelle Macht des Adels ist im Schwinden begriffen. Es hat sich eine Gruppe von einheimischen Intellektuellen: Ingenieuren, Ärzten, Rechtsanwälten, Journalisten, Lehrern usw., gebildet, die ihrem Volke die Kenntnisse und Errungenschaften des Westens vermitteln. Bis vor ungefähr einem Jahrzehnt waren die indonesischen Intellek-

tuellen genötigt, holländische oder englische Universitäten zu besuchen. Jetzt können sie in Batavia oder Bandoeng studieren. Die Intellektuellen sind im Freiheitskampf als Führer aufgetreten. Sie haben zum größten Teil die Verfolgungen ertragen. Die Errungenschaften der westlichen Demokratien, eine freie Presse, Vereins- und Versammlungsfreiheit, wurden den Indonesiern fast gänzlich vorenthalten. Die «*Externierung*» von Holländern, die versuchten, die Einheimischen aufzuklären, wurde unter anderm auf den Genossen Sneevliet und auf Douwes Dekker, einen Nachkommen des berühmten Schriftstellers, angewendet. Während die *Internierung* im Gebiet des obern Digoel, berüchtigt wegen der Malaria, das Los war der feurigsten und gefährlichsten indonesischen Patrioten. Gewiß gab es dann und wann einen Unterkönig, der die Zeichen der Zeit verstand und die Macht in weitsichtiger Weise ausübte, jedoch allzuhäufig kam dies nicht vor.

Der kapitalistische Westen hat während Jahrhunderten den Besitz von Kolonien als selbstverständlich betrachtet. Zu begreifen, daß es damit ein Ende nehmen könnte und daß die Völker des Ostens Anspruch machten auf politische Unabhängigkeit, ist schwer und setzt eine ungeheure Umwälzung des Denkens voraus. Sogar in Indien, wo die Kongreßpartei die Unabhängigkeit seit 1895 auf ihre Fahnen geschrieben hatte, erschien diese Lösung den Engländern lange nicht zeitgemäß. Auch Holländer, die den Indonesiern sehr freundlich gesinnt waren, betrachteten sie als Kinder, die in ihrem eigenen Interesse bevormundet werden sollten. Auf jeden Fall sollte die Unabhängigkeit löffelweise gewährt werden. Zweifellos hat das indonesische Volk noch etwas Naives. Vergessen wir nicht, daß es sich teilweise noch im Zustand der vorkapitalistischen Produktion befindet, mit der eine vorbürgerliche Ideologie zusammengeht. Die ältere Generation ist sehr abergläubisch, besonders die Frauen, und die Angst vor den bösen Geistern ist auf dem flachen Lande noch lange nicht überwunden. Die militärisch-polizeiliche Aktion kam der indonesischen Regierung so unerwartet, daß gar kein Widerstand geleistet wurde. Am Morgen des 20. Juli befanden sich die Regierungsgebäude, die den indonesischen Behörden gehört hatten, in holländischen Händen.

Die Erwartung jedoch, daß dieser kleine Staatsstreich zur besseren Innehaltung des Vertrages von Lingadjati führen würde, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, die Überschreitungen der Demarkationslinie nahmen zu und hatten Ende September nach offiziellen Nachrichten schon mehr als 1600 betragen. Selbstverständlich gibt es auch Überschreitungen auf holländischer Seite. Sie sind jedoch viel weniger zahlreich.

Schließlich noch einige Worte über die Haltung, welche die Partei der Arbeit eingenommen hat. Die Mehrheit dieser Partei hat die Regierungspolitik unterstützt, weil nach ihrer Meinung der Zwang der Umstände die Anwendung von Gewalt notwendig machte. Weder der holländische noch der indonesische Staat hatten die «Kraft zur Ge-

duld». Es war der Partei der Arbeit nicht möglich, eine fortschrittliche Politik zu führen, weil ihre Verbündete, die KVP, diese nicht mitmachen konnte. Es rächt sich eben auch in Holland der Bruch zwischen Sozialisten und Kommunisten. Eine Gruppe von radikalgesinnten Sozialisten unter Führung des bekannten Kriegsgegners Pastor Buskes forderte nach den Ereignissen vom 20. Juli den Rücktritt der Partei aus der Regierung. Die große Mehrheit jedoch, die an einem besonderen Kongreß ihre Zustimmung zur Haltung des Vorstandes gegeben hatte, besaß nicht die Kühnheit, sich zur Opposition aufzuschwingen. Es schien auch nicht erwünscht, jetzt aus der Regierung auszutreten und der Regierung das Feld zu überlassen.

Es ist eben eine Zwangslage entstanden, in der eine befriedigende Lösung nicht möglich ist.

Unser Volk war den Ereignissen nicht gewachsen. Vor allem hat ihm die Einheitlichkeit des Urteils und Auftretens gefehlt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die großen Schwierigkeiten in Indonesien anfingen, als es die psychische Reaktion, die nach Ende des Krieges einsetzte, noch nicht überwunden hatte. Dabei hatte es selber zu kämpfen gegen schwere materielle Sorgen. Für eine Elite ist die indonesische Frage eine solche, die zum Heil beider Nationen im Sinne der Gerechtigkeit gelöst werden soll. Für die Massen, soweit sie nicht gänzlich aufgehen in ihren täglichen Sorgen, überwiegt das Verlangen nach der Erreichung des Friedens zwischen Holland und der Republik. Wenn die Massen nicht durch Demagogen aufgepeitscht wurden oder Tyrannei zu rächen hatten, sind sie nie und nirgends für den Krieg gewesen. Eine Aufhetzung gegen Indonesien gab es jedoch nur in beschränktem Maße und dazu von beim Volke verdächtigen Seiten. Selbstverständlich gibt es Soldaten, die nach Hause wutschnaubende Berichte schreiben über Verrat und verübte Grausamkeiten, denen ihre Kameraden zum Opfer fielen. Diese sind jedoch eher Ausnahmen.

Voraussichtlich wird es trotz allen beiderseitigen Anschuldigungen in absehbarer Zeit zum Frieden kommen. Es ist jedoch etwas anders geworden in der Welt seit der Zeit, wo ein jeder Staat in den wichtigsten Angelegenheit in völliger Machtvollkommenheit handelte. Nun es zum Glück feststeht, daß Djokjakarta die Vermittlungsdienste Australiens und Holland Belgiens annehmen wird, kann man hoffen, daß in absehbarer Zeit endgültige Unterhandlungen eingeleitet werden. Sie sehen, ich drücke mich vorsichtig aus; es wäre jedoch unverantwortlich, mehr zu sagen.

Der Kampf für eine Weltordnung, die den Drang aller Völker nach Freiheit und Entwicklung ihrer kollektiven Psyche befriedigt, befindet sich erst in seinen Anfängen und wird voraussichtlich längere Zeit dauern.

Faktisch fing es schon an mit der Auflösung der feudalen Ordnung und ihrer Ersetzung durch die frühbürgerliche. Jedoch Kapitalismus

und Kolonialherrschaft schufen turmhohe Hindernisse in den Verhältnissen wie in den Seelen, die Schritt für Schritt abgebrochen werden müssen. Überall sehen wir Nationen im Kampf für ihre Rechte, wobei es manchmal sehr schwer sein mag, zu bestimmen, auf welcher Seite Unrecht ist. Ich denke da an die Palästinafrage. Die Brutalität, mit der die Engländer gegen die deportierten Juden auftraten, ist abscheulich, aber der Terror der Juden in Palästina und London ist es nicht weniger. Es hat sich die Gewohnheit gebildet, direkt zur Gewalt zu greifen, und sie wird nicht leicht auszurotten sein.

Zum Glück gibt es überall tapfere Herzen, die versuchen, die Forderung der Gerechtigkeit ohne Zaudern zu erfüllen. Die Zeiten sind vorüber, wo das Schicksal der Völker nicht miteinander verflochten war. Die Welt wächst zur Einheit, und was wir mit Staunen vor uns sehen, sind die Geburtswehen dieser neuen Gestalt. Die Einsicht in dieses Geschehen wird, wenn man Prof. Dr. Kraemer von der Universität zu Leyden glaubt, jedoch bei Regierung und Volk noch vermißt. Sie können beide nicht einsehen, daß die indonesische Frage eine *asiatische* Frage ist, die im Weltmaßstab gelöst werden muß. Jeder Versuch, sie vom nationalen Standpunkt lösen zu wollen, ist eitel. Prof. Kraemer, dessen Aufsatz sehr scharf ist, nennt diesen Standpunkt «grotesk». «Asien», schreibt er, «ist heute kein Anhängsel mehr von Europa. Es folgt seinem eigenen Weg, nimmt seinen eigenen Platz im Ganzen der Weltverhältnisse ein und ist eine eigene Machtgröße. In dieser geistig, politisch und sozial gärenden asiatischen Welt muß unser Volk mit Einsicht und Besonnenheit handeln, wenn es noch eine Zukunft haben soll.» Schließlich erinnert Prof. Kraemer an die Stimmung, in der das Militär erzogen wurde, an die veraltete Auffassung der kolonialen Frage in manchen holländischen Kreisen, an die von holländischer Seite unterschätzten separatistischen Bewegungen und an das schroffe Gegenüberstellen unseres angeblichen Strebens nach loyaler Ausführung von Lingadjati zu der unwilligen Haltung der Republik. Eine militärische Aktion, die in den oben skizzierten Spannungen nicht anders aufgefaßt werden kann, denn als eine feindliche Aggression, treibt von selbst alles Destruktive und Konstruktive auf einen Haufen. Es ist der eine Punkt, der alle vereinigt: der Wille zur Freiheit, die Möglichkeit der Selbständigkeit, mit Untergang bedroht. Die Folge davon ist, daß das Feuer mit dämonischer Kraft geschürt wird, während auch bei uns dämonische Mächte am Werke sind.

Ich könnte die Zitate beliebig vermehren, aber ich habe Ihre Geduld schon auf eine harte Probe gestellt. Nur möchte ich noch den alten, auch im Ausland bekannten und verehrten Professor Heering, der die Grundsätze des christlichen Pazifismus seit Jahrzehnten mit unerschütterlicher Treue verkündigt, zu Worte kommen lassen. «Mit brennender Scham», schrieb Prof. Heering, «denken wir an alles, was unsere Regierung und unser Volk an den Indonesiern verbrochen haben, und

mit brennender Sorge bringen wir in dieser Nummer die Befürchtung zum Ausdruck, die uns erfüllt beim Gedanken an die Zukunft.»

Werte Zuhörer, ich hoffe nicht, daß Sie mich wegen dieser Zitate der Einseitigkeit oder Parteilichkeit beschuldigen. Selbstverständlich gibt es unter den Männern und Frauen, welche verkünden, daß der Zeitpunkt für die Unabhängigkeit Indonesiens noch nicht angebrochen ist, auch ehrliche, uneigennützige Menschen. Aber der Geist, der aus ihnen spricht, ist im allgemeinen ein Geist des Konservatismus, der die Zeichen der Zeit nicht versteht.

Werte Zuhörer, einige meiner persönlichen Freunde haben die Befürchtung ausgesprochen, daß ich mich würde hinreißen lassen, die Regierung und das holländische Volk anzugreifen. Die Regierung schon: die ist doch kein sakrosanktes Häuschen. Ich denke nicht daran, das holländische Volk anzugreifen. Ich bin mit ihm mit allen Fasern meines Herzens verbunden, aber ich habe nur *eine* Zunge, dieselbe im Ausland wie zu Hause. Ich denke zu gut über unser Volk, um nicht überzeugt zu sein, daß es den richtigen Weg finden und einschlagen wird. – Es denkt langsam, es hat nur in seltenen Fällen begeisterte Impulse wie das französische Volk, aber es liebt Freiheit und Gerechtigkeit zu aufrichtig, um sie einem andern Volke auf die Dauer vorenthalten zu wollen[1]. *Henriette Roland Holst.*

Rudolf Liechtenhan †

1875—1947

Als im November 1906 das erste Heft der «Neuen Wege» das Licht der Welt erblickte, zeichneten als deren Herausgeber in alphabetischer Reihenfolge B. Hartmann, Pfarrer in Chur, Lic. R. Liechtenhan, Pfarrer in Buch (Kt. Zürich) und L. Ragaz, Pfarrer in Basel. Der mittlere von ihnen, am 6. Dezember 1875 in Basel geboren, war damals dreißig Jahre alt, seit 1900 Pfarrer in einem kleinen Bauerndorf am Irchel, seit 1901 in überaus glücklicher, wenn auch von schmerzlichen Prüfungen nicht verschonter Ehe mit der Basler Pfarrerstochter Fräulein Johanna Barth, die ihm fünf Kinder schenkte und ihrem Gatten zeitlebens eine verständnisvolle Lebens- und Leidensgefährtin war. 1909 wurde er an

[1] Dieser Vortrag war vorbereitet, um in Zürich gehalten zu werden. Wir hatten uns auf das Wiedersehen mit Frau Henriette Roland Holst gefreut, denn wie Bedeutendes und Großes hat sie uns seinerzeit mit ihren Vorträgen in Zürich und in Casoja gegeben. Wieder hofften wir, der greisen Dichterin und Kämpferin, der Freundin und Biographin von Rosa Luxemburg, lauschen zu können, glücklich darüber, daß sie durch alles Schwere, was seitdem über ihre Heimat Holland gegangen ist, hindurchgerettet wurde. Leider hat ein Unfall sie am Reisen verhindert. Wir sind aber glücklich, zu wissen, daß sie der Genesung entgegengeht. *Die Redaktion.*

die Pfarrstelle seines Schwiegervaters, an die Matthäus-Gemeinde in Klein-Basel gewählt. Schon 1900 hatte er den Grad eines Lizentiaten der Theologie erworben. 1921 begann er seine theologischen Vorlesungen an der Hochschule Basels. 1935 zum außerordentlichen Professor für das Neue Testament befördert, trat er von seiner Pfarrstelle zurück, um sich bis zu seinem Ende – 29. November 1947 – ganz dieser Professur zu widmen. Daß seine von der evangelischen Fakultät der Hochschule Bern einstimmig vorgeschlagene Kandidatur für eine ordentliche Professur für das Neue Testament 1928 von der bernischen Regierung einzig und allein wegen seiner pazifistischen Einstellung abgelehnt, aber 1929 durch die Verleihung des theologischen Ehrendoktors durch die zürcherische Hochschule einigermaßen wettgemacht wurde, hat er, bezeichnend für seinen Charakter, in seiner autobiographischen Lebensskizze zu erwähnen ganz unterlassen oder vergessen.

Daß dieser junge, begabte Basler das Theologiestudium wählte, geschah ganz aus innerem Beruf und Entschluß. «Es war der einfache Wunsch, der Sache Gottes zu dienen.» Er hatte auch das Glück, hervorragende akademische Lehrer zu finden, in Basel Bernh. Duhm, in Marburg Wilh. Herrmann, Ad. Jülicher, Joh. Weiß, in Berlin Ad. Harnack, «von dem ich unter allen meinen Lehrern am meisten empfangen habe». Dazu war er mit Paul Wernle, seinem spätern Schwager, eng befreundet, «von dessen frischer, fast stürmischer Art wir speziell in die Welt des Neuen Testaments mächtig mitgerissen wurden». Was Wernle in seiner «Einführung in das theologische Studium» schrieb, daß «*recht* Theologie zu studieren eine große Arbeit ist und es dem Theologen nur auf die Wahrheit ankommen darf», das war dem jungen Pfarrer von Buch eine selbstverständliche Gewissenssache, von der er sein Leben lang nicht gelassen hat.

Eben darum fühlte er sich auch zu dem Ziel, das sich die «Neuen Wege» gesteckt hatten, hingezogen, war sogar von 1906 bis Ende 1911 ihr Hauptredaktor und hat zu deren elf ersten Jahrgängen neben dem alle seine Mitarbeiter von Anfang an überragenden Leonhard Ragaz eine große Zahl ganz vorzüglicher Beiträge gesteuert. Was schon seine Handschrift offenbarte, eignete ihm in allem, was er schrieb, eine Sachlichkeit und Klarheit, ein abgewogenes Denken und Urteilen, dem alles Pathetische oder gar Phrasenhafte fremd war, und doch nichts Kühles, Frostiges anhaftete, sondern eine wohltuende Wärme innewohnte.

Nicht so leicht wie mit der Feder fiel ihm der Umgang mit den Menschen, durch das gesprochene Wort. Zwar in kleinerem Kreise wirkten seine überlegten Voten immer klärend und wegweisend, aber sein Kanzelvortrag hatte etwas Ermüdendes. Er hat selber darunter gelitten und in ehrlicher Selbstbeurteilung von sich bekannt: «Eines hat mir freilich gefehlt und mich später in der Ausführung meines Berufes viel gehemmt: die Leichtigkeit, mich den Menschen aufzuschließen, den Zugang zu den Herzen schnell zu finden, besonders der Jugend gegen-

über, eine gewisse propagandistische Ader und suggestive Gewalt über die Menschenherzen.»

Mag dem gewesen sein, wie es will, sicher ist, daß sowohl auf der Kanzel der kleinen Bauerngemeinde wie der großen Stadtgemeinde ein Prediger und Seelsorger stand, der es mit seiner Verkündigung ernst nahm und darunter litt, «daß die Christenheit so wenig unter den heutigen Zuständen leidet, so wenig von ihnen beunruhigt ist». «Ich habe als Pfarrer gegen keinen Irrtum so unerbittlich gekämpft, wie gegen die Meinung, daß die Religion ein bloßer Schnörkel am Leben sei, ein Etwas, von dem man ein bißchen besitzen müsse, um dem Leben seine Weihe zu geben, aber daß die Religion in die übrigen Gebiete des Lebens, wie Politik, Geschäft, Erwerbsleben, nichts hineinzureden habe.» Er täuschte sich und seine Zuhörer nicht darüber hinweg, «daß wir lernen müssen, an Gott selbst statt an unsere Dogmen über ihn zu glauben, und daß Ehrfurcht vor der Wirklichkeit frömmer ist als alle frommen Konstruktionen derselben».

An den alttestamentlichen Propheten, von denen er in den «Neuen Wegen» (1912, 1913, 1915, 1917) acht prächtige Charakterbilder entworfen hat, war ihm «die Wirklichkeit des lebendigen Gottes packend und entscheidend entgegengetreten als die Macht, welche hinter der Menschheitsgeschichte steht, die in der Welt etwas will und schafft, ein ungleich lebendigerer Gott als der, den die Philosophie in Frage gestellt hatte». An den Propheten war ihm aufgegangen, «daß nicht allen gleich unmittelbare Erfahrungen geschenkt sind, daß wir zwischen Auserwählten und Gläubigen zu unterscheiden haben und selbst von *dem* leben müssen, was Größere, als wir sind, ans Licht gebracht haben. Wir bleiben zeitlebens Geführte, nicht Führer.»

Das gilt im höchsten Sinn und Maß vom Gotterleben durch Jesus: «Der lebendige Gott wird nicht auf dem Wege der verständigen Überlegung, des logischen Schlusses gefunden, sondern durch die Berührtheit von der geistigen Macht, wie sie uns in Jesus entgentritt und uns zu sich zieht.» «Durch Jesus Gott finden, das ist christlicher Glaube.» «Er bleibt ein Wagnis, aber Glauben, Vertrauen heißt immer auf etwas bauen, das man nicht sieht.» «Dieser Glaube löst auch nicht alle Rätsel. Es bleiben genug Stellen, wo uns Gott verborgen bleibt, wo uns der Weltlauf brutal und gleichgültig gegen alle innern Werte vorkommt. Dann heißt glauben, daß wir allen Unbegreiflichkeiten des Augenblicks zum Trotz an Gott festhalten.»

«Daß uns Jesus zu Gott führt, das ist die Hauptsache, und alles, was er gewollt hat.» «Eine Lehre über seine Person hat er uns nicht aufgedrängt. Alle Theorien, die den Tod Jesu durch Vergleich mit einem kultischen Opfer begreifen wollen, kranken daran, daß sie mit vorchristlichen Bildern für die Gesinnung Gottes statt mit dem Vatergleichnis operieren. Auch der Apostel Paulus ist diesem Fehler nicht

entgangen.» «Es ist eine Karikatur des Christentums, welche eine mit dem rechten Glauben verwechselte Rechtgläubigkeit auf Kosten des sittlichen Ernstes und der tätigen Nachfolge pflegen möchte oder an Stelle der Werkgesetzlichkeit einfach eine Lehrgesetzlichkeit aufrichtet. Die Botschaft ohne den sittlichen Appell zur Dienstbereitschaft wird zum leeren Schall, und die sittliche Forderung ohne die Botschaft steht in der Luft.»

So hat Liechtenhan vom Anfang bis zum Ende seines Lebens mit dem Gottesproblem gerungen, mit der Spannung zwischen dem uns verborgenen und dem sich uns offenbarenden Gott, zwischen der göttlichen Regierung und dem Unglück und Bösen in der Welt, der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Gnade, mit der Spannung zwischen dem Glauben und Tun, dem schon Empfangenen und dem erst Erhofften, dem Ernst und der Milde im Evangelium und im Verhalten Jesu, gerungen mit dem Problem von Schuld und Sühne, Recht und Sittlichkeit, mit der Frage: Heiligt der Zweck die Mittel?, für die er die Antwort formuliert: «Der Zweck kann bloß die Mittel, nie aber die Motive heiligen.» Man lese, was Liechtenhan über die Bedeutung von Phantasie und Gleichnis für das religiöse Erleben schreibt, über die Polarität, «die unsystematische Natürlichkeit Jesu», die dem Philister und Pedanten ein Ärgernis, dem unverbildeten Menschen just ein Zeichen des Reichtums und des tiefen Gotterlebens Jesu bedeutet, der «das Ziel so hoch steckt, als sich denken läßt, und zugleich die Grenze nach unten offen läßt und keinen aufgibt». Gründlich setzt Liechtenhan sich mit Kautskys «Ursprung des Christentums», mit Maurenbrechers «Von Nazareth nach Golgatha», mit Drews «Christusmythe» auseinander, mit dem Nachweis, «daß das neue Leben, das in den Schriften des Neuen Testamentes pulsiert, notwendig die Tatsache einer lebendigen Persönlichkeit fordert, in der es gewohnt und von der es seinen Ausgang genommen hat».

Er bemüht sich, darzulegen, wie die Bibel gerade für solche, die mit ihr nichts mehr anzufangen wußten, durch die vom Unverstand verpönte und verschrieene «Bibelkritik» ein ganz neues, lebendiges Buch wird, und wie wir unsern Blick zu schärfen haben für den Unterschied zwischen dem unterchristlichen, vorchristlichen und genuinchristlichen Erbe in der Heiligen Schrift.

Ganz besonders eingehend hat er die ethischen Probleme des Neuen Testamentes in seinem bedeutenden, zuwenig beachteten Buche: «Gottes Gebot im Neuen Testament» (1942) klargelegt, inwiefern die im Neuen Testament verkündeten Gebote erfüllbar, auf unsere Zeit noch anwendbar sind und «das Evangelium nicht nur ein Beitrag, sondern die entscheidende Antwort zur Krise der Gegenwart ist». Ebenso weist er in seinem Buche über «Paulus» unter anderm nach, «wie stark Paulus in rechtlichen Kategorien denkt, aber das tut, um das Recht-

liche aus dem Verhältnis zu Gott radikal zu beseitigen», «wie die verhängnisvolle Überschätzung der Lehre auf Kosten des Lebens sich nie auf Paulus berufen darf» und «wie schief es ist, des Apostels seelsorgerliche Räte zu Dogmen zu stempeln und aus seinen lebendigen Briefen ein totes System der Ethik zu machen».

Ebenso sorgfältig erörtert er in seiner letzten größeren Arbeit über «Die urchristliche Mission» (1946) die Frage, ob die Mission im Willen und Werk Jesu begründet sei, mit dem Endresultat, daß das Abendmahl als die Geburtsstunde der Heidenmission bezeichnet werden dürfe, das Samenkorn, das Jesus in die Herzen seiner Jünger gelegt hatte, zum Baum heranwachsen *mußte* und damit die Missionsaufgabe gegeben war.

Aus dieser seiner Vertiefung in das ursprüngliche Evangelium ist Liechtenhan auch zum Sozialisten geworden. Den äußern Anstoß dazu hat er von Männern wie Friedrich Naumann, Hermann Kutter und Leonhard Ragaz empfangen. Vom ersten bekennt er: «Er hat mit dem eindrücklichen Ernst und der hinreißenden Begeisterung, mit der er die evangelisch-soziale Botschaft den Gewissen nahebrachte, meiner ganzen Lebensrichtung einen entscheidenden Anstoß gegeben, und ich habe ihm auch später, als ich seinen Wegen nicht mehr zu folgen vermochte, immer noch die tiefste Dankbarkeit bewahrt.»

Die innerste Begründung seines Sozialismus wurzelt für Liechtenhan im Evangelium, in der Klarheit und Gewißheit, daß sich das Evangelium in einem «Befiehl-du-deine-Wege»-Christentum nicht erschöpft, «nicht nur Sündentrost und Leidensbalsam» ist – das auch –, aber ebenso «Hingabe an die Zwecke Gottes». «Wir können nicht Gott dienen und alle soziale Ungerechtigkeit unter uns dulden. Wir können sie nicht von einem Tag zum andern aus der Welt schaffen, am wenigsten mit blutiger Gewalt, ohne innere Erneuerung aus dem Geiste Christi. Aber wir haben Christi Geist nicht, wenn wir sie ertragen und nicht gegen sie im Kampfe stehen. In diesem Sinne bin ich Sozialist gewesen und geblieben.» «Soziale Gerechtigkeit ist noch nicht das Reich Gottes, aber sie ist eine Vorbedingung des Gottesreiches. Sie ist kein letztes Ziel, aber eine nächste Aufgabe, die Gott unserm Geschlecht gestellt hat. Keine Sünde beschwört so furchtbare Gerichte herauf wie die Blindheit für die Wege, auf die uns Gott rufen will.»

Schon als junger Pfarrer protestierte er «gegen die in weiten Kreisen herrschende Meinung, die Ansicht des Pfarrers über soziale Fragen dürfe wohl mit derjenigen der Konservativen oder Freisinnigen Partei, aber nicht mit derjenigen der Sozialdemokratie übereinstimmen». Denjenigen Lesern der «Neuen Wege», die an deren sozialistischer Tendenz Anstoß nahmen, ruft er zu: «Ein Blatt, das nur Artikel bringt, bei denen die Leser beifällig nickend ausrufen: Gut gebrüllt, Löwe!, das seinen Lesern nicht auch etwa Steine auf den Weg wirft, hat nach meiner Meinung sein Existenzrecht verloren.» «Nicht Bekämpfung der

Weltanschauung, welche die Sozialdemokraten bekennen», schreibt er in einem kritischen Bericht über den evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz, «sollte unser Erstes sein, sondern die Bekämpfung der sozialen Not, unter der sie nach Leib und Seele leiden.» Und an einer andern Stelle: «Möchten die Sozialdemokraten noch zehnmal schlechter sein, das entscheidet gar nicht über die Frage, ob die gegenwärtige Ordnung gerecht und die sozialdemokratische wünschbar ist. Ich habe kein Urteil darüber, ob es nicht gefährlich wäre, wenn die Sozialdemokratie heute zur Herrschaft käme; es würden vielleicht manche wertvollen Güter zertrümmert. Aber gehen nicht schon jetzt wertvolle Güter, nämlich unsterbliche Menschenseelen, unter der Brutalität der Verhältnisse zugrunde? Unsere Hoffnung ist nicht nur, daß es darin besser werde, sondern auch, daß die Sozialdemokratie noch lerne, wie wenig der Haß Segen zu bringen und Großes zu schaffen vermag.» Schon 1908 hat Liechtenhan an der religiös-sozialen Konferenz in Zürich neben Nationalrat Greulich und Kutter ein Referat gehalten über: «Prophetische und kirchliche Religion in ihrem Verhältnis zur sozialen Bewegung», 1909 eine Schrift: «Soziale Religion» veröffentlicht und noch 1943 am religiös-sozialen Ferienkurs einen nachher als Broschüre gedruckten Vortrag über «Das Kommen des Reiches Gottes» gehalten. Selbstverständlich hat er auch die Vereinigung sozialistischer Kirchgenossen sowie die Soziale Käuferliga, Pionierin der Labelbewegung, unterstützt, die letztere mit der Begründung: «Wäre die Gleichgültigkeit der Käufer gegen die Lage der Produzenten nicht so groß, so wäre manche empörende Ausnützung einfach nicht mehr möglich.»

Und aus dem Geist und Gebot des Evangeliums ist Liechtenhan auch zum Antimilitaristen geworden. «Wir können nicht Gott dienen und daneben zum Kriege rüsten. In dieser Erkenntnis war mir der Antimilitarismus heilige Pflicht.» Wie seine Bibelkritik und seinen Sozialismus, so hat er auch seinen Antimilitarismus nicht als eine niederreißende, sondern als eine aufbauende Tätigkeit verstanden und ausgeübt, als Handlangerdienst für die Wegbereitung des Reiches Gottes. Gerade diesen Kampf hat er mit zähem Ernst und Eifer geführt. Er half die «Vereinigung der antimilitaristischen Pfarrer» gründen, hat sie zehn Jahre lang geleitet, und als sie sich 1936 zum «Kirchlichen Friedensbund der Schweiz» erweiterte, um auch die Laien in dieses Interesse und diesen Kampf hineinzuziehen, ist er bis an sein Ende eines seiner lebendigsten, tätigsten Vorstandsmitglieder gewesen.

Er hat die ergreifende Schrift des Erasmus «Klage des Friedens» aus dem Jahre 1507, die schon 1634 mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges der Basler Pfarrer Samuel Grynaeus deutsch herausgegeben hatte, nach genau 300 Jahren mit einer interessanten geschichtlichen Einleitung, neu übersetzt, veröffentlicht (Gotthelf-Verlag, Bern) und als Entgegnung auf einen Aufsatz von Prof. Emil Brunner im Zwinglikalender 1945 eine Broschüre: «Völkerfriede, eine Illusion oder

eine Aufgabe für die Christenheit?» verfaßt und darin die Argumente Brunners gegen eine biblisch begründete, leidenschaftlich gläubige Hingabe des Christen an die Friedensaufgabe energisch zurückgewiesen. Er schreibt unter anderm darin: «Die Distanzierung der Friedensarbeit vom Gottesreich verleitet dazu, sie einfach den Politikern zu überlassen. Durch diesen Rückfall in eine einfache Jenseitigkeitseschatologie wurde die Christenheit träge und blieb nicht in Bewegung. So ist das Salz dumm geworden, und auf allen Gassen ist vom Versagen der Christenheit mit Recht die Rede. Wenn man den Einsatz seiner ganzen Kraft für den Erdenfrieden als etwas so Geringfügiges und Fragwürdiges hinstellt, wie soll da irgendwelche Freudigkeit dafür aufkommen? Es ist, wie wenn man den an einer Wildbachverbauung Arbeitenden sagen würde: ‚Was wollt ihr doch? Eine Welt ohne Unwetterkatastrophen gibt es ja doch nie und nimmer.' Durch eine solche Haltung wird aller Friedensarbeit die treibende Kraft, der Glaube, geraubt.»

Aber seinen Antimilitarismus hat Liechtenhan am ausführlichsten in seiner 1927 im Verlag von Herbert Lang, Bern, auch ins Französische übersetzten, 80seitigen Broschüre: «Ist Abrüstung Christenpflicht?» (Le désarmement un devoir chrétien? Impr. Coop., La Chaux-de-Fonds) biblisch begründet und nach allen Seiten beleuchtet. Wir müssen uns versagen, auf deren reichen Inhalt einzugehen. Mag seit den zwanzig Jahren ihres Erscheinens ihr Verfasser in schmerzlicher Erkenntnis der sittlichen Unreife unseres Volkes wie der gesamten Völkerwelt auf das Postulat einer sofortigen Einzelabrüstung der Schweiz auch verzichten gelernt haben – die Hauptthese der Unvereinbarkeit wahrer Nachfolge Christi mit dem Rüstungs- und Kriegssystem und der alleinigen Rettung sowohl unseres wie aller Völker durch einen radikalen Bruch mit diesem System ist durch die seitherigen grauenvollen Erfahrungen und durch die Aussicht auf neue, drohende Katastrophen von einem noch gigantischeren Ausmaß und einer noch teuflischeren Vernichtungsdämonie nur noch erhärtet und für jeden denkenden Menschen, wieviel mehr für jedes christliche Gewissen zu einer unbedingten Forderung und Verpflichtung geworden.

So steht Rudolf Liechtenhan, der wohl manchem nur als eine stille, etwas linkische und nur theoretische Gelehrtennatur erscheinen mochte, in seinem Wesen und Wirken vor uns als ein Christenmensch, der als Pfarrer und Professor kein bloßes Studierstubendasein führte, sondern alles, was er durchdachte, durchforschte, redete und schrieb, in den Dienst der Allgemeinheit, auch der Geringsten seiner Brüder und damit in den Dienst seines Herrn und Meisters, des kommenden Gottesreiches stellte, der auf der Kanzel und dem Katheder sich mit einer kleinen Zuhörerschaft zufriedengeben mußte, aber sich dadurch nicht im geringsten in seiner Treue und Gewissenhaftigkeit beirren ließ, ein miles Christi, der allezeit mit offenem Visier kämpfte, um die vom Bacchus- und Venus-, Mars- und Mammonsdienst geknechtete, in Waffen star-

rende Christenheit zur wahren militia Christi aufzurufen und die christliche Kirche aus dem bloßen Herr, Herr sagen zu gläubigem Tun und zu lebendiger Bruderschaft aufzurütteln.

So sehr er von vielen seiner Kirch- und Volksgenossen mißverstanden und unterschätzt worden ist, so wenig hat er sich selber überschätzt. Selbst von den ihm von Natur angeborenen Hemmungen bekennt er: «Es war gewiß gut so. Sie haben mich in dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit alles unseres menschlichen Machens und Leistens festgehalten. Meine Lebensleistung, auf die ich zurückblicke, ist hinter dem, was ich mir vorgenommen und erhofft, vielleicht auch andere von mir erwartet hatten, weit zurückgeblieben. Ich habe mich in vielem bescheiden müssen. Ich habe aber gelernt, den Weg anzunehmen, den Gott mich geführt hat, und dankbar zu sein für jede Gelegenheit, wo er mich, auch zu bescheidenem Dienst, hat brauchen wollen.» Seine Lebensskizze schließt er mit den Worten: «Ich schreibe diese Erinnerungen in einer trüben Zeit nieder, die immer wieder Anfechtung bringt und den Mut brechen will. Aber das Licht ist nicht ausgelöscht, das allein diesem Leben, trotz allem, Sinn verleiht, und die Hoffnung ist nicht geknickt, die uns aufrichtet, ob wir nun länger in diesem Kampf stehen oder ob wir bald aus ihm scheiden sollen.» Es ist die gleiche Gewißheit, mit der er schon 1906 seinen ersten, «Ernst und Freude» überschriebenen Beitrag in die «Neuen Wege» im Anschluß an Phil. 4, 4 geschlossen hat: «Ernst und Freude verbinden heißt: die Aufgaben des Lebens anpacken mit ganzer Kraft und unter Opfern und sich freuen, daß es nicht umsonst sein soll; das Leid auf unserem Wege und rings um uns zu Herzen nehmen und sich freuen, daß es schließlich auch Gottes hohen Zielen dienen soll; Scham empfinden über die eigene Erbärmlichkeit und sich freuen über Gottes Gnade, die sich trotzdem zu uns herniederneigt; das Große im Auge behalten und doch empfänglich sein für die kleinen Freuden und Spuren der Güte Gottes. Wer so mit tiefem Ernst ‚im Herrn' sich freut, der kann nicht versinken in den Sorgen des Lebens, nicht verzweifeln wegen seiner Schuld, der zittert nicht mehr vor dem Tode.»

In diesem Ernst und in dieser Freude nehmen auch wir Abschied von unserm langjährigen, treuen Arbeits- und Kampfgefährten, Dank und Hoffnung in unserer Seele. *K. v. Greyerz.*

Paul Pflüger †

Unmittelbar vor der Drucklegung der Weihnachtsnummer der «Neuen Wege» erreicht uns die Nachricht, daß Paul Pflüger, der bekannte sozialistische Pfarrer und spätere Stadtrat von Zürich, im 83. Altersjahr nach einer langen Zeit der Gebrechlichkeit und mannigfacher Leiden gestorben ist. Es ist nicht mehr möglich, in den «Neuen

Wegen» einen Bericht über sein Leben zu bringen, das so reich war an selbstlosen Kämpfen und guter, mutiger Arbeit für die Opfer der sozialen Mißstände. Aber wir möchten nicht ohne Abschiedsgruß von einem so bedeutenden und so treuen Leser der «Neuen Wege» scheiden.

Er las die «Neuen Wege» auch dann noch, als Geist und Körper durch das Alter mitgenommen waren, wie überhaupt in jenen Jahren, wo seine Kräfte abnahmen, seine Gedanken sich um zentrale Probleme bewegten in einer Art, die wohl nur denkbar ist bei einem Manne, der auch während der Jahre intensiver Wirksamkeit nach außen sich Zeit für geistiges Ringen und Beschäftigung mit letzten Fragen nahm. Wir gedenken seiner in Ehrfurcht und Dankbarkeit und seiner Kinder in warmer Anteilnahme. *Christine Ragaz.*

Zur politischen Diskussion

2. *Das Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion – und der Welt*

Im Kampf gegen Krieg und Militarismus haben wir seit drei Jahrzehnten keine Maxime so häufig wiederholt wie die, daß es für die Nationen nur noch *eine* Art von Sicherheit gebe, nämlich eine *kollektive*, und mit keinem von allen unsern politischen Glaubenssätzen haben wir etwas so unumstößlich Richtiges gesagt wie mit diesem. Den Krieg verneinen, heißt den Wahn einer nationalen militärischen Sicherheit verneinen, den Frieden bejahen, heißt eine übernationale Rechtsordnung bejahen. Das haben wir vor allem im Blick auf unser eigenes Volk verkündet, bei dem die Kleinheit der Volkszahl und die Beschränktheit der militärischen Mittel jene Erkenntnis noch viel dringlicher machen. Aber sie gilt auch für die großen und größten Nationen. Diese können zwar ihre Kriege noch mit der Möglichkeit des Sieges führen, aber was sind diese Siege anderes als Katastrophen! Sicherheit gibt es nicht mehr auf diesem Boden. Es gibt noch die Möglichkeit einer Verteidigung, die bei den kleinen Völkern auf ein paar Tage oder Wochen beschränkt ist; es gibt die Möglichkeit des heroischen Untergangs oder einer Selbstbehauptung in Siechtum, Armut und nie zu verschmerzenden Opfern, aber etwas Derartiges «Sicherheit» zu nennen, wäre nichts als blutiger Hohn, Verhöhnung aller Geopferten und Gequälten. Der Glaube an militärische nationale Sicherheit ist zur frevelhaften Romantik, zu ruchloser Weltfremdheit geworden, zum Betrug der Völker. Dieses System ist gerichtet und hat keine Verheißung mehr. «Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen.»

Aber wenn es keinen Ersatz gibt für dieses System? – so fragen die Völker. Wir wissen – sagen sie –, daß dieses System nichts als

Verzweiflung ist, daß jedes Militärbudget von allen Wissenden nur als Verzweiflungsakt bejaht werden kann. Aber was sollen wir tun? Ist nicht eine verzweifelte Tat besser als gar keine Tat? Ist nicht Passivität, tatenloses Untergehen das allerunerträglichste?

Darauf antworten wir: es gibt etwas Besseres als Verzweiflung. Es gibt die Möglichkeit, jenes Neue zu schaffen, das mit dem Wort von der kollektiven Sicherheit gemeint ist und unter dem Namen «Völkerbund» und «Gesellschaft der vereinigten Nationen» bereits die ersten Schritte zu tun versucht hat. Diese ersten Schritte sind schwach und schwankend gewesen, aber die Idee selbst ist die einzige Rettung, denn sie ist letzten Endes nicht bloß eine Menschenidee, sondern Gottes Plan und Wille. Ob die Völker diese Idee mit ganzer Leidenschaft und Kraft des Glaubens ergreifen und mit Mut und Weitblick in allem Ernst und ohne Hintergedanken zu verwirklichen beginnen, davon hängt jetzt das Schicksal der gegenwärtigen und künftigen Generationen ab. Es handelt sich um den endlichen Gehorsam gegen das von Gott in Christus gesprochene und durch die geschichtliche Entwicklung erschütternd bestätigte Wort von der Einigkeit, zu der wir berufen sind.

Heute sind die Völker wieder in Angst und Verzweiflung gestürzt, weil sich an diesem entscheidenden Punkt ein gewaltiges Hindernis erhoben hat: die russischen Machthaber, die einen so gewaltigen Teil der Völkerwelt führen, versuchen, den Apparat der kollektiven Sicherheit, soweit er schon funktionsfähig wäre, am Funktionieren zu verhindern. Diese Sabotage der UNO ist derart unverkennbar, daß man berechtigt ist, zu sagen, daß die Russen schon beim Ausbau des Sicherheitsmechanismus bewußt auf dessen Nichtfunktionieren ausgegangen sind. Sie vor allem haben das Veto der Großmächte gewollt. Nicht sie allein, aber sicher ist, daß es nicht da wäre, wenn die Russen darauf verzichtet oder gar dagegen gekämpft hätten. Vor allem haben es die Russen allein und beständig gebraucht. Die Russen hätten außerhalb der UNO bleiben können, wenn sie nicht an diese Institution glauben; sie sind trotz ihrem Unglauben hineingegangen: um sie zu sabotieren.

Nicht die Durchmilitarisierung ihres Volkes machen wir den Russen zum Vorwurf, obschon diese beispiellos ist und der deutschen, ja der nationalsozialistischen nicht im geringsten nachsteht. Aber schließlich haben auch die andern Nationen ihre Waffen immer noch in den Händen. Und was für Waffen! Wir negieren den russischen Anspruch auf Sicherheit sowenig wie den irgendeines andern kleinen oder großen Volkes. Aber wir werfen den russischen Staatsmännern vor, daß sie die kollektive Sicherheit, die einzige Sicherheit, die es noch geben kann, vernichten. Das ist das Verbrechen, das die russische Regierung gegen die Welt und gegen ihr eigenes Volk begeht. Wenn jemand meint, den russischen Sicherheitsanspruch vertreten zu müssen, so mag er es tun – auch wir vertreten ihn. Was wir aber nicht verstehen, ist, daß Pazi-

fisten, die den Glauben an bloß nationale Sicherheit als den großen Wahn der hinter uns liegenden Epoche durchschaut haben, nun auf einmal die ganze glaubenslose und unernste Hinterhältigkeit, mit der die Russen das System der kollektiven Sicherheit sabotieren, mit ihrem nationalen Sicherheitsbedürfnis zu entschuldigen versuchen.

Solange es keine übernationale Rechtsordnung gibt, werden die Völker einander in Angst und Mißtrauen gegenüberstehen. Es ist darum ein verhängnisvoller Zirkelschluß, wenn ein Volk aus Mißtrauen gerade das System des Mißtrauens weiter aufrechterhalten zu müssen glaubt. Aber die Frage scheint vielen die zu sein, ob die Russen nicht eben besonders starke Gründe für ihr Mißtrauen haben. Dr. Kramer zum Beispiel behauptet das, und er sucht dieses russische Mißtrauen begreiflich zu machen «als Reaktion auf die schwere Bedrohung, der die Sowjetunion in den letzten dreißig Jahren ihres Bestehens sozusagen beständig ausgesetzt war». Diese geschichtlichen Feststellungen halten unseres Erachtens einer näheren Prüfung nicht stand.

Wir können hier natürlich keine ausführliche Geschichtsdarstellung geben, sondern nur an einige Dinge erinnern. Zuerst ein Wort über die Interventionskriege der Jahre 1918/19. Sie werden als das ruchlose Attentat der kapitalistischen Welt gegen die junge sozialistische Revolution hingestellt. Zunächst ist daran zu erinnern, daß diese Interventionskriege ausgelöst wurden durch den Separatfrieden von Brest-Litowsk, den die Bolschewisten mit den Deutschen abgeschlossen hatten. Dieser Friede bedeutete eine tödliche Bedrohung für die im Kampfe stehenden Demokratien, vor allem Frankreichs, gegen das sich nun auch die bisher im Osten festgehaltenen deutschen Armeen werfen konnten. Man kann es verstehen, daß diese unbekümmert egoistische Außenpolitik der Bolschewisten ihnen in Frankreich und England keine Sympathien erweckt hat. Mit Pazifismus hatte ja diese Separatfriedensbereitschaft bei den russischen Machthabern nicht das geringste zu tun. Und eine Verwirklichung der Parole «Proletarier aller Länder, vereinigt euch» lag auch nicht darin, wenn sie mit den deutschen Militaristen Frieden schlossen. Bekanntlich hat damals ein Kreis von radikalen Pazifisten und Sozialisten, dem auch Ragaz angehörte, von Zürich aus ein Telegramm an Trotzki gesandt mit der Aufforderung, die Russen möchten den Deutschen die Bedingung stellen, daß sie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu den Friedensunterhandlungen mitbrächten, denn sobald die Deutschen diese beiden wirklich international eingestellten Friedenskämpfer aus dem Gefängnis entlassen und zur Mitarbeit hätten heranziehen müssen, wäre die Situation auch auf der Westfront eine andere geworden. Die Russen haben sich um all das nicht gekümmert, sie haben mit den Vertretern Ludendorffs unterhandelt, das heißt mit denen, die ihre deutschen Genossen im Gefängnis hielten, geschweige denn, daß sie einen Gedanken der

Verantwortung für die Soldaten der westlichen Demokratien gehabt hätten. Das war der erste Grund für die heftige Antipathie des Westens gegenüber den russischen Machthabern. Selbstverständlich ist dann auch der Haß gegen das sozialistische Experiment der Bolschewisten dazugekommen. Man muß aber gerechterweise bedenken, von welcher Art dieser «Sozialismus» war. Es war ein Sozialismus des Blutes, des Terrors, der Bedrückung und Ausrottung von Millionen. Die Opfer waren nicht etwa nur die Kapitalisten, sondern in viel größerer Zahl die Bauern – und die Arbeiter, die nicht restlos bereit waren, auf Freiheit und eigenes Denken zu verzichten. Ob die Welt damals imstande war, die russische Revolution richtig zu beurteilen, kann man sich fragen, sicher fehlte den Zeitgenossen eine gewisse Distanz, die für das Sehen der Perspektiven nötig ist, anderseits waren die Menschen von 1918 auch noch nicht in der Gefahr, von den Lobrednern, die sich zu allen Erfolgreichen, auch zu den erfolgreichen Revolutionären, gesellen, benebelt zu werden, und sie waren noch nicht der Propaganda ausgesetzt, die jetzt den russischen Machthabern so verschwenderisch zur Verfügung steht. Auf alle Fälle war es nicht nur edle Begeisterung oder ein Aufflammen der Brüderlichkeit und das Werden einer neuen, besseren Welt, was den Zeitgenossen aus den Zügen der russischen Revolution entgegensah, sondern der alte böse Geist der Gewalt. Jedenfalls hatte sich der Sozialismus mit diesem eingelassen. Wo immer er das aber tut, wird er sich darüber klar sein müssen, daß er dann auch den gewaltsamen Widerstand der andern Seite nicht nur hervorruft, sondern auch rechtfertigt. Eine sittliche Entrüstung darüber, daß sich das Bürgertum gegen seine gewaltsame Liquidierung wehrt, ist eigenartig. Wer die Gewalt bejaht und verherrlicht, darf dann nicht sentimental werden, wenn ihm mit Gewalt geantwortet wird. Darum darf man auch nicht mit pathetischer Entrüstung von dem «Verbrechen der Interventionskriege» reden. In gewissem Sinne ist die bürgerliche «Solidarität», die in dieser Intervention zutage trat, das Gegenstück zu der proletarischen Nicht-Solidarität, die die Bolschewisten gegenüber den eingesperrten deutschen Genossen und gegenüber den französischen und englischen Arbeitern in Brest-Litowsk an den Tag gelegt hatten.

Aber was ist Sowjetrußland vom Westen weiter an Bösem zugefügt worden? Das über alle Maße Furchtbare, das Hitler dem russischen Volk angetan hat, ist doch wohl nicht auf das Konto des Westens zu setzen. Es gab eine Zeit, wo England ganz allein gegen Hitler stand, während in Rußland zu jener Zeit «antifaschistische Schlagworte» verboten waren und die Lieferungen von Kriegsmaterial in ungeheuren Mengen aus den russischen Bergwerken, Ölquellen und Fabriken nach Deutschland strömten. Das sind etwas konkretere Dinge als die Vermutungen, daß es in England Kreise gegeben habe, die es vielleicht nicht ganz ungern gesehen hätten, wenn sich die deutsche

Aggression gegen Osten gewandt hätte. Wir möchten es nicht bestreiten, daß derart verbrecherische Wünsche da und dort in England gehegt wurden, aber wenn schon ein solcher Wunsch ein Verbrechen ist – und er ist es wirklich! –, mit welchem Wort muß man dann die ausgeführte Tat bezeichnen? Stalin hat durch seinen Pakt mit Hitler dessen Aggression gegen Westen und damit den zweiten Weltkrieg ausgelöst.

Über den Stalin-Hitler-Pakt noch ein Wort: Wir können darüber leider nicht so rasch weggehen, wie das den Stalinleuten angenehm wäre. Man plädiert auch gegenüber diesem ungeheuren weltgeschichtlichen Verbrechen auf mildernde Umstände. Man sagt, daß die damalige englische Regierung, bzw. die von Chamberlain nach Moskau gesandte Delegation durch die Zweideutigkeit und Undurchsichtigkeit ihrer Unterhandlungsmethode Stalin den Deutschen in die Arme getrieben habe. Tatsache ist, daß Stalin für seinen Pakt denjenigen Partner gewählt hat, der ihm mehr bot. Die Unterhandlungen mit den Engländern schleppten sich darum so mühsam hin, weil die Westmächte nicht ohne weiteres dafür zu haben waren, die baltischen Staaten und Finnland zu opfern, hingegen von Hitler hat Stalin nicht nur dies, sondern die Teilung Polens noch dazu zugestanden bekommen[1]. Darum haben Stalin-Molotow lachend mit Hitler-Ribbentrop ihren Pakt abgeschlossen. Man bedenke, was das bedeutet hat: es hat den zweiten Weltkrieg ausgelöst, der nach menschlichem Ermessen nicht ausgebrochen wäre, wenn Hitler nicht mit gedecktem Rücken sich gegen den Westen hätte wenden können. Auf alle Fälle hätte eine eindeutige Solidarität zwischen den Demokratien und der Sowjetunion dieser eine ebenso lange Frist zur Komplettierung ihrer Rüstungen verschafft wie ihre Ermöglichung der Niederwerfung des Westens. Aber ganz abgesehen von jedem politischen Kalkül, ist das, was Stalin durch sein Paktieren mit den Mördern der Sozialisten und Kommunisten getan hat, eines der grauenvollsten Beispiele von Verrat, die in der ganzen Weltgeschichte vorgekommen sind. Aber es war wieder der gleiche Geist der skrupellosen Macht- und Erfolgspolitik wie in Brest-Litowsk. Über die in den deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern schmachtenden und sterbenden Genossen schreitet man genau so kaltherzig hinweg wie über Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Jahre 1917.

Das hat Stalin der Welt angetan. Was der Westen ihm an Feindschaft entgegenbrachte, das äußerte sich in ideologischer Ablehnung.

[1] Über die Verhandlungen zwischen der englischen Delegation und den Russen, neben denen die Russen heimlich ihre Verhandlungen mit Berlin hergehen ließen, wird immer noch von beiden Seiten ein merkwürdiges Schweigen bewahrt. Das ist wohl von seiten der Engländer dadurch zu erklären, daß es diesen nicht wenig peinlich sein muß, über das Problem der baltischen Staaten, die sie dann später de facto ihrem russischen Verbündeten preisgegeben haben, zu sprechen.

Clémenceau wollte einen Cordon sanitaire um Rußland legen. Schwerer und grausamer war die vom Westen durchgeführte wirtschaftliche Blockade, die in den Jahren, als Revolution und Bürgerkrieg die Wirtschaft Rußlands sowieso ruinierten, das Volk aufs bitterste treffen mußte. Anderseits darf dann aber nicht unerwähnt bleiben, daß es in der Person Fridtjof Nansens wieder der Westen war, der den Kampf mit der russischen Hungersnot aufnahm, wenn es auch Nansen zeitweise schwer genug hatte, der mißtrauischen bürgerlichen Öffentlichkeit Hilfe für das Land der verhaßten Bolschewisten abzuringen.

Eine Anzahl Länder hat sehr lange gezögert, auch nur die normalen diplomatischen Beziehungen zu Rußland aufzunehmen. Wenn sie dann aber auf der andern Seite nicht zögerten, sich mit Mussolini und Hitler an den Verhandlungstisch zu setzen, lag die Heuchelei offen am Tage: sie haben nicht, wie sie vorgaben, die Diktatur und den Terror verabscheut, sondern den Sozialismus, den sie von Rußland her drohen sahen[2]. In den Münchner Tagen von 1938 hat dann diese kurzsichtige Politik eine besonders verletzende Form angenommen, indem man Rußland von der Mitentscheidung einer europäischen und für Rußland besonders wichtigen Frage ausschloß. Ja, es wird angenommen, daß Rußland bereit gewesen wäre, sich für die Integrität der Tschechoslowakei einzusetzen, sogar im Notfall ganz allein. Wenn man auch zur letzteren Annahme ein Fragezeichen machen kann, so wird man doch die Empfindlichkeit der Russen begreifen[3].

Viele dieser Dinge sind bedauerlich, verhängnisvoll, schuldhaft, wie das ganze Wesen der internationalen Politik und Diplomatie voll schuldhafter Verflechtung ist. Aber es gibt Menschen und Mächte, die das Recht verwirkt haben, sich über derartige Dinge zu beklagen. Und niemals werden diese zur Rechtfertigung tausendmal größerer Verbrechen dienen können. Wir haben nicht im Sinne, Mücken zu sieben und Kamele zu verschlucken.

Wir spielen hier aber nicht an auf das, was in der revolutionären Periode des Bolschewismus geschehen ist. Es ist immer so gewesen, daß

---

[2] Dieser vom Westen geforderte Cordon sanitaire gegen die Ansteckung durch den Kommunismus hat sein Gegenstück gefunden in dem «eisernen Vorhang», mit dem die Russen ihre Völker vor bürgerlicher Beeinflussung bewahren wollten. Ihnen allerdings ist diese Absperrung gelungen, weil sie ja keine Pressefreiheit und kein Vereinsrecht kennen, nicht einmal das Recht, das Land zu verlassen.

[3] Das Schwergewicht der Schuld bei der Münchner Politik liegt natürlich nicht bei diesem Fehler den Russen gegenüber, sondern in dem Prinzip – für das nun der Name «München» für immer zum Stichwort geworden ist –, eine gefräßige Großmacht durch die Preisgabe kleiner Nationen zu «befrieden». Daß nun dieses verwerfliche und kurzsichtige Prinzip gerade von den rußlandfreundlichen Pazifisten wieder gefordert wird, das gehört zu den seltsamsten Inkonsequenzen, die einen an der Grundsätzlichkeit der damaligen Empörung gegen Chamberlain zweifeln lassen. Für uns ist auch die Preisgabe der baltischen und anderer Staaten Münchner Politik. Darum tut es uns leid, dem «Pazifismus» eines Henry Wallace auf solchen Wegen zu begegnen.

in revolutionären Epochen über die sie erlebende Generation die Rache für Jahrhunderte des Unrechtes ausgeschüttet wurde. Darum pflegt das, was da von den Menschen der stürzenden Schicht erlitten wird, in gar keinem Verhältnis zu sein zu ihrer Schuld. Aber in diesem oft so grauenvollen Unrecht, das ihnen geschieht, macht sich jene dunkle Gerechtigkeit geltend, die das Unrecht «heimsucht bis ins dritte und vierte Glied». Vielleicht sind viele derer, über die das revolutionäre Gericht kommt, viel besser, viel gerechter, viel menschlicher und auch viel sozialer als die, welche das Gericht vollziehen. Von persönlicher, politischer oder sozialer Schuld ist vielleicht bei ihnen überhaupt nichts festzustellen, aber die Geschichte, in ihrem für das Individuum so blind-gerechten Walten, sieht nur das eine: die Verflechtung mit der Existenz vergangener Generationen und jetzt lebender Klassen, deren Dasein auf ungerechten Grundlagen aufgebaut war. Darüber ergeht in Revolutionen das Gericht, ein Gericht voll von menschlicher Ungerechtigkeit und letzter Enthüllung menschlicher Satanie. Berdjajew sagt mit Recht: «Die russische Revolution ist abstoßend. Aber jede Revolution ist abstoßend. Es hat noch nie schöne, harmonische und glückselige Revolutionen gegeben[4].» Man muß beifügen: jede Revolution verwickelt sich in ungeheure Schuld, und in der nie ausbleibenden Tatsache, daß sie ihre eigenen Kinder verschlingt, und daß sie in ihren Zielen scheitert – «Il n'y a jamais eu de révolution réussie» sagt Berdjajew –, zeigt sich das Gericht über sie. Wir haben an Revolutionen nicht die Maßstäbe des Spießers anzulegen, aber wir haben auch keine revolutionäre Romantik zu vertreten. Wir dürfen den nüchternen Blick auf diese Dinge, wie er uns durch Christus geschenkt ist, nicht verlieren. Es kann nicht unsere Sache sein, Menschen auf den revolutionären Weg zu verlocken, auf dem sie zugrunde gehen, und der eine wirklich neue Welt niemals hervorbringt. Die Revolution Christi ist das Ende aller revolutionären Phraseologie, aber sie ist der Anfang einer wirklich neuen Lebensform.

Auch diese Dinge bedürfen einer neuen Prüfung und müssen neu durchdacht werden. Wir kehren aber zurück zu der Frage, ob es wirklich möglich ist, das, was der Westen dem bolschewistischen Rußland angetan hat, in die Waagschale zu werfen, um damit die außenpolitische Schuld der russischen Machthaber aufzuwiegen. Wir haben dazu folgendes zu sagen: Wenn es auch möglich wäre, die Ankläger der westlichen Welt durch den Hinweis auf ihre eigenen Sünden zum Schweigen zu bringen, so wäre damit die Ruhe der Sowjetmachthaber nicht gesichert. Denn es werden sich andere anklagend gegen sie erheben, und zwar solche, deren Anklagen nirgends, nie und nimmer zum Schweigen gebracht werden können: die Unschuldigen. Die Stimme derer, die als völlig Schuldlose unter der Sowjetpolitik gelitten

[4] Berdjajew, «Un nouveau Moyen-Age», Seite 169.

haben – und wie gelitten haben! –, wird, auch wenn sie nur ein leises, ersterbendes Klagen wäre, eine Kraft haben, die alles andere übertönt und schließlich sogar die stumpfe Welt zu erschüttern vermag.

In diesen Tagen hat die Vertretung der *baltischen* Nationen die Aufmerksamkeit der UNO auf die Tatsache hingelenkt, daß ihre Völker von der «*Ausrottung*» bedroht sind, und zwar durch systematische Maßnahmen der Sowjetunion. Wir haben diese Mitteilung im «Volksrecht» gelesen, und sie wird wohl auch in andern Zeitungen an irgendeiner unauffälligen Stelle in unauffälliger Form erschienen sein. Die Schlagzeilen sind für andere Dinge reserviert. So ist die Welt heute. Wir aber glauben, daß diese Notiz den russischen Koloß erschüttern und zuletzt stürzen wird, sofern sie Wahrheit ist. Und sie *ist* Wahrheit! Man lese das Dokumentarwerk eines der besten Kenner der baltischen Tragödie: Henry de Chambon[5]. Die baltischen Staaten sind an ihrem Schicksal so unschuldig wie das Belgien von 1914 und das Norwegen von 1940. Wir beneiden die nicht, die es fertigbringen, «in den Taschen des Ermordeten nach Beweisen für seine eigene Schuld zu suchen», wie Spitteler dieses Verfahren seinerzeit charakterisiert hat. Die völlig schuldlosen baltischen Nationen sind den Sowjetmethoden (die wir von Hitler her so gut kennen) preisgegeben. Diese Methoden heißen: Morde und Massaker, Morde und Deportationen. Es geht um die Sicherheit der Sowjetunion, und da gibt es keine Sentimentalitäten. «On a assez du sentimentalisme», so beliebte sich Molotow am 30. Juni 1940 gegenüber dem litauischen Minister Kreve-Mickevicius auszudrücken. Es geht um die Sicherheit der Sowjetunion – wir aber sind überzeugt, daß gerade an dieser Art Sicherheit die Sowjetunion zugrunde gehen wird.

Man muß wissen, was alles das, was nur zum Beispiel Deportation bedeutet. Man müßte so viel Kraft der Phantasie und des Herzens aufbringen, um die aus Moskau kommenden Instruktionen des «Volkskommissärs für die Sicherheit der UdSSR, Serow, in ihrer konkreten Bedeutung zu verstehen und zu wissen, was das heißt: «Il est nécessaire de procéder à la séparation de la famille et de leur chef sans le leur annoncer d'avance; toute la famille sera dirigée ensemble dans la même voiture jusqu'au train, et ce n'est que là que le chef de famille sera séparé des siens et conduit dans un wagon spécialement déstiné aux chefs de famille.» Dieses Schicksal der Trennung der Familie, der Verladung in Viehwagen für wochenlange Transporte in Frost oder Hitze, ohne zureichende Nahrung, ohne das geringste an Hygiene, ohne ärztliche Betreuung, die Wegführung in die schauerliche Sklaverei der russischen Arbeitslager, die Wegführung zu langsamem oder raschem Tod, hat Zehntausende und aber Zehntausende betroffen.

---

[5] Henry de Chambon, «La Tragédie des Nations Baltiques», Edition de la Revue parlementaire, Paris.

Sie alle waren so unbeteiligt und unschuldig in bezug auf das politische Geschehen wie wir. Und dasselbe ist in ungeheurem Maßstab geschehen in Polen, wo die Zahl der Deportierten nach der Teilung Polens eine Million betrug. Ich verweise noch einmal auf das Dokumentarwerk «Die dunkle Seite des Mondes»[6].

Diese Schuld der Sowjetunion ist durch nichts aufzuwiegen[7]. Die These, daß die Sowjetunion ein besonderes Recht auf Mißtrauen gegenüber der übrigen Welt hätte, läßt sich nicht halten. Hingegen gibt es Völker, denen man es nicht verübeln kann, wenn sie in tiefstem Mißtrauen gegen Osten schauen. Mißtrauen soll nicht das letzte Wort sein. Wenn wir aber glaubend und hoffend nach Osten schauen, dann gilt unser Vertrauen niemals den Despoten, sondern ihren Opfern, unter denen ihre eigenen Völker am tiefsten zu bedauern sind.

Paul Trautvetter.

Weltrundschau

Die feindlichen Fronten Im Rückblick auf das scheidende Jahr 1947 treten für den Beobachter vor allem drei Hauptzüge der Weltentwicklung hervor, die selbst wieder untereinander aufs engste verbunden sind. Einmal der immer noch wachsende, anscheinend hoffnungslose Gegensatz zwischen den *Westalliierten*, besonders den Vereinigten Staaten von Amerika, und der *Sowjetunion*, wobei der Westen politisch wie militärisch klar überlegen und im Vorstoß begriffen ist, während sich Rußland auf der ganzen Linie zurückgedrängt, ja in die Enge getrieben sieht. Sodann die zunehmende Verschärfung des Kampfes zwischen dem von Amerika geführten *gegenrevolutionären Kapitalismus* und dem sich auf die Sowjetunion stützenden *revolutionären Kommunismus*, wobei wiederum die Angriffigkeit des ersten und die Verteidigungshaltung des zweiten, die sich oft hinter kopflosen und heftigen Herausforderungs-

[6] «The dark side of the moon», Scribner's Sons, New York 1947.

[7] Auch nicht durch die Berichte aus Griechenland. Man muß übrigens bedenken, daß in Griechenland Krieg ist. Es ist nicht dasselbe, wenn mitten im Frieden Parlamentarier umgebracht werden. Wir möchten aber auch sonst vorsichtig sein in bezug auf die von kommunistischer Seite kommenden Berichte aus Griechenland. Wir möchten nicht zum zweiten Male so irregeführt werden, wie wir in bezug auf Jugoslawien irregeführt worden sind. Wir haben es einmal geglaubt, daß Tito ein Freiheitskämpfer sei, nun wissen wir, daß er ein Duodezdiktator nach russischem Muster und unter russischer Vormundschaft ist, bei dem allerdings der Terror nicht hinter seinen Vorbildern zurücksteht. – Wir haben in bezug auf die Beurteilung der griechischen Dinge einstweilen zu der englischen Labour-Regierung mehr Vertrauen als zu den rußlandhörigen Partisanen.

aktionen verbirgt, unverkennbar sind. Und schließlich das neuerliche Vordringen *autoritär-diktatorischer Staatsformen und Bewegungen* mit entsprechender Einengung des Lebensraumes der politischen und persönlichen Freiheit: «Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist, man sieht nur Herren und Knechte.»

Auch die Ereignisse des Jahresendes bestätigen nur das Bild, das sich uns schon das ganze Jahr über geboten hat. Die Generalversammlung der *Vereinten Nationen* in Neuyork ist, gelähmt durch den Gegensatz West–Ost, auseinandergegangen, ohne Wesentliches erreicht zu haben, abgesehen etwa von dem Beschluß, Großbritannien sein Mandat über Palästina abzunehmen und das wieder so heiß umkämpfte Land zwischen Juden und Arabern aufzuteilen. Und auch dieser als «wirkliche Tat», als «leuchtendes Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Weltsicherheitsorganisation» gepriesene Beschluß, der nur durch die «wunderbare» Übereinstimmung der russischen und der amerikanischen Interessen möglich geworden ist, wird überschattet von der durch Großbritanniens starrsinnige Neutralitätspolitik (die in Wahrheit zugunsten der Araber spielt) eröffneten Aussicht auf einen jüdisch-arabischen Krieg und von der Furcht der Amerikaner, die Sowjetunion werde einen solchen Krieg benützen, um, durch Persien, Irak und Transjordanien hindurchstoßend, Palästina militärisch zu besetzen[1].

Auch die gegenwärtig in London tagende Konferenz der *alliierten Außenminister* droht ergebnislos zu bleiben. Die Wahrscheinlichkeit, daß es den großen Vier gelingen werde, den Friedensvertrag mit Österreich unter Dach zu bringen, den Grund für eine politische und wirtschaftliche Neuordnung Deutschlands zu legen und einen Schutzvertrag gegen eine neue militärische Erhebung Deutschlands abzuschließen – das sind ja ihre Hauptaufgaben –, ist in dem Augenblick, da ich schreibe, auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Die Russen wollen nicht auf die westalliierten Vorschläge eintreten, solange sie dahinter die Absicht wittern, Deutschland und Österreich dem politisch-wirtschaftlichen System des Westens anzuschließen und sie zu Bollwerken gegen die Sowjetunion auszubauen, während die Westalliierten die russischen Projekte ablehnen, weil sie argwöhnen, die Moskowiter wollten ja doch nur Deutschland und Österreich als Ganzes dem Ostblock eingliedern und von hier aus auch West- und Südeuropa bolschewisieren.

Daß dies die Lage ist, aus der üblicherweise Kriege hervorbrechen, bedarf keines weiteren Wortes mehr. Wenn es *nicht* zu diesem äußersten Weltunglück kommen soll, ist es vor allem und immer wieder nötig, zunächst einmal *Klarheit* und *Wahrheit* über die Entstehung

[1] Der amerikanische Radiokommentator Walter Winchell verzeichnet sogar, wohl im Blick auf diesen finsteren russischen Plan, das Gerücht, die Choleraseuche in Ägypten sei nur ein militärisches Experiment Stalins.

der gegenwärtigen Lage und über die bewegenden Kräfte in den beiden Lagern zu verbreiten. Ich suche das hier in meinen Monatsübersichten nach bester Einsicht fortlaufend zu tun und möchte dazu auch im Rahmen dieser Jahresrückschau beitragen, zumal der Aufsatz von Pfarrer Trautvetter im Novemberheft «Wo liegt die Gefahr?» einer Erwiderung dringend ruft. Die dort vertretene Auffassung ist, ganz kurz gesagt, etwa die: Die entscheidende Kriegsgefahr liegt heute nicht im Kapitalismus (dessen Zentralfestung ja Amerika ist), sondern in der politischen Diktatur, im Nationalismus und im Militarismus, die auch für den ersten und zweiten Weltkrieg verantwortlich sind; im besonderen ist die Sowjetunion keineswegs vom Westen her bedroht, vielmehr suchen die russischen Machthaber eine solche Bedrohung ihren Völkern nur vorzuspiegeln und werden sie nötigenfalls geradezu absichtlich heraufbeschwören, um sich durch diesen Gauklertrick am Ruder zu halten; Voraussetzung allen Friedeschaffens ist darum, daß in erster Linie einmal die politische Diktatur und der totalitäre Imperialismus der Sowjetunion von Grund aus überwunden werden.

Kapitalismus und Krieg Prüfen wir, soweit unser sehr beschränkter Raum das gestattet, diese verschiedenen Behauptungen, zunächst diejenige, daß die Kriegskräfte in unserer Zeit überall anders, nur nicht im Kapitalismus zu suchen seien. Diese Auffassung ist typisch *liberalistische* Denkweise, jene Denk- und Anschauungsweise, die vor allem für die *politischen* und *rechtlichen* Formen von Freiheit und Unfreiheit ein Auge hat, hingegen für die *wirtschaftliche* und *soziale* Diktatur, die der Kapitalismus auch in seiner liberalsten Gestalt, erst recht aber in seiner monopolistischen Spätform, darstellt und die von hier aus mehr und mehr, wennschon oft verschleiert und demokratisch maskiert, zur politischen Diktatur wurde, merkwürdig farbenblind ist. In der Schweiz wird diese Denkweise gegenwärtig ja besonders von Prof. W. Röpke vertreten, der mit allen Mitteln, namentlich durch eine völlige Verzerrung des Wesens und Sinnes der Gemeinwirtschaft, die Aufmerksamkeit von der Aufgabe abzulenken sucht, den Kapitalismus zu überwinden, und das bestehende Wirtschaftssystem nach Kräften idealisiert, dabei vornehmlich auch seinen kriegserzeugenden Charakter erbittert ableugnend. *Sozialistischer* Anschauungsweise entspricht es demgegenüber, im Kapitalismus nicht bloß ein Menschenleiber und -seelen erbarmungslos zerstampfendes Wirtschaftssystem zu sehen (Herman Greulich hat einmal, in Anlehnung an ein im britischen Unterhaus gefallenes Wort, festgestellt, daß die junge Industrie der Schweiz «in fünfzig Jahren vier Generationen von Arbeitern verbraucht» habe), sondern auch eine Hauptwurzel der Völkerkonflikte

und der blutigen Kriege. Die klassische Lehre vom Sozialismus, im Zeitalter des aufsteigenden Frühkapitalismus entstanden, hat dabei das Gewicht fast ausschließlich auf die kriegserzeugenden Wirkungen gelegt, die von dem Zwang der kapitalistischen Wirtschaft ausgehen, sich gewaltsam *Absatzmärkte* im Ausland zu öffnen und überseeische *Rohstoffgebiete* zu sichern (Handels- und Kolonialkriege). Auch in der religiös-sozialen Bewegung ist diese Seite des kapitalistischen Regimes immer mit Nachdruck hervorgehoben worden; Leonhard Ragaz hat noch in einer seiner letzten Schriften («Die Schweiz im Kampf um den Frieden») festgestellt:

«Eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, welche auf dem Kampf des individuellen und kollektiven Egoismus, der Ausbeutung und Versklavung des Menschen durch den Menschen beruht, erzeugt mit Notwendigkeit den Krieg aller gegen alle, und sie muß durch eine Ordnung ersetzt werden, welche auf die Solidarität, das Zusammenwirken, die Achtung vor dem heiligen Recht des Menschen und der Menschengemeinschaft gegründet ist.»

Im Zeitalter des Hochkapitalismus hat dann besondere Bedeutung die Ausfuhr von *Kapitalgütern* (Maschinen, Eisenbahnen, Hafenanlagen usw.) und die Erwerbung von Wirtschaftsmitteln und Ausbeutungsmöglichkeiten in *zurückgebliebenen Ländern* durch politischen und militärischen Machteinsatz gewonnen; am Ausbruch des ersten Weltkrieges hatte diese imperialistische Praxis einen wesentlichen Anteil. Sie spielte ihre Rolle dann auch bei der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges; doch traten in der Zwischenkriegszeit, die den Kapitalismus bereits in offener Krise und im deutlichen Niedergang sah, mehr und mehr drei andere kriegserzeugende Kräfte der kapitalistischen Wirtschaft in den Vordergrund.

1. Der fortschreitende Zusammenbruch der halbwegs liberalen Weltwirtschaft trieb den Kapitalismus der Länder mit hochentwickeltem Produktionsapparat, aber ohne ausreichende Rohstoff- und Absatzmärkte, besonders Deutschlands und Japans, aber in geringerem Grade auch Italiens, zu dem Versuch, sich wirtschaftlich selbst genügende und damit auch eine gewisse politische Unabhängigkeit gewährleistende *Großreiche zu erobern*. Das Werkzeug zur Erreichung dieses Zieles war die faschistische Diktatur, deren Aufgabe – außenpolitisch gesehen – darin bestand, eine möglichst leistungsfähige Kriegs- und Herrschaftsmaschine im Dienst eines aggressiven Kapitalismus aufzubauen.

2. Militärische Aufrüstung und Kriegsproduktion großen Stils wurde gleichzeitig für den Kapitalismus dieser Länder zu einem Hauptmittel, um die katastrophale Einschrumpfung des Absatzes von *Friedensgütern* auszugleichen. «Flucht aus der Krise in den Krieg», «die Krise mit Kanonen aus der Welt schießen» – es genügt wohl, diese vielangeführten Losungen hier zu wiederholen, um eine beson-

ders verhängnisvolle Seite der kriegstreiberischen Wirksamkeit des Kapitalismus wenigstens anzudeuten.

3. Innenpolitisch betrachtet war die faschistisch-nazistische Diktatur vor allem ein Werkzeug der *Gegenrevolution*, der gewaltsamen Aufrechterhaltung des Kapitalismus. Wenn also «das den Frieden bedrohende, weil den Krieg durch Ausschaltung des Volkswillens ermöglichende Element des Faschismus die Diktatur ist» und die Diktatur ihrerseits im Dienste des Kapitalismus steht, so ist hier der Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Krieg besonders klar. Er wird noch klarer, wenn man sich die nun einfach unbestreitbare Tatsache vergegenwärtigt, daß die westlichen Demokratien ihren Charakter offen verleugnet und weithin selber den Geist und die Methoden der politischen Diktatur übernommen haben, indem sie den Faschismus und Nazismus absichtlich groß werden ließen und ihn, bis es zu spät war, vor jeder ernstlichen Behinderung seiner Eroberungsunternehmungen schützten. Dies darum, weil der Faschismus eben auch für die herrschenden Klassen der westlichen «Demokratien» das stärkste Bollwerk der Gegenrevolution und der gegebene Rammbock zur Zertrümmerung der Sowjetunion war, die natürlich auch ein klassenpolitisches Ziel des *deutschen* Kapitalismus war. Die westalliierten Regierungen ordneten in der Tat während der entscheidenden Jahre die national notwendige Abwehr des deutschen wie des japanischen und italienischen Imperialismus der klassenbedingten Abwehr der sozialen Revolution und dem Ziel der Unschädlichmachung der Sowjetunion ganz bewußt unter. Der Klassenkampf des Kapitals war damit endgültig auf den internationalen Boden verlegt worden; an ihm zerbrachen alle Bemühungen zur Schaffung kollektiver Sicherheit gegen die Friedensbrecher, zerbrach namentlich der Völkerbund, der mit Leichtigkeit das Werkzeug zur Verhinderung des zweiten Weltkrieges hätte werden können, wenn nur die westlichen Demokratien, den Gedanken der internationalen Solidarität ernst nehmend, loyal mit der Sowjetunion zusammengearbeitet hätten, die damals die ehrlichste Vorkämpferin einer auf kollektiver Sicherheit aufgebauten Völkerordnung war.

Zusammenfassend: Der Kapitalismus entwickelt aus sich selbst heraus *direkte* Kriegskräfte; er wird aber auch *indirekt* zur Kriegskraft, indem er als faschistische Diktatur die friedensfördernden Volkskräfte ausschaltet und auch in den Ländern mit formaler Demokratie die Mittel der politischen Willensbildung (Presse, Radio, Literatur, Schulen usw., teilweise auch die Kirchen) sowie den ganzen Staatsapparat mehr und mehr in den Dienst einer Klassendiktatur stellt, die den entsprechenden offenen Diktaturen in den faschistischen Ländern planmäßig in die Hand arbeitet.

Rußlands Bedrohung All diese im Kapitalismus liegenden Kriegskräfte wirken auch jetzt, in der Nachkriegszeit, zusammen, um den einzig noch verbleibenden «Weltfeind» der kapitalistischen Demokratien, die Sowjetunion, zu erledigen. Die Leiter der russischen Politik *brauchen* daher gar nicht erst eine äußere Bedrohung ihres Staatswesens zu erfinden oder künstlich zu schaffen; die Räterepublik *ist* schon, und zwar seit ihrer Geburt, durch fremde Mächte tödlich bedroht, heute vielleicht sogar mehr als jemals früher. Wir können rückblickend vier Hauptabschnitte dieser Geschichte der Bedrohung der Sowjetunion durch den Westen unterscheiden.

1. Die Interventionskriege nach 1917. Welches Glück, daß sie gescheitert sind! Zutreffend bemerkt Zilliacus (in seinem Buch «Mirror of the present»):

> «Wenn Churchills Interventionskrieg Erfolg gehabt und die Autokratie und den Militarismus in Rußland wieder hergestellt hätte, so wäre Europa schon nach der ersten Nachkriegskrise vom Faschismus überrannt worden, der zweite Weltkrieg wäre verschiedene Jahre früher ausgebrochen, und das reaktionäre Rußland hätte gemeinsam mit Nazideutschland die Alliierten bekriegt. Die Demokratie und die westliche Kultur hätten diesen Krieg sicher verloren. Was sie letztlich rettete, das war der erfolgreiche Widerstand der russischen Revolution gegen die Vorstöße und Angriffe der selbsternannten Retter der westlichen Demokratie und Kultur.»

2. Der kalte Krieg der Westmächte gegen die Sowjetunion in den zwanziger Jahren (wirtschaftliche Boykottierung, politische Isolierung, Verweigerung wirksamer Hilfe gegen Hungersnot und Seuchen usw.) und die Begünstigung des Nazismus und Faschismus durch England und Frankreich als Werkzeug des gegenrevolutionären Kampfes gegen Rußland in den dreißiger Jahren. Davon war vorhin bereits die Rede.

3. Die Unterwühlung der Sowjetunion durch Deutschlands Fünfte Kolonne, die weitaus umfassender und gefährlicher war als die entsprechende Tätigkeit der Agenten des Dritten Reiches in Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Polen usw., und dann der Krieg Hitlers gegen die Sowjetunion, der durch den russisch-deutschen Pakt von 1939 nur hinausgeschoben, nicht verhindert worden ist und zu dem die Sowjetunion durch die Beschwichtigungspolitik Englands und Frankreichs gegenüber dem nazistischen Deutschland (mit München als Höhepunkt) geradezu gedrängt wurde. Es hätte nicht viel gefehlt, daß die Westmächte, die alles getan hatten, um das russisch-deutsche Neutralitätsabkommen zustande zu bringen, und die Rußlands Hilfsangebot an Polen um keinen Preis hatten annehmen wollen, anfangs 1941 durch Finnland von der einen und durch Armenien von der andern Seite her die Sowjetunion unmittelbar angriffen; die Pläne dafür waren schon recht weit gediehen und kamen nur dank Hitlers Einfall in Rußland nicht zur Ausführung.

4. Die jüngste Fortsetzung dieser ganzen Politik ist der vor allem von Amerika getragene politisch-wirtschaftliche Feldzug der Westalliierten und ihrer Trabanten gegen die Sowjetunion, der seit Kriegsende im Gang ist. An dieser Stelle braucht nur an die beiden Hauptkräfte erinnert zu werden, die ihn antreiben: den Ausdehnungsdrang der Märkte des Rohstoffe und Ausbeutungsmöglichkeiten suchenden amerikanischen Kapitalismus, der bei diesem Streben überall auf Rußland stößt, und den Kampf des bürgerlich-kapitalistischen Amerika gegen die soziale Revolution und für die Erhaltung oder Wiederherstellung der «freien Wirtschaft» in der Welt draußen und damit auch in den Vereinigten Staaten selbst, die im Falle einer neuen Wirtschaftskrise von unberechenbaren sozialen Erschütterungen bedroht sind. Dazu mag, wenn einmal die befürchtete Krise wirklich vor der Tür steht, auch bei der amerikanischen Geschäftswelt die Flucht in verstärkte Rüstungen, ja in den Krieg selbst kommen, wie das in den dreißiger Jahren bei Deutschland und Japan der Fall war. Schon jetzt haben ja die amerikanischen Kriegsvorbereitungen phantastische Ausmaße angenommen; schon jetzt wird das amerikanische Volk mit all den Mitteln, die die moderne Technik der herrschenden Klasse zur Verfügung stellt, planmäßig an den Gedanken der Unvermeidbarkeit eines Krieges mit Rußland gewöhnt und «alles, was an Vernunft, Gewissen und Gottesfurcht noch vorhanden wäre», in der Volksseele mit den typischen Methoden der Diktatur ausgeschaltet[1]; und schon jetzt fassen drüben die Verwegensten einen eigentlichen Präventivkrieg ins Auge, den die Vereinigten Staaten auslösen müßten, solange sie der Sowjetunion militärisch und wirtschaftlich noch klar überlegen seien. Ich weiß auf russischer Seite von nichts, das dieser amerikanischen Kriegshetze, die *wirklich* eine nicht vorhandene äußere Bedrohung zu innerpolitischen Zwecken vorspiegelt, irgendwie an die Seite zu stellen wäre. Im Licht all dieser Tatsachen erscheint jedenfalls die These, es sei umgekehrt die *russische* Regierung, die eine Kriegsgefahr erfinde und heraufbeschwöre, als das Gegenteil der Realität, als bloße Gedankenkonstruktion, der nicht Wirkliches zugrunde liegt.

Die Folge: Diktatur Für den unbefangenen Blick ist es völlig klar, daß die Russen und ihre Führer ehrlich überzeugt sind, vom Westen her ernsthaft bedroht zu sein, so wie die Sowjetunion nun schon seit dreißig Jahren immer wieder bedroht war. Das daraus quellende Mißtrauen – das übrigens, durch

[1] An einer Versammlung der Vereinigung für auswärtige Politik wurde öffentlich erklärt: «Wir müssen die Aufpeitschung der ‚Roten-Hysterie', des Kommunisten- und Bolschewikischreckens, annehmen, um das Volk für den Marshallplan reif zu machen, für die Opferung von Milliarden von Dollars zum Zwecke der Zerstörung des Kommunismus in Europa.»

jahrhundertelange Erfahrung genährt, ein Wesenszug der russischen Seele überhaupt ist – bestimmt und erklärt weithin die gegenwärtige sowjetrussische Außenpolitik. Es bestimmt und erklärt aber zu einem wesentlichen Teil auch die sowjetische Innenpolitik, vor allem die Tatsache der terroristischen Diktatur.

Lenin und die Bolschewistische Partei hatten anfangs erstaunlich demokratische und freiheitliche Vorstellungen von der Art und Weise, wie die sozialistische Revolution durchgeführt und das neue sozialistische Staatswesen aufgebaut werden solle. Aber schon der von Großbritannien und Frankreich unterstützte Versuch Kornilows, eine gegenrevolutionäre Militärdiktatur einzusetzen, drängte sie auf den Weg der putschistischen Gewalt und der Diktatur einer Minderheit. Erst recht war das die Wirkung der Interventionskriege. Der in dieser furchtbaren Zeit entstandene «Kriegskommunismus» und wirtschaftliche Nationalismus mit seinen rohen Zwangsmaßnahmen und seinem unmenschlichen Terror kann nur als die Antwort der Sowjets auf die lebensgefährliche Bedrohung der jungen Republik durch die westlich-kapitalistische Welt verstanden werden. Und als dann die offene Kriegführung gegen die Sowjetunion hatte eingestellt werden müssen, ging der Versuch, den «revolutionären Brandherd» im Osten zu ersticken, mit den Mitteln der «passiven Intervention» planmäßig weiter, mit der Wirkung, daß die russische Antwort wiederum war: Verstärkung der zentralistischen Zwangswirtschaft, rücksichtslose Durchsetzung anspruchsvoller Produktionsprogramme (Fünfjahrespläne), Ausbildung einer eigentlichen Parteidiktatur, Verschärfung des Terrors der allgegenwärtigen Geheimpolizei usw.

Ein ernsthafter Anlauf zur Demokratisierung der Sowjetunion und zur Entwicklung eines «proletarischen Humanismus» erfolgte in der Mitte der dreißiger Jahre. Er scheiterte an der Tätigkeit der Fünften Kolonne, die – teils aus Russen aller Berufe und Grade, teils aus deutschen Offizieren, Technikern und Wirtschaftsfachleuten bestehend – das Regime von innen her bedrohte und Rußland für den deutschen Angriff reif machen sollte. Die Ermordung Kirows gab das Zeichen zu jenem Gegenschlag, jener umfassenden Säuberungsaktion, deren Unmenschlichkeiten und Ungerechtigkeiten uns seitdem immer wieder zu Gemüte geführt werden, deren Ursachen man aber meistens ververschweigt.

Das Fazit der ganzen Entwicklung, die in ähnlicher Weise bis in den Krieg hinein und darüber hinaus weiterging, ist: Der Wille zu Diktatur und Terror bei den russischen Kommunisten ist nicht das Ursprüngliche, und die internationalen Verwicklungen, an denen die Sowjetunion beteiligt war und ist, sind nicht das sich fast zwangsläufig daraus Ergebende; es ist gerade umgekehrt: Der Kampf des bürgerlich-kapitalistischen Auslandes gegen die soziale Revolution in Rußland

ist das erste, und daraus ergab sich auf dem Boden eines Landes, das niemals so etwas wie politische Demokratie gekannt hatte, ein Diktatursystem, das im Westen diejenigen Kreise und Klassen am lautesten denunzieren, die selber zu seiner Ausbildung am meisten beigetragen haben. Statt daß, wie eine allzu formalistische Betrachtungsweise meint, die politische Demokratie im Westen die beste Friedensgarantie darstellt und die politische Diktatur die größte Kriegsgefahr, verbergen sich hinter der Fassade der westlichen Demokratie Kräfte der wirtschaftlichen und sozialen Diktatur, die zum Krieg treiben und den Friedenswillen ersticken, während die als Diktatur dastehende «und deshalb zum Krieg drängende» Sowjetunion tatsächlich eine Ordnung aufbaut, die nur im Frieden gedeihen kann, die schon heute, wirtschaftlich und sozial gesehen, stärkste demokratische Elemente aufweist und politisch nur darum so stark auf die Bahn der Diktatur abgeglitten ist, weil die äußere, von den großen historischen Demokratien ausgehende Gefahr sie direkt darauf gestoßen hat. Fast ist man versucht, zu sagen: Die Ersten werden die Letzten sein, und die Letzten werden die Ersten sein. Auf jeden Fall erwahrt sich aber auch hier wieder der jedem Sozialisten geläufige Satz, daß es nicht allein auf die äußere *Form* der Demokratie ankommt, sondern ebensosehr auf den gesellschaftlichen *Gehalt*, den sie birgt. Und Ähnliches gilt auch von der Diktatur, wobei die andere Wahrheit freilich ebenso feststeht, daß politische Diktatur die soziale Demokratie in gleicher Weise verstümmelt, wenn nicht auf die Länge überhaupt verunmöglicht, wie wirtschaftliche und soziale Diktatur die politische Demokratie verstümmelt und verunmöglicht.

Die Menschenrechte hören auf

Zum Herausstreichen der verschleierten Diktatur des «demokratischen» Kapitals gegenüber der offenen Diktatur des kommunistischen Staates sehe ich im Blick auf diese Tatsachen und Zusammenhänge wenig Anlaß. Erst recht aber muß ich es ablehnen, wenn Pfarrer Trautvetter, gegen mich polemisierend, behauptet:

«Wo die Russen hinkommen, da geht nicht nur die außenpolitische Souveränität verloren, sondern da hören die Menschenrechte auf. Darum ist es skandalöse Ungerechtigkeit oder aber Gedankenlosigkeit, wenn zwischen der Anwesenheit englischer oder amerikanischer Truppen auf fremdem Territorium, sei es in Indien oder in Griechenland, und der Anwesenheit russischen Militärs eine Parallele hergestellt wird. Dieses letztere bedeutet nämlich die Anwesenheit der Organe des Terrors, der NKVD, das heißt der alten Tscheka oder GPU; es bedeutet den Beginn der absoluten Willkür, das Aufhören jeden Rechts, es bedeutet geheime Verhaftungen, Justizkomödien, spurloses Verschwinden, unsäglichen Druck und beständige Angst. Nichts, das damit auch nur die entfernteste Ähnlichkeit hätte, kann den Angelsachsen vorgeworfen werden.»

O doch, es kann und muß ihnen sehr Ähnliches, ja Schlimmeres vorgeworfen werden! Ich will nicht näher auf die Methoden eintreten,

mit denen die Engländer bis vor wenigen Monaten *Indien* beherrscht haben; Nehru bezeichnete in einem unlängst erschienenen Buch (das Paul Furrer in der «Roten Revue» ausführlich besprochen hat) das britisch regierte Indien als Polizeistaat, in dem die persönliche Freiheit des Untertanen bestenfalls sehr prekär und in Krisenzeiten sogar ganz ausgeschaltet gewesen sei, so daß er gänzlich der Willkür der Beamten und der Polizei ausgeliefert gewesen sei. Besonders bös war es in den Jahren 1942 bis 1945. «Was damals in Indien geschah, erfuhr die Welt erst nach dem Kriege. Es gemahnte in seiner Brutalität an faschistische Terrormethoden, es war, als ob die reaktionären Imperialisten, ihrer Sache sicher, diese Gelegenheit benützen wollten, um ein- für allemal mit den ‚niggers' abzurechnen.» (P. Furrer.)

Aber das gehört ja nun zum Glück endlich der Vergangenheit an. Der *Gegenwart* gehört leider das Schreckensregiment an, das die Regierung Churchill im Dezember 1944 mit Waffengewalt in *Griechenland* eingesetzt hat, und das in verdoppelter Grausamkeit aufgelebt ist, als zu Beginn dieses Jahres die große amerikanische Finanzhilfe an die griechische Reaktion kam. Aus der Fülle der Zeugnisse, die darüber vorliegen, seien hier nur zwei erwähnt. Einmal eine Stelle aus einem Brief, den der griechische Journalist Th. Doganis dem «New Statesman» schrieb:

«Der Generalsekretär der EAM, Partsalides, der Generalsekretär der griechischen Bauernpartei, Gavrilidis, und weitere 15 000 demokratische Bürger von Athen, Männer und Frauen, wurden in der Nacht vom 9. Juli von der Polizei aus den Betten geholt und geradenwegs in die Verbannung geschickt. Sie wurden von dem damaligen Minister der öffentlichen Ordnung, Zervas, en bloc der Verschwörung zum Sturze des Regimes durch eine bewaffnete Erhebung angeklagt.»

Sodann ein Brief der Vereinigung «Nationale Solidarität» in Athen vom 7. November, in dem es heißt:

«Die Verurteilungen haben wieder zugenommen. 117 Personen sind durch Urteile der Kriegsgerichte seit dem 17. Oktober hingerichtet worden. (Ihre Zahl ist inzwischen um verschiedene Dutzend gestiegen. H. K.) Die Zahl der infolge Verurteilung durch die Kriegsgerichte Hingerichteten beläuft sich jetzt auf 2600. Die Zahl der Flüchtlinge verdoppelt sich. Durch Verordnungen der militärischen Behörden mußten 120 Dörfer in den Bergen von Evritanie (Roumeli) evakuiert werden. Die Zahl der Obdachlosen und Flüchtlinge ist dadurch auf 600 000 gestiegen. Die Zahl der Verbannten hat abgenommen, da Frauen, Kranke und alte Leute freigelassen wurden. Aber es bleiben heute noch mehr als 8000 Personen in der Verbannung. Davon befinden sich 2500 in Ai-Strati, einer öden Insel, wo sie in Zelten und ohne genügende Decken leben. Außerdem befinden sich in den Konzentrationslagern der verlassenen Insel Yioura in den Kykladen 7500 politische Gefangene. Auf der Insel Makronissos gegenüber der Stadt Laurium in Attika werden 10 000 bis 12 000 Soldaten gefangengehalten. Alle diese Menschen leben in Zelten. Infolge des herrschenden Schreckensregimentes und der ständig verübten Grausamkeiten ist ihr Zustand furchtbar. Wir bitten Sie dringend, Ihr Volk aufzuklären.»

Was hiermit wenigstens in bescheidenem Maße geschieht *für alle, die hören und sehen wollen.* Für eine Artikelserie über den Terror in

Griechenland, der durch britische Truppen und amerikanisches Geld erst ermöglicht wird, gäbe es reichliches Material. Warum lesen wir aber nur Artikelserien über den Terror in Rußland? Ist nicht unsere Entrüstung über die Schändung der Menschenrechte bisher ein wenig sehr einseitig orientiert gewesen?

Nicht viel besser als in Griechenland, wo jetzt ein von amerikanischen Offizieren kontrollierter Generalstab die Operationen gegen die Widerstandsbewegung leitet, sieht es in dem von amerikanischen Truppen vollständig beherrschten Südteil von *Korea* aus. In einem Bericht von Mark Gayn an die «New Republic» (vom 15. September 1947) ist darüber zu lesen:

«Die Polizeistreitkräfte in unserer Zone sind heute größer, als sie unter den Japanern waren... Die Militärzensur, die indirekt, aber wirksam arbeitet, hat ihr möglichstes getan, um die Berichte über Unruhen und Massenverhaftungen zu unterdrücken... Wie viele Amerikaner wissen etwas von der großen Bauernerhebung im vergangenen Herbst oder von so unbekannten Städten wie Taegu, wo mehr als 3000 Koreaner von der amerikanischen Armee kriegsgerichtlich abgeurteilt worden sind?... Von den Russen werden 300 000 Milizmänner ausgebildet. Darüber ist viel geredet worden; aber fast ganz unerwähnt geblieben sind die große Polizeitruppe, die *wir* in unserer Zone ausbilden, die privaten Terroristenarmeen, die sozusagen jeder Parteiführer der Rechten unterhält (die ‚Truppen' von Rhee werden auf 200 000 Mann geschätzt), oder die unglaubliche koreanische nationale Jugendbewegung, die 70 000 Mitglieder angibt. Mit amerikanischem Armeematerial ausgerüstet, im Besitze von 5 Millionen Yen, die ihr General Lerch geschenkt hat, und mit einem amerikanischen Armeeobersten vom Departement für innere Sicherheit als Berater operierend, wird diese unverkennbar für den Bürgerkrieg und, bezeichnenderweise, für Streikbrecherdienste ausgebildet.»

Wie man da noch behaupten kann, es sei «skandalöse Ungerechtigkeit oder aber Gedankenlosigkeit», wenn ich einen Vergleich zwischen amerikanisch-britischen und russischen Besetzungsmethoden ziehe, ist mir unerfindlich. Der Vergleich fällt nach meinem bescheidenen Urteilsvermögen sogar sehr zugunsten der russischen Methoden aus, wie sie in Polen, Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Österreich und Deutschland geübt werden. Wenigstens weiß ich nichts, was in diesen Ländern den Zuständen in Griechenland und Korea an die Seite gestellt werden könnte. Aber offenbar hat eine bestimmte Propaganda es fertig gebracht, die Verhältnisse hüben und drüben so einseitig darzustellen, daß wir das Augenmaß für die *wirklichen* Größenverhältnisse völlig verloren haben.

Und dabei ist ja das Auftreten der amerikanisch-britischen Armeen in den von ihnen besetzten östlichen Ländern (zu denen auch Japan und die Philippinen zu rechnen wären) lange nicht alles. Insbesondere Amerika arbeitet bekanntlich nicht nur mit dem Mittel der militärischen Besetzung und Beherrschung, sondern mindestens ebensosehr durch das Mittel seiner gewaltigen *Wirtschafts- und Finanzmacht*, einer Macht, die es in der ganzen Welt, von Spanien und Mexiko bis China und von Frankreich über Deutschland und Italien bis in die Türkei

und nach Arabien einsetzen kann, um Regimes und Bewegungen zu stützen, die sich um die Menschenrechte bedenklich wenig kümmern. Nicht zu reden von der Achtung, die den Menschenrechten gegenüber Negern und Liberalen, gegenüber Sozialisten, Kommunisten und Gewerkschaftern in den Vereinigten Staaten selber entgegengebracht wird, wo – man denke etwa an die riesige «Säuberungsaktion», die jetzt im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Inquisitionsgerichtes, genannt Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe, durchgeführt wird – die herrschende Partei wirklich auf dem Wege ist, «ein Orden von fanatisch Verschworenen, von Ketzerschnüfflern und Denunzianten» zu werden, wie es in dem angeführten Artikel in bezug auf die Sowjetunion heißt. Und schließlich, wenn man von einem Regime liest, das «den Menschen das Denken durch sein offizielles ewiges Lautsprechergeschrei abgewöhnt, das Volk durch seine Presse und seine Schulen und Universitäten verdummt», so sind damit ebenfalls ausgezeichnet die Methoden charakterisiert, die gewiß nicht *nur*, aber sicher *auch* in Amerika mit raffiniertem Geschick gehandhabt werden.

Einige Folgerungen Das Gesagte führt uns zu ein paar notwendigen Feststellungen und Schlußfolgerungen. – 1. Die große *Gefahr für den Frieden* liegt heute nicht bei Rußland und seiner politischen Diktatur, sondern bei Amerika und seiner Kapitalsdiktatur. Die amerikanische Außenpolitik, die sich in den letzten zwei Jahren immer konsequenter durchgesetzt hat, ist darum nicht Abkehr von einer Politik des Appeasement, der Beschwichtigung eines angriffslustigen Gegners, zu einer Politik weitsichtiger Festigkeit; sie ist eine Politik gegenrevolutionären und imperialistischen Scharfmachertums, eine Politik der Drohung mit der gepanzerten Faust gegenüber einem zum Krieg unwilligen und unfähigen früheren Verbündeten.

2. Die Sowjetunion hat nach hergebrachten Begriffen allen Grund, sich bedroht zu fühlen und zu wehren. *Wie* sie das tut, das ist freilich falsch und unsozialistisch. Es ist *Machtpolitik*, und das heißt, daß daraus Spannungen entstehen können, die schließlich doch zum Krieg führen, besonders da die kommunistische Denkweise, einer dogmatischen Dialektik huldigend, die Zuspitzung der internationalen Klassengegensätze bis hin zum blutigen Klassenkrieg im Weltmaßstab begünstigt und die Russen einer Führung ermangeln, die mit aufbauender Phantasie einen Plan für ein fruchtbares Zusammenleben der östlichen Welt mit der westlichen zu fassen und zu verfechten wüßte.

3. Bei aller Wechselwirkung der Fehler auf beiden Seiten liegt die entscheidende Verantwortung für die Schaffung eines dauernden Friedenszustandes doch auf den *Vereinigten Staaten*. «Wie sich die Sowjet-

union zu uns verhalten wird, hängt von uns ab», sagt der konservative Engländer Crankshaw in seinem Rußlandbuch. Genauer gesagt: der Völkerfriede wird in dem Augenblick gesichert sein, da die westliche Welt ihren Kampf gegen die soziale Revolution einstellt. Der Kapitalismus ist gewiß nicht die *einzige* Kriegskraft; aber in der heutigen Lage der Welt strömen all die andern Kriegsquellen eben ganz von selber in das große Sammelbecken des Kapitalismus ein und erzeugen hier einen Druck, dessen gestaute Kraft eine unvorstellbare Katastrophe anzurichten fähig ist, wenn sie nicht rechtzeitig erschöpft wird.

4. Die politische Anarchie in der Völkerwelt wird nur in dem Maße durch eine Rechts- und Friedensordnung ersetzt werden, als auch die *wirtschaftliche* Anarchie – der Kapitalismus – überwunden und durch eine solidarische Weltplanwirtschaft ersetzt werden wird. All die Vorschläge für eine föderalistische Weltregierung, die den Zusammenhang von Kapitalismus und nationaler Souveränität übersehen, sind darum wirklichkeitsfremd und verfehlen den Weg. Sie sind sogar gefährlich, wenn ihre Befürworter diesen Zusammenhang absichtlich ignorieren, weil sie ihr «Vereinigtes Europa», ihren «Atlantikbund» oder wie sie das neue Gebilde sonst heißen, zu einem Werkzeug des Kampfes für das «freie Unternehmertum» und gegen den Sozialismus, insbesondere auch gegen die Sowjetunion, machen möchten.

5. Wenn dem Westen ernstlich daran gelegen ist, daß die *Diktatur in Rußland überwunden* werde, so braucht er «nur» seine Politik der Feindseligkeit gegenüber der Sowjetunion und der sozialen Revolution aufzugeben. Verheißungsvolle Möglichkeiten und ausbaufähige Ansätze für eine Demokratisierung von Staat und Wirtschaft gibt es schon jetzt in Rußland; sie werden sich im selben Maß entfalten, da der äußere Druck aufhört und die Sowjetunion einzig der friedlichen Erschließung ihrer Hilfsquellen und dem Aufbau des Sozialismus leben kann.

6. Auch für die *Weltdemokratie* liegt die einzige Rettung in der entschlossenen Lösung vom Kapitalismus und in der Verbindung mit der Bewegung für eine gründliche soziale Umwälzung. In dem gegenwärtigen Weltklima, hineingestellt in den Kampf zwischen Gegenrevolution und Gewaltrevolution, müßte sie auf die Dauer unfehlbar zugrunde gehen. Für den *Sozialismus* vollends ist die saubere Distanzierung vom bürgerlichen Antikommunismus einfach eine Lebensfrage. Im Bunde mit der kapitalistischen Demokratie und sogar mit der sozialen und politischen Reaktion zuerst einmal den Kommunismus erledigen zu wollen, um sich nachher in Gemütsruhe dem evolutionären Aufbau einer sozialistischen Ordnung widmen zu können – das verrät eine derartige Tatsachenblindheit und eine derartige Aufweichung sozialistischen Willens, daß man nur immer wieder staunen muß, wie

solche Entartung eines Teils der sozialistischen Bewegung überhaupt möglich war. Ich muß es immer und immer wiederholen: Der Sozialismus *darf* sich nicht nach rechts drängen lassen. Er muß, gerade in der heutigen Weltlage, nicht nur freiheitlich, sondern auch radikal sein – oder er wird nicht sein. Und statt auf internationalem Boden durch Anlehnung an den Westen die Aufspaltung der Welt in zwei feindliche Blöcke noch zu fördern, sollte der Sozialismus, besonders der europäische, an der Bildung einer «Dritten Region» arbeiten, die, mit freundschaftlichen Verbindungen nach beiden Seiten, auf eigenen Füßen stünde, und ohne deren Mitwirkung ein Krieg zwischen Rußland und Amerika gar nicht möglich wäre.

Die Ereignisse Ich hoffe, die Leser und Leserinnen werden mir die vorstehende Auseinandersetzung über unsere grundsätzliche Orientierung im Kampfgewühl der Zeit nicht allzu übelnehmen; sie war unerläßlich. Allein ich mußte dafür eben den größten Teil des knappen Raumes opfern, der mir für meine beiden Rundschauen zugemessen ist. Und so kann ich nun – unter gänzlichem Verzicht auf eine sachlich zwar notwendige Schweizerische Rundschau – über die Weltereignisse der Berichtszeit nur mehr eine ganz summarische Übersicht, gleichsam aus der Vogelschau, geben, das Gesagte einfach noch durch ein paar rasche Seitenlichter illustrierend.

In den *Vereinigten Staaten* geht es immer noch um die Europahilfe. Der Notkredit für Frankreich, Italien und Österreich ist von der Bundesversammlung fast einmütig bewilligt worden, und die Hauptvorlage wird innert kurzem wohl auch unter Dach sein – alles im Zeichen des Kampfes gegen die «rote Gefahr», von der Amerika geradezu hypnotisiert ist[1]. Der Sinn der ganzen Aktion wird wahrscheinlich durch eine Anleihe auch an das China Tschiang Kai-Sheks, das in seinem Kampf gegen die Kommunisten zu erlahmen droht, noch besonders unterstrichen werden. Bezeichnend für die geistige Lage in Amerika ist übrigens das Umsichgreifen einer judenfeindlichen Bewegung, die, wie in einer aufschlußreichen Artikelreihe der «New Republic» gesagt wird, in mancher Hinsicht schon stärker sei, als sie es in Deutschland vor Hitlers Aufkommen war. Erfreulicherweise schlafen aber auch die Gegenkräfte nicht; ein von Präsident Truman eingesetzter Ausschuß veröffentlicht soeben einen Bericht, der die vollständige Aufhebung aller gegen die Neger gerichteten Maßnahmen empfiehlt. Auch unter den Frauen – die eben in Amerikas öffentlichem Leben wirklich etwas zu sagen haben . . . – zeichne sich eine Bewegung gegen Teue-

[1] Eine in der Hearstpresse – 20 bis 30 Millionen Amerikaner nähren sich davon geistig jeden Tag – veröffentlichte Rede des gefeierten Kriegsfliegers Eddie Rickenbacker gehört zum Ärgsten, was mir an Russenhetze bisher überhaupt vor die Augen gekommen ist.

rung und Kriegsgefahr ab. Nur besteht eben vorderhand leider keinerlei Aussicht, daß die Opposition gegen den vorherrschenden Kurs auch irgendwie durchzudringen vermöge.

In *Großbritannien* droht die Lebensmittelkrise zur eigentlichen Katastrophe zu werden, während die Produktionsleistungen in der Industrie eher steigen. Daß trotz den Wirtschaftsschwierigkeiten und trotz einem Höchstmaß von konservativer Demagogie bei einer Reihe von Ersatzwahlen ins Unterhaus, die in den vergangenen Wochen stattgefunden haben, die Labourpartei zwar einen Teil ihrer Stimmen, aber keinen einzigen Sitz verloren hat, bestätigt unsere Deutung des Ausfalles der Gemeindewahlen, die eben auch in England nicht unter dem gleichen Gesichtspunkt durchgekämpft werden wie die Parlamentswahlen. Der «New Statesman» bemerkt etwas boshaft, die Konservativen hätten keinerlei Hoffnung auf eine Rückkehr zur Macht, solange sie Churchill nicht losgeworden seien, der mit seinen «großartigen Phrasen» sich selber zum besten halte . . .

Die Lage in *Frankreich* bleibt unübersichtlich. Daß die Kommunisten die Streikbewegung zu politischen Zwecken auszunützen suchen, ist zwar klar; doch sollten gerade wir, die wir die phantastische Bösartigkeit kennen, mit der unser Bürgertum den Generalstreik von 1918 ein paar Jahrzehnte lang gegen die Linke ausgeschlachtet hat, vorsichtig sein in der Beurteilung dieser Zwecke. Der einzige Erfolg der kommunistischen Strategie war bisher die Stärkung der Reaktion. Die Regierung Schuman, in der das Finanz- und Wirtschaftsministerium dem gaullistischen «Radikalen» René Mayer anvertraut ist und die Ministerien des Äußeren, der Verteidigung und der Landwirtschaft von katholischen Konservativen verwaltet werden, während die Behandlung der Arbeitskonflikte und die Aufrechterhaltung der Ordnung bei zwei erprobten Rechtssozialisten am besten aufgehoben ist, zeigt sich wirklich «auf der Höhe ihrer Aufgabe»: mit Truppenaufgeboten, mit Unnachgiebigkeit auch gegenüber sehr berechtigten Forderungen der Arbeiter und namentlich mit einem Gesetz zum Schutze der «Arbeitsfreiheit», das sich mit dem entsprechenden neuen amerikanischen Gesetz getrost messen kann, sucht sie die Streikbewegung gründlich zu brechen – und das wird ihr voraussichtlich auch ganz gut gelingen. De Gaulle aber wird den Boden trefflich vorbereitet finden[1]!

[1] Inzwischen hat die Regierung Schuman tatsächlich die Streikbewegung zerschlagen. Die «Ordnungsmächte» in der ganzen Welt jubeln – und die französischen Sozialisten stimmen in den Jubel ein. Die Kurzsichtigen! Mit *solchen* Mitteln ist der «Umsturz» nicht zu bannen. Die kommunistische Bewegung ist nur durch einen ganz ernsthaften, entschlossenen Sozialismus zu überwinden. In Frankreich wäre zunächst einmal eine soziale Planwirtschaft aufzubauen, die der Teuerung und der Verarmung der Arbeiterschaft Einhalt geböte und das Volkseinkommen neu verteilte. Daß dazu die Regierung Schuman oder gar eine solche de Gaulles unfähig und gar nicht willens ist, versteht sich von selbst. Ähnliches gilt von *Italien*, wo die Regierung de Gasperi einen kurzen Generalstreik in der Provinz Rom ebenfalls gebrochen hat.

In *Italien* hat es die klerikal-rechtsbürgerliche Regierung weniger leicht als in Frankreich, mit der sozialen Bewegung fertig zu werden, zumal der ebenfalls kommunistisch geführte Gewerkschaftsbund das Schwergewicht nicht auf Lohnforderungen legt, sondern auf das Begehren nach industrieller Demokratie. Dazu kommt, daß die feudale Ausbeutungswirtschaft in Süditalien und auf Sizilien einen mit Terror arbeitenden Neufaschismus erzeugt hat, der auch der Regierung unbequem zu werden beginnt und die Linke klar ins Recht setzt.

In *Spanien* nichts Neues, es sei denn, daß sich unter Bevins Patronat Rechtssozialisten und Monarchisten in der Emigration brüderlich zusammengefunden haben, um ein «neues Regime» zu begründen.

In *Deutschland* (und Österreich) gewinnen dank britisch-französischer Passivität und amerikanischer Aktivität die alten reaktionären und kapitalistischen Mächte langsam, aber sicher ihre Stellungen zurück. Wenn man schon einmal die Deutschen Demokratie lehren wollte, so haben die Westmächte – die Russen gehen ihre eigenen Wege – ihre Aufgabe denkbar ungeschickt angefaßt. Ein militärisches Besetzungsregime, das den Deutschen tagtäglich Anschauungsunterricht in Diktatur gibt, ist für die Erziehung zur Demokratie von vornherein wenig geeignet. Dazu kommen dann die grotesken Fehlgriffe, die bei der Denazifizierung gemacht wurden und weiter gemacht werden, kommt die offenbar widersinnige Art, wie der Abbau der deutschen Industrie vorgenommen werden soll, kommt namentlich die schwere Unterernährung der nichtbäuerlichen Schichten, die auch nur halbwegs annehmbare Arbeitsleistungen ausschließt, und die Zerrüttung von Wirtschaft und Moral, die der Schwarzhandel bewirkt. Kurz, das deutsche Chaos ist so weit wie je davon entfernt, gebändigt zu sein. Kommt es denn wirklich der Quadratur des Kreises gleich, Deutschlands Wiederaufrichtung als Kriegsmacht zu verhindern und doch dem deutschen Volke den Weg zu friedlicher Arbeit aufzutun? Soviel ist jedenfalls klar: Wenn Deutschland keine neue Lebenshoffnung findet, werden nur Nationalismus und Faschismus im Lande der europäischen Mitte wieder obenaufkommen; Friede und Freiheit aber werden abermals die Besiegten sein.

Ausblick Die internationale Sozialistenkonferenz in Antwerpen spiegelte mit ihren Kompromißbeschlüssen die ganze Zerrissenheit und Richtungslosigkeit der *sozialistischen Bewegung* wider. Sie hat aber doch soviel politischen Instinkt bewiesen, daß sie die offene Schwenkung nach rechts vermied, die besonders die Holländer und Amerikaner ihr zumuteten. Das heißt freilich nicht, daß die einzelnen sozialistischen Landesparteien, soweit sie nicht schon längst rechts von der Mitte stehen, die Wendung zu einem durchaus bürgerlich gefärbten Antikommunismus nicht von sich aus doch vor-

nehmen könnten. Ansätze dazu zeigen sich in verschiedenen Landesparteien, auch in der einst so vorbildlich gesinnungstreuen *österreichischen* Sozialdemokratie, von der die «Neue Zürcher Zeitung» letzthin in einem Wiener Brief zu rühmen wußte: «Die Sozialisten haben einen kleinen Linksflügel . . . , aber die überwältigende Mehrheit . . . folgt einer streng demokratischen (lies: antikommunistischen und antirussischen) Orientierung. Die alte Schule des Marxismus ist ausgestorben[1].» Am weitesten ist in dieser Richtung bisher die *französische* Sozialdemokratie gegangen. Eine Zeitlang hielt sie zwar den Schein aufrecht, als stelle sie den Gaullismus auf die gleiche Stufe wie den Kommunismus; dann ließ sie sich aber schon bei den Gemeindewahlen bedenklich tief mit den Gaullisten ein, und als vollends der Versuch Léon Blums zur Bildung eines – natürlich bürgerlich orientierten – «Kabinetts der Mitte» gescheitert war, trat sie ohne Zögern in die Regierung Schuman ein, die nun wirklich eindeutig antikommunistisch und progaullistisch eingestellt ist. Das bringt die französischen Sozialisten in eine unhaltbare Lage. Wollen sie nicht die Regierung verlassen und dann eben, unter Abspaltung ihres rechten Flügels, doch an die Seite der Kommunisten gedrängt werden, so werden sie unweigerlich die Gefangenen der Gegenrevolution sein und ihren Sozialismus vollends ganz liquidieren müssen.

Ob wohl die *tschechische* Sozialdemokratie, die Fierlinger und Erban, die Hauptvertreter des Linkskurses in Partei und Gewerkschaft, weggewählt hat, einen ähnlichen Weg gehen und zusammen mit den (linksbürgerlichen) Nationalsozialen (der Partei von Benesch) Front gegen die Kommunisten machen werden? Der «kalte Krieg» zwischen Ost und West hat auf jeden Fall auch die *Gewerkschaftsbewegung* ergriffen; er spielt nicht nur in die nationalen Gewerkschaftsorganisationen, besonders die französische und die amerikanische, hinein, sondern auch in die internationalen Berufsverbände (Transportarbeiter) und in den Internationalen Gewerkschaftsbund, der, wie seine jüngste Pariser Tagung gezeigt hat, durch diesen Gegensatz nahezu gelähmt ist und als weltpolitische Kraft (er war einmal eine!) ebenso ausscheidet wie die Sozialistische Internationale.

Und nun, darf ich zum Schluß, statt selber etwas in diese Weihnachts- und Jahreswendzeit hineinzusagen, ein Wort von Leonhard

---

[1] Es ist interessant, daß im gleichen Zürcher Blatt auch der Rechtsschwenkung der *englischen Liberalen* Beifall gezollt wird, unter Anführung eines Ausspruchs von Lord Simon (der übrigens ein Hauptträger der unheilvollen Beschwichtigungspolitik gegenüber dem Nazismus und Faschismus war), wonach «die möglichst baldige Beseitigung der sozialistischen Herrschaft das wichtigste Ziel aller verantwortungsbewußten Wähler sei, die nur mit vereinten Kräften (von Liberalen und Konservativen) herbeigeführt werden könne». Bei den Rechtssozialisten heißt «das wichtigste Ziel»: möglichst baldige Beseitigung der Sowjetherrschaft und der kommunistischen Bewegung. Sonst ist die Grundhaltung hier wie dort genau die gleiche.

Ragaz anführen, das, schon 1919 niedergeschrieben, heute doppelt gegenwärtig wirkt? Es steht in seinem Beitrag zu dem Sammelband «Ein sozialistisches Programm» und lautet, für *beide* Richtungen in der gesamtsozialistischen Bewegung gültig:

«Der Kapitalismus wird sich zu letzten, furchtbaren Formen zusammenballen, vielleicht auch der Individualismus, ja sogar der Militarismus und Imperialismus. Das braucht uns nicht zu schrecken, im Gegenteil. Durch solche Spannung der Gegensätze pflegt sich der geschichtliche Fortschritt zu vollziehen. Diese Zusammenballung der Gegenmächte ist für den Sozialismus eine Weissagung seines nahen Sieges. Die alte Welt muß sich, nachdem sie sich im Weltkrieg offenbart, noch in andern, noch furchtbareren Formen kundtun, um endgültig zu stürzen. *Nur eines ist nötig: daß der Sozialismus im Kampfe mit dieser Welt nicht sich selbst an sie verrate. Das ist seine große Gefahr.*»

Gehen wir mit diesem Licht auf unserem Wege ins neue Jahr des Kampfes und der Erprobung hinein!

10. Dezember. *Hugo Kramer.*

Weihnachtsworte von Leonhard Ragaz

Es *gibt* ein Licht, das von keiner Finsternis ergriffen wird, weder von der politischen noch von der religiösen noch von der seelischen, das aber selbst alle ergreifen will und kann. Denn es ist nicht ein bloß ruhig strahlendes, sondern ein wärmendes, ein verzehrendes, ein schaffendes Licht, ein ewig neues: «Es werde Licht!», das nicht aufhört, bis die Erde zur Schöpfung Gottes neu geschaffen ist. «Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und wie wollte ich, es brennte schon.» Es brennt und wird brennen – es hat ergriffen und wird ergreifen. An Weihnachten und Jahreswende aber scheint es uns als Licht der Freude. (1935).

Christus, nicht das Christentum ist unsere Weihnachtsfreude. Und nicht bloß ein abstraktes Christusbild, sondern *Jesus*, der Menschensohn, als Christus. Und in ihm der lebendige Gott, der Gott der Welt und *unser* Gott. Gerade dieser Blick auf die kommende, ja schon angebrochene Revolution Christi oder des Christentums hilft uns, das Christfest dieses Jahres *echt* zu feiern. Wir sehen gerade jetzt, wie eine ganze Welt, die christlich-nichtchristlich ist, also das Christentum wie die Welt, zusammenbricht, damit Christus selbst und mit ihm die Welt Christi neu hervorbrechen können. Für mich ist dies das höchste Erleben. Es macht mich in aller Welt- und Höllenfinsternis unserer Zeiten immer wieder unermeßlich froh und reich. Und es ist auch meine größte Weihnachtsfreude, mein größter Weihnachtsreichtum. Es ist

das Christgeschenk Gottes an die Welt. Es ist *sein* neuer Tag, der anbricht. (1940).

Das Licht, das wir jetzt schon sehen, als Offenbarung durch das Gegenteil, als Offenbarung Gottes, Christi, des Menschen, des Rechtes, der Freiheit, der Wahrheit, als Gericht Gottes, als Aufbrechen der neuen Welt in der Bewegung der Völker, es wird in der letzten, noch kommenden Finsternis nicht untergehen, sondern durch sie nur noch verstärkt werden. Und wer weiß, ob diese Finsternis so finster sein wird? «Denn Finsternis ist nicht finster vor dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag» (Psalm 139). Wer weiß, ob nicht aus dieser Finsternis rettende Überraschung Gottes brechen kann? Wer weiß? Ja, wir *wissen* es! Werde nur licht und helfe so dem Lichte! (1942.)

Das göttliche Kind in der Krippe hat es bewirkt, daß jedes ärmste Menschenkind, auf dem sein Glanz ruht, den Thron jeder Moloch-Absolutheit umwirft. So ist Christus, recht verstanden, der Hort des Menschen. So wird Gott in Christus Mensch. Nun kommt er auch zu dir, als der, welcher dich *versteht*, weil er Mensch und Bruder ist. Nun kann nichts dich mehr von Gott trennen; denn in der Liebe Christi ist er unermeßlich wirkliche Wirklichkeit geworden. Auch die Schuld trennt dich nicht von ihm. Du bleibst Gottes Kind, und das Vaterhaus bleibt dem offen, der kommen will. Auch das Kreuz gehört ja zur Krippe – es ist die Vollendung der Menschwerdung Gottes. Nun ist keine Tiefe mehr ohne ihn. Nun kommt er in dein verborgenstes Leid. Denn er kennt es ja. Nun bist du mit all deinen Anliegen an seinem Herzen befestigt, wie sonst auf keine Weise. Nun bist du auch gerade recht Mensch, wenn du Gott recht verstehst und recht dienst, und gerade wenn du ihn recht verstehst und ihm recht dienst, verstehst du den Menschen und dienst ihm recht. Nun, da Gottes Menschenfreundlichkeit, ja Menschlichkeit, in Jesus, dem Menschensohn und Gottessohn, der jenseits aller Religion und Theologie nur bei Gott und dem Menschen steht, so wunderbar hervortritt, ist Gott dem Menschen als Menschen liebenswert geworden, so daß auch nicht einmal Religion und Theologie ihn von Gott zu trennen vermögen. – So schließt sich die Kluft zwischen Gott und dem Menschen in Jesus Christus. (1934.)

GTU Library
3 2400 00334 8749

v.41
1947

Neue Wege

v.41
1947